This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

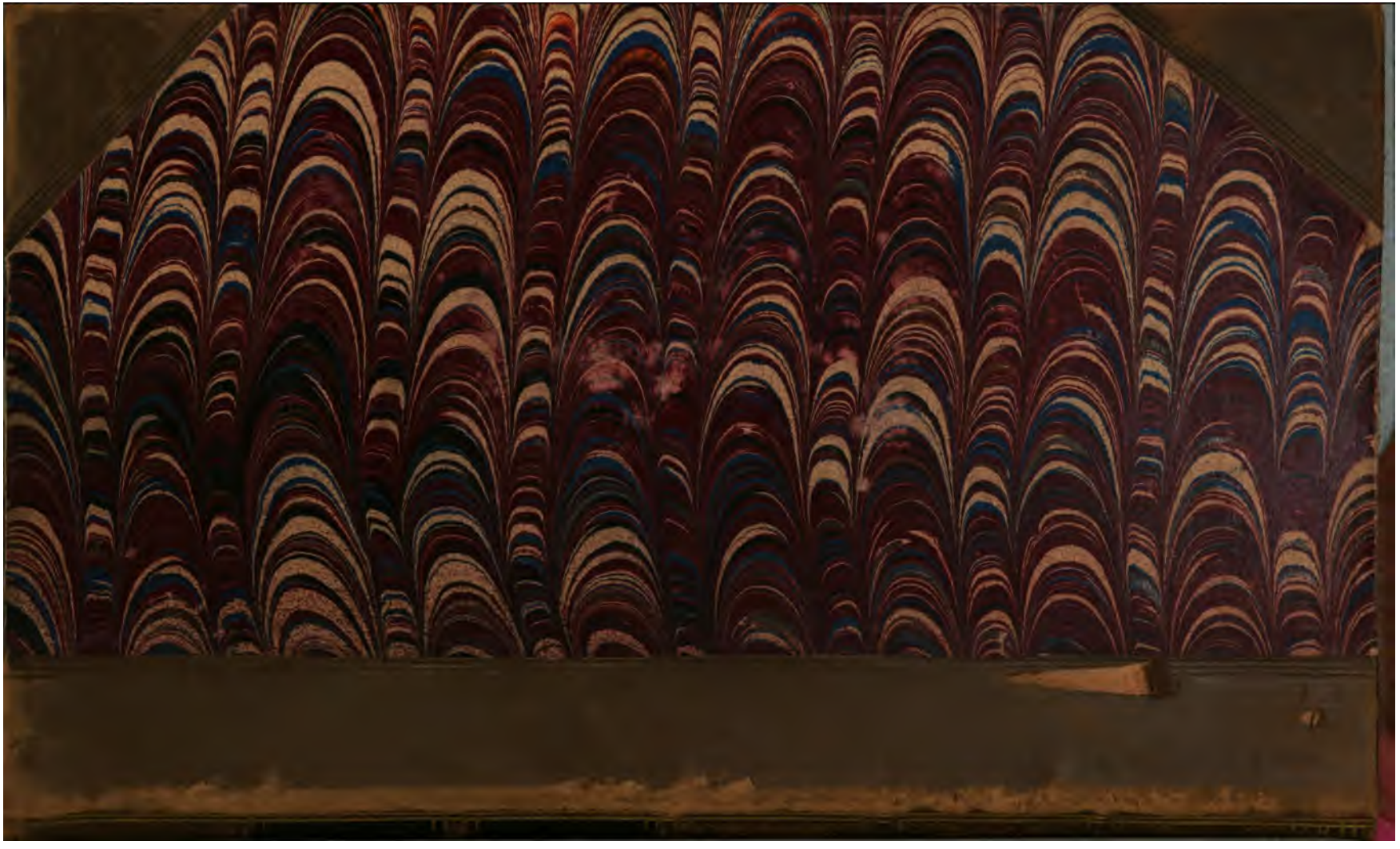
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



89. g. 9

89. g. 9

Allgemeine

Cultur-Geschichte

der

Menschheit,

von

Gustav Klemm.

Nach

den beßten Quellen bearbeitet und mit xylographischen Abbildungen der verschiedenen Nationalphysiognomien, Geräthe, Waffen, Trachten, Kunstproducte u. s. w. versehen.

Sechster Band.

China und Japan.

Mit 8 Tafeln Abbildungen.

Leipzig,
Verlag von B. G. Teubner.
1847.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite.
China	1
Körperliche Beschaffenheit	4
Schädelbau	5
Schönheit	6
Geistige Eigenschaften	7
Nahrung	8
Reis	9
Animalische Stoffe	10
Mahlzeiten	11
Gastmahl	12
Leckereien	13
Getränke, Thee	14
Samtschu-Wein	15
Tabak	16
Opium	16
Wohlgerüche	16
Rauchkerzen	18
Kleidung	18
der Armen	18
der Reichen	19
Handschuh, Ohrhülle	20
Frauentracht	21
Schmuck	21
Zopf, Haartracht	22
Kleine Damenfüße	23
Schminke	24
Armbänder	24
Fächer, Spiegel	25
Schirme	26
Wohnung	26
Städtische Bauart	27
Innere Einrichtung	29
Oefen, Schlafstätten	31
Schmuck der Zimmer	32
Seltsame Wurzeln	34
Gärten	35
Chinesische Gartenkunst	38
Schifffahrt	44
Schwimmende Wohnungen	45
Wäscherinnenschiffe	46
Wohnschiffe	47
Frauenschiffe	48
Fahrzeuge, Barken, Gondeln	49
Frachtschiffe	49
Mandarinenboot	50
Schiffzieher	50
Seeschiffe	51
Lastthiere, Camel, Esel, Pferd	53
Elefanten	55
Lastträger	55
Karren, Wagen, Schlittschuh	56
Werkzeuge	57
Industrie	58
Gewerbe	59
Jagd und Fischfang	59
Cormoran	60
Viehzucht	61
Insecten. Seidenzucht	62

	Seite.
Bienen	66
Goldfische	66
Enten	67
Schweine	67
Rinder, Pferde	68
Ackerbau u. Gartenbau	68
Jährliches Fest	69
Anbau des Landes. Terrassen	70
Bewässerung	71
Maschinen dazu	72
Düngung	73
Pflug	73
Getreide. Reis. Kraut	74
Zuckerrohr	74
Baumwolle, Thee	75
Obstbäume, Lackbaum	76
Oelbaum	76
Talkbaum	77
Wachsbaum, Maulbeerbaum	78
Gewächshäuser	79
Handwerke	80
Mineralstoffe	80
Bergbau	80
Salzbrunnen	81
Gas	82
Bearbeitung der Metalle. Silber	83
Gold. Eisen	84
Kupfer. Bronze	85
Zinn	85
Töpferei	86
Glasmacher	87
Porzellan	88
Emaille	95
Bearbeitung der Pflanzenstoffe	95
Zimmermannsarbeit. Tischlerei	96
Seiler	97
Kleiderstoffe. Papier	97
Thierstoffe u. deren Bearbeitung	98
Seidenzucht	98
Farben	100
Maschinen	101
Familienleben	102
Die Ehe	103
Unterhändlerinnen	104
Liebe	105
Hochzeit	106
Pflichten der Frauen	109
Ehre der Frauen	111
Kindermord	112
Adoption	113
Name. Erziehung	113
Unterricht	114
Schulordnung	114
Höflichkeit	118
Gruß	119
Besuche	119
Freundliche Zusammenkünfte	120
Gastmahle	122
Schauspiele	123
Tanz	124
Schauspieler	125
Glückspiele	127
Krankheiten	127
Aerzte	128
Tod und Begräbniß	130
Todtendenkmale	133
Staatsverfassung	136
Der Kaiser	137
Der Hof	142
Kaiserl. Gruß	145
Jagden	148
Tod des Kaisers	149
Staatsbeamten	153
Das Volk	156
Dienstschaft	159
Die Regierung	160
Ministerien	161
Die Censoren	163
Collegia	164
Provinzialverwaltung	165
Stadtwesen	166
Posten	167
Oeffentliche Meinung	167
Finanzen	168
Einkünfte	170
Gesetzgebung	172

	Seite
Das Gesetzbuch des chinesischen Reiches	173
1) allgemeine Gesetze	173
2) bürgerliche Gesetze	176
3) fiscalische Gesetze	177
4) Gesetze über die Gebräuche	182
5) Kriegsgesetze	184
6) Criminalgesetze	188
7) Gesetze über die öffentlichen Arbeiten	210
Die Strafen. Strafwerkzeuge	213
Todesstrafe	215
Gefangne	216
Der Richter	217
Belohnungen	218
Oeffentl. Belehrung des Volkes	220
Verbrechen der Beamten	226
Staatskalender	227
Staatszeitung. Proben daraus	227
Geheime Gesellschaften	232
Seeräuber	233
Stellung gegen das Ausland	234
Preßfreiheit	234
Der öffentliche Verkehr	236
Canäle	237
Brücken	238
Fähren. Kettenbrücken	240
Straßen	240
Gasthäuser	241
Geld (dazu Taf. V.)	241
Papiergeld	244
Wechsel	244
Maaß. Gewicht. Waage	245
Binnenhandel	247
Kaufleute	247
Kleinhändler	248
Ehrlichkeit	249
Handel mit dem Ausland	250
Mäkler. Sicherheitskaufleute	251
Das Kriegswesen	253
Kriegerischer Sinn	253
Die zehn Lehren des Kaisers Yong-Tscheg	256
Das Buch des Sema	259
Das Buch des Sunsse	295
Exercirreglement der Truppen	296
Bekleidung der Soldaten	297
Casernen	298
Wachthäuser	299
Reiterei u. deren Equipirung. Kriegstiger	299
Infanterie	300
Waffen (dazu Taf. VII.) Panzer	301
Schild	302
Säbel. Schwert	303
Spieß	303
Streitaxt	304
Bogen und Pfeil	305
Armbrust	308
Schießpulver. Geschütz. Kanonen	306
Kriegswagen, Sturmgeräth	308
Zelt. Fahnen	309
Kriegsmusik. Trommel. Gong	310
Feste Orte	310
Die große Mauer	311
Kriegsschiffe	315
Tausendfuß	317
Rabschiffe	317
Tapferkeit	318
Die Religion	320
Kung-tsen oder Confucius	324
Religion des Tao	405
Religion des Buddha	409
Schamanenkatechismus	410
Geistliche und Klöster	418
Pagoden und Tempel	419
Idole	422
Bestrafung der Idole	424
Neujahrstag	425
Laternenfest	426
Wissenschaft und Literatur	428
Sprache und Schrift	429
Bücherdruck	430
Papier	433
Tusche, Pinsel	433
Buchhandel	434

	Seite
Bibliotheken	434
Encyclopädien. Matuanlin	435
Sammlung des Kaisers Kiang-long	446
Astronomie	448
Naturwissenschaft	452
Erdkunde	453
Memoiren des Kaisers Kang-hi	454
Naturhistor. Literatur	471
Geschichtsstudium	473
Schu-king	474
Dichtkunst	476
Romane	478
Drama	479
Die King	482
Kunst	483
Musik	484
Baukunst	485
Bildnerei	487
Gefäßbildnerei	489
Geschichte	490
Die drei und die fünf Kaiser	491
Hoang-ti	491
Schün	493
Yao	494
Hia-Dynastie	495
Schang-Dynastie	496
Tscheou-Dynastie. Wou-wang	496
Tsching-wang	497
Die Höfe	497
Confucius	498
Tsin-schi-hoang-ti	500
Bücherverbrennung	502
Souag-Dynastie	504
Li-schi-min, Tai-tsoung	504
Weiberherrschaft	505
Soung-Dynastie	507
Kublai-khan	507
Ming-Dynastie	509
Die Tataren	510
Japan	511
Körpergestalt, Nahrung	511
Kleidung, Wohnung	513
Fahrzeuge	514
Ackerbau, Gewerbe	515
Familienleben	515
Leichenfeier	516
Staatsverfassung	516
Ministerien	518
Bevölkerung	519
Verkehr	521
Kriegswesen	523
Religion	524
Wissenschaften	525

China und Japan.

Wir trafen auf dem bisher verfolgten Wege unserer Betrachtung der Culturzustände der Menschheit immer auf den grellen Gegensatz der passiven und der activen Rasse. In den entlegenen Ländern der Continente fanden wir die rohesten Zustände; in den Steppen und Ebenen von America und Asien, in den südlichen und westlichen Ländern von Afrika sahen wir die passiven Stämme als Autochthonen noch wenig berührt von den Ausläufern der activen Wanderer. In der Südsee lernten wir die activen Eroberer als tyrannische Herren der passiven Ureinwohner kennen. Wir betrachteten ferner die Anfänge der Civilisation in den alten Reichen von Mittelamerica und die weitere Entwickelung dieser Zustände im alten Aegypten, wo aus der Vereinigung der passiven Urbevölkerung mit den Einwanderern activer Rasse sich eine Mischlingrasse gebildet hatte, welche den Kern der Nation ausmachte und das vermittelnde Element zwischen den Herrschern und der, zum Theil der reinen Negerrasse angehörenden Urbevölkerung bildete.

Aehnliche Erscheinungen bietet uns Asien, die auch hier aus ähnlichen Ursachen sich entwickelten. Zunächst treffen wir in Indien, am Ganges, auf die wiederholt gestörten Trümmer einer Cultur, die uns in ihren Denkmalen altamericanische, wie altägyptische Formen zeigt. Auf Java namentlich finden sich Bild- und Bauwerke, welche mit den aztekischen Denkmalen auf eine merkwürdige Weise übereinstimmen, ohne daß ein Grund vorhanden wäre, eine gegenseitige Nachahmung zu vermuthen. Mehr entwickelte Formen bieten die Denkmale des Landes am Ganges dar. Die Kastenabtheilung des Volkes, die reiche Mythologie, das ausgebildete Priesterthum, die großartigen Bauwerke, der eigenthümliche Todtencultus, die reiche Literatur sind Trümmer einer Cultur, welche wenigstens auf gleicher Stufe mit der ägyptischen stand, wenn sie dieselbe nicht gar überflügelt hatte, wie denn die Sanskritschrift bei weitem entwickelter ist, als die Schriftarten des alten Aegyptens*).

Diese altindische Cultur wurde durch mehrfache Einfälle von Seiten der Araber und der Abkömmlinge Timurs, dann auch seit

*) Eine Vergleichung der altägyptischen und altindischen Culturzustände gab Peter von Bohlen in seinem Werke „Das alte Indien, mit besonderer Rücksicht auf das alte Aegypten. Königsberg 1830. 2 Thle. 8.

dem Anfange des 16. Jahrhunderts durch die Einfälle der Europäer, namentlich der Portugiesen, in ihrer ruhigen Entwickelung unterbrochen. So treffen wir denn in Indien neben den in den Felsen gehauenen Tempeln und den Denkmalen buddhistischen und braminischen Cultus Paläste und Moscheen im arabischen Style und christliche Kathedralen und Festungswerke.

Dagegen erwuchsen im Osten Asiens ungestört, wenn auch nicht unberührt von den westasiatischen und europäischen Eroberern, zwei große Reiche, die bis auf den heutigen Tag ihre Eigenthümlichkeit in merkwürdiger Reinheit bewahrt haben: China, welches durch Gebürge und die See gegen fremde Einfälle bewahrt wird, und das große Inselreich Japan.

China,

das Reich der Mitte*) zwischen dem 21. und 40. Grade nördlicher Breite gelegen, ist in West und Nord von hohen Gebürgen umgeben, denen mehrere gewaltige Flüsse entströmen, die sowohl zur Entwickelung des Ackerbaues, als auch zur Unterhaltung eines lebhaften Verkehres, als Wasserstraßen dienen**). Das China ist im Allgemeinen gemäßigt, in den südlichen Gegenden zur Erzeugung der köstlichsten Früchte geeignet. Bausteine, Erden zur Herstellung gebrannter Gefäße, Metalle, Edelsteine und Halbedelsteine sind in reicher Fülle vorhanden; Bau- und Nutzhölzer, Palmen, Cocos, Bambus und Rotang, Reis und andere Getraidearten, Pfirsiche, Orangen, Obstbäume aller Art, auch der Weinstock gedeihen trefflich und die Thierwelt ist von den Würmern und Insecten durch alle Classen bis zu den Rindern und Pferden zahlreich und trefflich vertreten.

Das eigentliche China umfaßt 69,340 geogr. Quadratmeilen, allein dem Scepter des chinesischen Herrschers sind fast 300,000 Quadratmeilen Landes mit einer Bevölkerung von etwa 350 Millionen Menschen unterthan***). Diese Bevölkerung zerfällt gegenwärtig seit der letzten tatarischen Eroberung des Reiches in zwei Hauptstammtheile, den Kern des Volkes, die eigentlichen Chinesen, und die Eroberer oder die Mandschu, die wir zunächst nach ihrer

körperlichen Beschaffenheit

zu betrachten haben.

---

*) Tschoung-koue, oder ta tsing koue das große und reine Reich s. Panthier la Chine S. 3.

**) Ueber das eigenthümliche Wassersystem von China s. Ritter's Erdkunde Th. III. S. 720. u. Davis la Chine tr. p. Pichard. I. 132. u. S. 256. über die climatischen Verhältnisse.

***) S. das Nähere in Medhurst's China S. 20. ff. nach chines. officiellen Berichten.

Der eingeborne Chinese gehört ursprünglich der passiven Rasse an, die aber hier durch den Zustrom der activen Stämme im Nordwesten des Reiches seit Jahrtausenden eine Beimischung erhalten hat, aus welcher jene ganz eigenthümliche Nationalphysiognomie hervorgegangen ist, welche die Chinesen vor allen andern Völkern auszeichnet.

Die Chinesen sind im Allgemeinen ansehnliche Männer mit kräftigem Muskulatur, breiter Brust und tüchtigen Schultern; sie sind zu dauernden Arbeiten wohl geeignet, wie denn die Schiffzieher und Lastträger beweisen, die den lebhaften Verkehr auf den Straßen, Flüssen und Canälen besorgen. Die Schiffleute, welche die holländische Gesandtschaft im Jahre 1794 nach Peking brachten, machten im Laufe von 24 Stunden nur dreimal Halt und ruheten dann nicht länger als eine starke Viertelstunde aus, wo sie ein wenig schliefen. Dabei waren sie fröhlich und munter*). Die Lastträger von Kantong sind kräftige, wohlgegliederte Männer, und Davis **) versichert, daß unter ihnen sich genug Gestalten finden, die einer Herculesstatue als Modell dienen könnten. Die Frauen zeigen dagegen eine feinere Gliederung und zarte Gestalt; sie sind schlank und fein gebaut und würden, wenn ihre Füße nicht durch Kunst so entstellt wären, nicht jenen schleppenden, schwankenden Gang haben, der auf die Entwickelung ihres Gliederbaues nur nachtheilig wirken kann. Die Landmädchen, welche jener Sitte, die wir später näher betrachten, nicht unterworfen sind, so wie die Mandschudamen sind kräftig.

Als Hautfarbe der Chinesen ist die der Europäer; diejenigen Männer, welche wenig an die Luft kommen, so wie die Damen der höhern Stände haben eine zarte weiße Haut und geröthete Wangen, wogegen die Arbeiter, namentlich in den südlichen Provinzen, eher sonnverbrannt sind, wie die Seebute von Neapel***).

Der Schädelbau der Chinesen bietet manche Eigenthümlichkeit dar. Hinter-, Mittel- und Hinterhaupt stehen in gutem Verhältniß, die Wangenknochen sind sehr stark und die Kinnladen sehr breit, wodurch das Gesicht eine viereckige Gestalt bekommt, die auch von den Chinesen als eine Schönheit angesehen wird. Doch scheint diese viereckige Gesichtsform mehr den Männern anzugehören, da die Damengesichter in chinesischen Bildern und in plastischen Werken immer ein schönes Oval mit kleinen Lippen zeigen †). Männern wie

*) van Braam voyage de l'ambassade I. 51.

**) Davis la Chine I. 247. Dazu du Halde histoire de la Chine II. 94; vergl. damit die erste dieser 6. Bande beigegebene Tafel, welche Nationalphysiognomien nach chinesischen Originalbildern enthält.

***) du Halde II. 94. Braam I. 94.

†) Diese Bemerkungen über die chinesische Nationalphysiognomie gründen sich auf eine Sammlung von Portraits auf Reispapier in meinem

Frauen eigenthümlich ist die Bildung der Augen, die durchgehends sehr lebhaft und dunkelbraun sind. Die Augenlider erscheinen immer etwas langgeschlitzt und wie verschwollen, die Brauen stehen hochgeschwungen darüber. Zum großen Theil finden sich auch schiefgestellte Augen, wie wir sie bei Americanern und Kalmyken bemerkten; die Annahme, daß die chinesische Urbevölkerung dem mongolischen Stamme der passiven Rasse entsprossen sey, beruht wohl auf dieser Beobachtung*). Das Haar der Chinesen ist schwarz und erreicht, wo es gepflegt wird, eine namhafte Länge.

Wenn wir die zahlreich vorhandenen, in China und von Chinesen gefertigten Portraits und Büsten näher betrachten, so bemerken wir eine eben so große Mannichfaltigkeit der Physiognomie, wie sie unter den civilisirten Nationen von Europa vorkommt. Wir finden lange Nasen, Adlernasen und Stumpfnasen in den mannichfaltigsten Verhältnissen zur Stirn. So bieten die vier großen Vasenbilder im 15. Saal der Königl. Porzellansammlung zu Dresden (Nr. 118. 124. 640. 684.), welche Scenen aus dem häuslichen Leben der höhern Stände Chinas darstellen, junge Herren und Damen mit griechischem Profil und langen schmalen Nasen. Auf der Vase Nr. 124. ist eine am Schreibtisch in sinnender Stellung sitzende Dame abgebildet, welche dagegen ein niedliches Stumpfnäschen zeigt. Eine Schaale (XVI. 528.) bringt die Promenade einer fürstlichen Familie zur Anschauung, bei welcher sich eine Dame mit feingebogener, langer Nase findet. Noch größer ist die Mannichfaltigkeit der Physiognomie in den Männergesichtern, namentlich der Specksteinstatuen, bei denen sich als Charakteristisches und Nationales immer die Bildung der Augen herausstellt**).

Die Chinesen entwerfen uns übrigens in ihren Romanen mehrfach Gemälde ihrer Damen, worin sie ihre Begriffe von Schönheit entfalten. So heißt es z. B. in den von Stanislaus Julien übersetzten Roman Hao-Khieou-Tschouan (S. 64.): Die Augenbrauen der unvergleichlich schönen Jungfrau Ping-Sin waren wie das Blatt der jungen Weide, und sie hatten den sanften Glanz der Herbstblume. Von einer andern Dame sagte derselbe Dichter (S. 140. f.) Sie war zart und schön, der Glanz ihrer Haut hätte die schönsten Blumen in Schatten gesetzt. Leicht wie die Schwalbe, wenn sie

---

Besitz, auf die chines. Gemälde im hiesigen Königl. Kunstmuseum, so wie auf die z. Th. sehr schönen Gemälde auf den chinesischen Gefäßen des 15. u. 16. Saales der Königl. Porzellan- und Gefäßesammlung, wo auch mehrere Statuen in Porzellan und Speckstein, letztere im 14. Raume des Museums, aufbewahrt werden.

*) Barrow (s. Reisen in China) I. 38. ff. stellt eine Vergleichung zwischen der Gestalt der Chinesen und Hottentoten an, wobei er die schiefgestellten Augen der letztern hervorhebt und durch die Abbildung darthut.

**) Damit stimmen die Beobachtungen überein, welche Davis (I. 244. ff.) in China selbst gemacht.

saß oder ging, zeigte sich stets eine unaussprechliche Zierlichkeit. Der Bogen ihrer Brauen ist von vollendeter Reinheit, aber bei ihrem belebten Ausdruck übertraf er die abwechselnden Linien der Gebürge im Frühlinge. Von ihren Augen, welche feucht wie die Wässer des Herbstes, quellen Gefühl und Leben, sah man sie, so meinte man, daß die Wässer des Herbstes ihre Göttlichkeit verloren hätten. Ihre zarte Taille scheint brechen zu wollen, allein schlank wie eine Säule von Jaspis, fürchtete sie nicht den Athem des Windes. Im Glanze ihrer Haare, den sie nicht der Kunst und den Salben verdankte, konnte man sich spiegeln wie in einem Glase. Um ganz schön zu werden, bedurfte ihr Gesicht nicht der Schminke. Auch in andern Romanen (z. B. Ju Kiao Li I. 87) werden die Augen der Mädchen mit den Herbstbrunnen und ihre Augenbrauen mit dem schlanken Blatt der Frühlingsweide verglichen.

An manchen Specksteinbildern bemerkt man, namentlich an den Männern sehr große, langgedehnte Ohrlappen; allein die Abbildungen darnach Damen auf den Vasen und in Reispapier zeigen kleine, anliegende Ohren, auch da, wo die Damen Ohrgehänge tragen.

So möchte denn die eigentlich charakteristische Nationalphysiognomie vorzugsweise und wesentlich in der Bildung der Augen und der Hochbeine begründet seyn.

Die geistigen Eigenschaften

einer Nation zu charakterisiren, dürfte eine um so größere Schwierigkeit darbieten, als es sich hier um ein Volk von 330—360 Millionen Individuen handelt, obschon wir Selbstschilderungen, wie sie die poetischen oder moralischen Schriften einer Nation darbieten, zur Zeit bereits in ziemlicher Anzahl aus China besitzen; die Berichte der Reisenden tragen freilich immer mehr oder weniger das Gepräge ihrer Urheber und der Zwecke derselben an sich. Im Allgemeinen finden wir auch in China alle Fehler und Vorzüge, welche der Mensch da entfaltet, wo er in großen Massen beisammen lebt. Alle Reisende kommen darin überein, daß die Chinesen eine sehr mäßige, verständige, gesittete, höfliche und vorsichtige Nation bilden, die aber auch in einzelnen Individuen große Schlauheit und sinnliche Lüsternheit entwickeln, dabei aber stets den Schein zu retten suchen. Ihre Geschicklichkeit und Ausdauer in mechanischen Arbeiten wird allgemein anerkannt, eben so aber auch ihr Hochmuth, mit dem sie auf andere Nationen herabsehen. Wenn also Barrow (I. 220.) sagt: „Der allgemeine Charakter der Nation ist ein seltsames Gemisch von Stolz und Niederträchtigkeit, von erkünsteltem Ernst und wirklicher Nichtswürdigkeit, verfeinerter Höflichkeit und grober Ungezogenheit“, so entwirft er ein Bild, welches auf jede

Nation der Erde, und zwar auf jede civilisirte Nation paßt. In einem Volke von 330—360 Millionen Individuen findet sich Gutes und Böses natürlich in allen Nuancen beisammen, eben so wie sich unter dieser Anzahl von Individuen alle Arten körperlicher Gebrechen, so wie alle nur erdenkliche Entwickelungen schöner Körperformen finden müssen.

Als Grundzug des chinesischen Nationalcharakters stellt sich, wenn wir die Berichte der Reisenden zusammenfassen, eine gewisse Mäßigung heraus, die sich im öffentlichen Verkehr, wo größere Menschenmassen beisammen sind, wie im Privatleben im Umgange einzelner Personen offenbart. Ausbrüche wilder Leidenschaftlichkeit sind in China eine Seltenheit, offene Widersetzlichkeit fast unerhört. Ehrfurcht vor dem Althergebrachten und dem Bewährten ist allen Chinesen von Jugend auf eingeprägt, die Sitte ist hier unumschränkte Herrscherin. Hierin haben die Chinesen eine große Aehnlichkeit mit den alten Aegyptern, mit denen sie auch die Freude an den sanften Vergnügungen des Landlebens, der Gärten und der häuslichen Kreise gemein haben.

Die niedere und Mittelclasse der chinesischen Nation ist außerordentlich arbeitsam und rührig, und betreibt den von ihnen ergriffenen Erwerbszweig mit Geschick, Lust und Eifer. Als Fischer, Ackerbauer, Handwerker entwickelt sie einen außerordentlichen Scharfsinn, bei schweren Arbeiten zeigt sie große Ausdauer.

In den höhern Ständen herrscht neben großem Luxus doch auch Vorliebe für geistige Beschäftigung und Anregung, da Kenntnisse den einzigen Weg zu Ehre und Ansehn im Reiche der Mitte gewähren.

Die Nahrung

der Chinesen ist nach dem größern oder geringern Wohlstande der Einzelnen verschieden. Die arbeitende Classe läßt nichts Eßbares umkommen, wie sie denn selbst die kleinen in der menschlichen Kleidung einheimischen Insecten nicht verschmähen (Anderson I. 119. Barrow I. 93.), und gefallene Thiere und Fleisch, was als verdorben weggeworfen worden, noch zu einer Mahlzeit benutzen. Die armen Gebürgsbewohner von Lin-Ngan-Fou graben einen fetten und weichen Thon, den sie in Kugeln kneten und der zu ihrer täglichen Nahrung verwendet wird*). Auch genießen die Armen Gips, den sie mit Hülsenfrüchten zu einer Art Gallerte mischen und sehr gern essen**).

*) Ed. Biot études sur les montagnes et les cavernes de la Chine d'après les géographies chinoises. Im Journ. asiatique Oct. 1840. S. 290.

**) Medhurst China S. 33.

Die wesentliche Nahrung entnehmen die niedern und mittlern Stände Chinas dem Pflanzenreich, und der Reis kann wohl als das Brot Chinas bezeichnet werden. Der Reis wird mit gesalzenen Fischen oder auch in deren Ermangelung mit eingesalzenen Gemüsen genossen, zu denen eine Kohlgattung verwendet wird*). Barrow bemerkt, daß die Bauern auch Zwiebeln zu ihrem Reis, oder Hirse nehmen, die vorher in Oel gebraten worden. Gekochter Reis gilt überhaupt, wie Barrow bemerkt, für das erste Lebensbedürfniß in China, und das Wort Fan, d. h. gekochter Reis, findet sich daher in jedem zusammengesetzten Worte, wodurch Essen bezeichnet wird, Tsche-Fan ist Mahlzeit, Tsao-Fan, Morgen-Reis d. i. Frühstück, wie unser Morgen-Brot, Quan-Fan, Abend-Reis, Abend-Brot. Nächstdem werden von den Armen auch Kartoffeln und Bauernwurzeln gegessen, die aber immer mit ein wenig Reis gemischt werden. Fleisch kommt ihnen seltener vor, und sie nehmen dann einige Loth davon zu der gewöhnlichen aus zehn Loth Gemüse bestehenden Mahlzeit, die etwa alle Monat einmal in dieser Weise stattfindet. Nur an hohen Festtagen genießen sie ein wenig Geflügel. Gegen den Genuß des Rindfleisches haben sie ein heftiges Vorurtheil; das jedoch, wie Medhurst (s. 32) bemerkt, durchaus nicht einen religiösen Grund hat. Die Chinesen halten es für schändlich, ein armes Thier, das sein ganzes Leben im Dienste des Menschen und zwar in der Landwirthschaft zugebracht hat, in Stücke zu hauen, sein Fleisch zu verzehren und aus seiner Haut Schuhe zu fertigen. Schaf- und Ziegenfleisch ist selten, da diese Thiere den sorgfältig angebauten Getraidefeldern und Gärten zu gefährlich sind und daher nur an wenig Orten in Heerden gehalten werden können. Daher liefern Schweine, Hunde und Katzen die gewöhnlichsten Fleischspeisen. In Ermangelung dieser Fleischspeisen werden auch Ratten und Schlangen gegessen, außerdem aber alle Arten Fische, getrocknet, gesalzen und frisch, so wie Muscheln, Fischlaich, Krebse und was die Flüsse sonst darbieten, verwendet. Auf den Märkten von Kantong bemerkte D. Meyen**) folgende Nahrungsmittel, die zum großen Theile von den mittlern und höhern Ständen gekauft wurden. Eine haselnußartige Frucht der Trapa, Pampelmusen, Limonen, Citronen, Orangen, Pisange, Guajaven, die in China in verschiedenen Arten häufig gezogen in Zucker gekocht werden, Tamarinden, getrocknete Lycheen, stachelbeerartige Wompi, Mangos, Ananas, Cheromoyen, Gurken, Melonen, Wassermelonen, Kürbisse, Aepfel, kleine Bohnen, Erbsen, frisch und getrocknet. Unter den Wurzeln und Knollen fanden sich die der Nymphäa nelumbo zum Theil über zehn Zoll lang, die man roh

*) Medhurst S. 32. Barrow II. 274 u. 327.

**) F. J. F. Meyen, Reise um die Erde Th. II. S. 314 ff.

und gekocht ißt, vorzüglich aber in kleinen Schnitten in Zucker eingesiedet. Sie werden bis Europa gebracht. Ingwer, roh, getrocknet und eingemacht war in großen Massen vorhanden. Der Hülsenbenutzte ferner Kartoffeln, Schößlinge von Bambusrohr, Radiß, Rettigs, Zwiebeln, Rüben, Yams, chinesische Oliven, Mais. Der Fleischmarkt enthielt sowohl lebende Thiere, als auch ausgeschlachtetes Fleisch. Man sah hier Büffel, Rinder, Schweine, Schafe, Hühner, außerordentlich große Capaunen, Enten und Gänse. Daneben verkaufte man Fischlaich, Krebsetier und eine Unzahl Frösche, die als ein besonderer Leckerbissen gelten. Die Mais zugleich sind in kleine Bündel zu vier bis fünf Stück mit einem Grashalm zusammengebunden und haufenweise auf einander gethürmt; in gleicher Weise werden die Krebse ausgelegt. Die Fische waren in großer Anzahl und Mannichfaltigkeit vorhanden. Man sah Haufen von großen Rochen, deren manche Arten drei und einen halben Fuß breit waren und Schwänze von 5½ Fuß Länge hatten. Die jungen Haifische waren sehr zahlreich, namentlich ein kleiner hinaufgehalt. Aale verkaufte man frisch und getrocknet. Muscheln, Holothurien und Ascidien waren sehr gewöhnlich.

Diese mannichfaltigen Nahrungsmittel werden nun auf die verschiedenste Art zubereitet, einfach von den Armen, sorgfältig und künstlich in den Küchen der Reichen, welche dem natürlichen Wohlgeschmack durch allerlei pikante Gewürze nachzuhelfen verstehen, und die die Kochkunst auf eine hohe Stufe der Vollendung gebracht haben.

Die ärmere Classe genießt ihre Mahlzeiten sehr unregelmäßig aller vier Stunden oder dreimal des Tages, (Anderson I. 117.) oder auch nur zweimal Vormittags 10 Uhr und Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr (Barrow II. 275.). Das Hauptgericht, der Reis, wird dabei so zubereitet. Sie spülen zunächst den Reis mit kaltem Wasser ab, um die Unreinigkeiten zu entfernen, und trocknen ihn dann in einem Siebe. Darauf schütten sie ihn in kaltes Wasser und legen ihn dann, wenn er ganz weich ist, abermals mit einem Löffel in ein Sieb zum Trocknen. Hierauf wird er in ein reines Gefäß gelegt und bedeckt, worin er so lange bleibt, bis er ganz trocken und so weiß wie Schnee ist. Nun wird das Gericht auf einen fußhohen Tisch gestellt und die Hungrigen setzen sich dazu auf den Boden und genießen den Reis nebst den etwa dazu gehörigen Gemüsen, und mag sie am Fleisch oder Fischen haben, vermittels kleiner Stäbchen, die ihnen als Gabeln dienen (Anderson I. 117. f.). Die Reisenden stimmen darin überein, daß die ärmere Classe kein Ueberbleibsel von den Tischen der Reichen, umherlaufende Hunde und Ratten, Mäuse, Raubvögel u. dergl. als willkommene Zukost verzehre.

So einfach nun das Mahl der Armen ist, so großen Ueberfluß und Mannichfaltigkeit gewährt der Tisch der Reichen. Ich wähle

unter den zahlreichen Berichten über chinesische Mahlzeiten den eines deutschen Reisenden des D. Meyen*), aus, der in Kantong bei einem Hong-Kaufmann einer solchen beiwohnte. Im Speisesaale waren mehrere kleine Tische zu sechs Personen aufgestellt und zwar in einem Halbkreise; die nach dem Centrum gerichtete Seite blieb leer**). Am mittelsten Tische saß der Wirth und an jedem andern ein Chinese, der die Honneurs machte. Die leeren Seiten der Tische, da, wo Niemand saß, waren mit scharlachrothen, schöngestickten Decken behängt, deren reiches Blumenmuster in Gold ausgeführt war. Auf dem Rande der Kante eines jeden Tisches waren herrliche Früchte in kleinen Körbchen aufgestellt und mit schönen Blumen verziert. Der ganze Tisch war mit kleinen Schaalen und Tellerchen bedeckt, die genau in Reihen standen und Früchte, eingemachte Sachen, Confecte, Butterbrötchen mit feinem kalten Geflügel und hundert andere Sachen noch enthielten. Alles war mit der größten Sorgfalt geordnet und ganze Reihen von Tellerchen vorhanden, welche drei- und vierseitige Pyramiden aus kleinen Stücken von Fasanen, Speckgänsen, fetter Wurst, u. dergl. trugen. Hier standen Teller mit kleinen Orangen, daneben confetirte Pflaumen, dort Teller mit Mandeln verschiedener Sorten und sämmtlich von trefflichem Geschmack. Auf einigen flachen Schaalen sah man kleine Samen verschiedener Farbe so zusammengelegt, daß jede Farbe ein besonderes Feld einnahm. Es waren wohlschmeckende Quittensamen, Kichwachsen, Castanien, Haselnüsse aus Petscheli, getrocknete Lychnen, Trauben, confetirter Ingwer, Pomeranzen, Citronen, Limonien u. dergl.

Die Tische waren nicht mit Tischtüchern bedeckt, sondern die Speisen werden auf Platten aufgetragen. Als Gedeck stehen bei jedem Platze drei kleine Tassen, von denen die erste zur Linken mit Suppe gefüllt ist, welche die Chinesen fast zu jeder Speise genießen. Die zweite Tasse dient zum gewöhnlichen Essen und in dem dritten Täßchen befindet sich ein kleiner Löffel von Porzellan, womit die Suppen gegessen werden. Vor diesen drei in einer Linie aufgestellten Tassen befinden sich die zwei runden Stäbchen, welche bei Reichen von Elfenbein gemacht sind***). Anstatt der Servietten lagen

*) Reise um die Erde II. 390.

**) Dieselbe Anordnung findet sich auf einem chines. Gemälde des Königl. Kupferstichsalons zu Dresden, wo auch die Diener mit den Trachten und Samtschu-kannen vorkommen.

***) Die Königl. Porzellan- und Gefäßesammlung enthält ein Paar solcher Elfenbeinstäbchen (XIV. 40.) von 13 Zoll Länge, deren eine Hälfte rund, die andere vierkantig ist. Ich besitze ein chinesisches Besteck, das aus einem Messer mit Elfenbeingriff, zwei Elfenbeinstäbchen von 8 Zoll Länge und einem Dessertmesserchen ganz aus Elfenbein und in einer aus Rohr gefertigten und schildplattfarbig lackirten Scheide mit Messingbeschlag besteht, wie man dasselbe am Gürtel zu tragen pflegt (m. S. N. 1747.).

neben den Gedecken kleine dreieckige Stückchen Papier, die mit rothen Papierstreifen verziert waren.

Das Mittagmahl begann, fährt D. Matzen fort, indem der Wirth uns zum Eulangen nöthigte, wobei er beständig auf den Wohlgeschmack oder auf die Seltenheit dieses oder jenes Gerichtes aufmerksam machte, und man aß, indem man die Speisen mit den zwei Stäbchen aus der Schüssel in den Mund führte. Da die Chinesen keine Tischtücher führen, so haben sie große Platten, welche sie auf den Tisch legen, und sobald der Gang abgegessen ist, mit Allem, was darauf steht, abnehmen lassen, worauf sogleich eine neue Platte mit neuen Sachen besetzt aufgetragen wird. Diese Tafel fand unter anhaltender Musik und Gesang statt, die im Nebenzimmer aufgeführt wurde und zum Theil sehr rauschend war.

Sobald der erste Gang abgetragen war, wurde zu jedem Gedecke noch eine kleine Tasse gestellt und diese zum Trinken des heißen Samtschu gebraucht, welcher bei der chinesischen Tafel die Stelle unseres Weines vertritt, aber an Stärke unserem Rum gleicht. Es ist der Samtschu ein gegohrnes Getränk aus Reis, welches stark kochend aufgetragen wird. Bedienten gehen mit großen silbernen Kannen herum und gießen überall diesen Nectar ein, der auch durch seine Hitze sehr bald zu wirken anfängt. Die Chinesen beobachten bei dem Trinken des Weines beinahe dieselbe Gewohnheit die Engländer; sie fordern zum Trinken auf, halten dann die Tasse mit beiden Händen, und indem sie sich gegenseitig Glück wünschen, trinken sie mit einem Zuge aus, worauf sie die innere Seite der Tasse dem Gegner zukehren, um zu zeigen, daß sie jenem Tropfen ausgetrunken haben. Als wir einmal eine Tasse nicht austrinken wollten, hielt uns der Chinese die seinige beständig vor und nickte so lange, bis auch wir die unsrige ausgetrunken hatten.

Die Speisen, beständig in kleinen Obertassen aufgetragen, wurden jedesmal den Gästen vorgesetzt, wenigstens fand dieß in den ersten zwanzig Gängen statt. Die Zahl der Speisen war unglaublich, doch war der Geschmack derselben nicht so mannichfach verschieden; alle Fleischspeisen waren ganz klein geschnitten und kamen immer in Form von Ragouts auf den Tisch, wozu die Saucen theils mit Schwalbennestern, mit Trepang, mit Haifischflossen und allen jenen sonderbaren indischen Leckerbissen zubereitet waren. Sobald der erste Abschnitt des Mittagsmahles, welches vielleicht schon aus 60 Gerichten bestand, vorüber war, kamen die mehr suppenartigen Speisen zum Vorschein; sie wurden in kleinen Näpfen in die Mitte des Tisches gestellt und hier aß dann jeder mit seinem kleinen Porzellanlöffel aus der Schüssel*). Von diesen Sachen wur-

*) Die Porzellanlöffel der Königl. Gefäßesammlung zu Dresden sind oval, von 3 Zoll Länge und 2 Zoll Durchmesser, der Stiel ist verhältnißmäßig kurz, nämlich 3 Zoll lang.

den gewöhnlich immer vier bis sechs verschiedene Schaalen aufgetragen und dazwischen wurden noch in kleinen Tassen den Gästen verschiedene andere Sachen vorgesetzt, worunter mannichfaltig zubereitete Pasteten, Confectsachen, kräftige Hühnerbrühen und andere Sachen der Art vorkamen. In den Hühnerbrühen ist das Fleisch ganz fein geschabt und die Brühe selbst außerordentlich kräftig.

Zwischen den verschiedenen großen Abtheilungen des Mittagsmahles, berichtet ferner D. Meyen, wurde Thee gereicht und Tabak geraucht, wobei man sich etwas ausruhen konnte, um alsdann von Neuem mit allen Kräften zur Fortsetzung zu schreiten. Nachdem einige Abtheilungen vorüber waren, wurden vor den Halbkreis der Tische noch fünf kleine Tische gestellt, welche mit gebratenen Schweinen und mit Geflügel aller Art ganz bedeckt wurden. Hierauf traten zehn Köche in den Saal, welche ganz gleichmäßig und sehr hübsch gekleidet waren, und begannen die Braten zu zerlegen. Es stellten sich vor jeden Tisch zwei Mann, und mit langen Messern fingen sie an, die hart gebratene Haut aller dieser Braten zu zerklopfen, was durchaus tactmäßig geschah und nicht wenig überraschte. Andere Diener, welche vor den Tischen standen, legten die kleinen Stückchen, in welche alle diese Braten zerlegt wurden, auf kleine Teller und setzten diese dann in die Mitte unserer Tische. Zu Ende des ganzen Mahles kamen noch die Köche in den Saal und mußten sich für die Ehre bedanken, die ihnen dadurch zu Theil geworden, daß sie für die hohe Gesellschaft hätten kochen dürfen. Volle sechs Stunden mußten wir dabei sitzen und viele Hunderte von Speisen wurden dabei aufgetragen*).

Ich füge dieser ausführlichen Beschreibung eines chinesischen Gastmahls nur noch einige Bemerkungen über die Leckereien der Chinesen bei, die fast sämmtlich den Zweck haben, dem Körper eine gewisse Wohlbeleibtheit zu geben, die als das Zeichen eines vornehmen Mannes gilt, nächstdem aber auch eine gewisse stimulirende Wirkung üben sollen.

Zu diesem Zwecke benutzt man vorzugsweise die sehnigen Theile der Hirsche und anderer Thiere, die Flossen der Haifische und die Nester, welche von den kleinen Schwalben an den Küsten von Cochinchina, Cambodia u. a. Theilen Südasiens gesammelt werden. Diese Nester werden in rohem Zustande eingeführt und dann in großen, dazu erbauten Manufacturen gereinigt. Hierauf werden sie zu Gallerte zerkocht und erhalten einen Zusatz von Ho-

*) Vergl. damit du Halde descr. de la Chine II. 136. Downing Fankuni I. 265. chines. Gastmahl in Maimatschin Erman, R. um die Erde I. 123 ff. Barrow Reise I. 182. 225. Braam I. 230. 284. Crosier descr. de la Chine II. 297. Davis la Chine I. 294.

lothurien, mannichfaltigen Gewürzen u. a. Stoffen. Der Trepang, oder eine Art Holothurien, welche chinesische Fischer selbst von den neuholländischen Küsten herbeiholen, werden in China eben so sehr geschätzt als bei uns der Caviar. Ferner führen die Chinesen aus der Tatarei Fleisch von wilden Pferden, Bärentatzen u. a. Theile wilder Thiere eingesalzen in großer Masse für die Tafeln der Reichen ein*).

Die Leckerbissen aus der Pflanzenwelt bestehen vornehmlich in der berühmten Wurzel Ginseng, d. h. Menschenleben**), welche ehedem so kostbar war, daß man sie mit Gold abzuwägen pflegte, und der man ganz besonders heilsame Kräfte zuschrieb. Demnächst wird eine Art Seetang zu einer lockern Gallerte bereitet.

Das vorzüglichste und allgemeinste Gewürz, das Salz, ist in China ein Regale und wird sehr stark verbraucht, da die niedern Classen ihre Gemüse, so wie die Fische damit bereiten, um ihr einfaches Reismahl damit schmackhafter zu machen. Bei der Stadt Tien-sing bemerkte Barrow (I. 94.) einen außerordentlichen Salzvorrath, der in Mattensäcke verpackt war und für dreißig Millionen Menschen auf ein ganzes Jahr gereicht haben würde.

Das gewöhnlichste Getränk der Chinesen aller Classen ist der Thee, dessen Güte nach dem Wohlstand der Genießenden sich richtet. Kaltes, reines Wasser trinkt kein Chinese gern, obschon dasselbe, so wie auch Eiswasser, neben kaltem und warmem Thee und warmem Wasser in anständigen Häusern mit vorgesetzt wird (Anderson I. 130.). Das Wasser ist im Allgemeinen in China schlecht und trübe, daher versucht man dasselbe durch Alaun zu klären***). Eis wird in den großen Städten viel verbraucht, doch weniger allgemein zum Genuß, als vielmehr zur Erhaltung der Fleischwaaren und anderer Nahrungsmittel (Davis I. 297.).

Arme Leute kochen die bereits einmal gebrauchten Theeblätter nochmals auf. Für gewöhnlich haben sie eine geringere Theesorte, die sie so lange kochen und wieder aufkochen, als noch etwas Bittere in den Blättern enthalten ist. Dieser Thee wird ohne Milch und Zucker genossen, nur bei sehr kaltem Wetter wird etwas Ingwer hineingethan. Die Theeblätter nehmen die schlammigen und erdigen Bestandtheile des Wassers in sich auf und machen so dasselbe unschädlich. Die höhern Stände nehmen bessere Theesorten und diese werden nicht gekocht, sondern nur mit siedendem Wasser übergossen; für diesen Zweck legt man einige Theeblätter in die Tasse und bedeckt, nachdem sie begossen, diese mit einem Deckel,

---

*) Vergl. Barrow II. 333. Downing Fankuni II. 162.

**) Barrow II. 333. du Halde II. 181. dictionnaire des sciences naturelles s. v. Ginseng und Kostelezky medic. pharmac. Flora IV. 1185.

***) Anderson I. 130. Barrow II. 328. Davis I. 297.

damit das Aroma nicht entweichen möge. Milch oder Zucker wird auch bei Vornehmen nicht zum Thee genommen, eben so wenig als er in den Theekannen gleich fertig aufgetragen wird. Jede Tasse wird besonders aufgegossen*). Die verschiedenen Sorten Thee und deren Verbreitung für den Gebrauch betrachten wir später.

Eigentlicher Weinbau im Großen und Bereitung des Weins aus Trauben findet in China nicht statt, obschon man damit nicht unbekannt ist. Die Ursache ist wohl der allgemeine Widerwille gegen kalte Getränke überhaupt, die sie für unnatürlich und ungesund halten, weil, wie sie sagen, Blut und alle flüssige Theile des menschlichen Körpers warm sind. Sie bereiten jedoch aus Trauben einen Wein, der dem Madera vom Cap der guten Hoffnung gleichen soll**).

Der Wein der Chinesen ist der Samitschu, d. h. gebrannter Wein, und ist ein aus verschiedenen Getreidearten destillirter Spiritus. Man läßt namentlich Reis ziemlich lange Zeit in Wasser weichen, oft zwanzig bis dreißig Tage, darauf erfolgt ein Zusatz von Hefen, d. h. einer Mischung von Reismehl, Lakritzwurzel, Anissamen und Knoblauch. Dadurch wird die Gährung befördert. Nachdem das Getränk abgeklärt, wird es auf wohlgepichte Gefäße abgezogen und aus den rückständigen Hefen noch ein Branntwein destillirt, der sehr stark ist. Die Tataren bereiten demnächst noch andere Arten Spirituosen, worunter auch der Kau-yang-tsyn oder Ziegenwein.

Außer den angenehmen Genüssen der Chinesen ist der Tabak, wenn das Opium zu nennen. Der Tabak wird in China angebaut und ist vortrefflich, die Sitte des Rauchens ist allgemein in jedem Stande. Sobald die Kinder nur so groß geworden sind, daß sie eine Pfeife in den Händen halten können, wird ihnen auch das Rauchen von den Eltern beigebracht, denn sie betrachten den Tabak als ein Verbannungsmittel gegen allerlei Krankheiten. Die Frauen namentlich lieben den Tabak außerordentlich und betrachten das Rauchen als den angenehmsten Zeitvertreib, wie sie denn auch stets mit der Pfeife in der Hand in den Bildern dargestellt sind, welche das Königl. Kupferstichcabinet zu Dresden besitzt. Der Tabak ist gewöhnlich sehr fein geschnitten, zum Theil so fein, wie unser Schnupftabak. Die Pfeifen, deren man sich bedient, sind sehr mannichfaltig. Der Kopf ist aus Metall, meist Messing, und besteht aus einer Halbkugel von etwa einem Zoll Durchmesser, welche in eine etwa 3—4 Zoll lange Röhre mündet, in welche das Pfei-

*) Davis I. 296. Erman, Reise um die Erde II. 133.
**) Braam I. 232. Davis I. 296.
***) Davis I. 296. Barrow II. 74. Downing I. 79. du Halde II. 140. mémoires concern. les Chinois V. 467.

feurohr aus feinem ſchwarz oder anderweit gefärbtem Holz oder Bambusrohr einpaßt, auf welcher das Mundſtück von Meſſing aufſitzt. Das Rohr iſt von 10 Zoll bis 3, ja 4 Fuß Länge*). Namentlich führen die Frauen dieſe langen Pfeifen, deren ſie ſich dann beim Gehen, wie eines Stockes bedienen, um ihren ſchwankenden Gang zu unterſtützen. Da die Köpfe der Pfeifen ſo klein ſind, ſo raucht man ſie in 8—10 Minuten aus. Für Gäſte ſtehen daher immer mehrere derſelben bereit. Außerdem hat man aber auch Tabakrauchapparate, in denen der Rauch über Waſſer geführt wird, in welches er ſeine ſcharfen brandigen Stoffe abſetzt und wodurch er abgekühlt wird. Man hat derartige Waſſerpfeifen ſowohl aus Zinn, als aus Bambusrohr**).

Der Tabak wird außerdem aber auch in China wie bei uns geſchnupft. Prof. Erman***) ſah in Maimatſchin ganz eigenthümliche Schnupftabakdoſen. Sie beſtanden aus linſenförmigen Flaſchen, die etwa einen Zoll im Durchmeſſer hatten. In den cylindriſchen Hals derſelben wird ein Deckel eingeſchraubt, an deſſen Unterſeite ein kleiner Löffel befeſtigt iſt, welcher in das Innere der Flaſche hinabreicht. Sie legen mittels deſſelben eine ſehr kleine Portion des ſcharfen Pulvers auf den Nagel des Daumen und führen es dann erſt zur Naſe. Die Doſen ſind aus harten Steinen geſchliffen, theils aus ſmaragd- und rubinfarbigen Glasflüſſen gegoſſen.

Der Tabak ſcheint übrigens in China erſt durch die Europäer eingeführt worden zu ſeyn. Auf ſämmtlichen Vaſenbildern der Königl. Porzellanſammlung zu Dresden, die ſich doch auf mehrere Tauſend belaufen, aber ſämmtlich vor dem Jahre 1700 gefertigt ſind, kommt nicht ein einziger Tabakraucher vor. Vor dieſer Zeit kann alſo dieſe Sitte durchaus nicht allgemein angenommen geweſen ſeyn. Allerdings bemerkt man unter den darauf abgebildeten Zuſammenſtellungen chineſiſcher Geräthſchaften und Werkzeuge ein Inſtrument, welches entfernte Aehnlichkeit mit der chineſiſchen Tabakpfeife hat, allein Perſonen, welche die Pfeife im Munde führen, ſind nirgends dargeſtellt. Nach Korea kam der Tabak von Japan gegen den Anfang des 17. Jahrhunderts.

Ebenfalls neuern Urſprungs iſt der Gebrauch des Opiums in China. In früherer Zeit brachte man allerdings ſchon Opium nach China, benutzte es jedoch nur in Krankheitsfällen. Indeſſen

*) Die chineſ. Tabakspfeife meiner Sammlung hat folgende Maaße: Der Kopf ⅛ Zoll Durchmeſſer; deſſen Röhre 3¼ Länge, das ¼ Zoll dicke Bambusrohr 34 Zoll, die Meſſingſpitze 3 Zoll (R. 1882. n. S.).

**) S. Anderſon II. 81. Meyen, Reiſe um die Erde II. 390. 388. Downing Fangkuni I. 64. Staunton II. 196.

***) Reiſe um die Erde II. 146. u. mémoires concernant les Chinois VIII. 267.

mußte doch schon bereits im Jahre 1796 Kaiser Kieng-Long ein Verbot gegen die Einfuhr von Opium erlassen, da unter den höhern Ständen, wenn auch nur im Geheimen dieser gefahrbringende Genuß Ueberhand zu nehmen drohte. Das Uebel nahm jedoch unter der folgenden Regierung immer mehr zu, obschon Kaiser Kia-King harte Strafen, wie Bambusprügel und öffentliche Ausstellung, und da diese nicht ausreichten, sogar Verweisung, Einkerkerung und endlich die Todesstrafe auf den Genuß des Opiums setzte, auch die Zölle allgemach gesteigert, endlich aber die Einfuhr geradezu verboten wurde.

1816 wurden	3,210	Kisten an Werth von	3,657,000	Dollars
1820	"	4,770	"	"	"	8,400,800	"
1825	"	9,621	"	"	"	7,608,205	"
1830	"	18,760	"	"	"	12,900,031	"
1832	"	23,760	"	"	"	15,338,160	"
1836	"	27,111	"	"	"	17,904,248	"
1837	"	34,600	und im Jahre 1838 sogar 48,000 Kisten ein-				

geführt, nachdem der Preis von 1139 auf 600 Dollars für die Kiste herabgedrückt worden *). In dieser Weise hat der Gebrauch des Opiums zugenommen.

Das Opium wird aus ganz eigenthümlichen Pfeifen geraucht. Sie haben Gestalt und Länge einer Flöte, welche an dem einen Ende geschlossen und an dem andern als Mundstück zierlich eingefaßt sind. Gegen das Ende zu befindet sich in der Röhre eine Oeffnung, in die ein Pfeifenkopf von der Form einer Zwiebel eingesetzt wird, welcher auf der Spitze eine kleine Vertiefung hat, in die man das Opium einlegt, es an der Flamme einer eignen kleinen Lampe anzündet und mit starken Zügen ausraucht. Man bedarf zum Rauchen jedesmal nur sehr kleiner Portionen Opium, etwa zwei Gran auf einmal, die man mit einem kleinen Schaufelchen von Eisen auf den Pfeifenkopf legt; mit sechs bis acht Zügen pflege diese kleine Opiumportion verbrannt zu seyn, und es dauert gar nicht lange, so stellt sich die angenehm berauschende Wirkung des Opiums ein. Das Opium selbst führen die Liebhaber in kleinen Dosen aus Horn u. dgl. bei sich. Eingeführt wird dasselbe in gelbbräunlichen Kuchen, die auf dem Schnitt glänzen und kleine weiße Pünktchen zeigen. (Meyen II. 299. f., wo auch Bemerkungen über die Wirkungen dieses Narcoticons auf den menschlichen Organismus.)

Die Chinesen sind große Liebhaber von Wohlgerüchen, womit sie ihre Kleider, Geräthe, so wie auch ihre Tusche angenehm

*) G. Medhurst S. 68. u. Meyen II. 298. über die verschiedenen importirten Arten des Opiums und deren Preise. Barrow I. 179. Downing I. 200.

zu machen suchen. Vor Allem gebrauchen sie den im Beutel des Moschusthieres (Moschus moschiferus), der dann auch über China aus Tibet nach Europa eingeführt wird *).

Ich besitze eine Art Rosenkranz, der aus vier rothen ½ Zoll im Durchmesser haltenden auf gelbseidne Schnur gereiheten Corallen besteht, zwischen denen zweimal vier und zweimal fünf kleinere aus einer überaus stark und kräftig riechenden hellrothen Masse gefertigte mit braunem Pferdehaar überstrickte Kugeln sich befinden. Das obere Ende der Seidenschnur ist in einen zierlichen Knoten geflochten, während das untere eine fünf Zoll lange Quaste bildet. Der Geruch ist nicht unangenehm, obschon er stark an unsere Magenpflaster erinnert. (M. S. N. 1609.)

Bekannt sind ferner die chinesischen Räucherkerzen aus Sandelholz, Reisschleim und einigen faeces hominum, welche letztere man wegen des Gallenharzes anwendet, das in ihnen enthalten ist. Man sieht in den chinesischen Kaufläden von Kanton sehr häufig derartige spiralförmig gewundene, auf Draht gestellte Kerzen, welche Tag und Nacht fortbrennen. Ja man bemerkt sie Nachts in den Straßen vor den Häusern **). Ich besitze ein in hochrothes Papier verpacktes Sortiment solcher Räucherkerzen, das mit gelber bedruckter Etikette versehen ist, wie sie nach Havre de Grâce eingeführt werden. Jede Kerze hat einen Achtelzoll Durchmesser und ist 14½ Zoll lang. Der Geruch ist kräftig und angenehm, wenn sie entzündet werden.

Die Kleidung

der Chinesen ist eben so zweckmäßig als verschiedenartig nach dem Stande derselben. Die Kleidung der Armen besteht meist aus Baumwolle oder Matten, die der Reichen auch aus Seide und Pelzwerk. Sie ist dem Clima angemessen und im Sommer leicht, im Winter dichter und schwerer. Der vollständige Anzug eines Bauern kostet fast 5 Thaler, der eines gewöhnlichen Handwerkers 18 Thlr., die gewöhnliche Kleidung eines Staatsbeamten 60 Thlr., seine Staatskleidung 180 Thlr., die aber, wenn sie gestickt und mit Silber und Gold durchwirkt ist, wohl 12- bis 1800 Thlr. zu stehen kommt. Ein Paar Atlasstiefeln kosten 6 Thlr. ***). Die Lieblingsfarben der gemeineren Leute sind blau, violett und schwarz beim männlichen Geschlecht, doch kommt auf den Gefäßen auch grün und graubraun vor. Die Frauen dagegen lieben bunte Farben,

*) Oken Naturgesch. Säugethiere S. 1272. ff. Mémoires concernant les Chinois IV. 493. ff.

**) Mehrn Reise um die Erde II. 360.

***) Barrow II. 331.

die auch an den Kleidern der Kinder und vornehmer Männer erscheinen.

Die Tracht der niedern Classen und der Kinder ist bequem und einfach und im Schnitt bei beiden Geschlechtern dieselbe, nämlich weite Beinkleider von Baumwollenstoff, die über den Hüften zusammengeschnürt werden, und ein bis auf die Mitte der Schenkel oder bis Knie reichender weiter Rock mit langen Aermeln. Dieser Rock wird am Halse zugeheftet und um den Leib gegürtet. Dieß ist das Kleid der Bauern, Schiffer und Lastträger, wie es auf den Vasenbildern erscheint. Gegen die Sonnenstrahlen und Nässe tragen die Männer dieser Classe spitzige, trichterförmige Hüte, die aus Bambusrohr geflochten sind, so wie kurze, aus Gras und Matten geflochtene Mäntel, die den Strohdächern unserer ländlichen Gebäude ähnlich sind und den Regen vortrefflich abhalten*). Die Fußbekleidung der niedern Classen besteht während des Winters in baumwollenen Strümpfen und in Schuhen, deren Sohlen aus Stroh sehr dick geflochten sind, deren Obertheil aus Baumwollenstoff, zum Theil aus mehreren Lagen übereinander zusammengesetzt ist; über diese Baumwolle ist noch ein Geflechte von Holzfasern gelegt, dessen Rand oft sehr zierliche Arbeit zeigt. Die aus Stroh bestehende Sohle ist nach unten durch aufgenähtes Leder gegen die eindringende Nässe geschützt und innen mit einer dünnen Lage Baumwolle oder Leder überlegt**). Die Sohle wird dadurch wohl einen ganzen Zoll stark. Sie ist warm, wo die Zehen ruhen aufwärts gezogen, so daß diese nicht leicht gestoßen werden können. Diese Schuhe sind leicht und erfüllen ihren Zweck vollständig.

Die wohlhabenden Leute kleiden sich in Seide und die eben beschriebene Tracht bildet ihre Unterkleidung, über welche dann die nach dem Range bestimmten langen, bis auf die Füße reichenden prachtvollen Röcke mit langen Aermeln getragen werden, die im Winter gar reich mit Pelz und Watte gefüttert sind. Diese Röcke sind zum Theil auch von gemustertem Sammt und die Säume ringsum mit einem reichgestickten Aufschlag versehen. Die Schuhe sind von Seide und ebenfalls reich verziert. Um den Leib ist ein seidener Gurt gelegt, dessen Farbe von dem Range des Besitzers bestimmt wird, an diesem Gürtel trägt man einen gestickten Tabakbeutel, die Uhr und in neuster Zeit lang herabhängend ein buntfarbiges Seidentuch. Den Kopf bedeckt die seidene halbkugelförmige Kappe, die mit Goldstickerei, vor Allem aber mit einer lang herabfallenden buntseidenen schweren Quaste verziert ist, die da, wo sie auf der Kappe aufsitzt, einen zierlichen Knoten bildet. An der Seite

*) Downing II. 149. Timkowski Gesandtschaftsreise II. 49.
**) Dieß nach Originalen meiner Sammlung. N. 1595. u. 1674.

ist das Rangzeichen angebracht, der farbige Stein, der im Staatsanzuge oben auf dem konischen Hute sitzt. Die Kopfbedeckung hat im Laufe der Jahrhunderte manche Abänderungen erfahren; auf ältern Vasen (z. B. XV. 118. 640. 124. 684.) besteht sie aus einer halbkugelförmigen Mütze, auf deren Hintertheil ein weinblattartiges Ornament aufliegt, indessen an den Seiten schmale Bänder herabhängen. Die Mütze ist bei einigen schwarz, bei andern grün und reich mit Gold gestickt; zum Theil reicht sie hinten bis in den Nacken. Von den Tataren stammt wohl jene mit Pelzrand versehene kleine, konische Mütze, die die höhern Staatsbeamten im Winter tragen. Im Winter tragen die Männer Halsbinden von Pelzwerk oder Seide *).

Ganz eigenthümlich sind die Stiefel der höhern Stände. Sie bestehen immer aus Nanking, der außen mit Seide überzogen ist. Auch die Sohlen sind auswendig mit Nanking überzogen, aber so dünne, daß man sie zusammenfalten kann. Sie sind also sehr leicht **).

Handschuh führen die Chinesen nicht, bedürfen ihrer auch nicht, da die Aermel bis an die Fingerspitzen reichen und im Winter mit Pelz gefüttert und verbrämt sind. Dagegen sind Ohrfutterale aus Pappe, innen mit Pelz gefüttert, selbst unter der niedern Classe während des Winters sehr verbreitet. (Braam I. 179. Erman Reise um die Erde II. 108.)

Die Frauenkleidung in den niedern Ständen ist die der Männer. In den höhern Ständen dagegen ist sie in sofern abweichend, als wir hier weite in langen Falten herabfließende Unterkleider bemerken, über welche ein bis an die Knie reichender Rock mit langen Aermeln getragen wird. So erscheinen schon auf den Vasen des 16. Jahrhunderts die Damen.

Auf der einen Vase der Dresdn. Kön. P. u. G. S. (XV. 118.) sehen wir drei Damen, die beide reich gestickte, sehr lange, die Füße verhüllende faltige Gewänder tragen, die bis an den Hals reichen, darüber tragen sie einen kurzen Spenser, der hinten kaum die Schulterblätter bedeckt und auf der Brust zugeheftet und mit

---

*) Ueber die Kleidung der Chinesen s. du Halde II. 97. Medhurst S. 34. Davis I. 307. Timkowski II. 48. Meyen II. 255. Barrow I. 86. II. 331.

**) Der Gnade des Prinzen Maximilian von Wied verdanke ich ein Paar chinesische Stiefel, deren ganze Länge 23 Zoll, die Länge der Sohle 12 Z., ihre Breite 3¼ Z. beträgt. Die untere Hälfte ist bis über die Knöchel aus schwerer weißer Seide, der eigentliche Schaft aus kirschfarbnem Atlas, in welchen vorn der Drache eingewebt. Der obere Rand ist mit veilchenblauem Sammt und Goldtresse besetzt, das Ganze aber vortrefflich gearbeitet. Die Stiefelschafte sind wattirt.

reicher Bordüre versehen ist. Die Aermel desselben sind sehr lang. Von der Brust bis zu den Hüften ist ein breiter Schurz mit reichem Saume sichtbar, der durch eine goldene, vorn in eine vielfach gewundene und geschlungene Schleife mit zwei langen Enden, welche herabhängen, festgehalten ist. Ein langer, wie es scheint, aus Gaze gefertigter schmaler Schal ruht auf den Armgelenken, umschlingt den Rücken und wehet bis zum Boden herab. Dieselbe Tracht bemerken wir an den auf einer andern Vase (XV. 124.) dargestellten Damen, nur daß dort die eine überdem eine schmale bis auf die Füße herabreichende und sehr reich in Gold gestickte Schürze trägt. Eine am Schreibtische sitzende, in Meditationen vertiefte Dame hat die weiten Aermel ihres Spensers aufgeschlagen und sitzt im bloßen Armen da. Ein Teller (XVI. 521.) stellt eine im Garten sich ergehende Dame in derselben Tracht, doch ohne den langen Schal dar; dieselben Kleider kehren in den meisten Vasenbildern wieder. (Z. B. XV. 640. 684. XVI. 639. 528. der Kön. Sächs. Porzellan. Sammlung.)

Auf den neuern Reisbildern tritt uns dasselbe Costüm entgegen, nur daß der Spenser daselbst auch in der Weise unserer Kasawaika und der Schal um den Hals geschlungen erscheint, wodurch jedenfalls die Wintertracht angedeutet wird, zumal da die Damen den Kopf mit einem schwarzen leichten Hut bedeckt haben. Seide, zum Theil reich gestickt, dann Sammt sind die vorzüglichsten Kleidungsstoffe der höhern Stände. Die Farben sind sehr mannichfaltig und überaus bunt zusammengestellt. (Meyen II. 357.)

Der Schmuck

der Chinesen ist vorzugsweise den Frauen anheimgegeben und eigentliche Schmucksachen, wie Ohrringe, Arm- und Fingerringe werden von Männern nicht getragen. Dagegen entbehren sie auch des Schmuckes, der dem Europäer die Grundbedingung alles Behagens dünkt, der Reinlichkeit der Wäsche. Alle Reisenden stimmen darin überein, daß die Chinesen und selbst die vornehmen und wohlhabenden Leute nur selten ein Bad nehmen und ihre Unterkleider wechseln. In früherer Zeit trugen die Männer ein seidenes Netz auf der Haut, daß der Schweiß sich nicht an ihre seidenen Hemden anhänge. (du Halde II. 97.) Sie suchen durch allerlei Parfüms ihre Kleider vor den Folgen dieser Unsauberkeit zu bewahren. Doch zeigen neuere Nachrichten die Grundlosigkeit dieser Behauptung, indem in den chinesischen Städten öffentliche Bäder vorhanden sind und auch in größern Privathäusern für den Winter, wie in den Gärten für den Sommer Badestätten angetroffen werden. (Vgl. Ausland 1845. S. 79.)

Der Schmuck des Mannes ist in China der lange Zopf; der Kopf wird aller acht Tage rasirt und nur auf dem Scheitel bleibt ein Haarbusch stehen, der sorgfältig geölt und dann geflochten wird. Um den Zopf ansehnlicher zu machen, werden Bänder und falsche Haare mit eingeflochten und so hängt er über den Rücken herab; seine Schönheit besteht in der Länge und Stärke. Ein anderer Schmuck ist der Bart auf der Oberlippe, der an den Mundwinkeln in langen Enden herabhängt. Aeltere Männer tragen wohl auch volle Bärte, namentlich die Kriegsmänner.

Die Frauen halten langes, schwarzes und volles Haar auch in China für den herrlichsten Schmuck ihres Geschlechts; arme Frauen und Arbeiterinnen winden das Haar in einen Knoten zusammen und befestigen denselben am Hinterkopfe durch Bänder und Nadeln, wie z. B. die auf den Kähnen lebenden Fischerfrauen auf den Vasenbildern (XVI. 1318. 1320.).

Bei den vornehmen Damen kommt größere Mannichfaltigkeit vor; charakteristisch jedoch ist die Sitte, das Haar von der Stirn aus aufwärts nach dem Mittelhaupte zu kämmen und dort entweder mehrere Wülste zu bilden, wie sie namentlich an alten Porzellanstatuen erscheinen, oder auch einen bald länglichen, bald runden Knoten am Hinterhaupt daraus herzustellen, von welchem noch eine starke Locke auf den Nacken fällt. Die Vasenbilder zeigen hierin eine sehr große Mannichfaltigkeit. Häufig erscheinen über der Stirn goldene, corallenartig oder wie Flammen emporsteigende Ornamente, während an der Seite des Kopfes schöne Blumen, Perlenschnüre und bunte Bänder angebracht sind. Einige Damen tragen auf dem Scheitel einen hochemporsteigenden dicken Haarwulst, der mit Nadeln und anderem Flitterwerk aufgeschmückt und mit bunten Bändern durchflochten oder umschnürt ist. Nirgends jedoch habe ich auf Vasenbildern hängende Locken bemerkt *). Einige tragen seidene Mützchen, mit einem Diadem von Metall, woran metallene, seidene oder natürliche Blumen, und einige trugen den mythischen Vogel Fong Hoang aus emaillirtem und vergoldetem Kupfer in der Art, daß der Leib über der Stirn, die Flügel an den Schläfen und der lange Schweif das Mittel- und Hinterhaupt bedeckte; Hals und Schnabel aber nach der Nasenwurzel gewendet war. Dieser Vogel war so eingerichtet, daß er bei jedem Schritte oder jeder Wendung des Kopfes seiner Trägerin sich bewegte und zitterte. Die Damen vom höchsten Range trugen mehrere solcher Vögel auf einmal, wie z. B. die eine Dame einer Vase (XV. 640. K. S. V. S.). Aus der Mongolei werden jährlich viele schönfarbige Schmetterlinge nach China gebracht, welche die Damen in den Haaren tragen **).

*) du Halde II. 25. u. die Vasenbilder der Kön. Porz. Samml. XV.
**) Hyakinth, die Mongolei S. 109.

Die Nadeln, Ky *) genannt, werden von Frauen mit dem 15., von Mädchen mit dem 20. Jahre in Gebrauch genommen; sie sind aus edlem und unedlem Metall, oder auch aus Holz, letztere überaus kunstreich geschnitzt, so daß sie an Filagranarbeit erinnern. Die ärmeren Frauen tragen zwei in dem Zopfe sich kreuzende, an beiden Seiten hervorstehende Nadeln.

Der seltsamste Schmuck der Chinesinnen aus den höheren Ständen besteht in den künstlich verkrüppelten Füßen, die in der Sprache der Dichtkunst goldene Lilien genannt werden. Bald nach der Geburt des Mädchens bemüht sich die Mutter, die Zehen unter dessen Fuß zu biegen und mit Bändern daselbst festzuhalten. Diese Umwickelung wird alle Tage erneuert und auch während der Nacht nicht abgenommen, wie entzündet und schmerzhaft die Gliedmaßen auch seyn mögen. Allgemach müssen denn auch die Zehen mit der Sohle dergestalt verwachsen, daß sie einen Klumpfuß bilden. Untersucht man den Fuß einer bejahrten chinesischen Dame, so scheint es, als wären die Oberfüße an den Zehen abgeschnitten und das Uebrige der umsitzenden weichen Theile in einen Bund zusammengebracht, um dem Stumpfe ein gutes Kissen zu gewähren. Die vor mir liegenden Abgüsse chinesischer Damenfüße zeigen von der Ferse bis zu der sehr kleinen Daumenzehe $4\frac{5}{8}$ Zoll, also, die Fußlänge einer ausgewachsenen europäischen Dame von mittler Größe zu 9 Zoll gerechnet, die Hälfte der naturgemäßen Entwickelung. Die Ferse hat 2 Zoll Breite und von da an verjüngt sich der Fuß bis zur Daumenzehe, deren Nagel noch nicht $\frac{1}{2}$ Zoll breit ist. Die Höhe der Spanne beträgt gerade 3 Zoll. Auch die Knöchel sind sehr zurückgehalten, und die einer kleinen Zehe liegen genau auf der Mitte der Fußsohle ***). Der so verkrüppelte Fuß wird zunächst mit Linnen umwunden, über welche die niedlichen buntseidenen mit Gold durchwirkten spitzen Schuhe mit weißer Sohle gezogen sind; vom Knöchel an aufwärts bis zum Anfang der Wade ist er mit breiten buntseidenen, silberdurchwirkten Bändern umwickelt; bei meinem Exemplare ist ein rothseidenes, an dem Ende gefranztes Band angelegt, dessen Zipfel zu beiden Seiten an den Knöcheln herabfallen. Eine Folge dieser seltsamen, seit uralter Zeit bestehenden Sitte ist der schwankende, watschelnde, entenartige Gang der chinesischen Damen. Vornehme Damen, wie auch Herren lassen die Nägel lang wachsen, wie wir aus den Bildern des 17. Jahrhunderts im Königl. Kupferstichcabinet und einigen Vasenbildern derselben Zeit ersehen und die Reisenden versichern.

---

*) Der Roman Hao-Kieou-Tchouan S. 68.

**) S. das Blumenblatt übers. v. H. Kurz. S. 14. Downing II. 254. Anderson I. 103. Barrow I. 88. 90. du Halde II. 94. Davis I. 246.

***) N. 1756. m. G.

Nicht minder seltsam ist der übermäßige Gebrauch der Schminke unter den Chinesinnen, der sich jedoch mehr auf die niedern Stände und gemeine Frauenzimmer beschränkt. Diese bestreichen Gesicht und Hals mit weißer Farbe, in der Mitte der Unterlippe malen sie dann mit dunkelrother Farbe einen dunkeln rothen Fleck, um einen kleinen, vollen Mund darzustellen *). Unter den Geschenken, die ein junges Mädchen am Hochzeittage erhält, befindet sich stets rothe Schminke, die auf eine eigenthümliche Art bereitet ist. Ein chinesischer Schminkapparat besteht aus einem Blatt Pappe von 5 Zoll Breite und 4½ Zoll Länge, das in der Mitte zusammengefaltet das Ansehn einer kleinen Buchschale hat. Die Außenseite ist mit buntbedrucktem Papier überzogen; geöffnet stellt es eine grüne, metallischglänzende glatte Fläche vor. Berührt man diese mit dem benetzten Finger, so entwickelt sich das zarteste Carminroth **).

Große Sorgfalt verwenden die chinesischen Damen auf ihre schwarzen Augenbrauen, um diesen eine schöne Wölbung zu verschaffen. Sie lassen deßhalb den untern Theil der Braue abscheeren, so daß der zurückbleibende Bogen dünn und fein erscheint wie eine mit dem Schreibpinsel gezogene Linie — die sie mit dem Neumonde bei dessen erstem Sichtbarwerden vergleichen.

Die Frauen tragen, wie aus den Vasenbildern und deren modernen Reispapierbildern und den Porzellanstatuen hervorgeht, Ohrgehänge, welche jedoch die unserer Damen durchaus nicht an Größe zu übertreffen scheinen. Sie sind von Gold und bunten Steinen. In früherer Zeit scheint man jedoch große Ohrlappen geliebt zu haben, wenn nicht jene Statuen mit den großen Ohrlappen den aus Indien stammenden buddhistischen Idolen allein angehören. Die Damen der Vasenbilder haben durchaus nur kleine zierliche Ohren.

Armbänder sind unter den Damen höherer Stände allgemein im Gebrauch. Die Vasenbilder zeigen durchgängig goldene Ringe an beiden Vorderarmen; es sind Ringe, auf denen eine Reihe Kugeln befestigt ist. (XV. 118.) Andere bestehen aus einem einfachen, fingerbreiten Reifen, dessen Oeffnung etwa zollweit freisteht. (XV. 124. XVI. 639. XV. 640. 684.) D. Meyen sah in einem Antikenladen zu Kantong Armringe aus milchweißem Achat und die, weil sie aus der Familie des Confutse stammten, mehrere Tausend Piaster im Werth gehalten wurden. (Reise II. 359.) Auch gläserne Armbänder kommen vor, die cirkelrund und ganz glatt sind. Dagegen kommen Halsbänder auf den Vasenbildern ebensowenig vor als

*) Anderson I. 155. Braam II. 105. Downing II. 151. so wie die Bilder.

**) Mein Exemplar ist in feines Seidenpapier gewickelt, auf welchem die chinesische Etikette in Dunkelcarmin gedruckt ist. (R. 1796. m. S.)

Fingerringe; da die Figuren auf diesen Vasen über 10 Zoll Höhe haben, würden sie gewiß nicht zu übersehen seyn.

Zur chinesischen Damentoilette gehört der Fächer, der in sehr mannichfaltiger Gestalt vorhanden ist. Die einfachste Art ist ein großes Pflanzenblatt, das in einen Rand gefaßt ist, der sich an einen Stiel von leichtem Holze, Bambus- oder Pfefferrohr, anschließt, und mannichfaltig verziert ist.

Der Fächer meiner Sammlung (N. 1410.) besteht aus einem zierlich gefältelten Blatte (vielleicht Taliputpalme?), das in einen Rand von rothem Rohr gefaßt und mit Draht daran befestigt ist. Es wird der Länge nach von einem schwarzen Pfefferrohr gehalten, welches oben mit einer blattförmig geprägten Zwinge von Messing versehen ist. Auf der einen Seite des Rohres saßen vier Rosetten von buntseidenem Bande, mit geprägten Metallnägeln befestigt. Die größte Breite des Blattes ist 14½ Zoll, die größte Länge aber 11 Zoll. Das Blatt ist nicht bemalt.

Die Vasenbilder zeigen uns solche Fächer von kreis- und eirunder und viereckiger Form, in gelb (XV. 124.), weiß (XVI. 822.), strohfarben (XV. 684.), mit mehrern oder mindern Ornamenten.

Eine andere Art Fächer, die auch bei uns seit dem 16. Jahrhundert heimisch geworden, bestehen aus einzelnen schmalen Blättchen oder Spähnen von Holz und Elfenbein, die am untern Ende durch eine Niete, am obern durch einen elastischen oder weichen aus Leder, Gewebe bestehenden Rand oder auch aus hindurchgezogenen Fäden zusammengehalten werden und entfaltet einen Halbkreis bilden. Die Blätter sind durch Schnitzwerk und Malerei verziert oder auch mit Papier und Seidenstoff überzogen und mehr oder minder reich gemalt oder gestickt. Auch diese Fächer kommen mehrfach auf den Vasenbildern vor (z. B. K. S. P. S. — XVI. 528. u. a. O.).

Eine weitere Entwickelung dieser Fächer sind diejenigen, welche entfaltet einen Kreis bilden, der aus zwei Lagen besteht. Dieser Fächer kommt auf einer Vase (XV. 118.) vor. Ein derartiger Fächer meiner Sammlung besteht aus 116 Blättern weißen Holzes, deren jedes an der breitesten Stelle ½ Zoll hat, und 6½ Zoll lang ist. Die Holzblätter sind an der schmalen Seite durchbohrt und, auf einen Faden gereiht, nehmen sie eine Breite von ⅝ Zoll ein. An jeder Seite ist ein schmuckloses 10½ Zoll langes Holzstäbchen gefaßt, welche, wenn der Fächer entfaltet, den Griff bilden. An dem entgegengesetzten Ende, da wo die Blätter am breitesten sind, werden sie durch einen blauen Seidenfaden zusammengehalten. Vollkommen entfaltet hat der ganze Fächer 12 Zoll im Durchmesser.

Ferner sind hier noch die Toilettengegenstände, namentlich die Spiegel zu erwähnen. Sie bestehen theils aus polirtem Metall, theils aus Glas. Sie sind klein, meist rund und in Elfenbein

oder Holz gefaßt, welches dann schön ausgeschnitzt ist. In ähnlicher Weise sind auch die Zahnstocher, Ohrräumer und ähnliche Gegenstände aus Elfenbein, Sandel- und anderm kostbaren Holze überaus sauber und zierlich geschnitzt. Hierher gehören ferner die wohlriechenden Kissen, welche die Damen tragen*).

Endlich müssen wir der Regen- und Sonnenschirme gedenken, welche die Chinesen aus geöltem Papier mit großer Genauigkeit anfertigen. Da sie im Wesentlichen ihrer Construction unseren Schirmen gleichen, so bedarf es keiner näheren Beschreibung. Vor den unsrigen haben sie den Vorzug, daß der Regen niemals durchdringen kann und daß sie sehr leicht sind, da das Wasser sofort von denselben abrinnt. Der Stiel ist gemeiniglich länger als bei den unsrigen. Sie kommen häufig auf den Vasenbildern vor, wo wir oftmals den Diener hinter dem Herrn, den Regenschirm unter dem Arme, herschreiten sehen.

Die Wohnung

der Chinesen hat nicht mindere Eigenthümlichkeiten als alle übrigen Erscheinungen und Erzeugnisse ihres Landes und es herrscht darin eine große Mannichfaltigkeit.

Auf dem Lande findet man auch in China die einfachsten Gebäude, deren Wand aus ungebranntem Lehm, deren Dach aus Rohr, Hirsestroh oder Stengeln des Holcus besteht. Diese Bauerhütten sind mit Thonmauern oder einem starken Zaune von dicken Stengeln des holcus sorghum umgeben. Ein Schirm von Matten theilt das Innere dieser Häuser in zwei Zimmer, deren jedes eine Oeffnung in der Mauer zum Einlassen des Lichts hat; die Hausthüre besteht oft nur aus einer dicken Matte. So einfach sind die Dörfer in der minder wohlhabenden Provinz Petscheli. (Barrow II. 325.) Bei weitem wohlhabiger und freundlicher sind die Dörfer um Kanton. Dort liegen die Dörfer sehr nahe beisammen und sind nur durch schmale, mit Trottoirs belegte Fußsteige mit einander verbunden, zu deren Seiten sich die Reisfelder hinlagern. Die Dörfer sind hier fast immer von großen Alleen herrlicher Bäume eingefaßt und von ferne her ragen aus denselben die verschieden geformten Giebel der Häuser und Tempel hervor, die durch mannichfaltige Schnörkel verziert sind. Die Häuser sind aus Backsteinen gebaut, die man überall neben den Dörfern fabricirt, und immer nach der Linie gerichtet, welche durch eine Mauer gebildet wird, in der für jedes Haus ein schmaler Eingang sich befindet. Diese

*) Eine schöne Sammlung derartiger Gegenstände enthielt die im Jahre 1842. ff. in London ausgestellte chinesische Sammlung, deren Catalog (ten thousand chinese things Catalogue of the Chinese Collection by Langdon. 1842. 8. m. Abb.) vor mir liegt.

Mauer ist die Vorderwand sämmtlicher, neben einander stehender Gebäude, doch hat sie keine Fenster; sie ist graublau angestrichen, und nur ein Band unterhalb der Façade ist weiß, die Façade aber mit Stuccaturarbeit bedeckt. Die Häuser gehen um so tiefer hinein, je schmaler die Fronte ist, und man sieht zuweilen durch die Thür der Mauer einen funfzig bis hundert Schritt langen Gang verlaufen. Fast bei jedem Dorfe finden sich Canäle, die mit schönen Cypressenalleen eingefaßt und mit steinernen Brücken versehen sind *).

Die innere Einrichtung der Bauerhütten ist sehr einfach. Die Schlafstätte besteht aus einer Matte von Rohr oder Bambus nebst einem cylindrischen Holzkissen, das mit Leder überzogen ist, und einer Filzdecke. Zuweilen findet sich auch eine mit Wolle, Haaren oder Stroh ausgestopfte Matratze. Tische und Stühle sind überflüssig **).

Zur Aufnahme der für die Landwirthschaft so wichtigen menschlichen Excremente findet sich an jedem Hause, namentlich an denen, welche an der Landstraße gelegen sind, eine große, gesättigte Terrassencisterne, welche die Einwohner wie die vorbeigehenden Reisenden benutzen. Die Thür mündet auf die Straße. In einer Straße zu Kantong befindet sich eine Reihe derartiger Aufhalten, worin die Besitzer von Zeit zu Zeit Stroh und jegliche Art von Abgängen werfen ***).

Die Dächer der Bauerhäuser bestehen aus Stroh oder Rohr und sind eben so gestellt wie die unserer Scheuern und Bauerhütten.

Wie überall, so unterscheidet sich die Bauart der Städte von der der Dörfer durch größere Tüchtigkeit. Die Stadthäuser sind aus Stein oder gebrannten Ziegeln, die Dächer ebenfalls mit gebrannten Ziegeln bedeckt; bemerkenswerth aber ist, daß in den chinesischen Städten die meisten Privathäuser nur aus einem Erdgeschoß bestehen, und daß die Wohnzimmer nie auf die Straßen münden. Bloß die Kaufläden haben die Fenster auf die Straße hraus.

Wer sich einer chinesischen Stadt aus der Ferne näherte, bemerkt nur eine große Mauer, über welche nichts als die blau, roth oder grün gefärbten Dächer emporragen. Die Anlage der Städte ist sehr regelmäßig im Viereck, welches eine breite Hauptstraße durchschneidet, während die Nebenstraßen ziemlich eng sind. Die Hauptstraße ist in den Städten mit Flußgeschieben gepflastert, eben so die großen Plätze vor öffentlichen Gebäuden. Peking ist mit unterirdischen Abzugscanälen oder Schleußen versehen, die von

*) Meyen, Reise um die Erde II. 370. Dazu die landschaftlichen Blätter 35. u. 36. im Atlas zu Staunton's Gesandtschaftsreise.

**) Barrow II. 325.

***) Barrow II. 334.

Zeit zu Zeit, gemeiniglich im Monat März gereinigt werden. Uebrigens werden die Straßen von Zeit zu Zeit besprengt, um den Staub zu löschen. Die großen Hauptstraßen von Peking haben sämmtlich 140 Fuß Breite, sind aber nur an beiden Seiten zur Bequemlichkeit der Fußgänger gepflastert. Die Polizei spart jedoch keine Mühe, sie auch in der Mitte reinlich zu erhalten, indem Gassenkehrer angestellt werden, welche Soldaten beaufsichtigen*). Das von den Dächern abrinnende Wasser wird durch besondere Rinnen in die Canäle geleitet und dadurch die Reinlichkeit der Straßen erhalten.

Die Bauart der städtischen Wohnhäuser hat eine große Uebereinstimmung. Das Haus des Vornehmen unterscheidet sich von dem des Aermern nur durch seine Größe. Da nun hohe Gebäude, etwa Waarenlager der Kaufleute ausgenommen, nicht vorkommen, findet man in chinesischen Häusern auch weder Keller noch Treppen. Der Grund eines chinesischen Hauses ist kaum zwei Fuß tief. Der Fußboden des Hauses besteht aus Stein oder geschlagenem Thon und ist etwas über den Fußboden erhaben. Die Pfeiler, welche das Gebäude unterstützen, sind von Holz und ruhen auf steinernen Füßen. Die Hauptmauer des Hauses ist meist aus gebrannten Ziegeln, die den Raum zwischen den Grundpfeilern ausfüllen und außen mit Stucco abgeputzt werden. Das Dach ist hoch, an den Enden aber wieder aufwärts gebogen, so daß es in der Mitte eine Einbiegung hat. Die Dachsparren bestehen aus Bambus, auf ihnen ruht eine Lage dünner viereckiger Ziegelsteine oder man bedeckt dieselben mit Bretern oder Matten von Binsen, die mit Kalk beworfen werden. Hierauf legt man Hohlziegel dicht neben einander, die Rundung nach unten und die Kanten nach oben; diese Kanten werden dann abermals mit Hohlziegeln bedeckt, deren Rundung aber nach oben gerichtet ist. So erhalten sie ein zwar schweres, aber auch dem Regen undurchdringliches Dach **).

Die Kostbarkeit eines Hauses besteht in der Dicke und Seltenheit der dazu verwandten Balken und Pfeiler, dem Reichthum des Schnitzwerkes an den Pfeilern und Thüren.

Wenn man durch eine chinesische Hausthüre tritt, gelangt man zuvörderst in einen langen, schmalen Saal, hinter welchem die Zimmer sich befinden, deren mittelstes das Staats- und Empfangzimmer ist.

Die Vorderwand des Hauses ist wo möglich stets der Sonne zugewendet und mit großen Fenstern versehen, welche aus geöltem Papier, Seidengaze, Marienglas oder auch Perlmutter gefertigt sind.

*) Anderson I. 149. Braam I. 41. 69. Timkowski II. 224. Meyen II. 314. 369.

**) du Halde II. 102. Dazu die zahlreichen Abbildungen bei du Halde, in den mémoires concernant les Chinois, Malpière, Davis u. s. w.

Das Haus, welches Barrow in Peking bewohnte, nahm einen Raum von 400 Geviertfuß ein und hatte zehn bis zwölf Höfe, deren einige drei bis vier Häuser enthielten. Diese standen auf steinernen Terrassen, die sich etwa 3 Fuß über den mit Ziegelsteinen gepflasterten Hof erhoben. Die Gebäude hingen durch Säulengänge von rothen hölzernen Pfeilern zusammen, so daß man jeden Theil des Gebäudes besuchen konnte, ohne von den Sonnenstrahlen oder dem Regen belästigt zu werden. Die Zahl dieser hölzernen Pfeiler belief sich auf etwa neunhundert. Die meisten Zimmer waren bis an die Balken des Daches offen, einige aber hatten eine dünne Decke von Bambuslatten, welche mit Mörtel bedeckt war. Die Zimmer der Damen hatten zwei Etagen, doch hatten die oberen kein Licht. Der Fußboden war mit Steinen oder Thon ausgelegt. Ein Zimmer war zum Theater eingerichtet. Ein anderer Saal enthielt einen Wasserbehälter, mit einem Schiffchen zur Ueberfahrt, dabei war ein künstlich ausgezackter Felsen, in welchen verkrüppelte Bäume und Lieblingsblumen gepflanzt waren *).

Das Innere eines anständigen Hauses von Kantong beschreibt D. Meyen **) folgenderweise. An dem Eingang durch die Thür der Mauer ist ein Vorzimmer mit einem Thürsteher befindlich; zuweilen ist dieses Zimmer ein großer Saal und an seinem Ende ein großes Götzenbild aufgehängt, welches zur Seite mit goldenen Verzierungen und Sprüchen geschmückt ist; unter diesem Bilde stehen die zinnernen Opfergefäße und Lichter und hier brennen Tag und Nacht die Sandelholzkerzen. In dem Zimmer des Thürstehers stehn auch die Sänften und Leute, welche diese tragen, sind daselbst stets in Bereitschaft. Seitlich von diesem Zimmer geht man in die Vorhöfe zu den Wohnungen des Herrn und seiner Frau. In diesen kleinen Vorhöfen, welche rings herum mit Galerien versehen sind, befinden sich Vögel in großen Käfigen oder in den Nischen der Wände und in den kleinen Wasserbassins, welche etwa 6 Zoll hoch Wasser haben und mit gelbem Kiese gefüllt sind, befinden sich eine Menge von Goldfischen, welche nach ihrem verschiedenen Alter die verschiedensten Farben zeigen; wir sahen sie daselbst schwarz und ganz bunt, silberweiß und ganz goldgelb. Vor diesen kleinen Bassins stehen herrliche Blumen auf großen steinernen Postamenten und Sophas von Rohr und Bambusholz stehen an den Wänden dieser Hallen, wo sich die vornehmen Chinesen in den heißen Sommernächten an dem Geplätscher der Fische und dem Gesange der Vögel ergötzen. In den Wohnzimmern der vornehmen Chinesen findet man die größte Ueberladung von sonderbaren Verzierungen; oft sind an der Decke eines einzigen Saales wohl 50,

*) Barrow II. 97.
**) Reise um die Erde II. 386.

60 bis 100 große Laternen, Lampen und Kronleuchter aufgehängt, so daß auch kein leerer Fleck mehr übrig bleibt. Der Kronleuchter in der Mitte des Zimmers ist gewöhnlich sehr groß und ähnlich unseren alten Glastronen, nur daß hier die einzelnen Glasperlen verschieden gefärbt sind, wodurch das Ganze sehr bunt ist und sich bei der Beleuchtung äußerst prachtvoll ausnimmt; die Arme sind stets von Glas und auf jedem Lichte ist eine Glasglocke vorhanden, damit es auch im Zuge brennen könne. Die übrigen Lampen und bunten Laternen sind stets mit Beobachtung der größten Symmetrie aufgehängt, so daß immer zwei oder vier Stück von einer und derselben Art in einem Zimmer angebracht sind; sie sind gewöhnlich mit Seide überzogen und herrliche Stickereien und Verzierungen durch Franzen und Quasten machen diese Möbel ganz außerordentlich theuer. An den Säulen dieser sehr großen Zimmer, die zur Stütze der Decke errichtet sind, hängen große chinesische Bilder oder Denksprüche, welche mit großen vergoldeten Typen geschrieben und in Form unserer Bilder mit Rahmen eingefaßt sind. Kleine und große Spiegel in sehr festen Gestellen von dunkelbraunem Holze, so wie eine Menge von Antiken findet man überall auf den Tischen und den andern Möbeln zur Verzierung ausgestellt. An den Wänden der Zimmer findet man Sophas von Holz, die ganz gerade, höchst ungeschickt und ohne Geschmack gearbeitet sind; eine wattirte seidene Decke liegt darauf und macht den Sitz noch einigermaßen weich, auch finden sich hier kleine gepolsterte Kopfkissen von Stroh oder Tuch. In jedem großen Zimmer, wo selbst Besuche angenommen werden, befindet sich irgend eine Nische, die mit einem Fenster versehen ist, der Ort, an dem der Herr des Hauses gewöhnlich sitzt. Hier ist eine Erhöhung von etwa 2½ Fuß angebracht, auf der ein Tisch von 1 Fuß Höhe steht. Auf dem Tische befindet sich irgend eine Verzierung, etwa eine kostbare Antike, eine schöne Vase oder andere Gefäße mit Blumen; ja bei sehr reichen Leuten sind wohl noch andere kleine Verzierungen daneben angebracht. Zu beiden Seiten des Tisches liegen kleine gestickte Decken, welche etwas gepolstert sind, und dahinter zwei große runde und weich gepolsterte Kissen, die entweder mit rothem Tuche oder mit Leder überzogen sind. Zu den Seiten dieser Sitze, dicht an den Wänden der Nische befinden sich Gestelle von Porzellan oder von feinem Bambusrohr geflochten, auf denen die Mützen oder die kleinen Sammthüte aufgestellt und somit gleich zur Hand sind, wenn sich die Chinesen von ihren Lagern erheben. Im Hintergrunde der Nische sieht man ebenfalls Verzierungen, die ebenfalls in Antiken oder neuen kostbaren Verzierungen bestehen. Auf dem Tische zwischen den beiden gepolsterten Lagern befindet sich beständig die chinesische Wasserpfeife von Metall und daneben liegt der fein gehobelte Tabak; die übrigen langen Pfeifen mit den ganz

kleinen Köpfen findet man in irgend einer Ecke der Stube angebracht. Die Sophas, die Tische und Stühle sind sämmtlich aus einem sehr harten braunrothen Holze und an den Seiten durch Schnitzarbeit verziert. Sie sind sehr theuer; sie haben Rücken- und Seitenlehnen und werden in der Mitte des Zimmers in einer Reihe aufgestellt, doch so, daß immer zwischen zwei Stühlen ein kleines viereckiges Tischchen zu stehen kommt. Etwa 8 Fuß davon entfernt ist noch eine zweite Reihe Tische und Stühle aufgestellt*).

An diesen Bericht unseres Landsmannes schließe ich noch einige Ergänzungen an. In den südlichen Provinzen bedürfen die Häuser nur in der rauhen Jahreszeit einer leichtigen Erwärmung, die man durch tieferliegende Kohlenbecken bewerkstelligt. Im Norden dagegen, namentlich in Peking, reicht dieses nicht aus und hier hat man Oefen **), die aber nicht wie bei uns im Zimmer aufrecht stehen, sondern unter dem Fußboden angebracht sind. Sie bestehen aus einer Grube, welche mit Steinen übermauert, wie ein Divan dasteht und mit Holz oder Steinkohlen geheizt wird. Am Tage dienen diese Divans mit Decken belegt zum Sitz und Nachts als Schlafstätte. Das für den Abzug des Rauches bestimmte Rohr ist im ganzen Zimmer herumgeführt. Die Feuerung ist theils innen im Zimmer, theils auch außerhalb desselben angebracht.

Die Schlafstätten der Chinesen sind sehr mannichfach. Die Bauern schlafen auf Matten und Matratzen; im Süden finden wir Schlafkissen, die denen der Neger, der Südseevölker und der alten Aegypter gleichen. Sie bestehen aus einer Art Schemel von Bambus; zwei dicke Stöcke werden, um die Seiten zu bilden, im Halbzirkel gebogen und unten durch starke nicht nachgebende Hölzer in der Weite eines Fußmaaßes mit einander verbunden; dünne elastische Stäbe derselben Holzart werden dann auf der ganzen Oberfläche des Halbkreises von einem Seitenbogen zum andern querüber befestigt. (Downing I. 10.)

In der zu London ausgestellten Sammlung chinesischer Gegenstände sah man eine Bettstelle, die aus einem sophaartigen Gestelle bestand, über welchem sich vier Pfeiler erhoben, welche durch zierliches Stabwerk unter einander mannichfaltig verbunden waren. Das Ganze war durch Seidengaze innen verhängt, so daß die Mücken nicht eindringen konnten. Das Lager bestand aus mehrern gesteppten Decken und Kissen. Vor dem Bette war ein niedriger Schemel befindlich ***). Für das Schlafzimmer bestimmt, war ein zierliches

*) Vgl. damit Davis la Chine I. 315. Anderson I. 160. 166. II. 8. Timkowski II. 12. Barrow I. 129.

**) Anderson I. 169. Timkowski II. 15. Braun I. 346. Barrow II. 97. mit Abb. bei Malpière Th. II.

***) S. 140. des Catalogs, Nr. 1271. mit Abb. Dazu Anderson's Bemerkungen I. 161. so wie das reich geschmückte Bett der Mutter des Confucius in den mém. concern. les Chin. XII. 19.

Gestell, auf welchem ein Waschbecken befindlich. Die Chinesen schlafen meist in ihren Kleidern und bedecken sich für die Nacht mit mehr oder weniger derselben, wie es eben die Jahreszeit verlangt.

Die Thüreingänge im Innern der Häuser sind entweder mit Matten oder mit seidenen und baumwollenen Vorhängen geschlossen. In den nördlichern Provinzen sind sie aus festerem Stoff; in der heißen Jahreszeit werden sie am Tage ausgehoben und durch Bambusmatten ersetzt, die ganz fein geflochten und sehr sauber bemalt sind, Abends aber aufgerollt und oben an der Wand befestigt werden *).

Die vier großen chinesischen Vasen des 15ten Saales der Kön. Porzellansammlung zu Dresden stellen uns in sehr deutlichen Umrissen und bunter Malerei Scenen aus dem häuslichen Leben einer hohen chinesischen Familie vor Augen, welche mancherlei interessantes Detail über die Einrichtung und Ausschmückung der Zimmer gewähren.

Auf der einen Vase (XV. 118.) sehen wir uns in einen jener Hofräume versetzt, wie sie zwischen den Wohnzimmern vorkommen und die durch eine offne, mit zierlichem Stab- und Gitterwerk geschmückte Laube von der Vorhalle abgegrenzt sind. Wir erblicken mehrere im Land stehende blühende Gebüsche, unter anderm eine Musa mit den schönen vollen Blättern auf einem künstlich ausgehöhlten Felsen, der an die seltsamen Gebilde erinnert, die auch bei uns, obschon nur im kleinen Format, in Feuerstein und Süßwasserquarz vorkommen. Diese Formen sind bei den Chinesen sehr beliebt. Der Felsen ist mit lebendigen Büschen umgeben. Wir bemerken demnächst ein Gestelle aus rothem Holze mit vier auswärts gekrümmten durch zierliche Querleisten verbundenen Füßen, auf welchem ein zierliches Bronzegefäß steht, das eine blühende Pflanze enthält. Daneben befindet sich auf einem niedrigen Bretgestell auf einem rothen, wohl hölzernen Dreifuß eine jener kostbaren Vasen aus dem gehorstenen Porzellan, ebenfalls mit blühenden Blumen gefüllt. Nahe dabei sehen wir einen großen gelben Kessel, worin Goldfischchen, mit dem ein Knabe sich unterhält. In der bedeckten Halle, zu welcher drei Stufen in den Vorhof führen, sitzt eine Dame auf einem Porzellanstuhle. Diese Stühle bestehen aus Vasen von etwa 2 Fuß Höhe und 1 Fuß Durchmesser, aus welchen drei bis vier Felder ausgeschnitten sind und die oben mit einem Fell oder Leder, gleich einer Trommel überspannt sind. Mit der Rechten hält die Dame einen bunten Fächer, mit der Linken lehnt sie auf einem Tische, der Bücher, in einem Becher Pinsel und Brille und in einer, auf einem hölzernen Dreifuß stehenden vierseitigen schlanken Vase eine stattliche Stange rother Corallen (Isis nobilis) trägt.

*) Anderson I. 160.

Nicht minder interessant ist eine zweite Vase derselben Art (XV. 124.), welche ebenfalls eine Familienscene im Hof und Haus enthält. Im Hofe ergeht sich ein vornehmes junges Paar mit vier Kindern, während an einem seltsam gehöhlten und gewundenen Felsen, der Tisch und Sitz bildet, eine junge Dame mit mannichfachem Schreibgeräth sich niedergelassen hat. Der daneben befindliche offene Pavillon, worin eine andere Dame mit Schreiben beschäftigt ist, zeigt uns eine äußerst elegante Einrichtung, reiche Teppiche am Boden, schöne Tapeten an der Wand.

Die dritte Vase (XV. 640.) bietet ähnliche Erscheinungen, Vasen mit Goldfischen und blühenden Pflanzen auf zierlichen Gestellen, verschnörkelte Felsen im Vorhofe und ein Gestell, von welchem ein Reifen oder vielmehr Rahmen herabhängt, auf welchem ein grüner Papagei sich schaukelt, mit dem eine Dame sich unterhält, während ein Herr und eine Dame am Tische bei Büchern sitzen und sich über deren Inhalt besprechen; vom daneben befindlichen Zimmer hört eine andere, an einem Tische sitzende Dame ihnen zu. Dieser Tisch aber ist mit drei kleinen Vasen geziert.

Die vierte Vase (XV. 684.) enthält ähnliche Erscheinungen, ist aber dadurch interessant, daß wir hier zwei leere Sessel ohne Lehne erblicken, deren einer aus Porzellan, in der beschriebenen Weise, der andere aus rothem Holz mit einwärts gerichteten Beinen gefertigt ist.

Aehnliche Bilder kommen auf den Vasen, Schaalen, Tellern und Schüsseln der Kön. Porzellansammlung und in den chinesischen Bildern des Kön. Kupferstichsalons zu Dresden in großer Mannichfaltigkeit vor und es herrscht eine große Abwechselung in dem Stabwerk zwischen den Pfeilern, den Gittern und Einfassungen des Parterres, den Ornamenten der Dächer. Bemerkenswerth ist, daß in Vasenbildern, Speckstein-reliefs und europäischen Abbildungen chinesischer Baulichkeiten*) sich zuweilen an der Stelle der Thüren und Fenster große kreisrunde Einschnitte von mehrern Ellen Durchmesser in den Wänden zeigen. Es scheinen diese seltsamen Fenster besonders an solchen Stellen angebracht zu seyn, welche einen Blick in eine entfernte reizende Gegend oder eine interessante Partie eines nahegelegenen Parks gewähren und denselben auf naturgemäße Weise einrahmen, weshalb wir sie denn auch meist in ländlichen Gebäuden und Lusthäusern antreffen.

Eine nicht minder seltsame Erscheinung sind jene offenbar durch Kunst ausgearbeiteten, wundersam gewundenen und ausgehohlten, gleichsam von Pholaden durchwühlten und zerfressenen Felsen, womit die Chinesen nicht allein ihre kleinen, zwischen den Wohnzim-

*) z. B. Davis la Chine I. 316. Mémoires concernant les Chinois Tom. XII. p. 5.

nern angebrachten Gärtchen verzieren, sondern die auch in größeren Gärten und in ziemlich ansehnlichem Format, bis über Mannshöhe vorkommen. Einige derselben sind zu Gartensitzen zubereitet, andere stehen nur in den Ecken mit Blumen umrankt (wie z. B. XVI. 528.) auf einer Vase der Kön. Sächs. Porzellansammlung.

Allein nicht blos in den Gärten und Vorhöfen, auch im Innern der Zimmer bringen die Chinesen derartige Monstrositäten an und sie benutzen dazu namentlich die Bambuswurzeln. Man stellt diese Wurzeln an den Wänden auf Tischen und Gestellen auf. Ich besitze mehrere solcher Wurzeln, deren kleinste etwa 5 Zoll, deren ansehnlichste aber 3 Fuß 1 Zoll Höhe hat. Sie bestehen aus hellbraunem glänzenden, sehr dichten und an manchen Stellen knollig zusammen gedrängten, dunkelbraunen Maser und ähneln in der Gestalt bald Thieren, bald Vögeln, Drachen oder auch hockenden Menschengestalten, denen man durch eingeschnittene Gesichter eine gewisse Bedeutung zu geben versucht hat. Die eine dieser Wurzeln gleicht einer Wolke oder dem Kopfe einer schäumenden Seewoge, aus welcher eine Menschengestalt mit der Brust herausragt. (N. 1488.) Eine andere stellt einen liegenden Menschen mit verkrüppelten Beinen und Armen dar, von dessen freundlichem Gesicht ein voller langer Bart auf die Brust herabfließt. (N. 1419.) Eine dritte gleicht einem aufrechtstehenden zottigen Unthier mit Hörnern (N. 1487.), während eine vierte einen bärtigen freundlichen Mann darstellt, der hinter einem knorrigen Stamm hervorblickt. (N. 1489.) Eine Wurzel stellt einen Mann mit glattem Gesicht dar, der mit der Rechten eine Blume, mit der Linken einen Fächer hinter das Ohr hält. (N. 1417.) Einen ganz eigenthümlichen Anblick gewährt eine über 8 Zoll lange Wurzel, welche einen bärtigen Mann mit der Kürbisflasche in der Linken darstellt, der auf einem Thiere reitet (N. 1415.), und noch seltsamer ist die Büste des Fohi mit einem colossalen fließenden Barte. (N. 1572.)

Andere dieser Wurzeln stellen Felsen oder Baumverzweigungen dar, in die man hie und da menschliche Gesichter eingeschnitten hat, andere sind durch Einschnitte zu Drachen und Fabelthieren umgestaltet. Die größte Wurzel meiner Sammlung ist ein seltsames grottenartig sich aufbäumendes Gebilde, aus dessen unterem Theile gleichsam ein Strom ausfließt, während in den oberen Partien Gesichter und Büsten in das Holz geschnitten sind. Sie ist 37 Zoll hoch und 22 Zoll breit.

Die Chinesen haben einen so großen Gefallen an derartigen monströsen und interessanten Gebilden, daß sie nicht allein dieselben als selbstständige Ornamente in ihrer Umgebung aufstellen, sondern auch und zwar bereits seit vielen Jahrhunderten ihrem Hausgeräthe solche Formen anpassen. So finden wir namentlich, außer den bereits erwähnten steinernen Gartenstühlen, auch im Innern der Ge-

mächer Stühle, welche entweder ganz aus seltsam gewachsenen Wurzeln oder zusammengedrehtem Holze gefertigt sind; derartige Lehnstühle scheinen jedoch eine Seltenheit zu seyn. Minder selten sind Lehnstühle, an denen nur einzelne Theile, die Lehnen und das Fußgestell, in dieser Weise gearbeitet sind. Diese Stühle dienen dann als Ehrensitz und sind reich vergoldet *), und stehen auf einem besondern mit Decken geschmückten Fußgestelle.

So sehen wir denn bei den Chinesen denselben Geschmack für die Ausschmückung der Wohnung und zierliche und reiche Ausstattung der sie umgebenden Räume, den wir bei den Aegyptern fanden, und wie bei diesen, treffen wir auch in China einen regen Sinn für die Freuden des Landlebens an. In den chinesischen Romanen finden wir sehr oft schöne Gegenden und Landsitze mit sichtbarer Liebhaberei geschildert und auf den Vasen sind Darstellungen derselben gar häufig.

So heißt es in einem chinesischen Roman **): „Die dunkeln und regnigten Tage, welche vorhergegangen, gaben der Sonne einen neuen Glanz, den sie seit mehrern Tagen nicht gezeigt hatte, — hundert Arten verschiedner Vögel belebten die Gebüsche, eine Unzahl Schmetterlinge schaukelnd auf den geblümten Gipfeln der Pfirschbäume, bewegt durch sanfte Lüfte, bildeten einen glänzenden Schmuck. Die an den Zweigen haftenden Blüthen, noch frisch, kleideten die Gärten. Die ganze Jugend der Stadt, auf das Land zerstreut, gewährte einen erfreulichen Anblick u. s. w." Derartige Ausrufungen und Andeutungen kommen sehr häufig vor; so heißt es im Roman Ju-Kiao-Li: das Dorf war von allen Seiten mit grünenden Abhängen umgeben, ein Bach schlängelte sich in der Richtung von Osten nach Westen hindurch; die Ufer desselben waren mit Weiden und Pfirsichbäumen bepflanzt. Man fand in diesem Orte das Angenehme der Mischung der Gewässer und der Gebürgsansicht. (Th. I. S. 85.) Ferner: Pe hatte zwölf Töpfe blühender Reine Marguerite zum Geschenk bekommen und er ließ sie am Eingang seiner Bibliothek aufstellen. Hier waren auch Amaranthen, Rosen und Orchis aufgepflanzt. Alle Vasen waren von feinem Porzellan und der Blumenduft balsamirte die Luft weithin, die Blätter beschatteten die Gitter und Geländer und stellten in gleichen Zwischenräumen zwölf goldene Köpfe dar (das. S. 91.).

Der Geschmack für die sanften Freuden des Landlebens und die Herstellung schöner Gärten für den ungestörten Genuß derselben findet sich in China seit uralter Zeit. Schon Kasset Tscheu, der 1222 Jahr v. Chr. G. gestorben, legte große, umfangreiche

*) Chinese Collection T. 75. m. Abb. u. mémoires concernant les Chinois Tom. III. p. 362. 361.

**) Contes Chinois trad. p. Abel Remusat. I. 153.

Gärten an, die freilich sein Nachfolger On-wang in Aecker und Fruchtfelder verwandelte *). Dieser Geschmack hat sich bis heute erhalten, indem nicht allein der Kaiser an verschiedenen Orten des Reiches weitläuftige Gärten unterhält, sondern auch Privatpersonen dergleichen bei ihren Landhäusern sich anlegen und pflegen. So besuchte D. Meyen **) in der Umgegend von Kantong mehrere Privatgärten und entwirft davon folgende Schilderung: Die chinesischen Gärten sind ganz eigenthümlicher Art und von dem Geschmacke, welcher in unseren Gärten herrscht, ganz verschieden; die Sorgfalt aber, mit welcher die Chinesen diese Anstalten behandeln, übertrifft alle unsere Vorstellung davon. Einem jeden Ast, oft einem jeden Blatte eines Baumes oder eines Strauches, wird auf eine mühsame Weise seine Richtung angewiesen; beständig sitzen die Gärtner neben den Pflanzen und sind mit Binden und Beschneiden beschäftigt, um ihnen die gewünschte Form zu geben. Das Hervorbringen der größten Farbencontraste, das ist der Zweck der chinesischen Blumengärtner ***). Nur Farbenpracht und eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit im Hervorrufen curioser Formen, das ist es, wonach der chinesische Gärtner zu streben hat. Lange und gerade Gänge laufen quer durch die chinesischen Gärten und sind zu den Seiten mit Bäumchen ein und derselben Art eingefaßt; wir besuchten diese Gärten im November und fanden daselbst folgende Sachen: Gleich zum Anfange dicht am Eingange standen große Massen der herrlichsten Chrysanthemen, deren Blüthen eine so außerordentliche Größe hatten, daß sie den größten Astern gleich kamen; nach der Verschiedenheit ihrer Farben waren sie in Reihen gestellt. Hierauf folgten ganze Beete mit Citronen und Pompelmusen, welche in Töpfen gezogen wurden und ganz mit Früchten bedeckt waren; auffallend war es, daß alle diese Früchte in die einzelnen Loculamente ausgewachsen waren und hier eine ganz constant gewordene Monstrosität bildeten, welche durch Propfreiser beständig weiter fortgebildet wird. Es ist dieß eine Mißbildung, durch welche die Frucht ein fingerförmiges Aussehen erhält, welche auch nicht ganz so selten in unsern Gewächshäusern vorkommt;

*) Essai sur les jardins de plaisance des Chinois. Mémoires conc. les Chinois Tom. VIII. S. 301. ff. Dann: Die chinesischen Gärten. Eine Abhandlung. 1779. 12°.

**) Reise um die Erde II. 366.

***) Hier fügt D. Meyen bei: „So wie die Chinesen überhaupt die wahre Liebe und alle die zarten Aeußerungen der Seele nicht kennen, so verschmähen sie auch den stillen und herrlichen Genuß, welchen der Wohlgeruch der duftenden Blumen dem Menschen darbietet." Aus den chinesischen Romanen und Gedichten aber geht gerade das Gegentheil von dem hier Gesagten hervor. Ich verweise auf die bereits citirten Stellen aus Ju-Kiao-Li in Bezug auf den Blumenduft, und auf den Abschnitt von den Frauen in Bezug auf die Liebe.

in China wird sie mit größtem Fleiße cultivirt, nicht nur um die Gärten durch ihre Form zu verzieren, sondern auch um sie zu dem bekannten chinesischen Citronate zu gebrauchen, von dem jährlich durch den Handel eine große Menge zu uns kommt. Es sind dieß hauptsächlich die kleinen Früchte, welche 3—4 Zoll Länge haben und in feinem weißen cristallisirten Zucker gekocht werden; die größeren Früchte dieser Art gehören den Pompelmusen an und sind oft 10—11 Zoll lang, während die einzelnen Loculamente der Frucht nach allen Richtungen hin ausgewachsen sind. In den Gärten machen sich diese Formen, so wie auch alle die süßen Orangen, womit ganze Beete besetzt sind, um so niedlicher, weil man ihnen gar keinen Stamm zu treiben erlaubt, sondern sie zwingt, gleich in Aeste überzugehen. Große Rabatten sieht man mit Camellia japonica bepflanzt und andere wieder ganz mit Celosien, bald mit weißen, bald mit gelben oder mit rothen Blüthen; die gelben waren besonders hoch ausgewachsen und man hatte sie gewöhnlich so geordnet, daß alle Pflanzen auf einem Beete auch von einer und derselben Farbe waren. Auch sahen wir hier im Garten eine Scilla, der Scilla maritima sehr ähnlich, welche gleichfalls diese sonderbare Celosienmonstrosität zeigte. In Blumentöpfen sahen wir Bambusen, deren Stängel 2—3 Fuß hoch, aber von unten bis oben spiralförmig gewunden waren. An großen Bäumen befanden sich in diesen Garten die Lycheesbäume, Pisange, Averrhoa carambola und verschiedene Palmen, an deren Stämmen die Epidendra gezogen werden. In den Teichen dieser Gärten, welche zuweilen sehr groß waren, wurden sehr schöne Fische gezogen, welche auf eine höchst ekelhafte, in China aber sehr gewöhnliche Art und Weise gefüttert wurden, dabei aber sehr fett werden sollen. Die Stühle in den Lusthäusern der Gärten sind meistens von einer schlechten Sorte Porzellan oder sie sind durch große flache Steine gebildet, welche auf einem hölzernen Gestelle liegen und durch ihre Kälte im Sommer wenigstens sehr angenehm zu gebrauchen seyn müssen, wenn man daran gewöhnt ist. Häufig sind einzelne Rabatten mit einem kleinblättrigen Buxbaum eingefaßt und die langen Gänge werden mit Hecken von Averrhoa, der Olea fragrans und andern Sachen eingefaßt, die uns unbekannt waren. Uebrigens ist die regelmäßige Zusammenstellung der großblumigen Chrysanthema, mit den Orangen, den Camellien, Kalmien und den hohen Celosien nicht ganz ohne angenehmen Effect; doch kann sich der Fremde unmöglich daran gewöhnen, denn es ist so zu sagen gegen die ihm angebornen Regeln des guten Geschmackes *). Hortensien und Astern schei-

*) Bei der Betrachtung und Beurtheilung fremder Völker darf der Beobachter und Berichterstatter die Formen, die ihm in seiner Heimath angeboren und anerzogen sind, niemals als Maaßstab anlegen. Wer an den

nen zur jetzigen Zeit aus der Mode gekommen zu seyn und nur äußerst wenige haben wir gesehen.

So weit der deutsche Berichterstatter über die in der Nähe von Kantong gelegenen Gärten. Die Chinesen selbst sprechen sich darüber in folgender Weise aus: „Was sucht der Mensch in einem Lustgarten? Es ist die Tröstung über das traurige Entbehren des immer lieblichen, köstlichen und neuen Anblicks der Gefilde, welche der naturgemäße Aufenthalt des Menschen sind. Ein Garten soll seyn ein lebendiges, beseeltes Bild alles dessen, was man in der Natur findet, um in der Seele dieselben Gefühle zu erwecken und in dem Genuß dieser Freuden sie zu befriedigen. Die Gartenkunst besteht demnach in der ungesuchten Hervorzauberung der Heiterkeit, des Grüns, des Schattens, der Fernsichten, der Mannichfaltigkeit wie der Einsamkeit der Gefilde, damit sich das Auge durch den einfachen und ländlichen Anblick, das Ohr durch das tiefe Schweigen oder durch das Getöse täuschen lasse, und dem Gemüth der Eindruck der Heiterkeit und des Friedens zu Theil werde. Bei der Anlage eines Gartens muß man also vor allen Dingen die Abwechselung, welche die herrschende und ewige Schönheit einer Landschaft ausmacht, berücksichtigen und die Eintheilung des Grundstückes darnach vornehmen. Ist dieses aber nicht umfangreich genug, um alle die Vorbilder zu erreichen, welche die Natur in der Anlage der Hügel und Gebürge darbietet, und wornach sie Thäler spaltet, Flächen hinbreitet, Bäume sammelt oder zerstreut, Bäche über Felsen ausgießet, oder in tausend Abwege zersplittert, Wasser in Becken einigt und mit Wasserblumen beschattet, dunkle Höhlen wühlt oder Blätterlauben wölbt — so muß man seinem Plan um so mehr Abwechselung zu geben suchen, damit man nicht nach einer ersten Ueberraschung in eine eben so kalte als eintönige und ermüdende Symmetrie verfalle. Ist das gegebene Gebiet in zu engen Gränzen beschränkt und gestattet es nicht, auf so viele Dinge einzugehen, so muß man eine Auswahl treffen und Alles so anordnen, daß es das Gepräge der Einfachheit, Nachlässigkeit und Eigenthümlichkeit annimmt, welche die Gefilde so anmuthig und heiter macht. Ja man kann mit der Natur ringen, ja sie sogar übertreffen, wenn man seine Hügel, Gehölze und Gewässer dergestalt anlegt, daß ihre Schönheit gehoben, ihre Wirkung vermehrt und die Abwechselung der Ansichten möglichst vervielfältigt wird. Nichts kann groß seyn in einem kleinen Raume, aber es darf auch hier nichts zusammengedrückt, gezwungen oder übertrieben erscheinen. Selbst in den größten Anlagen kann nur die Harmonie jene Schönheit und Wahrheit hervorbringen, welche

---

Chinesen griechische Physiognomien oder auf den grönländischen Fluren Palmen sucht, ist wie der, welcher Feigen auf Dornbüschen lesen will. Jede Nation muß nach ihrem eigenen Maaßstabe bemessen werden.

das Gemüth erhebt und allen Augen gefällt. Beobachten wir wenigstens, fährt der chinesische Lehrer der Gartenkunst fort, daß jedes Clima seine Bedürfnisse und seine Erfordernisse hat. Nimmt man darauf keine Rücksicht, so überschreitet ein Lustgarten seine Bestimmung. Hier verlangt die Dürre des Sommers, daß man die Wasserspiegel unendlich vermehre, so wie die Canäle und die kleinen Inseln, Gebüsche und Hügel erheischen, daß man hier eine friedliche und angenehme Frische hervorrufe und unterhalte. Dort dagegen, wo anhaltende Regengüsse Statt finden, muß man das Land mehr öffnen, luftiger, freier und so anlegen, daß die Abhänge dem Wasser keinen Aufenthalt gestatten und mindestens gemildert, gebrochen werden, damit die Strömungen keinen Schaden verursachen. Ist ein Ort den Sonnenstrahlen zu sehr ausgesetzt, so bedarf man viel Schatten, lange Laubgänge gegen die Mittagsonne, Baumreihen, Thäler und Durchschnitte, um dem Luftzug Zutritt zu verschaffen. An Orten, wo man heftig und plötzlich eintretende Stürme und Nordwinde fürchtet, muß man tief eingeschnittene Thäler haben und Hügel, welche die gewöhnlichste Richtung des Windes kreuzen. Wo man nun auch einen Garten anlegen will, so muß man stets bedenken, daß man niemals die Vernachlässigung der von der Natur dargebotenen Vorzüge desselben wieder verbessern kann. Ist das Gebiet einmal schlecht vertheilt, so dient die Verkleidung, womit man manchmal die Fehler verbirgt, nur dazu, die Mißverhältnisse und häßlichen Stellen um so mehr ins Auge springen zu lassen, die ein besser verstandener Plan gemildert oder gar entfernt haben würde. Uebrigens wird der bestverstandene und am glücklichsten ausgedachte Plan keinen schönen Garten geben, wenn die Hand, welche die Verzierungen vertheilt, sie nicht mit Wahl anbringt, mit Sparsamkeit anwendet, sie nicht mit Geschmack abwechselt, ohne Ziererei auswählt, sie in Uebereinstimmung bringt, nicht etwa um die Eigenheiten und Nachlässigkeiten der Natur zu entfernen, sondern um ihre einfache Anmuth zu erhalten und ihren Reiz hervorzuheben *).

Die Chinesen ahmen in der Anlage ihrer Lustgärten ganz die Natur nach, welche auch keine regelmäßigen Baumreihen, Blumenbeete, Wasserbecken und schnurgeraden Canäle bildet; so wenig sich in der Natur jene Symmetrie findet, die wir in unserer europäischen Architectur beobachten. Die Hügel, die Abhänge, die Berge werden daher in chinesischen Parks fast immer mit verschiedenen Bäumen bedeckt, die wie im Walde dicht beisammen stehen oder wie in den Feldern weiter auseinander gerückt sind. Der Ton ihres Grün, die Frische ihrer Blätter, die Gestalt ihres Wipfels, die Stärke ihres Stammes, die Höhe ihrer Aeste bestimmen es, ob

*) Soweit Lieou-Tscheou in den Mémoires des Chinois VIII. 318.

ſie in nördlicher oder in ſüdlicher Lage, auf den Gipfel oder an die Seite der Hügel oder in den Thälern angepflanzt werden. Die Gartenkünſtler benutzen die gegebene Gegend zu ſchönen Fernſichten und berechnen ſogar die Wirkung, welche ihre Anlagen in den verſchiedenen Jahreszeiten hervorbringen werden. Die Pfirſich- und Kirſchbäume bilden ein entzückendes Amphitheater für das Frühjahr; die Akazien, Eſchen und Platanen geben grüne Schatten für den Sommer; die Thränenweiden, Zitter- und Silberpappeln bringt der Herbſt zu Anſehn und der Winter die Cypreſſen, Cedern und Pinien. Wo die Hügel ſteil abſtürzen und Felſen vortreten, werden Büſche angebracht, die durch ihr ſtruppiges Anſehn die Wildheit des Ortes noch mehr hervortreten laſſen. Ein kleiner Pavillon, fährt der franzöſiſche Berichterſtatter fort, der von Hügeln umgeben iſt, bildet ſchon für ſich ein lachendes Landſchaftbild. Je regelloſer, gewundener ſeine Umgebung, deſto mehr und mannichfaltigere Anſichten bietet ſie dar. Von welcher Seite man ihn betrachtet, immer gewährt er ein neues Bild. Die chineſiſchen Gärtner bringen beſonders glückliche Wirkungen durch Thäler hervor, welche ſie auf das verſchiedenartigſte ausſchmücken. Je größer ein Garten iſt, je mehr ſolcher kleinen Thäler hat er, deren aber nicht eines dem andern gleich ſieht. Das eine iſt langgeſtreckt wie eine lange Straße, wendet ſich aber an einem Ende plötzlich, um ſeinen Ausgang zu verbergen; ein anderes erweitert ſich nach der Mitte zu und öffnet nach allen Seiten Zugänge; dieſes wird immer ſchmäler und das andere rundet ſich in einen Kreis. Die Pfade, welche von einem Thale zum anderen führen, ſind ſo nachläſſig angelegt, daß nichts die Ueberraſchung andeutet, welche dem Wanderer bevorſteht. Die Umgebung des Thales verlängert und verkürzt ſich, tritt vor oder zieht ſich zurück, und man glaubt, von welcher Seite man ſich nahe, die Gegend zum erſten Male zu ſehen. Dazu kommt noch die Abwechſelung, welche die Jahreszeit darbietet. Wenn in den chineſiſchen Gärten Blumenbeete vorkommen, ſcheint ihr geringer Umfang anzudeuten, daß dieſe eine Licenz ſind, für welche man um Verzeihung bitten muß. Den Glanz und Prunk ſtudirter Decorationen wenden die Chineſen niemals an, weil ſie in hohem Grade die Kunſt beſitzen, die Landſchaft ihrer Gärten durch Gewäſſer zu beleben, welche ſie dorthin leiten und womit ſie herrliche Wirkung hervorbringen. Iſt der Quell eines Baches hochgelegen und beherrſcht er ihre Thäler, ſo laſſen ſie denſelben nicht anders als in Abfällen und Stufen herabgehen, d. h. ſie laſſen ihn von Felſen zu Felſen auf Umwegen herabſteigen, oder ſie laſſen ihn auch auf eine Zeit verſchwinden, um ihn auf eine Art wieder erſcheinen zu laſſen, die um ſo angenehmer, je regelloſer und je eigenſinniger ſie iſt. Fehlt ein ſolcher Quell, ſo bedienen ſie ſich aller Abhänge der Landſchaft, um kleine brauſende Waſſerfälle zu

bilden, wofür sie das Wasser in Schleußen sammeln, das sie dann auf seltsam erdachten Umwegen zu immer tiefern Abfällen leiten. Die Chinesen vermeiden ängstlich jeden Anschein von Regelmäßigkeit bei Anlage ihrer Gärten, und es muß z. B. scheinen, als hätten die Bäche sich ihren Weg selbst gegraben. Die Wasserbassins sind zuweilen kleine Teiche, die ein Thal oft ganz füllen und nur einen schmalen Fußsteig zwischen dem Ufer und der schroffen Thalwand lassen. Zuweilen ziehen sich diese Wasserbecken in einen breiten Canal zusammen, der in Bogen geht und oft durch Felsen gedrängt und im Laufe gehemmt ist. Zuweilen erscheint das Wasser in der Mitte eines Thales so, als ob es sich gewaltsam einen Weg hierher gebahnt hätte.

Die Elemente, woraus die Chinesen ihre reizenden Lustgärten zusammensetzen, sind für sie die Gewässer, die Ufer von Sand, Kieß, große Felsstücken, Muscheln kunstlos geordnet, Rasen, dann die Pflanze Ki-leou oder Nenuphar, wilde Binsen und Schilfe, kleine berasete oder steinigte Inseln, Schleußen, Dämme und ländliche Brücken aller Art. Für Thäler wendet man an: tiefgelegte Felder, trockne Gelände, Sand, Gräben, kleine Hecken, Grotten, Höhlen, kleine Hütten von Stroh, Palmblättern oder großen Steinen und Ziegeln, jede von anderer Gestalt, aber allesammt heiter und ländlich. Für die kleinen Gebirge braucht man: Abstürze, Terrassen, Belvederen, Aufgänge, Stufen in einfach ländlicher Weise, aber nett und zierlich. Ueberall erblickt man Anhäufungen von Felsen, Versteinerungen und große Steine von seltsamer Gestalt und verschiedener Farbe sind hier und da, wie durch Zufall zerstreut *).

Und diese Bemerkungen entsprechen denn auch in der That den Abbildungen, die wir auf den chinesischen Vasen finden, namentlich auf den großen, 4 Fuß hohen weiß und blauen Vasen im 3ten u. 6ten Saale der Dresdener Sammlung, wo ganze Parks mit ihren Felsen, Brücken, Pavillons mitten im Wasser, Dämmen, Canälen, Gondeln dargestellt sind. Auch auf anderen kleinern Gefäßen sind einzelne Partien aus den Lustgärten dargestellt; so sehen wir auf einer Flasche (XV. 648.) ein felsiges Ufer, an welchem Trauerweiden und Pagoden von vielen Stockwerken stehen, das einen Fluß begränzt, der mit rothblühenden Wasserpflanzen bedeckt ist. Hier begegnen sich zwei Gondeln, deren eine ein Herr, die andere eine Dame besitzt, welche letztere zwischen Inseln hindurchfährt, auf welchen aus dichtem Gebüsch und an Felsen gelehnt zierliche Pavillons hervorblicken. Auch Wild, namentlich Dammhirsche, Rehe und Reiher, findet sich als Bevölkerung dieser Parks.

*) Mémoires conc. les Chinois T. VIII. 321—325.

Die berühmtesten und vollendetsten Gärten Chinas sind die des Kaisers und es finden sich deren mehrere im Umfange des Reiches. Am bekanntesten sind die Gärten von Yuen-min-Yuen, welche die englische Gesandtschaft unter Lord Macartney von Peking aus besuchte, da der Kaiser Kien-Long dort sein Hoflager hielt *). Die dazu gehörigen Ländereien haben 10 englische Meilen im Durchmesser und umfassen gegen 60,000 Morgen Landes. Das Land ist in Hügel und Thäler getheilt und wechselt in Holz und Wiese ab. Es fehlt nicht an Canälen, Flüssen und großen Wassermassen, deren Ufer auf unregelmäßige und gleichsam zufällige Weise aufgeworfen sind. Man sieht hier kühne, felsige Vorgebürge, welche in einen See laufen, und Thäler, die sich zurückziehen; einige sind mit Holz überwachsen, andere trefflich angebaut. An einzelnen Stellen, wo Lusthäuser oder Ruheplätze aufgeführt sind, scheinen die Aussichten studirt zu seyn. Die Bäume waren nicht nur nach ihrer Größe gestellt, sondern man schien auch die Farbe ihrer Blätter bei der Zusammensetzung des Gemäldes in Anschlag gebracht zu haben. Innerhalb der Mauern dieser Gärten sollen an dreißig verschiedene Wohnplätze für den Kaiser mit allen dazu nothwendigen Nebengebäuden zur Wohnung für die verschiedenen Staatsbeamten, Verschnittenen, Diener, Künstler u. s. w. vorhanden seyn. Die Gebäude sind, obschon sehr mannichfaltig, doch nach einem Plane angelegt. Sie liegen nach Süden auf einem unregelmäßigen Boden am Fuße schöner Hügel, welche mit ihren angränzenden Thälern von hohen Mauern eingeschlossen sind. Man hat nie versäumt, Wasser bei der Ansicht anzubringen. Die entfernten Hügel sind bepflanzt, angebaut oder kahl, wie es eben die Ansicht erfordert. Die Mauer ist oft in einer tiefen Einschließung versteckt, damit man sich den Umfang derselben größer denke, als er wirklich ist. Ein chinesischer Gärtner, sagt Lord Macartney, ist der Maler der Natur, und wenn er gleich gar nicht die Perspective als Wissenschaft versteht, so bringt er dennoch durch die Benutzung oder vielmehr durch das Malen der Entfernungen die glücklichsten Wirkungen hervor; er hebt die einzelnen Partien oder er macht sie weniger hervorstechend, er stellt die Bäume so, daß helles und dunkles Laub mit einander wechselt, er rückt Bäume vor oder er stellt sie zurück, wie es die Größe und Gestalt derselben fordert, er führt Gebäude von verschiedenen Dimensionen auf, hebt und verschönert sie durch helle, lebhafte Farben oder macht den Eindruck derselben durch Einfachheit und Weglassung des Schmuckes geringer. Als Lord Macartney und sein Gefolge eine Promenade durch den Garten Yuenmin-Yuen machten, gelangten sie nach dreistündigem Wege an einen großen See, dessen Ufer sich in der Entfernung zu verlieren

*) Barrow I. 146. 150. ff.

schienen. Hier fanden sie eine große und prächtige Jacht und mehrere kleine, die alle mit bunten Wimpeln geschmückt waren. Die Ufer des See's zeigten die mannichfaltigsten Gestalten; sie sind mit Buchten eingeschnitten oder sie haben Vorsprünge, so daß mit jedem Ruderschlage ein neuer unerwarteter Gegenstand sichtbar wurde. Auch fehlt es nicht an Inseln, aber sie liegen nur da, wo sie liegen sollen, jede an einem schicklichen Orte und jede hat ihren eigenthümlichen Charakter; eine Pagode oder ein anderes Gebäude bezeichnet die eine und einer andern fehlt es an jeder Art des Schmuckes. Eine ist eben, die andere ist steil, einigen giebt der Anbau ein heiteres, anderen das Holz ein finsteres Ansehen. Wo irgend etwas Anziehendes zu sehen war, schiffte man aus, so daß die Gesellschaft wohl bei 40 oder 50 Palästen und Pavillons anlegte. Sie sind allesammt sehr reich mit Gemälden von des Kaisers Jagden und Lustreisen ausgeschmückt, mit ungeheuer großen Gefäßen von Jaspis und Achat, mit dem feinsten japanischen Porzellan, mit jeder Art europäischer Spiel- und Galanteriesachen, mit Sphären, Instrumenten zu Darstellung der Bewegung der Himmelskörper, Uhren, musikalischen Automaten. An vielen Stellen ist der See mit Nenuphar oder Nelumbium bewachsen, einer Pflanze, welche die Chinesen sehr lieben und auf allen ihren Wasserstücken anbringen. Künstliche Felsen und Teiche mit Gold- und Silberfischen sieht man sehr häufig, so wie vor den Pagoden ungeheuere Porzellanfiguren von Löwen und Tigern. An einem anderen Tage zeigte man der britischen Gesandtschaft auch noch den westlichen Theil des Gartens, welcher mit dem bisher gesehenen in einem auffallenden Contrast steht und die erhabenen Schönheiten der Natur in einem eben so vorzüglichen Grade vorstellt, als der östliche die Reize der Sanftheit und Lieblichkeit hat. Es ist eine der schönsten Waldscenen in der Welt; sie ist wild, holzreich, bergig, reich an Hirschen und Wildbret verschiedener Art und von vielen anderen Jagdthieren, welche dem Menschen nicht gefährlich sind. An vielen Orten wuchsen unermeßliche Waldbäume, besonders Eichen, Fichten, Kastanien auf fast senkrecht steilen Anhöhen. Die Wurzeln dieser Bäume arbeiten sich oft über die erhabensten Gipfel steinigter Hügel oder sie sammeln sich am Rande derselben, steigen mit schneller Bewegung herab und verstecken sich in den tiefsten Thälern. Da findet man in schicklicher Entfernung Paläste, Häuser für Gastmäler und Klöster, doch ohne Bonzen, die sämmtlich der Lage des Ortes angemessen sind. Zuweilen sieht man einen kleinen Fluß auf der einen Seite, der sanft durch den offnen Waldplatz schleicht, auf der andern Seite erblickt man einen Wasserfall, der sich wild schäumend herabstürzt, und von unten mit tausendfachem Echo wieder heraufhallt oder schweigend von einem dunkeln Teiche oder einer weiten Kluft verschlungen wird. Die Wege, auf

welchen man sich diesen romantischen Scenen nahete, sind oft aus lebendigen Felsen gehauen und um die Hügel in einer Art von steiler Treppe geführt. Vermöge der großen Unregelmäßigkeit des Bodens und der mannichfaltigen Höhen eröffneten sich die herrlichsten Aussichten, namentlich als man in einen Pavillon gelangte, der auf allen Seiten offen, auf einer namhaften Höhe gelegen war. „Der Radius des Horizonts, sagt Lord Macartney, würde nach meinem Dafürhalten wenigstens 20 Meilen von dem Mittelpuncte, wo wir standen, ausmachen und eine so reiche, mannichfaltige, schöne, erhabene Aussicht hatte mein Auge nie gesehen. Ich sah Alles vor mir, wie auf einer illuminirten Karte, Paläste, Pagoden, Städte, Dörfer, Meiereien, Ebenen und Thäler von unzähligen Strömen durchwässert, Hügel wogend von Wald, und Wiesen mit Vieh von den schönsten Farben bedeckt" *).

Dieß genüge über den Sinn der Chinesen für ländliche Freuden und landschaftliche Schönheit, und es zeugt für ihr Geschick in der Anordnung natürlicher Mittel, für ihre Ausdauer auch in solchen Unternehmungen, die nicht blos für den Nutzen bestimmt sind.

Die Schifffahrt

mit Allem, was dazu gehört, ist für das von Strömen und Canälen durchzogene China von besonderer Wichtigkeit. Es ist überaus charakteristisch für den Geist seiner Bewohner, daß die Schifffahrt Chinas sich fast ausschließlich auf die Ströme und die nächste Seeküste beschränkt, daß der chinesische Schiffer sich niemals ganz von seinem vaterländischen Boden trennt und denselben nicht aus dem Auge verliert, obschon es Tausende von Chinesen giebt, die auf dem Wasser geboren werden, den größten Theil ihres Lebens daselbst zubringen und ihre Geschäfte daselbst treiben. Das Schiff ist also in China nicht allein ein Fahrzeug zum Transport von Gegenständen, sondern es ist auch die beständige Wohnung des Menschen, und als solche wollen wir dasselbe auch zuvörderst betrachten.

Ein großer Theil der Bevölkerung des chinesischen Reiches lebt Jahr aus Jahr ein in den Jonken, Schaluppen und kleinen Booten auf Flüssen und Canälen, sowohl vom Fischfang, als auch namentlich in Kantong von Handwerken. Der reiche Bilderschatz der Kön. Porzellansammlung in Dresden gewährt uns auch in dieser Beziehung manche belehrende Anschauung. Namentlich sind zwei viereckige Laternen von Porzellan mit Abbildungen von chinesischen Fischerfamilien bedeckt. Ein mäßig breiter Fluß ist der Mittelpunct jedes der acht Gemälde. Die eine Laterne (XVI. 1318.)

*) Dazu Blumenblatt von H. Kurz S. 28. f.

zeigt zunächst einen Fischer, der im Innern des Bootes sitzt und ruht. Das Boot ist, wie alle übrigen, ohne Kiel, mit breitem Boden und ohne Schnabel. Am Ende des Bords ist ein Loch, durch welches ein breites Ruder geht. Mast und Segel fehlen, alle Böte sind aber mit einem von Bord zu Bord ruhenden Dache bedeckt, worin die geringe Habe des Fischers aufbewahrt ist. Das andere Bild zeigt zwei neben einander im Schutze eines überhängenden Uferfelsens liegende Böte, in dem einen einen Mann, der entgürtet und barfuß mit der Linken eine Metallschaale an den Mund hält, während er mit dem in der Rechten haltenden Stäbchen den Reis zu sich nimmt. Auf dem andern Kahne sitzt ein Frauenzimmer mit entblößtem Nacken, die ihm mit der linken Hand ein kleines Theeschälchen darreicht, das sie so eben aus dem großen Theetopf, den sie mit der Rechten in den Kahn zurückstellt, eingeschenkt hat. In dem Kahne des Mannes sieht man Netze aufgehängt. Das dritte Bild derselben Laterne zeigt ebenfalls zwei neben einander liegende Böte, in deren einem ein Frauenzimmer sitzt und auf einer langen Rohrflöte bläst. In dem andern Boote sitzt ein Mann, der seiner Frau, die neugierig mit dem Kinde aus dem Verdeck herausguckt, mit der Rechten Stillseyn zuwinkt. Das vierte Bild stellt eine Frau mit einem Boot dar, das sie mittelst einer durch das Vordertheil ins Wasser gesteckten Stange zum Stehen gebracht hat. An der offnen Brust hat sie einen Säugling. Sie unterhält sich mit einer Frau, welche ein Körbchen und eine Theekanne über eine Brücke trägt, und welcher ein Kind folgt, das ein Henkelgefäß auf der linken Schulter ihr nachschleppt. Auch auf diesen Bildern ist am Flußufer die beliebte Trauerweide mehrfach angebracht. Die zweite Laterne (XVI. 1320.) enthält ebenfalls vier Bilder, die denselben Gegenstand darstellen. Das erste zeigt eine Frau in einem Kahne am Steuerruder, die recht freundlich mit ihrem am Bord unter dem Verdeck vorschauenden Kinde spricht. Im Kahne sehen wir kleine Tassen, dann mehrere Krüge, ein überflochtenes Gefäß, eine Art Anker. Vom Bord hängt eine Art Fischreuse und ein zweites Ruder ins Wasser, in welchem zwei Enten sich tummeln. Das jenseitige Ufer zeigt eine Canalbrücke und einen Mann, der sich dem Schiffe nähert. Im zweiten Bilde sitzt ein bärtiger Mann am Ende des Kahns und zieht an einer Leine ein Zugnetz an sich. Hinter ihm steht ein wohlgekleidetes Mädchen, die seine Arbeit mit Aufmerksamkeit beobachtet und eine Tasse in der Hand hält. Das dritte Bild enthält eine Fischerin im festgesteckten Kahn, die ihren drei leicht geschürzten, nackten Knaben zusieht, welche theils mit der Hand, theils mit einem Netz Fische aus dem Wasser holen. Im Hintergrund erblickt man zum Trocknen aufgestellte Zugnetze und durch die Bäume ländliche Hütten. Das letzte Bild bringt zwei Kähne zur Anschauung; auf dem einen steht eine Frau, welche mit

dem Netze fischt. Den andern bewegt ein Mann mit dem Staken vor sich vom Lande ab, wo eine Treppe von einem Hause in den Fluß führt. Es sind dieß Scenen aus dem Leben der Fischer auf den Flüssen. In ähnlicher Weise leben auch die Entenzüchter, so wie die Wäscherinnen von Kantong*), die dort eine besondere Classe der Bevölkerung bilden und die unter dem leichten Mattendach Tag und Nacht zubringen. Die Barbier- und Fischerkähne sind die kleinsten von allen und nur für einen Mann eingerichtet, der im Hintertheile mit untergeschlagenen Beinen sitzt. Von da bis zum Vorderbuge sind sie außerordentlich schmal und so leicht, daß sie mit der Spitze über das Wasser emporragen, wenn der Mann im Hintertheile sitzt. Diese Nachen werden mit dem Schaufel- oder Handruder fortgetrieben, das aus einem viereckigen Stück Holz mit rundem Stiel und Krücke besteht. Die Segel, welche diese kleinen Nachen haben, bestehen aus einem länglichen Mattenstück, das am Maste aufgestellt und mit kleinen Bambusstäben gestrafft wird; das Segel hält nicht lange, es fault und wird nach und nach verbraucht, so daß man Segel von 6 Quadratzoll zu sehen bekommt. Einige haben Segel von blauem Nanking; wer auch dieß nicht besitzt, nimmt den runden Bambusdeckel, wenn das Boot bedacht ist, und fängt damit den Wind auf.

Die Böte der Wäscherinnen von Kantong haben etwa 20 Fuß Länge und verhältnißmäßige Breite, ihre Enden sind stumpf abgestutzt, das ganze Innere ist mit Bretern bekleidet, die bis wenige Zoll vom Rande hinaufreichen. Von diesen Planken können einige nach Gefallen abgehoben werden, wodurch geräumige Verschläge zwischen Verdeck und Plattboden des Bootes entstehen. Rings auf dem obern Bootrande sind gerade aufstehende Hölzer befestigt, um die Ueberdachung oder das sogenannte Haus zu tragen. Dieses besteht aus einer groben Matte von dünnen in einander geflochtenen Bambusstäben, die durch Rippen von stärkern Hölzern eben der Art in einer Wölbung zusammengefaßt werden. Zwei oder drei solcher Dachdecken werden auf den Kopfenden der stehenden Randhölzer befestigt und gewähren, eine über die andere hingeschichtet, recht guten Schutz gegen Sonnengluth. Im Winter oder bei Regentagen werden die gerundeten Seiten dieses Wohnkahnes mit groben Tuchstücken zugehangen und in der Nacht ist das offene Ende des Hauses jedesmal durch ein Mattenstück verschlossen. Ein Ruder befindet sich an der Seite, das zweite wird hinten schaufelartig gebraucht und beide bewegen das Fahrzeug ziemlich schnell vorwärts. Die Geräthschaften des Innern bestehen in einer viereckigen Matte und einem hölzernen Schlafkissen für jedes der drei oder vier Mädchen, welche ihr schwimmendes Haus nur dann verlassen, wenn

*) Davis la Chine I. 368. Downing I. 70. 80. 142. ff.

sie einen Tempel besuchen wollen. Sie sind zufrieden und fleißig und haben ein gesundes, kräftiges Ansehn. Ihren Erwerb ziehen sie namentlich aus dem Bearbeiten der Wäsche der Fremden.

Nächstdem wohnen aber auch anständige, ja wohlhabende Leute auf Fahrzeugen im Flusse. Die Schiffe dieser Leute haben freilich ein anderes Ansehn. Ihr Rumpf ist groß und breit, ganz überkleidet mit einem Verdeck, das über den Schiffsrand hinausragt und als vorspringender Gang dient, um überall hingelangen zu können. Hinten ist der Spiegel weit überragend, ringsherum läuft ein Geländer, damit nichts über Bord falle. In der Mitte des Bootes befinden sich die Gemächer; der Aufbau beginnt vorn, etwa am Drittheil der Schiffslänge, und reicht beinahe bis zum Spiegel, wo er plötzlich abgebrochen wird. Die im Vorderschiffe leer gelassene Rampe dient als eine Art von Vorzimmer zum Haupteingange in den Frontgiebel; hier sitzen auch die beiden Ruderer, wenn das Haus in Bewegung gesetzt wird. Neben der einen Seite der Thür ist gemeiniglich eine kleine Leiter errichtet, um auf das Dach des Hauses zu gelangen, welches flach und mit schwarzer Farbe bemalt ist. Längs der Seiten derselben sind Reihen von Töpfen hingestellt, in denen Blumen und immergrüne Gewächse gezogen werden; ein kleiner Mast wird den Umständen gemäß im Vordertheile des Mittelgebäudes errichtet. Die lange Seite des Hauses ist durch verzierte Pfeiler in drei oder vier Abtheilungen gesondert; zwischen zweien solcher Stützpfeiler ist jedesmal ein Fenster eingeschnitten, das mit Schiebern verschlossen werden kann. Hinter dem Hause ist der Platz für den Steuermann. Das Aeußere eines solchen Schiffes ist überaus sauber und zierlich. Die ganze Seitenlänge ist mit feinem erhabenen Schnitzwerke verziert, mit lichtgrüner Farbe angestrichen, während Leisten und Eckwinkel in Gold und Weiß erglänzen. Die Vorderseite ist fast ganz durch Gitterwerk verdeckt und die Eingangsthür häufig durch eine kleine Veranda geschmückt, an deren Fuße Blumentöpfe stehen, von denen sich Schlingpflanzen zum Dache emporranken.

Das Innere dieser Wohnschiffe ist behaglich, ja üppig eingerichtet. Der Herr bewohnt die vordern und besten Zimmer, während die Diener im hintern Theile des Schiffes sich aufhalten. Jedermann, der sich ein Boot hält, ist genöthigt, einen Mann zu dessen Besorgung anzunehmen. Da dieser Schiffsdiener durchaus nur an Bord lebt und das Schiff wie seine Wohnung betrachtet, so ist er gewöhnlich verheirathet und hat Frau und Kinder bei sich. Beim Eintritt durch die Vorderthür befindet man sich im Bettzimmer des Herrn, wo man zu beiden Seiten an den Wänden gut gepolsterte Lagerstätten bemerkt, die durch Mückennetze gegen die Angriffe der Moskitos geschützt sind. Hinter dem Bettzimmer folgt das Empfangzimmer; hier sind zu beiden Seiten der fast stets geöffneten Fenster

Stühle und Armsessel aufgestellt. In einem eigenen Verschlage ist die Betcapelle, in welcher stets eine Lampe brennt. In der Ecke des Zimmers stehen Tische, auf denen Alterthümer, Seltenheiten und Porzellansachen aufgestellt sind. An den Wänden sieht man Bilder, doch ohne Rahmen. Ferner sieht man rings an der Vertäfelung musikalische Instrumente aufgehängt. Als Zierrathen bemerkt man in den Ecken des Gemachs bunte Laternen, die theils die Gestalt einer Kugel, theils eines Cylinders haben und zusammengeschoben werden können.

Im Hintertheile des Schiffes ist Küche und Vorrathszimmer. Das Segel wird nur dann aufgezogen, wenn der Wind ganz voll hinter dem Fahrzeug herbläst. Solcher Wohnschiffe liegen in Kantong stets eine große Anzahl im Flusse und sie bilden hier mit denen der niedern Classen eine ganze Stadtabtheilung, Gassen und Straßen, in denen nur des Nachts Ruhe wird.

In dieser Weise sind denn auch diejenigen Schiffe, welche in Kantong den öffentlichen Frauen zum Aufenthalte dienen. Sie sind sehr groß und prächtig ausgeschmückt. Ihr feines Bilderwerk, ihre Vergoldungen sind äußerst prachtvoll und auf ihren Dächern prangen in voller Blüthe Reihen der seltensten Topfgewächse. Rings um das Dach sind kleine Balcone angebracht, die durch leichte zierliche Treppen, mit kunstvollen Geländern versehen, mit anderen Theilen des Bootes in Verbindung gebracht sind. Reihenweise sitzen die Frauen auf den Balconen, reich geschmückt, mit Blumen in den Haaren und funkelnde Geschmeide an den Gewändern. Einige schwanken umher, um ihren kleinen Fuß zu zeigen. Wenn Fremde vorbeifahren, kommen sie aus ihren Gemächern hervor und üben alle Künste der Verlockung. Sie plaudern und flüstern mit einander und lachen und nicken mit den Köpfen *).

Eine nicht minder große Mannichfaltigkeit bieten die Fahrzeuge, welche zum Transport von Menschen und Waaren benutzt werden. Die kleinsten darunter sind die Frauenkähne von Macao. Es sind kleine Fahrzeuge von 8 Fuß Länge und 3½ Fuß Breite, sie sind vorn und hinten ganz stumpf, das vordere Ende ist etwas aufgebogen. Eine Frau steht am hintern Ende und bewegt das Steuerruder, während eine andere an der Spitze steht und rudert. Die Mitte dieser Fahrzeuge ist mit Matten bedeckt, unter denen man geschützt gegen Regen und Sonnenschein sitzen kann. Eine feine Matte liegt auf dem Boden und darauf stehn einige kleine Stühlchen zum Sitzen für die Passagiere. Die Frauenzimmer, welche diese Fahrzeuge führen, wohnen darin für beständig; sie bilden eine eigne Classe der Bevölkerung, haben alle große Füße und gehen gekleidet in blauen Nanking, ganz so wie die Män-

*) Downing I. 139.

ner, nur daß ihr Oberkleid um 4—8 Zoll länger ist. Sie sind sehr frech. Da ihre kleinen Fahrzeuge weder mit Theer bestrichen, noch auf dem Boden beschlagen sind, so müssen sie häufig aus dem Wasser herausgenommen und gereinigt werden. Wenn die Fluth am höchsten steht, befestigt man dann den Kahn am Lande, und sobald das Wasser mit eintretender Ebbe fällt, bleibt er auf dem Trocknen. Die Bewohnerinnen packen nun ihre Kleider und übrigen Habseligkeiten aus, wenden den Kahn um und scheuern den ganzen Boden desselben ab. Die Fugen werden sodann mit einem Kitt aus Kalk und Pflanzenschleim bestrichen. Hierauf zünden sie ein Feuer an, legen Stroh und Papier darauf und sengen die Oberfläche des Kahnes damit an. Diese Arbeit wird aller 4 bis 6 Wochen wiederholt und täglich auf der Rhede von Macao gesehen. Wenn die Fluth wieder eintritt, ist die Arbeit beendigt und der erneuerte und gereinigte Kahn kehrt ins Wasser zurück *).

In ähnlicher Weise, nur sauberer und niedlicher, sind die Gondeln der Vornehmen, deren sie sich in ihren Parks zu Wasserpromenaden bedienen. Einige haben nach den Abbildungen derselben auf Porzellangefäßen ein halbrundes Mattendach, auch einen Mast mit Mattensegel, andere sind mit einer Art Baldachin bedeckt.

Die Jachten zum Transport der Personen auf Flüssen fanden die Mitglieder der Macartney'schen Gesandtschaft sehr bequem. Sie haben einen breiten Boden und gehen nur 15 Zoll im Wasser. Ihr oberstes Holzwerk ist hoch und gleicht einem schwimmenden Hause. Sie haben drei Zimmer zur Bequemlichkeit der Reisenden, deren erstes das Vorzimmer für Bedienten und Gepäck, das mittelste ein Speisezimmer 15 Fuß im Gevierte und das dritte das Schlafzimmer in zwei oder drei Abtheilungen ist. Dahinter ist die Küche und entfernter dann kleine Stätten für die Bootsleute. Oft ist auch noch ein zweites Stockwerk darüber angebracht, das in kleine Zellen getheilt ist, welche genau die Länge und Breite eines Menschenkörpers haben. Außen läuft ein Bretergang um das ganze Schiff **).

Diese Fahrzeuge werden von Strandholz und Bambusrohr gebaut. Der Fußboden der Zimmer kann ganz herausgenommen werden, weil er aus lauter Fallthüren besteht, die mit Messingringen versehen sind. In dem Kielraum ist dann Platz für eine große Menge Sachen. In dem unteren Verdeck sind die Fenster von Holz mit sehr kleinen viereckigen Oeffnungen, worüber geöltes Papier gespannt ist. An der Außenseite ist ein farbiger Vorhang, der von einem bis an das andere Ende des Fahrzeuges sich hinzieht und, bei heißem Wetter aufgespannt, Schutz gegen die Son-

*) Meyen, Reise um die Erde II. 305.
**) Barrow I. 83.

nenstrahlen gewährt. Außen vor den Fenstern hat man auch noch Laden von Holz, die gegen die kalte Luft geschlossen werden. Größere Fahrzeuge haben einen oder zwei Masten mit Mattensegeln *). Sobald es dunkel wird, stecken alle chinesischen Flußschiffe eine brennende Laterne an die Spitze des Mastes, um das Aneinanderstoßen zu vermeiden. Die Laternen sind von buntem Papier und tragen Inschriften, welche den Inhalt des Schiffes, Namen und Rang der darauf befindlichen Personen, Waaren u. dgl. enthalten. Sind vornehme Personen an Bord, so werden wohl drei Laternen ausgehängt. Außerdem werden auch rund um das Verdeck Laternen ausgestellt. Am Tage wird die Ladung des Schiffes durch buntseidene Fahnen angekündigt.

Sehr zierlich sind die Mandarinenböte, welche zwischen Macao und Kanton gesehen werden, und Downing (I. 115.) meint, daß sie kaum von irgend einem Schiffe anderer Nationen übertroffen werden. Am Bord ist der Mandarin mit 60—70 Soldaten, die er gegen die Schmuggler gebraucht. Der Rumpf dieser Böte ist sehr symmetrisch gebaut, der Oberthail mit einer hellblauen Farbe überzogen, die dem Ultramarin gleicht, während der Unterthail weiß gemalt ist. In den blauen Seiten sind eiförmige, innen brennend roth bemalte Oeffnungen, aus deren jeder ein langes, weißes Schlagruder hervorragt, und oft hat solch ein Boot dreißig derartige Ruder an jeder Seite, die auch ungebraucht nicht von ihren Stellen abgenommen werden. In einer Oeffnung des Spiegels ist das Steuer fast verborgen und der kleine sichtbare Theil desselben ist, wie gewöhnlich bei den chinesischen Steuerrudern, mit einer Menge kleiner viereckiger Löcher durchbrochen. Das Verdeck besteht aus kleinen Planken eines braunen, sehr harten Holzes, das immer spiegelblank gehalten wird. Hier kauern die Soldaten, während der Mandarin am äußersten Ende auf kleiner, schön verzierter Matte sitzt und seine Pfeife raucht und sich durch glänzendes Costüm und würdevollen Ernst auszeichnet. Auf dem Verdeck sind kleine Pfeiler errichtet, welche ein leichtes, nach beiden Seiten abgeflachtes hölzernes Dach zum Schutz gegen die Sonne tragen. Die Ränder desselben sind in rother Farbe mit Goldblättern bemalt, kleine Zacken von zubereitetem Leder bilden die untere Einfassung derselben. Das Innere der leichten Decke ist mit Bildern und Sinnsprüchen verziert. Gegen die Sonnenstrahlen und Kälte werden große Matten von Reisstroh in regelmäßiger und zierlicher Weise darüber gebreitet, die dem Ganzen das Ansehn eines Strohdachs geben. Die Segel sind aus sehr feinen, sauber zusammengenäheten Matten bereitet und gleichen spitzwinkeligen Dreiecken; sie werden von zwei Masten getragen, deren Gipfel in langen verdünnten Stäben enden,

*) Andersen I. 93.

die in regelmäßigen Zwischenräumen mit kleinen, runden Kugeln und Flaggfähnchen verziert sind; hinten vertritt ein langer schwankender Stock oder Stab die Stelle des Besanmastes und endet ebenfalls mit kleiner, runder Kugel am obern Theile; er trägt eine schöne, weiße Flagge, deren Mitte glänzend rothe Charaktere verzieren. Zwei bis drei lange Drehbassen sind auf dem Verdeck angebracht, wo auch Piken und runde Schilder sich finden.

Diese Flußschiffe, von denen es auf den chinesischen Strömen und Canälen wimmelt, werden theils durch die Strömung des Wassers, theils durch Segel und Wind, theils durch Staken und Ruder, theils aber auch durch Schiffzieher fortbewegt.

An allen chinesischen Strömen finden sich ganze Gesellschaften von Leuten, deren Geschäft es ist, bei Ebbe oder mangelndem Winde die Schiffe zu ziehen. Zu diesem Zwecke wird ein Tau an den Mast und ein anderes an das Vordertheil des Schiffes befestigt. Jeder der Schiffzieher hat ein dritthalb Fuß langes Stück Holz, woran vermittelst eines starken Strickes an jedem Ende das von dem Schiffe herüberlaufende Tau festgemacht wird. Dieses Holz werfen die Leute nun über den Kopf, so daß es auf die Brust zu ruhen kommt, und daran stemmen sie sich. Sie sind in einer geraden Linie mit anderthalb Schritt Distanz hinter einander an das Tau gespannt. Sind alle in Ordnung, so giebt der Anführer das Zeichen zum Anziehen. Nun beginnt der Marsch mit taktmäßigem Schritt, der durch eine Art von kurzem Gesang in Ordnung erhalten wird. Die Arbeit geht gemeiniglich Tag und Nacht fort und wird nur durch kurze Rasten unterbrochen. Die Seile sind aus Rotang, leicht und dauerhaft*).

So zweckmäßig nun auch die Schiffe eingerichtet sind, welche auf den Strömen gebraucht werden, so unvollkommen sind die Seeschiffe der Chinesen, die sich denn auch nicht gern in die offene See hinauswagen, sondern immer an der Küste sich halten. Und dennoch haben die chinesischen Schiffer sich in früher Zeit bis nach Ceylon und Ormus gewagt, sind auch schon seit mehr als 4000 Jahren mit der Magnetnadel bekannt.

Alle Reisende, welche chinesische Seeschiffe gesehen haben, stimmen darin überein, daß sie außerordentlich schwerfällig und ungeschickt sind. Jedes Schiff, groß oder klein, das die Bestimmung hat, die See zu befahren, ist auf beiden Seiten des Bugs mit einem großen, gemalten Auge verziert. Alle Schiffe sind ohne Kiel und gleichen dem chinesischen Schuh. Vorder- und Hintertheil sind

*) Anderson I. 116. Bream II. 60. So hätten denn die chinesischen Schiffzieher große Aehnlichkeit mit unsern Pomätschen an der Elbe. Uebrigens haben die Chinesen auch wie wir Flöße, auf denen sie Waaren transportiren und die sie dann als Holz verkaufen.

ausnehmend hoch, der Vorkiel, der das Wasser durchschneidet, fehlt gänzlich. Der innere Raum ist in eine große Menge wasserdichter Behältnisse getheilt, so daß ein Leck dem Schiffe noch gar keine Gefahr bringt. Die Bollwerke sind sehr hoch, laufen auf den Seiten der Puppe zum Stern hinauf und sind hinten durch Breter verschlossen, die ein Taffarell bilden. Nach vorn sind sie offen und kurz abgebrochen, so daß sie dem Rachen eines Thieres gleichen. Das Steuerruder wird häufig in einer, zu dessen Aufnahme offen gelassenen Sternabtheilung gebraucht, bei seichtem Wasser jedoch mit Hülfe von Tauen und Rollböcken auf den Bord gewunden. Ueber den Bugen hängen immer zwei oder drei schwere Anker, aus Ti-mu, Eisenholz, die mit Eisen beschlagen und mit starkem Tauwerk aneinander und an den Ankerstock gebunden sind. Außer diesen führen sie noch einige leichte ganz eiserne Werfanker, die zu augenblicklichem Gebrauche an passenden Stellen liegen. Diese großen Schiffe führen zwei bis drei Masten, deren jeder aus einem ganzen Baume besteht und die ziemlich unregelmäßig emporragen. Der Hauptmast steht in der Regel senkrecht, dagegen neigen Vorder- und Besanmast sich vor- und rückwärts. Die Segel bestehen aus Matten, welche, wenn das Schiff ihrer nicht bedarf, zu unförmlichen Wulsten aufgerollt werden, vorn und hinten in einiger Entfernung über dem Verdecke. Sie sind zum Theil sehr roh gearbeitet und meist viereckig. Die kleineren Junken sind roth und weiß, die größern in bunteren Farben gemalt. Manche Theile sind mit Inschriften in bunten Farben verziert, der ganze Spiegel mit gräßlich grinsenden Gesichtern von Menschen und Fabelthieren bemalt. Flaggen aller Farben hängen von den Mastspitzen herab, einige am Flaggenstabe, andere an Querstäben. Auch die Segel sind mit großen Inschriften geziert. Schwarze Flecken in besondern Ecken der Segelmatte bezeichnen den Hafen, wohin das Schiff seine gewöhnlichen Handelsfahrten treibt. Die Segel sind zuweilen so eingerichtet, daß man sie wie Fächer zusammenfalten kann.

Theer und Pech wenden die Chinesen nicht an; die Fugen stopfen sie mit einer Masse aus feinem Thon, Muscheln und Bambusfasern aus, um sie wasserdicht zu machen *).

Der Compaß der Chinesen besteht aus einem Stück Holz, das in der Mitte eine kreisrunde Aushöhlung hat, in welcher die ziemlich 1 Zoll lange Nadel vollkommenen Spielraum hat. Um diese Aushöhlung ziehen sich 20—30 concentrische Kreislinien, welche den Inbegriff der astronomisch-astrologischen Kenntnisse enthalten;

*) Downing II. 292. Barrow I. 43. 81. Davis I. 164. du Halde II. 192. Auf den Bildern der Porzellanvasen kommen keine Seeschiffe vor, wohl aber befindet sich in der Kön. Sächs. Porzellansammlung ein Schiffmodell aus Porzellan.

nämlich die acht mystischen Zeichen des Fo, die Namen der zwölf Tagesstunden, der um den Pol befindlichen Sterne, die 24 ersten Meridiane, die 24 Unterabtheilungen der Jahreszeiten, die Charaktere des Cyklus von 60 Jahren; die 28 Zeichen des Thierkreises, Charakere der fünf Elemente, Zeichen der glücklichen und unglücklichen Tage, mystische Zeichen mannichfacher Art, die selbst den Chinesen unerklärbar sind *).

Trotz des Compasses aber und der Aengstlichkeit, womit sie die Küste zu behalten suchen, rechnet man doch 10—12000 Seeleute aus Kantong, welche alle jährlich in der See ihr Leben verlieren. Den heftigen Stürmen und Typhons vermögen die ungeschickten chinesischen Schiffe nicht zu widerstehen. Daher sind auch die Chinesen auf der See sehr ängstlich und suchen durch häufige Opfer den Schutz der Götter zu erhalten. Hinter dem Compasse steht ein kleiner Tempel mit einem Altare. Hier steht das Bild der Göttin der Meere Mat-supo oder Himmelskönigin Tien-how und vor derselben eine Kerze, welche, in zwölf Theile getheilt, die Stunden zeigt, welche vergangen sind. Dabei ist Tabak, eine Pfeife und eine brennende Lampe befindlich, als gemeinschaftliches Eigenthum der ganzen Mannschaft, und hier werden täglich Opferungen und andere Ceremonien vorgenommen, die wir später näher betrachten werden **).

Der Landtransport

wird in China auf mannichfache Weise bewerkstelligt. Durch Menschen und Thiere, durch Schleifen, Karren, Wagen und bei letzteren wird sogar der Wind als Fortbewegungsmittel benutzt.

Unter den Lastthieren der nördlichern Landestheile finden wir zunächst das Camel. In den Straßen von Peking sieht man häufig Camele, und die britische Gesandtschaft begegnete bei der Stadt Caung-tschun-foa mehrere hundert derselben, welche Brennholz und Kohlen führten; ein Zug von mindestens 200 Camelen stand unter der Leitung eines einzigen Mannes. Die Camele, denen die holländische Gesandtschaft begegnete, waren nicht sehr belastet, gingen auch ziemlich langsam ***). Auf den Porzellangefäßen sind mir keine Abbildungen von Camelen vorgekommen.

Der Esel wird zum Fortschaffen von Lasten und Menschen ebenfalls sehr häufig angewendet. Bei jedem Thore von Peking,

*) Staunton account of the Embassy to the Emperor of China S. 221. Barrow I. 47. u. 74. Medhurst S. 76. Davis I. 160. Downing I. 133. ff. du Halde I. 288.

**) Barrow I. 50. Downing II. 300.

***) Anderson I. 181. Braam I. 168. 339.

namentlich den äußern zwischen der südlichen Mauer und dem Canale, bemerkte Timkowski mehrere gesattelte Esel, die für den Preis von 10 Tschech oder 4 Kopeken einen Menschen von einem Thore zum andern beförderu. Auch als Lastthier wurde es von Reisenden bemerkt *).

Das Pferd wird in China sehr häufig gezogen und zum Reiten und Ziehen allgemein angewendet. Das chinesische Pferd ist aber klein von Statur, gedrängt gebaut und schlecht gepflegt, namentlich wird für die Reinhaltung desselben wenig gethan. Braam sah Mandarinen auf Pferde steigen, die von Schmutz starrten, dieß aber gar nicht zu bemerken schienen. (Braam I. 260.) Dennoch achtet man auf seine Gesundheit und unter den Lehren des Kaisers Tscheng-zu-quogen-hoang-ti findet sich auch die, das Pferd, das sich auf der Reise erhitzt hat, ja nicht sogleich trinken zu lassen **). Uebrigens haben die Chinesen Sinn für schöne Pferde und bewundern die Gestalten derselben auf den europäischen Kupferstichen. Die auf den Porzellangefäßen abgebildeten Reitpferde sind allesammt plump und erscheinen in allen Farben, sogar rosa und gelb, was vielleicht die Sitte andeutet, die Pferde anzumalen. Eine große Schaale der Dresdner Porzellansammlung (XXI. 417.) stellt eine Art Damenturnier dar; die Damen sitzen wie die Männer zu Roß, handhaben den Kantschuh und jagen behend durch einander. Mehrere Pferde sind schwefelgelb, andere rosenroth angestrichen. Uebrigens finden sich auf andern Schaalen und Vasen Pferde von jeder Farbe, auch Schäcken und getiegerte. Mähne und Schwanz ist stets lang. Die Zäumung ist sehr einfach und besteht nur in einer Trense, die auf der Nase allemal einen bunten, meist rothen Büschel hat. Der Sattel, der aus einfachen Kissen mit bunter Decke besteht, ist durch einen Brustriemen und einen andern, der über die Lenden des Pferdes geht, festgehalten und dieser Riemen mit Quasten verziert. Ein eigentlicher Schwanzriemen, der auf dem Rücken hinläuft, fehlt. Diese Riemen sind oft mit Bändern und Flocken verziert, dergleichen auch an dem Halse vorkommen. Der Zügel besteht meist in einer einfachen Schnur, die Steigbügel sind sehr kurz geschnallt. Die Porzellanvasenbilder zeigen die Pferde überaus gewandt, lebendig und munter.

In China zieht man auch Maulesel, die man besonders zum Tragen von Gepäck und Sänften benutzt. (Braam I. 98.)

---

*) Timkowski II. 131. auf den Vasenbildern kommt der Esel ebenfalls nicht vor.

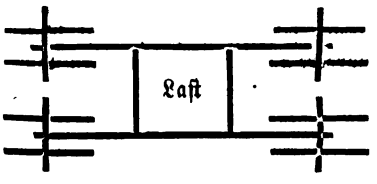
**) Mémoires concernant les Chinois IX. 105. — Diejenigen Pferde, welche sich auf einer großen Rolle des Kön. Kupferstichsalons zu Dresden befinden, sind zierlicher dargestellt und zeigen gute Dressur und schöne Bewegungen. Es sind viel Falben und Schimmel darunter.

Der Elefant wird auch in China gehalten und kommt in Porzellan als Statue mehrfach vor. In Peking befindet sich ein eigener Elefantenhof, worinnen diese Thiere gehalten werden. In diesem Hof sieht man einen Tempel, einen Brunnen und vier alte verfallene Ställe für die Elefanten nebst den Gebäuden für die Beamten und Wärter der Thiere. Timkowski (II. 199.) traf im Jahre 1821 nur noch acht Elefanten an; ihre Anzahl soll aber früher viel größer gewesen seyn. In den Ställen sind Oefen, um sie im Winter zu heizen. Die Elefanten stehen mit dem Kopf gegen die Thür, sie werden mit Weizenstroh gefüttert, in welches Reis eingewickelt wird. Für Fütterung ist eine bestimmte Summe ausgesetzt, die aber zu fast zwei Drittheilen in die Taschen der Beamten fällt. Die Elefanten hält man, um Gefäße, die bei den Opfern gebraucht werden, fortzuschaffen, wozu eigene, große Tragbahren bestimmt sind. Jeden Morgen werden vier Elefanten in die Hofburg geführt, wo sie ihre Künste machen.

Eine Vase der Dresdener Sammlung (XV. 950.) enthält in dieser Beziehung ein überaus merkwürdiges Bild. Man erblickt in einer Umzäunung einen großen weißen Elefanten, auf dessen Rücken ein Mann mit bloßen Armen und Füßen steht, der mit einem Ruthenbesen das Fell des Thieres kehrt. Zur Seite des Elefanten sind drei andere Männer mit langgestielten Borstbesen und einer mit einem Ruthenbesen. Ein großes Gefäß steht zur Seite und ein Mann trägt noch eine gelbe Vase herbei. Ein Offizier mit langem Bart führt die Aufsicht über das Geschäft.

Das Rind wird weniger zum Reiten als zur Vorspann benutzt, doch kommen in den chinesischen Bildern auch gesattelte Reitochsen vor.

Die Lastträger Chinas sind berühmt durch ihre Ausdauer im Transport von Menschen und Sachen. Um eine sehr große Last fortzuschaffen, vereinigen sich oft 20 bis 30 Menschen, die gemeinschaftlich eine Bahre tragen, welche die Gestalt eines Rostes hat und daher geeignet ist, vielen Menschen zu gleicher Zeit auf die Schulter gelegt zu werden *).



Angesehene und wohlhabende Leute halten sich eigene Sänften und Träger. Diese Sänften sind mannichfach gestaltet, bestehen meist aus einem Stuhl, der an den Seiten bedeckt ist und oben auf vier Säulen ein verziertes Dach hat. Zwei Querstangen fassen diese Sänfte und hängen wieder an zwei

*) Staunton account S. 297.

Querstäben, deren jeder von zwei Trägern auf die Schultern genommen wird. Auch der Kaiser hat seinen Palankin, der wohl von 20 Trägern geführt wird.

In den Zimmern und Gärten hat man Fahrstühle mit zwei großen Rädern, welche von einem Diener, der sie anfaßt, schiebend fortbewegt werden. Auf vielen Vasen erblickt man Männer, wie Frauen auf solchen Stuhlwagen und hinter denselben Diener mit allerhand Geräthe, Büchern u. dergl.

Aehnliche Schubkarren hat man aber auch zum Fortschaffen von Lasten und Waaren, für welche man auch einrädige erbaut hat. Man sieht täglich in Peking viele hundert einrädige Karren, in denen die Landleute Gemüse in die Stadt führen und Koth und Dünger darin zurückfahren. Man hat Karren, deren eines Rad 3 Fuß Durchmesser hat und auf welchen eine Person mit ihrem Gepäck fortgeschafft wird. Sie werden durch zwei Menschen fortbewegt, deren einer zieht, der andere schiebt *). Das Rad ist mit einem Reifen von Bambus beschlagen, welcher 2 Zoll breit ist. Zuweilen spannen die Chinesen auf diesen kleinen Karren ein Segel auf, wenn sie gerade den Wind hinter sich haben, um dieselben leichter fortzubringen. Van Braam sah eine ganze Flotte solcher Segelkarren; der Mast stak im Karren, das Segel war aus Matte, gewöhnlich aber aus Leinwand, 5—6 Fuß hoch und 3—4 Fuß breit **).

Die Wagen der Chinesen werden theils mit Rindern, theils mit einem bis vier Pferden bespannt, und man hat zwei- und dreiräd̈ige. Sie sind natürlich ohne Federn, zum Theil sehr eng und unbequem; das Verdeck ist entweder wie auf den Gondeln vorn oder hinten offen, oder es ruht auf vier Pfeilern oder Säulen, die bei Staatswagen wohl schön verziert sind. Der Fuhrmann geht neben den Pferden her. Das ganze Fuhrwesen erinnert an das europäische des 16. Jahrhunderts. Auf Porzellanvasen kommen Abbildungen von Wagen, die mit Thieren bespannt sind, nicht vor ***).

Endlich sind auch noch die Schlittschuhe und die Schlitten zu erwähnen, deren sich die Chinesen im Winter zum Fortkommen auf dem Eise bedienen. Die Schlittschuhe der Chinesen, welche Barrow (I. 248.) sah, waren, wie die unsern, dicht hinter der Ferse abgeschnitten und der vordere Theil war im rechten Winkel auswärts gekehrt.

*) Barrow I. 118. Braam I. 94. 111. 140.

**) Braam I. 149.

***) Barrow I. 108. 129. Anderson I. 141. Braam I. 174. 289. II. 50. Die Ochsenwagen, Braam I. 140. 161. 261. Mém. des Chinois XII. 292. 305. wegen der Abbildungen. Journal asiatique 3 Série. VIII. 239. Timkowski II. 132. Abbildungen bei Malpière.

In Peking sieht man im Winter kleine Handschlitten, auf welchen sich Leute durch Menschen fortbewegen lassen. Auch die holländische Gesandtschaft wurde im kaiserlichen Hoflager auf Schlitten herumgeführt *).

Wir sehen also, daß die Chinesen jede Art des Fortkommens kennen und alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel benutzen. Das große Canalsystem des Landes aber ist in China Ursache, daß hier der wesentlichste und größte Theil des Verkehrs, wie im alten Aegypten, zu Wasser Statt findet.

Die Werkzeuge

der Chinesen sind überaus mannichfaltig, aber, in Betracht der außerordentlichen Dinge, die sie damit leisten, dennoch sehr einfach. Art, Hammer, Messer, Bohrer, Säge, Zange, Meisel ist ihnen natürlich eben so bekannt, wie er es bei den alten Aegyptern war. Doch haben manche dieser Geräthe ihre besondere Eigenthümlichkeit. Am Hobel ist z. B. das Hobeleisen anders befestigt, auch wird er anders angefaßt, als in Europa, indem derselbe zwei Handhaben hat **).

Da, wo unsere Arbeiter sich durch oft sehr complicirte Werkzeuge helfen, tritt bei den Chinesen eine angeborene Geschicklichkeit ein, von der die Reisenden merkwürdige Beispiele anführen. Als die Macartney'sche Gesellschaft in Yuen-min-Yuen die Geschenke für den Kaiser auspackte, leisteten Chinesen Hülfe. Zwei Chinesen, die vorher nie etwas dem Aehnliches gesehen hatten, nahmen im Verlauf einer halben Stunde die aus vielen hundert Stücken bestehenden Glas-Kronleuchter auseinander und setzten sie dann mit derselben Leichtigkeit wieder zusammen. Von der großen Geschicklichkeit der Chinesen in Handhabung einfacher Werkzeuge geben ihre Elfenbeinarbeiten den glänzendsten Beweis, namentlich die Fächer und die Kugeln von einem halben Zoll Durchmesser, in denen sich noch 9—15 andere Kugeln befinden. Trefflich gearbeitet sind ihre Körbchen, Modelle von Tempeln und Pagoden in Elfenbein. Mit großem Geschicke machen sie europäische Uhren nach. Die Werkzeuge eines jeden Künstlers sind so einfach gebaut, daß man jedes zu verschiedenen Zwecken gebrauchen kann. So dient dem Grobschmied sein Blasebalg, der nichts mehr als ein hohler Cylinder von Holz mit einem mit Klappen versehenen Stämpel ist, zum Anblasen des Feuers, zum Sitzen, wenn er denselben umkehrt, und zu einem Behältnisse für seine übrigen Geräthschaften. Der von Bambus geflochtene Korb des Barbiers, welcher seinen Apparat ent-

*) Braam I. 271. Timkowski II. 132.
**) Staunton II. 325.

hält, ist auch der Sitz für seine Kunden. Der Tischler braucht sein Lineal zum Spazierstock und der Kasten für seine Werkzeuge dient ihm zur Arbeitsbank. Der Kasten eines Tabulettkrämers und ein großer Sonnenschirm dient zur Aufstellung aller seiner Waaren und seines ganzen kleinen Ladens hinreichend *).

Außerordentlich sinnreich sind die Chinesen in der Benutzung der verschiedenartigen Naturproducte, so wie der Abgänge jeder Art, so daß man wohl sagen kann, daß in China gar nichts unbenutzt bleibt, was einmal auf der Erdoberfläche erscheint. Die verschiednen Felsarten werden theils zur Baukunst, theils zur Verzierung der Gärten benutzt; die Edelsteine braucht man nicht allein zu mannichfachem Schmuck und zu Gefäßen, sondern man benutzte sie auch in alter Zeit zur Anfertigung musikalischer Instrumente. Die Metalle werden in China mit großer Sorgfalt ausgebeutet und mit Geschick, namentlich im Guß verarbeitet. Die übrigen Fossilien, Steinkohlen, Salze, Erden, Thone benutzt man eben so sorgfältig wie in Europa, ja man fängt das aus der Erde aufsteigende Gas auf und benutzt es zur Herstellung der Flamme. Wie das Wasser zur Fortbewegung von Menschen und Gütern, zur Bewegung der Maschinen benutzt wird, haben wir zum Theil schon gesehen.

Die Pflanzenstoffe werden zu allem nur Erdenklichen angewendet, zur Nahrung, zur Kleidung, Schmuck und Wohnung, zu Geräthen und Gefäßen, zu Fahrzeugen u. s. w. Wenn man aufzählen wollte, wozu die köstliche Art Schilf, welche man Bambus nennt, gebraucht wird, sagt Barrow (II. 81.), so würde dazu ein ganzer Band nöthig seyn. Ihre Stühle, Tische, Ofenschirme, Bettstellen, Betten, und vieles andere bewegliche Hausgeräth wird ganz aus diesem hohlen Rohre gemacht. Das Bambusrohr wird auf den Schiffen zu Stangen, Segeln, Tauen, zum Takelwerke und zum Kalfatern gebraucht, in der Haushaltung zu Wagen, Schiebekarren; Rädern, um Wasser in die Höhe zu ziehen, zu Zäunen, Kornsäcken u. s. w. Die jungen Schossen des Bambusrohres werden gegessen und die Lampendochte von den Fasern desselben gemacht. Es dient zur Verschönerung des fürstlichen Gartens und zur Bedeckung der Bauernhütten. Es ist in der Hand der Gewalt das Werkzeug, welches das ganze Reich in Ehrfurcht erhält. Kurz, ein Chinese kann das Bambusrohr fast zu jeder Sache gebrauchen; wenn es entweder ganz oder in dünne Stücke zerspalten ist; wird es in dünne Fasern zertheilt, so macht man Stricke davon und fein zerrieben wird es zu Papier verarbeitet.

---

*) Barrow I. 77. ff. Ich verweise auf die Abbildungen in Malpières Chine, die ich, da sie nicht numerirt sind, leider nicht einzeln anführen kann. Sie sind vortrefflich und das Beste der Art.

Wenn man den Bambus in kochendes Kalkwasser einweicht, so läßt er sich pressen und in jede beliebige Gestalt bringen. Ich besitze ein chinesisches Besteck, dessen Scheide genau das Ansehn von Schildkrot hat, es besteht aber nur aus Bambus, ebenso wie die Scheide eines Hirschfängers *). Außerdem fertigt man aus Bambusstücken Gefäße, worin Wasser und Queckſilber bewahrt wird.

Nicht minder mannichfaltig ist die Benutzung des Reis, der außer zur Speise, auch noch zur Anfertigung von Papier, ja von einer steinartigen, durchscheinenden Masse dient, während das Stroh zu mannichfachen ökonomischen Zwecken verwendet wird.

Die Benutzung der Blüthen und Früchte, die Blumenzucht der Chinesen werden wir später näher betrachten.

Die Thierwelt wird eben so fleißig benutzt wie jedes andere Product des Landes, zur Nahrung, Kleidung, in Geräthen und Gefäßen, zu Schmuck, zur Belustigung, zum Tragen und Fahren. Die Schmetterlinge tragen die Damen in den Haaren, die Seidenraupen werden in mehrern Arten gezogen, die Bienen gepflegt. Betrachten wir nun, um dieß uns noch mehr zur Anschauung zu bringen, die verschiednen

Beschäftigungen und Gewerbe

der Chinesen und beginnen mit dem ältesten Zweige aller menschlichen Thätigkeit, mit der Jagd. In einem so stark bevölkerten, so sorgsam angebauten Lande, wie China ist, werden die Wälder gar bald den Pflanzungen weichen **); es sind daher nur an den westlichen und nördlichen Gränzen noch ergiebige Jagdgebiete, die alljährlich für die großen kaiserlichen Jagden benutzt werden. Auf den chinesischen Gefäßen kommen selten Jagdscenen vor und diese beschränken sich meist auf Fuchshetzen mit Hunden. Die Jäger, dabei auch Damen, sitzen zu Pferd und führen Pfeil und Bogen. Uebrigens betrachtet die chinesische Regierung die Jagd als eine Uebung für die Soldaten, und diese Jagden gleichen daher auch eher einem Feldzuge, zu dem viele tausend Menschen und Pferde ausrücken. Man jagt Bären, Wölfe, Tiger, Hirsche und anderes Wild, was eben vorkommt. In den Gebürgen stellt man dem Moschusthiere fleißig nach. Die Jagd wird aber, wie wir weiter unten sehen, aus religiösen Grundsätzen betrieben.

Bei weitem mehr Bedeutung hat für China der

Fischfang,

von dem sich Millionen seiner Bewohner nähren, den wir deshalb auch genauer betrachten müssen. Die Chinesen fangen die Fische,

*) Mémoires conc. les Chinois IV. 486.

**) Wir werden später eine merkwürdige Stelle des Confucius über die Jagd kennen lernen.

Frösche, Krebse und andere Wasserthiere theils mit der Hand, theils mit der Angel, theils mit verschiedenen Netzen, mit Zugnetzen, mit Fischreusen, mit Schlagnetzen.

An der Seeküste wohnen überall sehr geschickte Fischer, welche sich oft eine Tagereise weit von der Küste entfernen. Ihre Fahrzeuge sind ganz eigenthümlich gebaut und werden durch große Mattensegel in Bewegung gesetzt; sie haben fast gar keinen Rand und das Segel taucht mit der einen Ecke ins Wasser. Sie sind mit einer äußern Wand umkleidet, die zwischen sich und dem eigentlichen Bord einen breiten leeren Raum läßt, durch den das ins Fahrzeug geschlagene Wasser sofort wieder ablaufen kann. Das Steuer dieser kleinen Schiffe, die mit 4—8 Personen bemannt sind, ist sehr leicht gearbeitet und wird überall da ausgehoben, wo das Wasser zu flach ist. Dieses Steuer ist auf seiner ganzen Fläche durchlöchert und aus Latten, welche übers Kreuz gelegt sind, zusammengeschlagen und so giebt es heftigem Andrange der Wellen nach. Von diesen Fahrzeugen gehen alljährlich Tausende zu Grunde. Frauen und Kinder begleiten die Männer bei solchen Fahrten und verrichten die Dienste der Schiffsknechte *).

An den Ufern der Insel Lin-tin, so wie an den meisten andern Inseln im Tigerflusse sind große Netze aufgestellt, womit den ganzen Tag hindurch gefischt wird. Es sind viereckige Netze, welche an dem Ende einer langen Stange befestigt sind und ins Wasser hinabgelassen werden; sie sind oft von so ungeheurer Größe, daß große Maschinerien nöthig werden, um sie aus dem Wasser wieder emporzuheben. Die Räder mit den Winden dazu sind zuweilen 40—70 Fuß von dem Ufer der See entfernt. Die Kinder bedienen sich kleiner Netze dieser Art **).

Vor Kantong im Altenflusse sieht man ganz eigenthümliche Netze, welche eine halbe Meile lang den Strom ganz beziehen und nur an dem einen Ufer eine ganz schmale Fahrt übrig lassen. Die Netze sind so dicht und in solcher Anzahl aufgestellt, daß nur wenige Fische entgehen können. Es sind Wenter, die in gerader Linie quer über den Fluß reichen, und die durch Stangen angezeigt sind, welche in gleichmäßiger Höhe über das Wasser herausragen und an ihren Spitzen durch eine Linie an einander geknüpft sind. In kurzer, aber regelmäßiger Entfernung kommt die zweite und dritte Linie dieser Netze ***).

Auch in andern Strömen führen die Fischer querdurch lange Netze, welche den Gang der Fische aufhalten. Am Netze ist oft

*) Meyen II. 294.
**) Meyen II. 333.
***) Meyen II. 344.

ein Köder befestigt. Haben sich genug Gefangene angesammelt, so fahren die Fischer in Kähnen hinein und bedienen sich kleiner Fangnetze *).

Die seltsamste Fischerei der Chinesen ist die mit dem Cormoran, der in China Looau genannt wird. Der Vogel ist so abgerichtet, daß er auf ein gegebenes Zeichen in das Wasser stürzt, nach dem Fische untertaucht und denselben zu seinem Herrn auf das Boot oder Floß bringt. Obschon nun oft hundert solcher Kähne beisammen sind, so verwechselt der Vogel doch niemals den seines Herrn mit einem andern. Giebt es viele Fische, so füllen diese Thiere das Boot sehr bald damit an. Man versichert, daß, wenn ein Vogel einen Fisch erfaßt hat, der ihm zu groß und schwer ist, er augenblicklich von einem seiner Gefährten unterstützt werde. Während der Arbeit legt der Herr einem jeden einen Ring um den Hals, so daß er nichts verschlingen kann **).

Eine andere Art Fischfang wird durch zwei lange, schmale Böte betrieben, an deren jeder Seite man von einem Ende zum andern ein 2 Fuß breites Bret nagelt. Dieses Bret ist mit sehr weißem, glänzendem Firniß angestrichen und senkt sich allgemach in schiefer Richtung auf den Wasserspiegel. Es wird Nachts gegen den hellen Mond gerichtet, durch dessen Strahlen der Glanz der Farbe gemehrt wird. Darnach springen die getäuschten Fische und gerathen so in das Boot ***).

An vielen Orten spießen die Soldaten mit ihren Pfeilen sehr geschickt die schwimmenden Fische; die Pfeile sind mit einer Schnur am Bogen befestigt und haben Widerhaken, so daß sie mit der Beute leicht aus dem Wasser gezogen werden können. Auch einer dreizackigen Gabel bedient man sich zu gleichem Zwecke. Endlich wird an Flüssen auch ein Theil abgedämmt, um die Krebse mit Schaufeln herauszuholen.

Auf den Flüssen läßt man hie und da Holzklötze und hohle Kürbisse treiben, auf welche sich die Wasservögel setzen, die man dann unter dem Wasser hinzuschwimmend bei den Beinen erfaßt.

Die Viehzucht

und Thierpflege ist bei den Chinesen ebenfalls Gegenstand großer Aufmerksamkeit und erstreckt sich ziemlich auf alle Classen der Thierwelt. Sie gebrauchen Würmer und Muschelthiere zur Nahrung, Insekten zum Schmucke, sie pflegen die Bienen, vor Allem aber

*) Anderson II. 127.

**) du Halde II. 168. Anderson II. 129. Staunton account 332. m. Abb. Oken, N. G. Vögel S. 414.

***) du Halde II. 168. Barrow II. 316.

mehrere Arten von Schmetterlingen, um daraus einen Kleiderstoff zu gewinnen, der an Schönheit und Dauerhaftigkeit alle andern übertrifft, die Seide.

In der Provinz Schan-tong zieht man auf allen Bäumen und Sträuchern Raupen, die einen Seidenstoff, Kyen-schew, liefern, der die eigentliche, gewöhnliche Seide an Dauer übertrifft, obschon er nicht so schön ist. Die Farbe ist bräunlichgrau und schwärzlich. Die Pflanzen, wovon diese Raupen leben, sind Eichen und Buchen.

Die eigentliche Seidenraupe wird in zwei Arten gezogen; die eine im Freien auf einem Strauche, den die Chinesen Ye-sang nennen, auf den man die eben ausgekrochenen Würmer legt; die Seide ist etwas besser, als die oben erwähnte. In diesen Ye-sangwäldern werden Wege ausgehauen, damit man sie ausputzen und die Vögel verjagen kann. Die Blätter, welche die Thiere im Frühjahr nicht berührt haben, müssen abgenommen werden. Die Bäume werden dünn gepflanzt und der Grund mit Hirse besäet, damit die jungen Blätter nicht zu stark wachsen *).

Die Erzeuger der wahren Seide Ti-sang haben ihre Heimath auf dem Maulbeerbaum, allein die Chinesen lassen sie hier nicht nisten, sondern pflegen sie in besonderen Häusern, um sie den Zufälligkeiten der Witterung nicht auszusetzen. Man nimmt daher den Bäumen die Blätter ab. Den Bäumen wird deshalb eine ganz besondere Pflege zugewendet, die wir später näher betrachten. Das Zimmer, in welchem die Seidenraupen gezogen werden, muß auf einem trockenen Grunde gelegen seyn, der sich allgemach erhebt und an einem Flüßchen liegt, weil man die Eier oft in fließendem Wasser waschen muß. Misthaufen, Zugvieh und alles Geräusch muß davon entfernt gehalten werden, da ein krähender Hahn oder ein bellender Hund die ausgekrochenen Raupen in Schrecken versetzt und Störungen in ihrer Entwickelung hervorbringt. Das Zimmer muß viereckig seyn und der Wärme wegen dichte Mauern haben. Die Thür muß südlich oder südöstlich, niemals aber nordwärts angebracht und, um die kühle Luft abzuhalten, mit einer doppelten Matte bedeckt seyn. Auf jeder Seite muß sich ein Fenster befinden, um die Luft, wenn es erfordert wird, durchzulassen und zu erneuern. Diese Fenster sind von weißem durchsichtigen Papier und hinter denselben bewegliche Matten, um das Licht einzulassen oder abzuschließen, und die schädlichen Süd- und Südostwinde abzuhalten. Fliegen, Mücken und andere Insecten müssen von den Seidenwürmern sorgfältig fern gehalten werden, ebenso die kleinen Eidechsen und Ratten, gegen welche man Katzen halten muß.

---

*) Ueber die wilden Seidenwürmer s. mémoires conc. les Chinois II. 575. ff.

In dem zur Seidenzucht bestimmten Zimmer werden Etagèren und Gestänse errichtet, deren Bretter etwa 9 Zoll hoch, eines über dem andern angebracht sind; der Platz in der Mitte bleibt frei, damit die Pfleger dort umhergehn können. Darauf legt man offne Geflechte von Binsen in die Gestelle, damit die Luft dazu dringen kann. Auf diesen Flechten kriechen die Würmer aus und hier werden sie gefüttert, bis sie sich einspinnen. Da viel darauf ankommt, daß die Würmer alle zu gleicher Zeit auskriechen, schlafen, wachen, fressen und sich häuten, so muß man in ihrem Zimmer beständig eine gleichmäßige Wärme erhalten, die ebenfalls nur durch Kunst erhalten werden kann und durch einige in den Ecken des Zimmers angebrachte Oefen bewerkstelligt wird; oder man trägt eine Wärmpfanne auf und nieder, deren Kohlen mit Asche bedeckt werden, weil der Rauch den Zöglingen schädlich ist. Kuhmist an der Sonne gedörrt ist die beste Feuerung, da die Thiere den Geruch am besten vertragen.

Auf jede Flechte breiten die Chinesen eine Lage trockenes, kleingehacktes Stroh und auf diese ein, durch Reiben erweichtes Blatt Papier. Ist dieses von dem Unrathe der Würmer und den trocknen Maulbeerblättern verunreinigt, so wird dieß mit einem Netze und frischen Maulbeerblättern belegt, es kriecht der ganze Schwarm nach diesen hinauf und mittlerweile nimmt man die alte Flechte hinweg, bringt eine neue und setzt die Thierchen behutsam darauf. Uebrigens soll man die Westseite des Zimmers von außen in einiger Entfernung mit einer Mauer oder einem Zaun umgeben.

Die Chinesen wählen die Zucht immer nach den Hülsen aus; die zugespitzten, dichten, feinen und kleineren enthalten die Männchen, die runden und größeren die Weibchen. Die besten Cocons sind klar, etwas durchscheinend, rein und schwer. Die ersten Schmetterlinge, welche auskriechen, entfernt man, eben so die letzten und behält nur die, welche haufenweis zu gleicher Zeit auskriechen. Dann setzt man Männchen und Weibchen paarweis auf Papierblätter zusammen. Das Papier muß aus Maulbeerrinde gefertigt und mit Seiden- und Baumwollenfaden an den untern Seiten aufgesteift seyn. Das Papier wird über Matten gebreitet, die dicht mit Stroh bedeckt sind. Wenn die Schmetterlinge 12 Stunden beisammen gewesen, so werden die Männchen hinweggenommen und den Weibchen wird Platz gegeben; man muß sie aber bedecken, damit sie die Eier nicht herumstreuen. Nachdem sie gelegt haben, hält man sie 4—5 Tage bedeckt. Hierauf werden sämmtliche Schmetterlinge, welche man bei dem Beginn der Zucht ausgeschossen, und die bald nach dem Auskriechen verstorbenen tief in die Erde vergraben; Andere jedoch behaupten, sie wären dazu nützlich, die Fische in den Teichen zu mästen.

Die Eier, welche in Klumpen beisammen hängen, müssen weggeworfen werden. Hierauf werden die Papiere, an denen die Eier sitzen, an einem Balken im Zimmer aufgehangen, das man öffnet, damit die Luft zutreten kann, die Sonne darf aber nicht darauf scheinen. Die Seite des Blattes, auf welcher die Eier haften, wird nach außen gewendet, auch wird das Zimmer durch Erwärmung in gleichmäßiger Temperatur erhalten. Nach einigen Tagen nimmt man die Papiere ab, rollt sie leicht zusammen, die Eier nach Innen gekehrt, und hängt sie so für den Rest des Sommers und den Herbst auf. Ende December oder Anfang Januar thut man die Eier in kaltes Flußwasser oder in Wasser, worin ein wenig Salz aufgelöset ist, und bedeckt das Gefäß mit einer Porzellanschaale. Nach zwei Tagen werden die Papiere herausgenommen, aufs neue entfaltet und aufgehängt. Sind sie getrocknet, so werden die Papiere wieder zusammengerollt, doch etwas dichter, als das erste Mal, und ein jedes besonders aufrecht stehend in ein irdenes Gefäß gestellt. Von nun an werden die Papiere aller zehn Tage in einem verschlossenen, trocknen Orte eine Stunde der Sonne ausgesetzt. Manche legen sie einen ganzen Tag in eine Lauge von Maulbeerbaumasche und dann einige Augenblicke in Schneewasser, hängen sie auch die Nächte an einen Maulbeerbaum und lassen sie gelinde beregnen oder beschneien.

Sowie die Maulbeerbäume beginnen Blätter zu treiben, so ist es Zeit, daß man die Raupen auskriechen läßt, denn dieß läßt sich durch die Temperatur, die man ihnen giebt, verzögern oder beschleunigen. Werden die Papiere, worauf die Eier, oft ausgebreitet oder nur leicht zusammengerollt, so kriechen sie eher aus. Am dritten Tage vor dem Auskriechen nimmt man bei gelindem Winde, der um diese Zeit gewöhnlich ist, die Papierrollen aus dem Gefäße, streckt sie der Länge nach aus und hängt sie mit dem Rücken gegen die Sonne, bis sie gelinde warm werden; dann rollt man sie dicht zusammen und stellt sie an einem warmen Ort aufgerichtet in das Gefäß. Tags darauf wird dieß wiederholt; die Eier verändern ihre Farbe und werden aschgrau; man legt nun zwei Papiere auf einander, die man dichter zusammenrollt und an den Enden bindet.

Am Abend des dritten Tages rollen die Pfleger die Papiere auf und strecken sie auf eine Matte; die Eier sehen dann schwärzlich aus. Die schon ausgekrochenen Raupen werden weggeworfen, weil sie in allen ihren Verrichtungen den übrigen stets voraus seyn und so die Pflege derselben stören und Unordnung in das Geschäft bringen würden. Nun werden die Blätter zusammen locker auf einander gerollt und an einen sehr warmen, vor dem Südwinde geschützten Ort gebracht. Tags darauf gegen 10—11 Uhr werden diese Rollen weggenommen, geöffnet und voll schwarzer Würmer

gefunden. Die Eier, welche sich binnen einer Stunde nicht öffnen, so wie die, welche einen Flachkopf und ein versengtes, runzliges, blau, gelb oder fleischfarbnes Ansehn haben, werden weggeworfen. Die beste Art hat die Farbe eines von der Ferne aus gesehenen Berges.

Jetzt werden die Würmer aus den Papierrollen auf einer großen Fläche mit Maulbeerblättern bestreut, die man folgender Gestalt zubereitet. Am Ende des Herbstes, ehe die Blätter gelb werden, muß man sie sammeln, in der Sonne trocknen, klein stoßen und in irdene Töpfe, welche mit Thon genau verstrichen und luftdicht verschlossen werden, an einem dem Rauche nicht zugänglichen Orte verwahren. Im Frühjahr bilden sie ein feines Mehl, welches die ausgekrochenen Raupen gern annehmen und begierig fressen. Ehe man die Raupen abschüttet, wägt man das Papier und nachher wiederholt man die Wägung und kann somit das Gewicht der Würmer und darnach das der zur Fütterung nothwendigen Blätter und der zu erzielenden Seide berechnen.

Hierauf wird für die Pflege eine Wärterin ausgewählt, die, ehe sie das Zimmer in Besitz nimmt, sich reinlich waschen und ankleiden muß, und namentlich keine stark riechende Speise genossen oder berührt hat. Sie trägt ein leichtes Kleid ohne Futter, damit sie den Wärmegrad des Zimmers besser beurtheilen kann, da die Raupen sehr zart sind. „Jeder Tag, sagen die Chinesen, ist für die Raupen ein Jahr, das seine vier Abwechselungen hat; der Morgen ist der Frühling, der Mittag der Sommer, der Abend der Herbst und die Nacht der Winter.“ Vor dem Auskriechen erfordern die Eier viel Kälte, nach dem Auskriechen brauchen die Raupen große Hitze, die dann allgemach zu mäßigen ist, nach der großen Häutung müssen sie kühl gehalten werden, beim Abnehmen und Altern muß die Wärme gesteigert werden, und beim Spinnen wird große Hitze erfordert. Was den Thierchen zuwider ist, muß entfernt werden, z. B. nasser Hanf, nasse Blätter, Staub, Fliegen, Mücken, der Geruch von verbrannten Haaren, gebratnen Fischen; Athem, der nach Wein, Salat u. dergl. riecht, Wind, Lampenschein, plötzlicher Wechsel der Wärme und Kälte und besonders heftiges Geräusch ist den Zöglingen schädlich. Die Blätter müssen zwei Tage vor dem Gebrauche gesammelt und Anfangs mit einem scharfen Messer klein geschnitten werden. Am ersten Tage bedürfen die Raupen 48 Mahlzeiten, die folgenden 30 und so allgemach weniger. Ein enges und unbequemes Lager macht die Thiere krank und sie brauchen ihrer Unreinlichkeit wegen viel Raum; harte Berührung, Fallen und Drücken schadet ihnen *).

*) Chinesische Nachrichten bei du Halde II. 250. u. Resumé des principaux traités chinois sur la culture des mûriers et l'éducation des vers en soye, traduit par Stanislas Julien. Par. 1837. 8.

So ist es denn auch hier die standhafte Beobachtung und sorgfältige Nachahmung der Natur, welche die Chinesen so bedeutende Resultate gewinnen läßt. In China aber ist die Seidenzucht seit Jahrtausenden schon bekannt; die Erfindung wird in das mythische Zeitalter versetzt. „Damals lehrte die Kaiserin ihre Unterthanen Seidenwürmer ziehen und Cocons abhaspeln, um Kleider daraus zu machen, damit das Volk vor Frostbeulen und Erkältung bewahrt werde. Zur Zeit von Konfucius war die Seidenzucht ein uralter Gebrauch und es bestand die Regel, daß jede Familie, welche fünf Acker Landes besaß, dieses mit Maulbeerbäumen bepflanzte, damit Alle, die ein gewisses Alter erreicht hätten, sich in Seide kleiden könnten*)."

Die Kaiserin ist die Vorsteherin und Schutzherrin der Seidenzucht und im neunten Monat jeden Jahres findet eine feierliche Ceremonie Statt, welche die Anpflanzung des Maulbeerbaumes, die Erziehung der Seidenwürmer, das Einschütten der Cocons in heißes Wasser, Abwinden der Gespinnste u. s. w. darstellt. Die Kaiserin wird dabei, nachdem sie dem Erfinder dieser Kunst das gebührende Opfer gebracht, von ihren vornehmsten Hofdamen unterstützt.

Nächst der Seidenzucht ist die Bienenpflege auch in China im Gange. Honig und Wachs wird gesammelt und das letztere seit alter Zeit schon gebleicht. Chinesische Bücher empfehlen das Wachs mit rothen Brustbeeren gemischt als ein Hülfsmittel gegen den Hunger**). Ein anderes Wachs lieferndes an einen besondern Baum gebundenes Insekt lernen wir später kennen.

Die Fische werden in China ebenfalls fleißig gepflegt und der Speise wegen in Teichen gezogen und gemästet. Vor Allem aber sind die Goldfische***) Gegenstand außerordentlicher Pflege. Der Goldkarpfen oder chinesisch Kin-yu, d. i. Goldfisch, wird in besondern Teichen in den Lustgärten und Häusern der Prinzen und Großen des Reiches gehalten. Je kleiner er ist, für desto schöner gilt er. Die vorzüglichsten sind von einem schönen Roth und wie mit Goldstaub bestreut, besonders nach dem Schwanze zu, der in zwei oder drei Flossen ausläuft. Man hat auch silberfarbene und weiße, die mit rothen Flecken besäet sind. Alle diese Fische sind sehr lebhaft und beweglich, sie tummeln sich auf der Oberfläche des Wassers, sind aber auch sehr empfindlich gegen den Wechsel der Witterung und sterben schon, wenn heftig an das Gefäß gestoßen wird, worin sie sich befinden. Die, welche in Teichen gehalten werden, sind größer und oft so gewöhnt, daß sie auf den Schall einer Klapper an die Oberfläche des Wassers kommen und

*) Medhurst S. 86. Mémoires conc. les Chinois II. 577.
**) Mémoires conc. les Chinois IV. 487.
***) Mémoires conc. les Chinois IV. 489.

ihre Nahrung nehmen. Im Winter darf man sie gar nicht füttern, wenn sie gesund bleiben sollen. Die Chinesen sammeln den Fischlaich, der auf den Teichen und Gefäßen schwimmt, und lassen die Jungen an der Sonne ausbrüten *).

Auf den chinesischen Porzellangefäßen sind diese Goldfische häufig abgebildet, namentlich sind zwei für diese Fische bestimmte Gefäße von fast 2 Fuß Durchmesser und zwei kleinere im Innern damit bemalt; eben so kommen sie auf dem Innern der blauen Teller öfter vor. Vor mir liegt ein Heft von 12 Blättern in Reispapier, worauf zwei verschiedene Arten dieser Fische abgebildet sind. Nach Europa brachte diese Fische Philipp Worth im Jahre 1728. Von England gelangten sie nach Holland.

Unter den Vögeln ziehen die Chinesen nicht allein die Cormorane, die sie zum Fischfang abrichten, sondern namentlich die nützliche Ente. Wie die alten Aegypter die Hühner, so brüten die Chinesen die Enteneier in Oefen oder im Miste aus. Diese Entenheerden führen sie auf kleinen Kähnen an die flache Seeküste und hüthen sie hier, wo sie Austern, Muscheln und Seeinsekten finden. Da mehrere Fahrzeuge mit Enten beisammen sind, so vermischen sich natürlich die verschiedenen Heerden; wenn man aber auf ein Becken schlägt, so eilt jede Bande nach ihrem Kahne. Auch in dem Flusse bei Kantong sah D. Meyen mehrere solche Entenschiffe, sie waren sehr groß und gingen flach auf dem Wasser; sie enthielten Tausende und aber Tausende von Enten. Des Morgens früh werden die Thierchen vom Schiffe ausgetrieben und schwimmen dann den ganzen Tag hindurch auf dem Wasser herum; wenn aber Abends der Herr des Fahrzeuges vom Schiffe aus sich hinabläßt und mit der großen Schelle läutet, dann kommen sie schnell angeschwommen und drängen sich von allen Seiten, um zuerst auf das Schiff zu gelangen, da die letzten Thiere jedesmal Prügel bekommen. Auf diesen Schiffen werden die Eier künstlich ausgebrütet und auf diese Weise jene unglaubliche Menge Federvieh gewonnen, die täglich in Kantong verbraucht wird. Man hat bemerkt, daß die Enten nach dem Genusse der kleinen Süßwasserschnecken sehr viele Eier legen. Da die Vögel nicht selbst brüten, so legen sie fast ununterbrochen jeden Monat. Diese Enten werden getheilt, gesalzen und an der Sonne getrocknet und gegen Reis und anderes Gemüse vertauscht **).

Nächst den Enten ziehen die Chinesen auch Hühner und Tauben.

Unter den vierfüßigen Thieren werden vorzugsweise die Schweine gepflegt, deren Fleisch besonders beliebt ist und deren Ernährung wenig kostet. Fast in jedem Hause, sogar auf Fischerkähnen, hält man Schweine und mästet sie, ißt auch das ganze Jahr hindurch

*) du Halde I. 42. f. Oken N. G. Fische 321.
**) du Halde I. 230. Meyen II, 365. Barrow II, 341.

Schweinefleisch, das bei weitem besser schmeckt als das europäische. Vornehmlich rühmt man die chinesischen Schinken *). Die chinesischen Schweine sind übrigens etwas kleiner als die unsrigen, 3 Fuß 8 Zoll lang, haben kürzere Füße, weißes und zarteres Fleisch.

Rinder, Büffel, Schafe, Ziegen werden nicht in großen Heerden gehalten, da sie dem Ackerbau Abbruch thun würden und das Fleisch, so wie die Wolle von den Chinesen minder benutzt wird. Doch sahen die Reisenden Schafheerden, so namentlich Braam ansehnliche Heerden auf den Weiden der Provinz Tschan-tong **).

Pferdezucht ist in China im Verhältniß zur Größe des Landes nicht ansehnlich.

Die Chinesen lieben es sehr, sich mit allerlei Hausthieren zu umgeben, und schon das chinesische Sprichwort sagt: „die schönsten Vögel sind im Käfig." Auf den Porzellangefäßen sehen wir Papageien, Pfauen, Sandhühner, Reiher in der Nähe der Menschen; nächstdem aber auch Hunde, Katzen, kleine gefleckte Hirsche und einen Tiger. Selbst die Ratte wird von Kindern oft gezähmt und an einem Faden gehalten. Die Hunde aber, die in Kantong sämmtlich fast wie die sibirischen einen dicken, wolligen Pelz haben, dienen in größern Städten auch zur Nahrung; hier mästet man die jungen Hunde und trägt sie in besonderen Körben oder Käfigen an den Enden einer Bambusstange auf den Schultern zum Verkauf. Auch Katzen werden geschlachtet und gegessen und von den Armen sogar Ratten und Mäuse ***).

Der Ackerbau

ist die Grundlage des Wohlstandes der chinesischen Nation und die Hauptbeschäftigung des größern Theiles derselben. Der Staat hat die ganze Wichtigkeit desselben anerkannt und es wird deshalb alle Jahre vom Kaiser ein großes Fest begangen, welches die Statthalter aller Provinzen nachahmen und das die Verherrlichung des Ackerbaues zum Zwecke hat. Kaiser Ven-ti war der erste Kaiser, der etwa 180 J. v. Chr. zur Ermunterung der Landleute die Felder bei seinem Palaste pflügte und alle seine Minister und Hofleute verpflichtete, seinem Beispiele zu folgen.

So wird denn jährlich in allen Städten Chinas, wenn die Sonne in den 15. Grad des Wassermannes tritt, also zu Anfang des Frühlings, ein großes Fest gefeiert. Der Mandarin läßt sich auf einem Sessel aus seinem Palaste tragen; ihm gehen Fahnen, brennende Fackeln und verschiedene Instrumente voraus. Er ist

*) du Halde II. 163.
**) Braam I. 161. Barrow II. 273.
***) Downing II. 165 ff. Braam I. 120.

mit Blumen gekrönt und begiebt sich vor das östliche Thor, dem Frühling gleichsam entgegen zu gehen. Bemalte Sänften begleiten ihn, auf denen Gemälde großer Männer, die den Feldbau befördert haben, dargestellt sind. Die Straßen sind mit Teppichen, Laternen und Triumphbogen geschmückt. Unter den Figuren befindet sich auch eine Kuh aus gebrannter Erde und von solcher Größe, daß 40 Mann sie kaum ertragen können. Ihre Hörner sind vergoldet und hinter derselben steht ein Kind mit einem bekleideten und einem nackten Fuße, das man den Genius der Arbeitsamkeit nennt; es schlägt ohne Unterlaß mit einer Ruthe auf die Kuh, gleichsam um sie anzutreiben. Ihm folgen die Landleute mit ihren Werkzeugen, Masken und Schauspieler, die mancherlei Vorstellungen geben. So begiebt man sich vor den Palast des Statthalters, wo man die Kuh alles ihres Schmuckes beraubt, und aus ihrem Leibe eine ungeheure Anzahl kleiner thönerner Kühe zieht, die man unter die Menge vertheilt. Die große Kuh wird dann zerschlagen und die Stücken gleichermaßen ausgetheilt. Der Statthalter hält dann eine kurze Anrede, worin er den Ackerbau als eins der wichtigsten und nothwendigsten Dinge im Staate darstellt. Der Kaiser und deren Beamten wenden diesem Gegenstande so große Sorgfalt zu, daß, wenn die Vicekönige Gesandte nach Hofe schicken, der Kaiser niemals ermangelt, sich nach dem Zustande der Felder zu erkundigen.

In der Residenz verrichtet der Kaiser selbst diese Feierlichkeit, deren Tag die mathematische Oberbehörde feststellt und die der Gebräuche dem Kaiser ankündigt. Vor allen Dingen muß der Kaiser zwölf hochgestellte Männer ernennen, welche ihn begleiten und nach ihm ackern sollen. Dann muß derselbe vor der Feierlichkeit fasten, was auch die, welche ihn begleiten, beobachten müssen. Ferner muß der Kaiser einige Vornehme in den Saal der Ahnen absenden, um diesen anzukündigen, daß am nächsten Tage das Opfer Statt finden werde. Für das Fest selbst arbeitet die Oberbehörde der Gebräuche ein Programm aus.

Am bestimmten Tage begiebt sich dann der Kaiser mit seinem ganzen Hof im Staatskleide nach dem Orte, wo dem Scheng-ti das Frühlingsopfer gebracht werden soll. Es ist dieß ein 50 Fuß hoher Hügel im Süden der Hauptstadt neben dem Felde, das der Kaiser mit eigener Hand bearbeiten soll. Nachdem das Opfer vollzogen, begiebt sich der Kaiser mit den Prinzen und Präsidenten herab. Mehrere große Herren tragen kostbare Gefäße, worin die zur Saat bestimmten Samenkörner liegen. Der Hof steht in tiefem Stillschweigen. Der Kaiser erfaßt nun die Pflugschaar und zieht einige Furchen, ihm folgen dann die Prinzen und Beamten nach. Darauf streut der Kaiser den Samen aus. Am folgenden Tag vollenden auserlesene Landleute die begonnene Arbeit und der Gouverneur von Peking besucht fortan das Feld oft, sieht nach, wie

die Saat stehe, ob sich gute Vorbedeutungen, etwa ein Halm mit dreizehn Aehren, finden. Im Herbst besorgt der Gouverneur die Ernte und sammelt das Getraide in gelbe Säcke, die in einem eigens dafür bestimmten Vorrathhause aufbewahrt werden, um bei besonderen Feierlichkeiten, z. B. wenn der Kaiser dem Tien opfert oder in der Halle der Ahnen feierliche Gebräuche verrichtet, als Opfergabe zu dienen.

Die Regierung erkundigt sich alle Jahre nach den ausgezeichnetsten Landleuten jedes Bezirkes. Der beßte Landwirth, der sich auszeichnet durch sorgsamen Anbau seines Feldes, durch seinen guten Ruf, durch die Sorgfalt, womit er Einigkeit in seiner Familie unterhält und Frieden mit seinen Nachbarn, und durch Sparsamkeit, wird vom Gouverneur dem Kaiser empfohlen und erhält den achten Grad der Mandarinenwürde. Diese Auszeichnung giebt ihm das Recht, die Mandarinenkleidung zu tragen, den Gouverneur der Stadt zu besuchen, sich in seiner Gegenwart zu setzen und Thee mit ihm zu trinken. Nach seinem Tode wird ihm eine seinem Rang angemessene Leichenfeierlichkeit veranstaltet und sein Ehrentitel wird im Ahnensaale angeschrieben *).

In dieser Weise befördert die Regierung den Eifer der Nation für den Ackerbau, der aber auch wohl in keinem Theile der Erde mit größerer Sorgfalt betrieben wird. Kein Stückchen Land bleibt unbenutzt und selbst die steilen Gebürgsabhänge werden zu Acker- oder Gartenland bearbeitet. So bemerkte Anderson (I. 191.) in der Nähe von Tschaung-schanuve an einem sehr hohen Berge verschiedene angebaute Stellen, die ganz unzugänglich schienen, und den Eigenthümer derselben, der am Gipfel des Bergs mit dem Umgraben eines Fleckes beschäftigt war. Bei genauer Betrachtung ergab es sich, daß der fleißige Landmann einen Strick um den Leib geschlungen hatte, welcher am Gipfel des Bergs befestigt war und an welchem er sich neben Abgründen auf die wenigen des Anbaues fähigen Quadratellen hinabließ. So hatte er den ganzen Berg mit vielen kleinen hängenden bepflanzten Gärtchen geschmückt. Nahe am Flusse des Felsens war auf einem kleinen Hügel seine Holzhütte, umgeben von einem kleinen Kohlfelde. Das ganze, vielfach getheilte und sehr zerstreute Grundeigenthum dieses Landmanns mochte kaum einen halben Morgen betragen.

Die meisten Gebürge Chinas sind dadurch fruchtbringend gemacht, daß man sie terrassirt hat. Diese Terrassen sind 4—5 Fuß hoch, etwas nach vorn geneigt und erstrecken sich vom Gipfel bis in das Thal. In dieser Weise werden alle Abhänge behandelt, und wo der Boden nicht fest genug oder zu abschüssig, werden die Wände durch Steinmauern befestigt. Das nöthige Wasser wird vom Gipfel

*) Das Alles nach du Halde II. 82. ff.

aus über eine Terrasse nach der anderen geleitet *). Wo es an Erdreich fehlt, schaffen die Landleute dasselbe aus dem Thale auf die Höhe und vertheilen es auf den Terrassen.

So hat denn das ganze Land ein überaus blühendes und erfreuliches Ansehen, das namentlich auch durch die Ordnung und Regelmäßigkeit gehoben wird, womit der chinesische Landmann seine Felder bearbeitet. Die Felder sind alle geradlinigt angelegt und anstatt der lebendigen Hecken, Mauern und Zäune sind die verschiedenen Gebiete durch Gränzgraben gesondert, welche als Abzugscanäle für das Wasser, oder durch schmale Erhöhungen ungepflügten Landes, welche als Fußpfade dienen **) und den Vorzug haben, daß sie keinen Schatten machen und dem benachbarten Felde keine Tragkraft entziehen.

Zur Unterstützung der Fruchtbarkeit des Bodens benutzen die Chinesen vor Allem das Wasser und den Dünger.

Das ganze Land ist, wie das alte Aegypten, von Canälen durchfurcht, die demnächst auch als Straßen dienen. An manchen Stellen laufen die Canäle viele Ellen hoch neben Flüssen und Seen, um den Feldern Wasser zu geben. Da, wo sie tiefer liegen als die Felder, wendet man verschiedene sehr einfache sinnreiche Einrichtungen an. Die Terrassen bewässert man dadurch, daß man die Gewässer auf den Gipfeln der Gebürge sorgfältig sammelt, daß man Behälter für Quell- und Regenwasser anlegt und dasselbe sodann, wenn es nothwendig, verständig den Terrassen zuführt.

Da wo das Wasser tiefer liegt und daher in die Höhe geführt werden muß, hat man auf jeder Terrasse einen Wasserbehälter angelegt und Pumpen angebracht, die es von einer Terrasse zur andern und so bis auf die höchste schaffen. Gewöhnlich wird das Wasser auf diese Weise um 1—1½ Fuß gehoben und man soll es, wie glaubwürdige Chinesen versichert haben, selbst bis zu 1000 Fuß Höhe bringen. Diese Wasserpumpe besteht in einem etwa 7—8 Fuß langen Kasten von 1½ Quadratfuß Durchschnittfläche; das eine Ende dieses Kastens wird in das Wasser des untern Bassins gesetzt, während das andere über den Rand des oberen hinausragt, in welches das Wasser hineingepumpt werden soll. Durch diesen langen Kasten wird beständig von einem durch Treten bewegten Rade, das an dem oberen Ende angebracht ist, ein tellerartiges Ventil hindurchgezogen, welches, indem es am untern Ende des Kastens das daselbst eingedrungene Wasser zuerst einschließt, durch das Treten in dem Kasten weiter in die Höhe gezogen wird, so daß schon im nächsten Augenblicke ein zweites Ventil das Wasser hebt und damit fortgefahren wird, bis endlich eine Wassermasse von einigen Quar-

*) Braam I. 108. 119. Barrow II. 313.
**) Barrow II. 272. du Halde II. 77.

ten am obern Ende des Kastens hinausgetrieben wird. An dieser Maschine steht ein einziger Mann und setzt sie in Bewegung, indem er sich an einem Geländer derselben festhält und das Rad am obern Ende desselben tritt. Doch hat man auch Kettenpumpen, die von drei bis vier Menschen in Bewegung gesetzt werden *).

Eine andere Vorrichtung, um das Wasser zu noch größerer Höhe zu heben, besteht in einem einzigen Rade, das, die Achse ausgenommen, ganz aus Bambusrohr gemacht ist und woran nicht ein Stück Eisen befindlich, zu dessen Bewegung auch gar keine menschliche Unterstützung erfordert wird. Die Speichen des Rades werden durch mehrere sich kreuzende in der Achse sitzende Stangen gebildet, die 20—40 Fuß Länge haben und den Doppelrand unterstützen, an welchem Bambusröhren von einigen Fuß Länge angebracht sind, die der Strömung des Flusses entgegen gerichtet und von dieser gefüllt und emporgeschwungen werden. Im Zenith des Flusses angelangt, entladen sie das erhobene Wasser in einer Rinne, welche dasselbe in das Bassin leitet. Diese großen Wasserräder sind sehr billig und vermittelst derselben kann in 24 Stunden eine Masse von 150 Tonnen an 30—40 Fuß hoch aus dem tiefer liegenden Flusse gehoben und in die höher befindlichen Pflanzungen geleitet werden **).

Nächstdem hat man auch noch einfachere, allerdings aber auch mühsamere Mittel, das Wasser in höher gelegene Felder zu bringen. Am Rande eines Flusses oder Teiches wird ein Pfahl eingerammt, der eine Stange hält, an der ein Schöpfeimer befindlich ist, womit das Wasser in das höher liegende Feld gebracht wird. Zuweilen erfassen auch zwei Männer ein flaches Gefäß, das an zwei Doppelstricken hängt, und heben damit das Wasser aus der Tiefe in die Höhe ***).

Wo es thunlich, hat man auch Schleußen angebracht, die aus Stein gemauert sind, und wenn der Fluß eine gewisse Höhe erreicht, das angesammelte Wasser in die Canäle leiten, welche dasselbe den Feldern zuführen. Braam sah solche Schleußen aus großen Quadersteinen von 6 Fuß Breite und gewundener Form, die mit einem Schutz von Holz versehen waren. Die einzelnen Abtheilungen der Felder werden durch Bambusröhren mit Wasser versehen †).

Nicht minder große Sorgfalt verwenden die Chinesen auf die Düngung des Landes. Sie sammeln für diesen Zweck zunächst

*) Meyen, Reise um die Erde II. 372. Staunton account. Abb. S. 412.
**) Barrow, Reise II. 320. Staunton's Atlas Taf. 44. Braam. I. 71. du Halde II. 78. u. die 2. Tafel dieses Bandes.
***) Staunton account S. 387.
†) Braam II. 45. du Halde II. 78. Anderson II. 18. Downing II. 126.

alle menschlichen und thierischen Excremente in besonderen Behältnissen, die bei jeder Wohnstätte angebracht sind und die namentlich an den Heerstraßen auch jedem Vorbeikommenden offen stehen. In den Straßen der Städte sammelt der heimkehrende Landmann alles Weggeworfene mit sich fort. Auf den Canälen der Stadt Kantong begegnet man kleinen Fahrzeugen, die mit Dünger beladen nach den Reispflanzungen zusteuern. Tausende von Menschen beschäftigen sich mit dem Sammeln und Fortschaffen der Düngestoffe. Jede Familie in den Städten sammelt Dünger, den sie mit leichter Mühe gegen Früchte oder baares Geld verwerthen kann. Arme Leute sammeln Schlamm und faulende Stoffe, Knochen, Haare, Horn u. dgl. Die Barbiere heben sorgfältig die Haarstummel auf, welche sie von den Köpfen ihrer Kunden abscheeren. Ja sie sollen oft die Leute umsonst rasiren, nur um diesen Abfall zu erhalten *).

Der Dünger wird oftmals für die Versendung in entfernte Gegenden ganz besonders zubereitet und in die Gestalt großer, brauner, trockener, dünner Kuchen gebracht. Man führt sie in offenen Böten nach Peking, wo sie von den Gärtnern gern gekauft werden. Auch bemerkt man oft Barken, die mit abgeschnittenen Haaren, Knochen, Schweineborsten u. dergl. Düngemitteln beladen sind **).

In den Reisfeldern und zwischen denselben, wo Gemüse, Hanf, Blumen und Gartenpflanzen gezogen werden, bemerkt man, in die Erde eingelassen, große Kessel von hartem Thone, in denen die Düngestoffe bereitet werden, indem man sie mit Lehm und Dammerde, je nach dem Bedürfnisse der Pflanzen, vermischt ***).

Die Pflanzungen selbst sind in geraden Linien angelegt und Alles athmet den Geist der Regelmäßigkeit und Ordnung, so daß das Land einen überaus erfreulichen Anblick darbietet †).

Das Land wird meist mit der Hand bearbeitet, mit Spaten und Hacke. Der Pflug ist überaus einfach. Er besteht aus zwei hölzernen Parallelstangen, welche, um die Furchen zu öffnen, unten mit Eisen beschlagen werden, die Stangen ruhen auf Rädern, und an jeder Stange ist ein kleiner Trichter befestigt, aus welchem der Samen in die Furchen fällt, welche durch ein hinten befestigtes Querholz, das gerade über die Oberfläche des Bodens streift, mit Erde bedeckt und geschlossen werden. Dieser Pflug ist jedoch nicht allgemein und gewöhnlich ist er ohne Räder ††). Braam sah diesen Pflug nebst Säekasten durch zwei Männer ziehen, während ein dritter denselben lenkte.

*) Meyen II. 344. Barrow I. 118. Downing II. 127. Braam I. 159.
**) du Halde II. 78. Barrow I. 101.
***) Meyen II. 372. Barrow II. 346. Braam II. 79.
†) Braam I. 93. 113. ff. II. 91.
††) Barrow II. 346. Staunton account. Braam II. 17.

Das Ausdreschen des Getraides wird gemeiniglich gleich auf dem Felde besorgt. Das Getraide wird entweder auf Tennen von festgetretenem Thon mit Flegeln, die den unseren gleichen, oder gegen die Ecke eines Bretes aus der Aehre geschlagen oder auch von Büffeln und Ochsen ausgetreten *).

Die Getraidearten, welche man in China anbaut, sind mehrere Arten Hirse, Buchwaizen, Korn, Mais, mehrere Holcusarten, Bohnen **), vor Allem aber der Reis, das wichtigste und vorzüglichste Nahrungsmittel der chinesischen Nation. Der Reis wird überall da angebaut, wo viel Wasser zu erlangen ist. Ein Reiskorn trägt meistens 30 Körner. Um Kantong hat man alljährlich zwei Reisernten, nach deren Einbringung eine dritte Maisernte erfolgt. Bevor der Reis eingesäet wird, ebnet man sorgfältig die für ihn bestimmten Felder, dann setzet man dieselben unter Wasser, pflüget so den Boden vier- oder fünfmal durch und ebnet den Grund aus. Hierauf werden die Reiskörner eingesäet, ohne dabei eine besondere Ordnung zu beobachten. Sind die Pflanzen 1 Fuß emporgewachsen, so zieht man sie mit der Wurzel aus, faßt mehrere zusammen und pflanzt sie nach der Linie ein, damit die Aehren an einander lehnen und dem Winde desto besser widerstehen können ***).

Nächst dem Reis baut man auch Kraut, das man im Sommer frisch, im Winter eingesalzen genießt. Barrow fand dasselbe in großer Menge auf den Feldern. In den Küchengärten und bei den Bauerhäusern bemerkt man Pflanzungen von gelben Wurzeln, Winterrüben, Meerrettigen, einer Art Spargel, Kartoffeln, Melonen, Kürbissen, Gurken, Zwiebeln und Knoblauch. (Barrow II. 273.)

Das Zuckerrohr wird in China ebenfalls an dazu geeigneten Orten angebaut, und je weiter der Reisende von Kon-tschu-fu nach Süden kommt, desto größer und häufiger werden die Zuckerpflanzungen. Das Rohr hat vielen Saft, die Absätze sind 6—9 Zoll lang. In den Pflanzungen hatte man Mühlen zum Pressen des Saftes errichtet. Ein paar Cylinder, zuweilen aus Stein, zuweilen aus hartem Holze und senkrecht aufgerichtet, werden durch Büffel oder Ochsen in Bewegung gesetzt. Der ausgepreßte Saft gelangt auf einem Holzgerinne in den Kessel, der am Ende des Gebäudes in den Boden gelassen ist und worin der Saft bis zur nothwendigen Dicke eingekocht wird; das ausgepreßte Rohr dient als Feuerung. Die Chinesen kennen das Raffiniren des Zuckers nicht; sie lassen indessen den Saft beim Kühlen auf sehr einfache Art crystallisiren und erhalten so einen feinen, sehr reinen Candis-

*) Barrow II. 269.

**) du Halde II. 139. Braam I. 126. Barrow I. 99. II. 269.

***) Barrow II. 345. Meyen II. 372. du Halde II. 77. Dazu die Darstellung auf einer chines. Schaale der Kön. Porzellansamml. XVI.

zucker, der fein gepulvert so weiß wie der beßte raffinirte Zucker auf den Märkten von Kantong verkauft wird*). Der Melassenzucker dient zum Einmachen des Obstes und anderer Pflanzen, namentlich des allbeliebten Ingwers, oder er wird mit der Hefe in die Branntweinblase gethan und daraus eine feinere Art Samtschu gewonnen.

Man baut ferner in größeren Pflanzungen Nesseln und Flachs, so wie Bambus. Die Nessel, eine Urtica nivea, und der Flachs, Cochorus acutangulus, werden zur Gewinnung von Faden benutzt, aus denen man verschiedenartige Zeuche fertigt. Der Hanf der Chinesen wird weniger zu diesem Zwecke, als dazu benutzt, mit seinen Blättern und Samen den Tabak zu vermischen und pikanter zu machen **).

Ein sehr wichtiger Gegenstand des Landbaus ist in China die Baumwolle, da sie nächst der Seide den allgemein üblichen Kleiderstoff darbietet. Die chinesischen Landwirthe pflanzen daher die Baumwolle, wenn die erste Reisernte vorüber ist, in die Felder. Die chinesische Baumwollenstaude ist bei weitem kleiner als die americanische und wird nur 2 Fuß hoch. Wenn die wolletragenden Kapseln von der Sonne geöffnet werden, nimmt man sie ab und reinigt die Wolle von den Samen durch ein Rad, welches zwei Cylinder, einen metallnen und einen hölzernen, die dicht beisammen stehn, in Bewegung setzt, zwischen denen die Faden durchgezogen werden. In manchen Provinzen von China bereitet sich der Landmann die Baumwolle für seinen eignen Bedarf; im Süden wird sie ausgeführt. Bei den meisten Baumwollenfeldern befindet sich auch ein kleiner Platz, auf welchem Indigo gebaut wird, da man die Baumwollenzeuche fast sämmtlich blau färbt. Aus Baumwolle wird auch Papier gemacht ***).

Nicht minder bedeutend für China ist der Anbau des Theestrauches, der dem größten Theil der Nation das eben so heilsame, als beliebte Getränk liefert †). Der Theestrauch ist in verschiedenen Arten vorhanden, deren einige baumartig wachsen und eine große Anzahl mannichfaltiger Blätter liefern. Die Pflanzungen, welche Meyen (Reise um die Erde II. 373.) bei Kantong sah, boten denselben regelmäßigen Anblick dar, der alle chinesische Fruchtfelder auszeichnet. Die Sträucher waren in geraden Reihen gepflanzt und 2—5 Fuß hoch. Sie waren in den ersten Tagen des Decembers sämmtlich mit Blüthen bedeckt. Neben den Theestauden

*) Barrow II. 310. Braam I. 43. 45.

**) Barrow I. 100. II. 285. Meyen II. 370. Mémoires conc. les Chinois II. 623.

***) Richelot im Journal asiatique 3. Série. Tom. VIII. S. 250. Barrow II. 342. Medhurst S. 34. u. Mémoires conc. les Chinois II. 602.

†) Ueber die Heilkraft des Thee s. du Halde III. 586. (die chinesischen Ansichten) u. Meyen II. 379.

saßen Frauen am Boden und waren mit dem Abpflücken beschäftigt. Den beßten Thee geben die jungen hellgrünen Blättchen und die Güte des gewonnenen Thee's richtet sich nach dem Alter der Pflanze und der Blätter. Die Theestaude wird aus den Samen gezogen und giebt schon im dritten Lebensjahre brauchbare Blätter *). Die Theeblätter werden durch Röstung genießbar gemacht und sorgfältig nach den Sorten verkauft, deren feinere jedoch nicht ausgeführt werden. Die gröbste Art ist der Ziegelthee, der namentlich in den nördlichen Provinzen gebraucht und zu den mongolischen Nationen und nach Rußland ausgeführt wird. Der Thee wird in großer Menge nicht allein für den Beharf im Innern des Landes, sondern auch zur Ausfuhr gebaut und bereitet. Im Jahre 1828—29 wurden durch englische Schiffe 30,538,810 Pfd. Thee ausgeführt und man kann annehmen, daß jährlich weit über 45 Millionen Pfund aus Kantong, im Werthe mehr als 11 Millionen Piaster, ausgeschifft werden. (Meyen II. 382.) — Die beßten Theesorten werden unter 30—31 Gr. n. Br. in den Provinzen Klang-nan und Tschi-liang gebaut; die Theestauden, welche den schwarzen Thee bringen, erzieht man an den Abhängen langer Bergketten in der Provinz Fukien.

Gewürze werden in China, eine Art Pfeffer ausgenommen, nicht gebaut, Wein in dem gemäßigten Strich des Landes; die Trauben benutzt man vorzugsweise als Obst. Obstbäume finden sich in großer Anzahl und zwar die meisten, welche wir auch in Europa haben, doch soll im Allgemeinen die Obstcultur nicht zu so hohem Grade, wie Feld- und Gartenbau, gediehen seyn. Man pflegt mehrere Arten Oliven, Orangen, die in China heimisch und von da aus durch die Portugiesen nach Europa verpflanzt worden sind. Man baut ferner Limonien, Pompelmusen, die Frucht Li-tschi, eine Art Pflaumen, die sehr geschätzt sind, die süße Frucht Tse-tse, wohl eine Feigenart, Cong-yen oder Drachenauge, die Cassia fistula u. a., die dem Lande eigenthümlich sind.

Nächstdem hat China noch einige Bäume, die von besonderem Nutzen sind. Der Kampherbaum, dessen Holz seines aromatischen, die Insekten abhaltenden Geruchs wegen zu allerlei Hausgeräth genommen wird und den Kampher ausschwitzt, der in der Medicin gebraucht wird.

Außer diesem pflegen die Chinesen mit großer Sorgfalt vier Bäume, auf welche sie besondern Werth legen ***). Der erste ist der Lack-Baum, Tsi-tschu, ein niedriger nicht buschiger Baum, aus dessen weißlicher Rinde ein röthliches Harz quillt. Er wird

*) du Halde I. 24. Meyen II. 373. ff. Downing I. 233. ff. dictionnaire des sciences naturelles, Tom. VIII. p. 417. ff. von Poiret.

**) du Halde I. 19. Barrow II. 306. 352.

***) du Halde I. 20. ff.

durch Schößlinge fortgepflanzt und im siebenten oder achten Jahre erst benutzt. Um den Lack oder Firniß zu gewinnen, werden in die Rinde quer um den Stamm verschiedene Einschnitte gemacht, die 7 Zoll von der Erde beginnen und in gleicher Entfernung bis in die Aeste hinaufreichen. Das dazu gebrauchte halbrunde Messer darf nur die Rinde durchschneiden und den Splint nicht berühren. In den Einschnitt wird eine große Muschelschaale gezwängt und in diese rinnt nun über Nacht der Lack ein, den man am andern Morgen einsammelt. So wird alle Abende im Laufe des Sommers der Baum mit Muscheln besteckt. Ein Arbeiter kann funfzig Bäume besorgen. Da der Saft giftige Eigenschaften hat, so wird das Umschütten in andere Gefäße mit großer Vorsicht betrieben. Der Arbeiter, der die Einschnitte macht, bestreicht sich Gesicht und Hände mit einem Oel und wäscht sich nach der Arbeit mit einem Wasser, worin Salpeter mit verschiednen Pflanzen abgekocht ist. Den Kopf bedecken die Arbeiter ebenfalls mit einer Leinwand, die nur zwei Oeffnungen für die Augen hat. Dazu tragen sie eine Schürze, Stiefeln und Handschuh von Bockfell. Der gesammelte Firniß wird in ein großes irdenes Gefäß geschüttet, das mit einem Tuch bedeckt ist, durch welches der Saft durchgeseihet wird. Tausend Bäume geben in einer Nacht wohl 20 Pfund Firniß, der, nachdem er gereinigt, in hölzerne Gefäße an die Kaufleute geliefert wird; die Gefäße sind außen stark gepicht und mit Deckeln vernagelt. Unvorsichtige Arbeiter werden von Geschwulst und Ausschlag befallen, die leicht tödtlich werden.

Dieser Firniß oder Lack nimmt alle Farben an, die man ihm zusetzt, und gewährt dem damit bestrichnen Holz großen Glanz und Dauer. Das Anstreichen mit diesem Lack erfordert viel Uebung und große Sorgfalt. Die Pfeiler des kaiserlichen Palastes sind mit diesem Firniß überzogen.

Der zweite Baum, Tong-schu, giebt einen ähnlichen, doch mehr öligen Lack, und gleicht dem Nußbaum. Die Nüsse desselben enthalten ein dickes Oel, mit einem öligen Fleisch, welches ausgepreßt und dann mit Glätte gekocht und durch Zusätze gefärbt wird. Es bewahrt das Holz wider die Feuchtigkeit und wird besonders zum Anstrich der Fußböden in den Zimmern des Kaisers und der Prinzen verwendet. Ehe man diese Farbe aufstreicht, wird das Holzwerk mit einer besondern Mischung von Kalk, Flachs u. dgl. grundirt. Man streicht es auch über Vergoldungen, um diese mehr zu bewahren. Dieses Oel ist billiger als der Lack und man vermengt den letztern öfter damit. Mit dem Oel werden auch Zeuche bestrichen, um sie vor der Nässe zu bewahren, und solche Kleiderstoffe werden in den nördlichen Provinzen des Reiches als Kleider getragen.

Der Talgbaum, U-kyew-mu, ist unserem Birnbaum ähnlich, die Frucht besteht in traubenartig beisammenhängenden kleinen Nüssen, die mit dem Talk umgeben sind, der in der Hand leicht zergeht und einen fettigen Geruch hat. Von diesem Talk fertigen die Chinesen Lichter von kegelförmiger Gestalt, welche am breiten Ende angezündet werden. Der Docht besteht in einem hohlen Stäbchen oder Rohr, um welches Baumwollenfäden oder das Mark einer Binse gewunden wird. Das untere Ende des Rohrdochts dient dazu, den Lichthalter hineinzustecken. Diese Lichter geben helles Licht, von etwas gelblicher Farbe. Der dicke, Kohle zurücklassende Docht wird mit einer besonderen Scheere geputzt. Um den Talk von der Frucht zu sondern, wird die Schaale mit der Nuß zerstoßen und im Wasser abgekocht. Das oben aufschwimmende Fett und Oel wird abgeschäumt und gerinnt erkaltend zu Talk. Zu 10 Pfunden dieses Talkes setzen die Chinesen bisweilen 3 Pfund Leinöl und etwas Wachs, um dem Licht mehr Durchsichtigkeit zu geben, und bilden daraus weiße oder durch einen Zusatz von Zinnober rothe Lichter.

Endlich hat man auch einen Wachsbaum, Pen-la-schu, der nicht völlig so groß ist wie der Talkbaum. An die Blätter desselben hängen sich eine Menge kleiner Würmchen, welche in kurzer Zeit Wachszellen bilden, die viel kleiner sind als die der Bienen. Dieses Wachs ist sehr hart und glänzend und bei weitem theurer als das Bienenwachs. Wenn die Insecten an die Bäume eines gewissen Bezirkes gewöhnt sind, verlassen sie diese nie, kommen aber auch niemals wieder zurück, wenn sie von dort sich einmal entfernt haben. Das Thierchen ist von der Größe eines Flohes und legt seine Eier in die Rinde der Bäume. Diese nimmt man heraus und verwahrt sie bis zum Frühjahr, wo die Würmer auskriechen. Man verkauft die Würmer und sie werden sodann an die Wurzeln der Bäume gelegt, von da aus kriechen sie zu den Aesten hinauf, durchstechen sie bis auf das Mark, welches in Wachs verwandelt herausquillt und in Gestalt von Zapfen gerinnt und herabhängt. Die Eigenthümer der Bäume nehmen es ab, drücken es in Klumpen und bringen dasselbe so auf den Markt.

Nicht minder seltsam ist ein Baum, Kuschu, der, in Gestalt dem Feigenbaume ähnlich, einen milchartigen Leim von sich giebt, wenn man seine Rinde ritzt; man benutzt ihn, um Blattgold auf Holz zu befestigen.

Von besonderer Wichtigkeit für die Chinesen ist der Maulbeerbaum, der die einzige Nahrung für die Seidenraupe liefert. Die beste Art trägt keine Früchte und man erzielt diese Art, indem man den Samen in einem Wasser aufweicht, worin Hühnermist aufgelöset worden ist. Die Blätter dürfen in den drei ersten Lebensjahren des Baumes nicht zu stark abgenommen werden, auch

muß man sie immer reinlich ausschneiden. Die Wurzeln bedürfen ebenfalls besonderer Pflege und müssen zu Zeiten von der Erde entblößt werden. Alte Aeste nimmt man ab und pfropft an ihre Stelle neue. Der Boden für Maulbeerbäume wird mit Schlamm, Asche oder Dünger gebessert. Im Januar werden die Bäume beschnitten; an jedem Aste bleiben nur vier Knospen stehn. Von alten Bäumen benutzt man die Schößlinge oder biegt auch sehr lange Aeste an den Boden, wo sie einwachsen und später vom Mutterstamm durch einen Schnitt getrennt werden. Den Maulbeersamen kann man auch mit der Asche verbrannter Pflanzen mengen, schwemmen, und mit Hirse vermischt, im Frühjahr einsäen. Ist der Hirse reif, so wird er an einem windigen Tage angebrannt. Im nächsten Frühjahr schießen die Bäume um so mehr empor.

In der Baumzucht und Allem, was damit zusammenhängt, haben es die Chinesen sehr weit gebracht, und in ihren Gärten pflanzen sie die Bäume nicht blos wegen der Früchte, sondern auch wegen der Blüthen an, geben auch dem Stamm mancherlei beliebige seltsame Gestalten.

Das rauhe Clima der nördlichen Provinzen, wo, wie z. B. in Peking, der Winter sehr zeitig eintritt und lange mit 13—14 Grad Kälte bei trocknem Nordwind anhält, hat die Chinesen schon sehr früh auf die Anlage warmer Pflanzenhäuser geleitet, die stets nach der vollen Mittagsseite, wie alle ihre Wohngebäude gerichtet und im Norden durch eine Erdwand oder wo möglich durch einen Hügel gedeckt sind. Diese Gewächshäuser sind 7—8 Fuß tief in die Erde gegraben, bei großen Anlagen oft 12 Fuß. Die größten sind 60—70 Fuß lang und nicht über 10—12 Fuß breit, damit, wenn die Fenster geöffnet, die Sonne bis an die Rückwand gelangen könne, die in Stufen sich bis an den Boden hinabsenkt. Das Mauerwerk ist stark und sorgfältig ausgeführt, damit es den Druck des dahinter befindlichen Erdreichs aushalte, und tritt nur auf drei Seiten über den Boden heraus; die vierte Seite besteht lediglich aus Fenstern, die blos durch die das Dach tragenden Säulen unterbrochen werden. Das Dach wird mit großer Sorgfalt gearbeitet, damit keine Luft eindringen kann. In der ganzen Länge des Gebäudes sind am Boden Oefen angebracht und die Fenster mit dichten Matten versehen *). Die Chinesen verstehen es vortrefflich, diesen Gewächshäusern im Winter durch Dämpfe eine erhöhte Temperatur zu geben und sie im Sommer bei großer Hitze und heftigen Regengüssen zur Bewahrung ihrer Pflanzen zu brauchen.

Nicht mindere Sorgfalt, Aufmerksamkeit und einfache Benutzung der von der Natur dargebotenen Stoffe zeigen die Chinesen auch in der Gewinnung der Metalle.

*) Serres chinoises in den Mémoires conc. les Chinois III. 423.

Der Bergbau

Chinas ist sehr bedeutend und das Land ist reich an Metallen, Steinen, Steinkohlen u. a. nutzbaren Fossilien *). An Metallen findet man Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Zinn, Weiß-Kupfer, Quecksilber, Galmei, Nickel, Arsenik, Schwefel. Gold und Silber wird nicht so viel ausgebracht, als man wohl erzielen könnte, da die Regierung es nicht für zweckmäßig hält, große Massen davon in Umlauf zu setzen, die Habsucht zu reizen und dem Volke den Ackerbau und die Handarbeit zu verleiden. Kaiser Kang-hi gab einigen seiner Pächter Erlaubniß, Silbergruben zu eröffnen, nahm dieselbe aber nach einigen Jahren wieder zurück, damit sich nicht zu viel gemeines Volk in der Gegend anhäufen möge.

Gold wird in vorzüglicher Beschaffenheit in den Bezirken von Li-kiang-fu und Yong-tschang-fu in Gruben gefunden und in den westlichen Theilen von Se-tschwen und Yun-nan aus dem Sande der Flüsse gewaschen, auch aus Ava und Pegu viel Gold eingeführt, da dieses Metall in China sehr stark zu Vergoldung der Tapeten, Geräthe und Gefäße, zu Knöpfen u. dgl. verbraucht wird. Gemünztes Gold giebt es in China nicht; es bleibt immer nur Waare. Auch hat in China Niemand goldene Gefäße, die dort nur in den Romanen vorkommen **).

Eisen und Zinn werden in ungeheurer Menge verbraucht, sind auch sehr wohlfeil, und es müssen daher die chinesischen Bergwerke sehr reiche Ausbeute geben. Die Jesuiten, welche bei der Landesvermessung in der Provinz Hu-guang verweilten, sahen aus den dasigen Eisengruben binnen weniger Tage mehrere hundert Centner zu Tage fördern.

Ein den chinesischen Gebürgen ganz eigenthümliches Product ist das Tse-tong oder weiße Kupfer von Yun-nan. Es ist weiß von Natur und die vielen zu Peking angestellten Versuche haben ergeben, daß diese Farbe nicht durch eine Beimischung hervorgebracht ist. Wohl bearbeitet hat es das Ansehn von Silber. Bei seiner Verarbeitung für Geräthe und Gefäße wird entweder Galmei oder Silber zugesetzt.

Das rothe Kupfer wird in der Provinz Yun-nan aus Gruben und in den ausgetrockneten Flußbetten gefunden. Quecksilber wird viel nach Europa ausgeführt.

China ist sehr reich an Steinkohlen, welche besonders in den Provinzen Schen-si, Schan-si und Pe-tsche-li gegraben werden, und bei der Seltenheit des Brennholzes das vorzüglichste Brennmaterial von Peking und andern nördlichen Ortschaften abgeben.

*) du Halde I. 35. ff. Mémoires conc. les Chinois VI. 324.
**) Journal asiatique 1. Série. Th. 2. S. 99.

Arme Leute sammeln den Staub und stoßen die Kohlen, ballen Kugeln daraus und erhalten so einen sehr starke Hitze entwickelnden Brennstoff.

Das Salz für die 330—360 Millionen Chinesen wird auf mannichfache Art gewonnen, sowohl aus dem Seewasser, an der Küste, als auch im Innern aus Soole und trocknen Salzlagern. In den westlichen Gegenden giebt es Landstriche, deren Erdoberfläche ganz mit Salztheilen geschwängert ist. Diese graue Erde wird gesammelt und das Salz auf folgende Weise daraus gewonnen. Man bereitet ein Stück Land ganz glatt zu, doch mit geneigter Fläche, damit das Wasser nicht darauf stehen bleibe; ist das darauf geleitete Wasser abgeronnen, so haben sich die Salztheilchen auf die Oberfläche gehoben und trocknen an der Sonne auf. Dieses weiße Salzpulver wird abgehoben und in kleine Haufen gesammelt. Nachher wird das Salz auf Tafeln gebreitet, mit Wasser vermischt und dieses in ein Gefäß abgelassen. Der Rückstand wird gesammelt, getrocknet und wieder auf das Feld gestreut, wo er nach einiger Zeit neue Salztheile angezogen hat.

Höchst interessant ist der Bericht des apostolischen Missionars Imbert über die Benutzung der Salzvorräthe bei der Stadt Ontong-kia in der Provinz Su-tschuen. Hier findet man in einer Länge von 10 und einer Breite von 4—5 Stunden einige Zehntausende von Salzbrunnen. Jeder etwas wohlhabende Mann verbindet sich mit einem andern und gräbt einen oder mehrere Brunnen, deren einer etwa tausend und einige hundert Taels (Doppelthaler) kostet. Die Brunnen gehen in die Felsen und haben 1000—2000 französische Fuß Tiefe, bei einem Durchmesser von 5—6 Zoll höchstens. Die Bohrung wird auf folgende einfache Weise bewerkstelligt. Wenn die Oberfläche aus 3—4 Fuß tiefer Erde besteht, so bringt man eine hölzerne Röhre hinein, über welche ein Quaderstein kommt, der die gewünschte Oeffnung von 5—6 Zoll hat. In der Röhre läßt man eine Ramme oder Keule von Stahl spielen, die 300—400 Pfund schwer ist. Die Ramme ist ringsum eingekerbt, oben etwas concav, unten rund. Ein starker, leicht gekleideter Mann steigt auf ein Gerüst und tanzt den ganzen Morgen auf einem Schnellbalken, welcher diese Stahlramme auf 2 Fuß Höhe hebt, und sie dann von ihrer eignen Schwere wieder fallen läßt. Man gießt von Zeit zu Zeit Wasser in die Röhre, um das abgelöste Steinmehl zu näſſen. Die Ramme ist an einem tüchtigen Rotangstrick befestigt, der, nur so dick wie ein Finger, aber dauerhafter als unsere Darmstricke, an dem Schnellbalken befestigt ist. Dort hat man einen Triangel von Holz befestigt und dabei sitzt ein anderer Mann. In dem Maße als der Schnellbalken aufsteigt, nimmt er den Triangel und läßt ihn einen Halbzirkel beschreiben, damit die Stahlramme in anderer Richtung fällt. Zu Mittag lösen

sich die zwei Arbeiter ab und werden Abends durch zwei andere ersetzt. Wenn sie 2 Zoll gegraben haben, so zieht man die Stahlramme mit allem Gestein, wovon sie beschwert ist, mit Hülfe eines Cylinders heraus, worauf der Strick gerollt wird. Oft ist nicht Alles bis in die nöthige Tiefe Felsen, sondern Erd- und Kohlenlager. Dann wird die Arbeit schwierig und oft nutzlos, denn das Loch verliert seine senkrechte Richtung. Uebrigens sind die Bohrlöcher meist senkrecht und glatt geschliffen wie Glas. Bricht der Ring, an welchem die Stahlramme aufgehängt ist, so braucht man 5 bis 6 Monate, um durch Hülfe anderer die erste Ramme zu zermalmen und herauszuschwemmen. Ist der Felsen zu dieser Arbeit ganz geeignet, so bohrt man in 24 Stunden 2 Fuß und man braucht wenigstens 3 Jahre, ehe der Brunnen fertig wird. Um das Wasser heraufzubringen, steckt man in das Brunnenloch eine 24 Fuß lange Bambusröhre, an deren Ende ein Ventil ist; ist die Röhre am Boden des Brunnen angelangt, setzt sich ein starker Mann auf den Strick und bewegt ihn heftig; jede Bewegung öffnet das Ventil und macht das Wasser steigen. Wenn die Röhre gefüllt ist, so wird ein großer Cylinder, auf dem der Strick läuft, von zwei bis vier Ochsen oder Büffeln gedreht und die Röhre mit dem Wasser gehoben. Das Wasser ist sehr soolig und giebt bei der Verdunstung ein Fünftheil, auch ein Viertheil Salz.

Aus einigen dieser Brunnen steigt ein Gas auf, das sich leicht entzündet; wollte man in dem Augenblick, wo das Wasser an der Brunnenöffnung anlangt, eine Fackel daran halten, so würde sich das nachströmende Gas zu einem Feuerstrahle von 20—30 Fuß entzünden. Daher benutzt man auch einige dieser Brunnen auf Feuer und nennt sie Feuerbrunnen. Ein kleines Bambusrohr sperrt dann die Oeffnung des Brunnen und leitet die entzündliche Luft nach Belieben. An der Mündung des Rohrs brennt man das Gas mit einer Kerze an und es brennt fort, ohne den Bambus zu versengen. Die Flamme ist bläulich und 3—4 Zoll lang bei 1 Zoll Durchmesser. Sie verlöscht nur, wenn man ein Stück Thon auf die Oeffnung bringt, oder durch Abblasen. Will man Wasser aus dem Brunnen ziehn, so löscht man die Flamme. Die Soole wird hier durch Steinkohlen gekocht, die man aus Gruben fördert, welche ebenfalls viel brennbares Gas enthalten, weshalb die Arbeiter die Grube mit faulem Holz oder einem Harz beleuchten, das ohne Flamme brennt.

Bei Tse-Lieou-Tsing, 40 Stunden von erstgenanntem Orte, gewinnt man das Gas in so großer Menge, daß man dasselbe zum Kochen der Salzwässer benutzt. Imbert berichtet darüber Folgendes. Hier sind ebenfalls Salzbrunnen. In einem Thale befinden sich vier Brunnen, die kein Wasser, aber desto mehr brennbares Gas liefern. Die Brunnen gaben Anfangs Salzwasser, verstopften aber, und als

man sie nun noch mehr abteufen wollte, bemerkte man einen daraus entströmenden schwarzen Qualm. Die Mündung der Brunnen ist mit einer 6—7 Fuß hohen Mauer umfaßt, damit kein Feuer dazu kann. Ihn umgeben vier Hallen, worin die Salzpfannen stehen, und so ist ein viereckiger Hof gebildet. Im August 1826 gerieth Feuer an die Brunnenmündung. Ein donnerartiger Erdstoß entstand und im Augenblick war der ganze Hof eine Flamme, die 2 Fuß hoch auf dem Boden hin- und herwogte. Vier Männer schleppten einen großen Stein auf die Brunnenmündung, der aber sofort hoch in die Luft geschleudert wurde. Endlich schaffte man auf einen benachbarten Berg eine Wassermasse und schwemmte von da aus die Flamme weg. Einen Fuß unter der Erde, auf den vier Seiten des Brunnen, sind vier Bambusröhre in denselben eingelassen, welche das Gas unter die Salzpfannen leiten, deren wohl 300 aus demselben Brunnen erhitzt werden. Jede Flamme hat ihre eigene Röhre, deren Mündung in eine 6 Zoll lange Thonröhre von 1 Zoll Durchmesser eingelassen ist. Andere Röhren sind über die Pfannen geleitet und beleuchten das ganze Gebäude. Der unnöthige Ueberrest wird durch eine Röhre außerhalb des Gebäudes geleitet und bildet dort drei ungeheuere Essen, aus denen die Flamme 2 Fuß hoch emporsteigt *).

Die Gebürge Chinas liefern für die Bauten des Landes die mannichfaltigsten **Steinarten**, die man jedoch nicht sowohl zu Wohnhäusern, als vielmehr zu Brücken und Triumphbögen anwendet. Für Gebäude bedient man sich der Steine meist nur zur Grundlage. In der Provinz Fo-kien sind reiche Marmorbrüche, die vorzugsweise zu Kunstwerken und Verzierungen benutzt werden. Zum Straßenbau braucht man Bruchsteine und Geschiebe.

Von edlen Steinen werden kleine **Rubine**, **Lasursteine**, **Achat** und **Bergkrystalle**, besonders aber der **Nade** in China gefunden und daraus allerlei Kunstwerke, Siegel, Figuren, Knöpfe, Gefäße gefertigt. Sehr beliebt für kleine plastische Werke ist der **Speckstein**, der auch zu ganz dünnen Tafeln geschnitten, gebleicht und bemalt wird.

Die **Bearbeitung** der Metalle zeigt uns den Scharfsinn der Chinesen in besonders günstigem Lichte. Die japanische Encyclopädie und die kleine chinesische Encyclopädie der Künste und Gewerbe „Tien-kong-kay-we", so wie die aus den chinesischen Büchern entnommenen Nachrichten der französischen Jesuiten geben uns darüber interessante Aufschlüsse **). Das **Silber** wurde schon im

*) Imberts Bericht in Dingler's polytech. Journal Bd. XXXVII. S. 109. aus den annales de l'association de la propagation de foi. Par. Janv. 1829.

**) S. bes. Ed. Biot Notice im Journal asiatique 2. Série, Tom. XVI. S. 137.

16. Jahrhundert aus den Erzen geschleden. Man stampfte das mit Blei gemischte Erz, wusch und schmolz dasselbe in einem Windofen. Dieser Ofen hat 5 Fuß Höhe und faßt 240 chinesische oder 260 französische Pfunde. Man vermischt das Erz mit Castanienholzkohle und erhält eine Metallkugel, die in einem irdenen Ofen umgegossen wird, wo sie das Blei vom Silber absondert und den Hauptbestandtheil der Masse bildet. Man wäscht außerdem auch Silber aus einem Sande, den man mit Blei gießt und wovon man das Blei abtreibt.

Das Gold und seine Eigenschaften kennt man in China seit uralter Zeit und hat dasselbe nach Farbe und Gestalt classificirt. Man kennt seine Dehnbarkeit, Schwere und übrigen Eigenschaften; man hat sieben Arten grünes, acht Arten braunes, neun violettes und zehn Arten rothes Gold, das Gold wird auch in China in dünne Blättchen geschlagen und man dehnt ein Blättchen von einem Quadratzoll zu drei Quadratfuß aus. Die Goldschläger bedienen sich eines eignen schwarzen Papiers, welches in Su-fang gefertigt wird, und eines 8 Pfund schweren Hammers. Das Blattgold wird in zollstarken Paketen in salpetrirtes Katzenfell gepackt und mit wohlriechendem Pulver bestreut, und dann mit Papiermaulbeerbaumsaft auf das Holz aufgetragen *).

Das Eisen **) wird aus körnigen, erbigen, nierenförmigen oder auch magnetischen Erzen gewonnen, die sich gemeiniglich auf der Oberfläche der Erde finden. Das abgegrabene Erz kommt erst auf die Wäsche, dann in Oefen, die etwa 2000 chinesische Pfund fassen. Hier wird es mit Holz- oder Steinkohle gemischt, die aber nicht erst in Cok verwandelt werden. Vier bis sechs Männer setzen den hölzernen Blasebalg in Bewegung. Das geschmolzene Metall läßt man in Sandformen laufen, wenn man Roheisen haben will. Soll aber Stabeisen erzielt werden, so gräbt man erst einen zolltiefen runden Raum von mehrern Fuß Durchmesser in den Boden vor dem Ofen und baut daneben eine kleine fußhohe Mauer. So wie das flüssige Metall in diese Form rinnt, stellen sich mehrere Männer mit Holzstäben auf die Mauer und schlagen auf das gerinnende Metall, das in Würfel getrennt, gehämmert und in runde Barren geformt wird.

Das chinesische Eisen ist nicht besonders, wie sich aus den Messer- und Schwertklingen ersehen läßt, welche zu uns kommen. Besser ist das gegossene, wie Kessel und Gefäße.

Die Chinesen unterscheiden zwei Arten von Stahl, den natürlichen und den gegoßnen. Um letztern zu erhalten, wird ein Stab

*) Nach chines. Nachrichten im Journal asiatique 1. Série. Th. II. S. 90. ff.

**) Journal asiatique 2. Série. Th. XVI. S. 137.

natürlicher Stahl mit dünnen geschmiedeten Eisenblättern zusammengelegt. Das Ende jeden Packets wird mit Thonerde umgeben und ins Feuer gebracht. Es wird sodann, wenn es eben schmelzen will, herausgenommen und gehämmert *).

Das Kupfer wird aus Erzen geschmolzen und sowohl rein, als auch mit andern Metallen gemischt verarbeitet. Kleine Ziergefäße und Schmuckgeräthe werden meist bronzirt, indem man ihre Oberfläche erst mit Kohle und Essig anstreicht und an der Sonne antrocknen läßt. Dann bedeckt man sie ganz mit einer Mischung von zwei Theilen Grünspahn, zwei Theilen Zinnober, fünf Theilen Ammoniaksalz, zwei Theilen Entenleber, fünf Theilen Alaun und bringt sie ins Feuer und wiederholt dieselbe Operation, bis der Gegenstand seine schöne Oberfläche erlangt hat, welche weder durch Luft noch Regen wieder zerstört wird **). Derartige Gefäße sind meist äußerst dünn und von der schönsten rothbraunen oder grünen Farbe.

Das Messing oder die Bronze ***) der Chinesen ist sehr vorzüglich und vielfach angewendet, da sie sehr wohl wissen, daß sie dauerhafter als das reine Kupfer. Man mischt Messing oder Bronze aus Kupfer und dem Mineral Lu-kan-schi oder Galmey, im Verhältniß von 10 zu 6; geschätzter ist die Mischung von sechs Theilen Kupfer mit vier Theilen Zink und verfährt dabei folgendermaßen: Man thut 10 Pfund Galmey in einen irdnen Schmelztiegel und drückt das Metall derb zusammen und verwandelt sie durchs Schmelzen in eine runde Kugel. Man fertigt aus Messing Münzen, Beschläge, Nägel für die hölzernen, und Bolzen für die steinernen Brücken, woraus man ersieht, daß die Chinesen gar wohl wissen, wie Bronze von dem Wasser und den demselben entsteigenden Dünsten weniger angegriffen wird als das Eisen.

Das Zinn †) unterscheidet man in Berg- und in Wasserzinn oder aufgeschwemmtes Zinn. Man wäscht und schmelzt es mit einem Zusatze von Blei.

Man benutzt nächstdem das Blei, um Bleiweiß und Mennige, das Queckstlber, um Zinnober daraus zu machen. Man gewinnt ferner Kobalt und versteht es, mit Alaun mannichfache Farben herzustellen. Die Probirung und Reinigung der Metalle ist ebenfalls bekannt, und das Verfahren in den chinesischen Werken beschrieben.

Die Werkzeuge der chinesischen Metallarbeiter sind sehr zweckmäßig eingerichtet, der Blasebalg ist ein Holzkasten mit einem Ventil, das der Schmidt in Bewegung setzt ††). Der ganze Apparat eines

*) Journ. asiatique. 2. XVI. 139. Mémoires conc. les Chinois IV. 491. Barrow II. 69.

**) Mémoires conc. les Chinois IV. 491.

***) Journ. asiatique. 2. XVI. 141. Meyen II. 370.

†) Journ. asiatique. 2. XVI. 141. ff.

††) Staunton, Gesandtschaftsreise II. 325. Braam II. 9.

chinesischen Kesselflickers, den Braam in Fau-kun traf, bestand aus einem kleinen 6 Zoll breiten Kasten, der 16 Zoll lang und 18 Zoll hoch und in zwei Abtheilungen gesondert war. Die untere enthielt die Schubfächer mit den nöthigen Werkzeugen, die andere den kleinen Blasebalg. Die Schmelztiegel waren größer als die gewöhnlichen Thonpfeifenköpfe. Wenn der Kesselflicker ein Loch schließen will, so bringt er das geschmolzne Eisen aus dem Tiegel auf den Fleck und raspelt es sodann mit der alten Oberfläche zusammen.

Nicht minder geschickt sind die Chinesen in der Bearbeitung der Thonerde zu Ziegeln und allerlei Gefäßen und Geräthen oder in der

Töpferkunst.

Sie wissen der Thonerde durch Zusätze eine besondere Dehnbarkeit und Färbung zu geben, wie sie denn unter andern wilden Salat zusetzen, wenn sie besonders dünnschalige Töpfe machen *). Die Natur liefert schon eine außerordentliche Mannichfaltigkeit von Thonerden und so sind denn auch die Erzeugnisse der Töpferei nach den verschiedenen Landstrichen des Reiches äußerst verschieden in Gestalt und Farbe, Feinheit und Größe. An einigen Orten fertigt man Gefäße von 4—5 Fuß Durchmesser bei einer Höhe von 3 Fuß; andere sind 4—5 Fuß hoch und haben eine verhältnißmäßige Oeffnung. Diese Gefäße, Kang genannt, brauchen wohlhabende Leute als Behälter für ihre Goldfische, ihre Wasserblumen, ärmere aber als Wasserbehälter, Korn- und Fruchtfässer, die Arbeiter, Kaufleute und Bauern benutzen sie als Kessel, Kiepen u. dergl. Wir lernten schon oben die großen Thongefäße kennen, worin der chinesische Landmann die Düngersauce für seine Reisfelder bereitet.

Die chinesischen Töpfer fertigen Geräthe und Gefäße für alle nur erdenkliche Zwecke: sie machen Lampen, Löffel, Tassen, Küchengeschirre, Wirthschaftsgefäße in allen Größen, so wie auch Kinderspielzeug, und zwar zu einem außerordentlich billigen Preise und von sehr zierlicher Gestalt. Die Regierung begünstigt diesen Erwerbzweig, wie Alles, was dem Volke von wahrem Nutzen seyn kann, nach Möglichkeit. Dem Kaiser wird stets eine Probe von allen Producten des Landes eingesendet, und von einem Kaiser ging auch der Befehl aus, die töpfern Theekannen, Tassen u. a. kleine Geschirre mit emaillirten Blumen zu malen, und um die Arbeiter aufzumuntern, ließ er sich derartige Sachen in seinen Palast bringen. Man fertigt in China auch Kühlgefäße, deren sich die Armen wie die Reichen bedienen. Dann fertigt man Gefäße,

*) Mémoires conc. les Chinois IV. 481. VIII. 275. ff.

die besonders für den Thee, andere, die für den Reis besonders geignet sind. Topfwaaren werden in China in den Küchen mehr gebraucht als Metallgefäße. Im Dorfe Huang-tong-sang sah Braam (II. 106.) einen Töpfermarkt, wo man braune Thongefäße längs der Buden in Pyramidenform aufgestellt hatte.

Seltsam ist es, daß die Glasmacherkunst in China erst so spät bekannt worden seyn soll, wie europäische Reisende versichern*), da doch dort das Porzellan seit Jahrtausenden gefertigt wird. Indessen fanden doch die französischen Jesuiten, daß in China besonders gefärbtes Glas gut gearbeitet wird, daß man es zu Flacons für Wohlgerüche anwendete, und dazu kommt, daß bunte chinesische Gläser schon in früher Zeit nach Europa gebracht worden sind, wie z. B. die chinesischen hellgelben Glastassen, welche die Kön. Gefäß-Sammlung zu Dresden besitzt. Ueber die Glasmanufactur von Kantong berichtet D. Meyen (II. 361.). Mitten in der Stadt Kantong wird die Glasmacherei eben so betrieben, wie jedes andere Gewerbe; die Vorrichtungen dazu sind jedoch so zweckmäßig angebracht, daß durch diese Fabriken nicht leicht Feuer entstehen kann. So wie die Chinesen Alles anders machen als wir, aber dennoch eben so gut zum Ziele kommen, so war auch das Treiben in ihren Glashütten ganz verschieden von dem, welches bei uns beobachtet wird. In unserer Gegenwart ließen wir z. B. große Glaskugeln von 4 Fuß Durchmesser blasen; die Methode, wie sie diese große Glasmasse an das Rohr brachten, war ganz eigenthümlich. Sobald das Blaserohr zum ersten Mal aus der Glasmasse gezogen war, wurde diese durch eiserne Spatel fest angeklopft und dadurch etwas abgekühlt; hierauf wurde das Rohr mit der Glasmasse nochmals in die Masse gesteckt und wieder auf eben dieselbe Weise abgekühlt; ja später, nachdem mehrmals die Operation wiederholt worden war, mußte sogar das Rohr mit Wasser abgekühlt werden. So häufte sich allmälig eine große Menge von der Masse an dem Blaserohr an und wurde dann zuletzt mehrmals durchgeglüht und schnell aufgeblasen. Die Chinesen arbeiten mit ihrem Rohre auf einer hölzernen Bank und glätten die Glasmasse mit einem eisernen Spatel, während wir dieselbe auf einer eisernen Platte rollen. Wie es schien, so können die Chinesen das Glas nicht biegen; aber dennoch, um Glocken zu verschiedenem Gebrauch zusammenzusetzen, schneiden sie diese großen geblasenen Kugeln in entsprechende Stücke entzwei, wodurch sie auch ihre Zwecke ganz vollkommen erreichen. Selbst um sehr stark gebogene Platten zu erhalten, wird die große Kugel cylindrisch gemacht und stark zusammengedrückt. Die Glasschleifereien der Chinesen sind ebenfalls sehr einfach; das Rad befindet sich in der Mitte eines Tisches und

*) Barrow II. 77.

wird durch die Füße des Arbeiters bewegt. Die Belegung der Spiegel ist ebenfalls von der bei uns gebräuchlichen verschieden; sie legen die Zinnblätter in einen flachen Kasten und gießen das Queckſilber darüber, welches ſie dann durch eine ſchräge Stellung des Kaſtens ablaufen laſſen; hierauf legen ſie die Glasplatte auf das Amalgam. Das Glas der chineſiſchen Spiegelplatten iſt ſo hart, daß es Metallſpiegeln ähnelt, doch iſt es unrein und ſteht dadurch dem unſrigen nach.

Die Chineſen nennen das Glas Lieu-li und es wurde im 17. Jahrh. in dem großen Flecken Yen-tſching bei der Hauptſtadt Tſi-nan-fu viel gefertigt. Das Glas war aber zerbrechlicher als das europäiſche, und verträgt nicht leicht den Wechſel der Temperatur *).

Die Unhaltbarkeit der Behauptung, daß die Glasfabrication erſt durch die Franzoſen nach China eingeführt worden ſeyn ſoll, wird am beßten durch die Zeugniſſe chineſiſcher Schriftſteller dargethan. Das alte Wörterbuch Ful-ya erwähnt ſchon das Lieu-li; der Tſi-yo ſpricht von nachgemachten Perlen, ein ſehr alter Commentator des Hiao-king meldet, daß man Spiegel aus Glas gefertigt, die Annalen des Han machen eine Glasfabrik des Kaiſers Ou-ti namhaft, und es erhellt aus alten chineſiſchen Nachrichten, daß man dort das Glas ſeit wenigſtens zwei tauſend Jahren gekannt und gefertigt, ja, daß man mancherlei Fortſchritte in der Bereitung deſſelben gemacht habe. Man fertigte im 18. Jahrh. in China aus Glas allerlei Spielzeug, Trompeten, Trauben, welche die natürlichen täuſchend nachahmen, und die man an eine natürliche Ranke befeſtigt, woran ſeidene Blätter hängen. Sie würden in Europa Aufſehn erregt haben und waren außerordentlich billig **).

Eines der merkwürdigſten Producte Chinas iſt

das Porzellan,

dem wir bereits einmal im Laufe unſerer Betrachtung begegnet ſind (ſ. Th. V. S. 285.).

Das Porzellan, das gegenwärtig in allen Ländern Europas, die Türkei ausgenommen, gefertigt wird, war hier bis zum Jahre 1704, wo der Alchymiſt Johann Friedrich Böttcher daſſelbe in Dresden aufs Neue erfand, ein Gegenſtand der größten Bewunderung, den man in den Kunſtcabinetten der Fürſten und Vornehmen eine ehrenvolle Stelle anwies und das man dem profanen Gebrauche entzog ***). In China wird daſſelbe ſeit uralter Zeit gefertigt,

*) du Halde I. 215. Mémoires conc. les Chinois VIII. 267.

**) Mémoires conc. les Chinois Th. II. p. 463.

***) S. meine Schrift über die Kön. Porzellan- und Gefäßſammlung zu Dresden S. 12. ff.

wie die in den altägyptischen Gräbern gefundenen Riechfläschchen und die Nachrichten der chinesischen Schriftsteller sattsam beweisen*).

Die frühesten Nachrichten über das chinesische Porzellan verdankt man dem Marco Polo, der im 13. Jahrhundert China bereisete und in der Stadt Tnigui die Manufactur sah. „Sie sammeln, sagt er, eine gewisse Erdart und thürmen große Hügel davon auf, welche sie 30 bis 40 Jahre dem Wind, dem Regen und Sonnenschein aussetzen. In diesem Zeitraume versteinert sich die Erde, aus der sie dann Gefäße machen, mit Farben anstreichen und im Ofen backen. Und so sammeln die Eltern Erde für ihre Kinder und Kindeskinder. In der Stadt Tnigui wird großer Handel mit diesen Porzellan-Näpfen und Schaalen getrieben und man kann für einen venetianischen Grosso acht Näpfchen haben."

Odoardo Barbosa, im Anfange des 16. Jahrh., meldet, daß das Porzellan aus Seemuscheln und Eierschalen gemacht würde, die man 80, ja 100 Jahre lang in der Erde vergraben müsse **).

Die genaueste Nachricht über das chinesische Porzellan verdanken wir dem Pater d'Entrecolles ***), der in der durch ihre Porzellanmanufacturen ausgezeichneten Stadt King-te-tsching eine Kirche und unter seinen Beichtkindern mehrere Porzellanarbeiter hatte, auch mehrmals Augenzeuge der Porzellanbereitung gewesen ist. Aus seinem Bericht geht hervor, daß die Chinesen ihr Porzellan aus denselben Grundbestandtheilen, nämlich Porzellanerde, Quarz u. dgl., wie wir zusammensetzen, dieselben sorgfältig schlemmen, mischen, auf der Drehscheibe oder in Formen bilden, glasuren, bemalen, in eignen Oefen brennen und dann verkühlen lassen. Wohl aber scheint es, daß sie die Erde, nachdem sie bereitet, lange Zeit in Gruben liegen und in sich gähren lassen.

Die Porzellanfabrication vom Graben der Erde bis zur Verpackung der fertigen Gefäße ist in einem chinesischen Werke von 23 Bildtafeln dargestellt †), deren erste uns ein Gebürge zeigt, wo die Erde mit Hacken, denen unserer Weinbauer ähnlich, und langen mit einem breiten Meisel bewahrten Stangen vom Boden getrennt wird. Die zweite Tafel stellt dar, wie die weiße Erde von den Abhängen der Berge in einem Klobengerüste herabgelassen und in

*) S. Mémoires conc. les Chinois II. 462. ff.

**) Ramusio II. 49. u. I. 320.

***) Sein ausführlicher Bericht bei du Halde II. und daraus in Krünitz Encyclopädie Th. CXV.

†) Dieses handschriftliche Werk mit dem Titel: Histoire, origine et fabrication de la Porcelaine en Chine et les différentes préparations de la pâte. Extrait de diverses relations des voyageurs et missionaires par J. Sallé amateur. 1821. fol. befindet sich im Besitz des bekannten Orientalisten Herrn Geh. Reg. Rathes von der Gabelentz in Altenburg, der mir dasselbe gütigst mittheilte. Die Tafeln sind von Chinesen in Wasserfarben fleißig ausgeführt.

Körben, die ein Mann an Bambusstangen über der Achsel trägt, fortgeschafft wird. Darauf folgt (Taf. 3.) der Transport der in Brote geformten weißen Erde auf einem Kahne. Demnächst sieht man die Erde in der Mühle mit zwei Stampfen klopfen und durcharbeiten. Nun beginnt (Taf. 5.) der Proceß des Schlemmens in Gruben, dann (Taf. 6.) in drei Fässern unter einem Schuppen. Die Erde wird hierauf (Taf. 7.) aus den Schlemmgruben in eine Höhle geworfen und daselbst aufgehäuft. Die 8. Tafel zeigt zwei Gruben, in welchen die Erde je von einem Ochsen getreten wird. Wir sehen dann die Erde in Kegel geformt und zum Trocknen aufgestellt. Mit Tafel 10. beginnt die Bearbeitung der Gefäße, meist Schaalen, der Töpfer sitzt bei der Drehscheibe und stellt die Gefäße vor sich auf. Auf den nächsten (11.—13.) Tafeln dreht ein sitzender Mann die Scheibe, während ein anderer mit dem Meisel das Gefäß bearbeitet. Es folgt sodann das Einsetzen in den Brennofen und der Brand mit gespaltenem Holze (14. u. 15. Tafel); hierauf nimmt man die Schaalen aus dem Ofen und setzt sie in Körbe (16.), dann werden die Schaalen bemalt (17.) und abermals in Körbe gestellt. Die Tafeln 18.—20. stellen den zweiten Brand vor, am Brennofen sitzt ein tabakrauchender Beamter. Endlich sehen wir auf Tafel 21. die Verpackung der Schaalen in Stroh und Fässer, 22. die Signirung derselben und 23. den Transport durch Träger. Die ganze Arbeit geschieht meist im Freien.

D. Meyen *) ist der neuste Berichterstatter über die chinesische Porzellanfabrication. Er besuchte in Kantong eine Fabrik und bemerkt darüber: Die chinesische Malerei auf dem Porzellan ist bekanntermaßen nicht fein, es wird dieser Theil der Fabrication auch nur mit der größten Nachlässigkeit ausgeführt; kleine Kinder in Lumpen gehüllt sahen wir sitzen und diese Malereien besorgen. Die Oefen, worin das Porzellan gebrannt wird, sind sehr gut construirt, und gewiß wird hier die größte Feuerungersparniß bewirkt, da das Holz hier in Kantong nur zu theuer ist. Bei jedem neuen Einsatz werden diese Oefen neu aufgeführt und die obere Oeffnung mit Porzellanplatten geschlossen. Die Oefen sind rund und stehen mitten in dem Arbeiterraume; unten an der Basis des Ofens sind 10 Löcher zur Feuerung angebracht und dicht am obern Rande 24 ganz kleine Luftlöcher. Nur die ganz kleinen und feinen Sachen werden in festen Oefen gebrannt, welche jedoch nur einige Fuß hoch sind.

Die französischen Missionäre bemerken **), daß in China das Porzellan mehrmals erfunden, in den großen Revolutionen aber,

*) Meyen II. 361.
**) Mémoires conc. les Chinois IV. 466.

welche dieses Reich betroffen haben, diese Erfindung wieder verloren gegangen ist.

Die größte Masse chinesischen Porzellans, welches auf eine Stelle zusammengebracht worden, befindet sich unstreitig in dem 2. 3. 4. 5. 6. 7. 15. u. 16. Saale der Königl. Porzellan- und Gefäß-Sammlung zu Dresden *). Es sind dieß gegen 10,000 Stücke der mannichfaltigsten Art aus allen Zeiten der Fabrik, von allen Farben, Formen und Größen, und auf ein vieljähriges Studium dieses Schatzes sind die folgenden Bemerkungen gegründet.

Das chinesische Porzellan ist nicht allein das älteste in der Welt, sondern unstreitig, was die Masse betrifft, auch wohl das beste. Es ist je nach den Fabriken und dem Zeitalter seiner Verfertigung, und dem Zweck, wofür dasselbe bestimmt ist, sehr verschieden. Die großen 4 Fuß hohen, für die Gärten bestimmten Blumengefäße sind aus einer sehr festen, im Bruche weißen, oft ½ Zoll dicken Masse gefertigt, eben so die Kübel für Orangenbäume und die Gefäße für die Goldfische. Dagegen hat man aber auch kleine Tassen und Schaalen, welche die Dicke des feinen Briefpapiers nicht überschreiten und fast nur aus Glasur zu bestehen scheinen und ganz durchscheinend sind. In dieser Beziehung sind zwei Laternen (XVI. 1318.) der genannten Sammlung wahre Meisterwerke. Sie sind vierseitig und vollkommen durchscheinend, wie etwa geöltes Papier, haben aber, da die Kanten und Ränder aus stärkerem Porzellan bestehen, doch eine ziemliche Dauerhaftigkeit. Außer der feinen, weißen Masse hat man für gemeine Theekannen, Kinderspielzeug, Statuen eine etwas weniger weiße, aber dennoch sehr feste Masse, die auf dem Bruch theils körnig, glanzlos, weiß, theils gelblich ist.

Die Glasur der Chinesen ist nur an den feinsten Porzellanen vollkommen farblos, so daß die Weiße der Masse ungetrübt durchscheint. Die meisten größeren Gefäße haben eine Glasur, die ins Gelbliche, Bläuliche oder Grünliche scheint. Diese Glasur liegt oft speckig und dick auf, ist aber sehr fest und unterscheidet sich wesentlich von der milchweißen Masse des Inneren.

Die meisten Porzellangefäße sind entweder blau oder bunt bemalt; minder häufig sind sie mit einer andern Farbe überzogen. Diese Farben sind citrongelb, erbsfarben, rothbraun, krebsroth, ko-

*) Der König von Polen und Churfürst von Sachsen August II. ist der Gründer dieser Sammlung, die sein Nachfolger August III. bedeutend vermehrte und in den Sälen des Japanischen Palais aufstellen ließ. Als die Kön. Bibliothek in genannten Palais aufgestellt wurde, brachte man die Porzellane in die Souterrains, wo sie bis zum Jahre 1833 ungeordnet aufgeschichtet waren. Das Nähere in meiner Schrift: Die Königl. Sächs. Porzellansammlung. Dresden 1834. u. 2te Aufl. 1841. 8°. mit 3 Tafeln chinesischer Vasenformen.

haltblau, violett, schwarz, meergrün, grasgrün und aschgrau. Die schwarze Glasur ist vortrefflich, spiegelblank und durch Goldarabesken gehoben. Viele der einfarbig glasirten, namentlich der schwarzen und braunen Gefäße hat man nachmals in der Weise unserer Glaskelche geschliffen, so daß die weiße Grundfarbe der Masse zu Tage tritt, was einen ganz eigenthümlichen Effect macht.

Viele, sowohl weiße, als auch namentlich die meisten meergrünen Gefäße sind mit gepreßten Mustern versehen, namentlich Tellerränder und die Außenfläche, so wie die Ränder der Schaalen und Vasen, in welchen sich die Glasur angehäuft hat, so daß die ursprünglich vertieft gepreßten Stellen eine dunklere Färbung zeigen. Andere Vasen haben flach aufliegende Ornamente, andere förmlich aufgelegte Arbeit, besonders Blätter und Blumen an Ranken, die bei kleinen Tassen oft den Fuß und Henkel bilden. Diese Ornamente sind meist bunt gemalt, während das Gefäß, oft zierlich gerippt, seine ursprünglich weiße Grundfarbe behalten hat. Eine ganz besondere, und meines Wissens nirgends anderwärts nachgeahmte Porzellanart ist das sogenannte geborstene Porzellan. Die Gefäße dieser Art zeigen eine glatte aschfarbne oder grünliche Oberfläche, unter welcher sich enger oder weitläuftiger in jeder Richtung dunklere Striche zeigen, die an angebrochenen Stellen sich als Risse in der Masse darstellen, welche durch Glasur ausgefüllt sind. Man hat diese Sprünge wahrscheinlich dadurch hervorgebracht, daß man das Gefäß nach einer bedeutenden Erhitzung plötzlich kältete und schreckte. Die Ränder und Henkel sind oft mit großer Kühnheit ausgeführt, und zeigen, daß die Arbeiter eine große Sicherheit erlangt haben. Die eckigen Gefäße, worunter vierseitige Flaschen und Kästen von ziemlicher Größe, dann die gereiften und spiralförmig gewundenen Gefäße sind in Formen gepreßt, sodann aber ciselirt. Eben so sind die Figuren, Götterbilder und Thiere gearbeitet. Die kleinsten Porzellangefäße sind Fläschchen etwas über Zollhöhe, die größten Fischkessel und Strauchkübel von 24—36 Zoll Durchmesser und Vasen von 4 Fuß Höhe. Alle größeren Sachen sind aus mehrern, einzeln gedrehten Stücken zusammengesetzt, vor dem Brande und der Glasur gekittet, so daß man nur an sehr wenigen eine Spur der Fugen bemerken kann. Um die Verbindung sicherer zu bewerkstelligen, hat man die Fuge gezahnt, so daß ein Ausweichen nicht Statt finden kann.

Sehr künstlich sind die Gefäße, Tassen, Schaalen und kleinen Blumenvasen, welche auswendig mit einem Netzwerk von Porzellan überzogen sind, das am Fuß und am Rande des Gefäßes angeschmolzen ist. An einigen Schaalen sind nur die Ränder in dieser Art behandelt, an andern Medaillons in durchbrochener Arbeit aufgelegt.

Auf die Malerei verwenden die Chinesen wenig Sorgfalt. Die weißen blaubemalten Vasen haben die Farben stets unter der Glasur.

Die Oberfläche dieser Gefäße ist daher spiegelglatt. Nicht so ist es bei den in mehrern Farben ausgeführten Vasenbildern. Hier hat sich der Maler zuvörderst mit schwarzer oder rother, brauner Farbe einen Umriß gezeichnet. In diesem Umriß sind dann die Farben eine neben der andern und ohne Uebergänge aufgesetzt und angeschmolzen. Alle bunten Farben der Chinesen stehn fühlbar, mosaikartig über die Glasur empor, dieß ist bei gröberm wie bei feinerm Porzellan der Fall, und eben daran kann man die ächten chinesischen Vasen vor den nachgemachten erkennen.

Die Gegenstände der Malerei sind Blumen, Blätter, Früchte, aus denen oftmals die köstlichsten Ornamente gebildet sind, Insekten, Fische, Vögel, Säugethiere, in Zweigen, wie in Landschaften, vornehmlich aber Scenen aus dem häuslichen und öffentlichen Leben des chinesischen Volkes, weshalb denn diese Vasenbilder eine der reinsten Quellen zur Erkenntniß dieses merkwürdigen Reiches ausmachen. Wir sehen die Damen und Herren in traulichem Zwiegespräch bei Thee und Karten, in den Salons und Gärten, zu Wasser, zu Lande, wir sehen die Spiele der Kinder, die Opfer der Eltern, wir sehen Jagdscenen, Hochzeiten, Soldaten bei ihren Uebungen, die Gerichtshöfe, die Schauspiele, die Tänzerinnen. Eine sehr beliebte Vasenverzierung ist die Darstellung der Geschenke, die man sich bei Geburtstagen und Standeserhöhungen zu machen pflegt; da erblickt man denn Vasen mit Pfauenfedern und Corallen, Kerzen und Blumen aufgeschmückt, auf zierlichen rothen Ständern, Bücher, Waffen, den Papagei auf seinem Gestelle, Armbänder u. dgl. m. Bemerkenswerth ist es, daß bei ganzen Sätzen gleichmäßiger Teller oder Flaschen man niemals die Anwendung von Schablonen bemerkt. Alles, und wenn funfzig Stück dasselbe Muster tragen, Alles ist aus freier Hand mit großer Sicherheit und Leichtigkeit hingezeichnet. Oft scheint es bei den Pflanzenornamenten, daß der Maler den ersten besten Blumenstrauß, Pflanzenbüschel sich zum Modell herbeigeholt habe; ein paar Halme Equisetum, ein Büschel Schilfpflanzen oder Bambus genügen ihm in ihrer Einfachheit, um ein allerliebstes Ornament zu construiren.

Die Formen der chinesischen Vasen zeichnen sich durch eine edle Einfachheit und Natürlichkeit aus. Die Teller und flachen Schaalen von 3—26 Zoll Durchmesser, oft mit sehr breitem Rande und bei den großen Schaalen von glockenstarkem Ton sind durchgehends exact und trefflich gearbeitet und sehr dauerhaft, da sich die Wand vom Boden nach dem Rande allgemach verjüngt. Die eigentlichen Schaalen bestehn meist aus Halbkugeln, theils ohne, theils mit einem mehr oder minder horizontalen Rande. Es kommen demnächst auch halbeiförmige Schaalen vor, namentlich als Obertasse. Die Becher mit hohem Fuß sind selten, ebenso flache Schaalen auf Füßen. Doch besitzt das Dresdener Museum deren mit zierlich durch-

brochenem Rande. Die Theekannen sind meist kugelförmig, oft gedrückt, oft aber auch viereckige Kästen mit hochgeschwungenem Bügel und gewundener Schnauze. Theebüchsen erscheinen als runde, cylindrische, oder auch vier- und mehreckige Säulen mit und ohne Hals. Die Flaschen sind den Kürbissen nachgebildet, mit kugelförmigem oft dreifach übereinander stehendem Bauche und mehr oder weniger langem Halse, von ½—4 Fuß Höhe. Diese Flaschen haben oft kurz vor dem Ausguß eine Kugel, niemals aber architektonisches Simswerk, was die europäischen Gefäße oft so schwerfällig macht. Die chinesischen flaschenförmigen Blumenvasen steigen leicht und schlank, wie Naturgebilde empor. Die eigentlichen Vasen oder Urnen sind meist Eiformen, mit plattem Boden und weitoffenem Halse. Besonders schön sind die Blumenbecher, die nach unten und oben sich erweitern und in der Mitte einen Bund haben, der oft vier- und mehrseitig gebildet und geflacht ist. Die Verhältnisse der Höhe zu dem Durchmesser der Gefäße sind meist sehr glücklich getroffen. Henkel an großen Vasen kommen fast gar nicht vor, wohl aber Deckel, welche den chinesischen Hüten gleichen und Kegel bilden, die von mannichfachen Linien durchbrochen werden.

Viele der chinesischen Gefäße, vornehmlich Teller und Schalen tragen die Namen oder Sinnbilder ihrer Fabrikanten, andere in vier oder sechs Charakteren die Zeit ihrer Anfertigung an sich. Im Dresdener Museum gehen die Inschriften bis ins 15. Jahrh. christlicher Zeitrechnung hinauf. Die meisten weiß und blauen Gefäße sind aus den Jahren 1403—1620 der Dynastie der Ming; doch sind auch spätere aus der jetzigen Dynastie der Tsching vorhanden. Die Inschriften nennen Jahreszeichen, Namen der Dynastie und des Kaisers; z. B.

te	ta	gefertigt in den stuante genannten Jahren
nkang.	ming.	der Dynastie Ming; d. i. unter dem Kaiser
tschi	stuan	Stuan-tsung der von 1426—1436 regierte.

Auf manchen Gefäßen finden sich auch ganze Texte, die aus Gedichten und Romanen entlehnt und die darauf dargestellten Scenen zu erläutern bestimmt sind. Wo die Inschriften unter der Glasur gemalt sind, erscheinen die Charaktere stumpf und lassen sich nicht leicht lesen. Es kommen auch Charaktere in Gold und in Roth und Schwarz vor. So tragen mehrere Tassen von feiner weißer Masse neben Blumen folgende Inschrift: thstan. tsai. pe. i. tsen. i. seng. thsing. niu. hiang., d. i. „tausend. Jahre. ziere. Kleider. Wein auch. durchs ganze. Leben. schöne. Frau. und guten. Ruf."

Wir sehen also die Chineſen als Meister in der Herstellung porzellanener Gefäße jeder Art und Größe. Doch auch sie haben

*) Die Lesung und Erklärung dieser Inschriften verdanke ich der Güte des Herrn von der Gabelentz.

ihre Grenze. So bestellte ein Kaiser in den Fabriken von King-te-sching große Badewannen von 6 Zoll dickem Porzellan, und Platten von 3 Fuß Höhe, 2½ Fuß Breite und 6 Zoll Dicke, allein es war nicht möglich, diese Massen zu brennen. Einem ähnlichen Ansinnen verdanken die chinesischen Porzellanarbeiter ihren Schutzheiligen, den Pou-sa, der sich in Verzweiflung, daß die Arbeit gar nicht gelingen wollte, in den brennenden Ofen stürzte. Der Arme verbrannte, aber die Gefäße geriethen *).

Aus gröberer Porzellanmasse fertigt man auch Dachziegel und Fließe, womit man das Aeußere von Pagoden und Landhäusern bekleidet.

Endlich verstehen auch noch die Chinesen das Kupfer zu emailliren und man hat derartige Teller, Vasen, ja ganze getriebene Reliefs, die in Email colorirt sind. Die Farben sind vortrefflich und mannichfaltig und geben denen von Limoges nichts in ihrem Glanze nach. Die Emailteller der Dresdener Gefäßsammlung zeigen auf weißem Grund bunte Blumen, die ganz in der Art der Porzellane gemalt sind.

Die Bearbeitung der Pflanzenstoffe

ist in China eben so fleißig geübt, wie die der Mineralien. China ist arm an Forsten, an Bau- und Nutzhölzern, und der Bedarf an solchen muß zum Theil aus dem Auslande herbeigeschafft werden. Der Schiffbau, der Häuserbau, die Bettstellen, Tische und Stühle, Werkzeuge und Wagen erfordern viel Holz, wenn auch zur Feuerung Steinkohlen vorzugsweise angewandt werden.

Im Norden des Reiches baut man viel mit Kiefern, die auch sehr häufig auf den Porzellangefäßen abgebildet sind. Das geschätzteste Bauholz liefert der Baum Nan-mou, den man mit der Ceder verglichen hat. In den alten Zimmern und Sälen des kaiserlichen Palastes sind alle Säulen, Thür- und Fensterpfosten aus diesem dauerhaften Holze gemacht. Für feine Tischlerarbeiten wendet man das Holz des Baumes Tse-tan oder Rosenholz an; es ist schwarz, ins Röthliche spielend und mit zarten Adern wie bemalt. Man schätzt es besonders zu Meublen. Das Eisenholz ist sehr fest und dient vornehmlich zur Anfertigung der großen Schiffanker. Nächstdem wird das Bambusrohr nicht allein zum Hausbau, sondern auch zu Tragen, Wagen, Geräthen, Scheiben u. s. w. angewendet **).

Die Zimmermannsarbeit der Chinesen ist einfach, aber zweckmäßig, und wenn wir die Abbildungen ihrer steinernen und

*) du Halde II. 242. nach d'Entrecolles.
**) du Halde I. 22.

ländlichen Gebäude betrachten, so müssen sie in der Construction der seltsam geschweiften Dächer, deren Sparrwerke aus Bambusrohr bestehen, eine bedeutende Geschicklichkeit haben, ja es würde diese Construction ohne dieses nützliche Rohr sich kaum in dieser Art ausführen lassen.

Die chinesischen Tischler zeigen ihre Kunst namentlich in der Anfertigung der Gestelle mit zierlich geschweiften Füßen, worauf die Blumenvasen gestellt werden, die Rahmen für die kleinen Lichtschirme, Hängelaternen, Weihrauchgefäße und Papageien; ihre Tische und Stühle sind überaus leicht und zierlich gearbeitet *), das feste Holz ist mit großer Genauigkeit gehobelt oder geschnitzt und die Zierlichkeit oder kühne Ausführung schwieriger Formen thut der Dauerhaftigkeit durchaus keinen Eintrag. Die chinesischen Vasen zeigen uns eine Menge derartiger Meubeln, denen die in den europäischen Sammlungen befindlichen Meubel entsprechen. Diese Dinge sind schön polirt und mit glänzendem Lack überzogen und vergoldet.

Bekannt sind die zierlichen Kästen für die chinesische Tusche, aus sehr dünnen Holzbretern überaus genau gearbeitet, lackirt und vergoldet. In ähnlicher Weise hat man auch größere Kästen für Thee, Schmucksachen, Bücher u. dergl., meist in vielfache Abtheilungen geschieden und mit Einsätzen und Deckeln versehen. Schon die gewöhnlichen Theekästen zeichnen sich durch Genauigkeit der Arbeit und einen vortrefflichen Lack aus.

Eben so ist die Arbeit an den Sonnen- und Regenschirmen, der Messer- und Degenscheiden, den Bogen und Pfeilen, den kleinen Besen, zierlich und sauber. Bekannt sind ferner die aus Holz gedrechselten und fein lackirten Schaalen und Tassen.

Die Anfertigung von allerlei Stricken und Seilen aus Rotang, so wie der Matten aus Binsen, muß bei dem außerordentlichen Bedarf solcher Gegenstände viele Menschen beschäftigen. Anstatt der Fensterladen hat man meist sauber zusammengenähte Strohmatten, die zum Theil bemalt sind. Die warmen Ofensitze, die Fußböden, die Bettstätten werden mit Matten belegt, und wo wir wollene Decken und Teppiche anwenden, gebrauchen die Chinesen Strohmatten, wie denn auch die Segel der Schiffe aus großen Matten bestehen, die zum Theil fächerartig zusammengefaltet werden. Diese Flechtwerke ersetzen das Leder am Schuhwerke der Chinesen, den Filz an ihren Hüten und Regenmänteln.

Obschon man in China genug Flachs und fadengebende Nesseln baut, auch Leinwand daraus fertigt, so ist doch der wesentlichste Kleiderstoff, den man aus der Pflanzenwelt nimmt, die

*) S. die Abb. in der Londoner Chimere Collation und bei Chambers 13. u. 14. Tafel.

die Baumwolle, die in großer Menge angebaut wird. Die ganze niedere Classe trägt allgemein Kleider von gewebter Baumwolle, die man für den Winter mit gefilzter Baumwolle, mit Watte dichter und wärmer zu machen weiß. Es wird viel rohe Wolle ausgeführt, die übrige aber im Lande verwebt. Das Gewebe wird meist mit Indigo blau gefärbt; die Frauen tragen auch noch andere Farben und selbst Fischerfrauen erscheinen in grünen, weißen, violetten Kleidern. Dies unter dem Namen Nanking nach Europa gebrachte Baumwollengewebe wird in den südlichen an den See gelegenen Provinzen gefertigt und ungebleicht versendet *). Der ungefärbte, ächte Nanking bleicht nicht, wenn er auch vier Jahre getragen wird. Die Chinesen verweben auch eine röthliche, so wie ganz weiße Baumwolle.

Eine ganz eigne Kleiderstofffabrikation bemerkte D. Meyen in Kantong. In mehrern Straßen wurden Haus bei Haus Lumpen von gleicher Farbe zu großen Stücken Zeuch zusammengeklebt, so daß sie von Neuem zu Kleidern verarbeitet werden konnten; wohl Hunderte von Menschen waren damit beschäftigt. Dergleichen Zeuche sollen nach dem Kleben gebleicht und ein starker Handel darin getrieben werden. Die Platteisen, welche man zum Glätten dieser Zeuche gebraucht, sind kupferne Becken mit einem Stiele versehen, in welche die glühenden Kohlen gelegt werden. Da Thüren und Fenster beständig offen stehen, so belästigt der Kohlendampf Niemanden **).

Nächst dem gewebten Stoff wird in China das Papier in ungeheurer Menge verbraucht, und zwar nicht blos als Schreibestoff, sondern auch als Taschentuch, Serviette, Zimmertapete, Fensterscheibe, zu Regen- und Sonnenschirmen, zur Einhüllung aller Art Waaren, ja als Kleiderstoff. Man fertigt je nach dem besonderen Zwecke Papier aus Baumwolle, aus Reisstroh und anderen Fruchtstengeln, wie Hanf und Nesseln, so wie aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums, der wir schon mehrmals im Laufe unserer Betrachtung begegnet sind ***). Das alte Papier, das auf Rahmen gespannt, bemalt oder beschrieben war, wird ebenfalls zur Anfertigung benutzt und deshalb sorgsam aufgelesen, gewaschen, gereinigt und zum Theil mit Seiden- oder andern Lumpen gemischt. Man fertigt Papier von allen Farben, die oft mit Gold und Silber wie bestreut, oft auch ganz vergoldet und versilbert werden. Man hat Papier, welches weich wie Seidenstoff, anderes, das wie Fischblase sich anfühlt. Man fertigt ferner steifes Papier und Pappe,

*) Braam II. 73.
**) Meyen II. 360.
***) Barrow II. 82. du Halde descr. II. 287. Mémoires conc les Chinois I. 25.

die man zum Theil wieder, wie bei den Schminkbüchern, mit bunten Farben bedruckt. Das Papier wird in allen Größen gefertigt; man hat kleine zierliche, golddurchäderte oder silberbestreute Bogen, worauf die Schöngeister ihre Verse schreiben, und colossale Bogen, womit die Rahmen der Decken und Wände in den Zimmern bespannt werden, so wie andere zu den riesenhaften Visitenkarten der höhern Stände dienen.

Die Bearbeitung der Thierstoffe

ist in China meist auf die Erzielung von Nahrungsmitteln, durch Viehzucht, Fischfang und Jagd beschränkt. Leder wird wenig gebraucht, und das Pelzwerk, dessen sich die Vornehmen in den nördlichen Provinzen bedienen, meist aus der Ferne herbeigebracht. Zu Taschen, Koffern, Kissen, Schuhen, Gürteln, wozu wir uns des Leders bedienen, nehmen die Chinesen meist Gewebe und Geflechte oder Holz und Pappe; Klingenscheiden werden aus Bambus gemacht.

Von festen Thierstoffen benutzen sie Muschelschaalen zur Anfertigung von Dosen und zum Auslegen zierlicher Holzgeräthe, Griffe u. dergl. Aus Elfenbein, Narwalzahn und Knochen werden die Eßstäbchen und eine Menge niedlicher Nadelbüchsen, Körbchen, Fächer, Modelle von Pagoden und Schiffen, Schachbreter, Spielkarten, Messergriffe, Spielwaaren geschnitzt und gedreht, die sich außer ihrer zierlichen und oft überaus künstlichen Form durch ihren wohlfeilen Preis auszeichnen.

Die Chinesen verstehen ferner das Thiergehörn durch Dämpfe zu erweichen und große Tafeln für Laternen daraus zu fertigen.

Aus den Haaren der Thiere bereiten die Chinesen ihre Schreibepinsel, die in Rohrhülsen gefaßt sind. Die Wollenweberei ist nicht sehr verbreitet, wohl aber stellen sie Filze her, die sehr stark verbraucht werden. Man hat Filze von 15—20 Fuß Länge und 10—12 Fuß Breite und benutzt sie zu Belegung der Stubenöfen, der Fußböden, der Bettstätten; dann fertigt man Filze, die in Dünne und Feinheit unseren Wolltüchern nahe kommen und als Kleiderstoff benutzt werden *).

Einer der wichtigsten Industriezweige Chinas ist

die Seidenweberei,

über deren Gewinnung wir bereits das Nöthige kennen gelernt haben. Die Chinesen verwenden nicht mindere Mühe und Aufmerksamkeit auf die Bearbeitung der Seide, als sie der Pflege der Insekten zuwenden und der Bäume, die diesen die Nahrung liefern **).

*) Mémoires conc. les Chinois IV. 485.
**) du Halde II. 246.

Die von den Raupen gelieferten Cocons werden zuvörderst sortirt und dann beginnt das Abhaspeln der Seidenfäden, was vermittels einer sehr einfachen Maschine Statt findet. Die zu bearbeitenden Cocons werden in einen Kessel mit heißem Wasser gelegt, dem man eine halbe Unze Rettigöl und eine Unze Salz beimengt, um die Seide zur Abwickelung geneigter zu machen. Der Wasserkessel muß bedeckt seyn, damit die Hitze nicht entweichen kann. So werden die in den Cocons eingeschlossenen Thiere getödtet. Nun beginnt das Abwickeln, wobei fünf Mann in einem Tage 30 Pfund Seide bearbeiten können. Das Abwinden geschieht mittels eigener Maschinen, welche die Seide sogleich zwirnen. Hierauf werden die Enden auf Spuhlen gewunden, die sodann auf den sehr sinnreich eingerichteten Webstuhl aufgezogen werden. Der Weber sitzt dabei *), wie unsere Weber vor dem Baume. Die Seide wird übrigens, ehe sie auf die Spuhlen kommt, mit der ihr nöthigen Färbung versehen.

Der Verbrauch der Seide ist in China wahrhaft ungeheuer und die Bearbeitung steigt in die ältesten Zeiten hinauf. Von jeher wendete die Regierung diesem Erwerbszweig die größte Aufmerksamkeit zu. Die beßte Seide wird in Schekiang gezogen, die schönsten Stoffe aber in der Provinz Kyang-nau gefertigt. Die vorzüglichsten Stücke werden stets nach Hofe gesendet und dem Kaiser vorgelegt.

Die chinesischen Seidenstoffe sind überaus mannichfaltig; die Chinesen fertigen Stücke von so großer Feinheit, daß, wenn sie auf dem Gras zur Bleiche liegt, die Halme durchschimmern; sie fertigen die feinsten Schals aus Gaze und den feinsten Flor. Gute Seide muß weiß, zarten Fadens und gelind zum Anfühlen seyn und lebhaften Glanz haben. Die Chinesen bringen, außer den gewebten Zeuchen, auch offene, für die Stickereien bestimmte Seide auf den Markt, die sich durch den Glanz ihrer Farben auszeichnet.

Sehr eigenthümlich sind die Brocate der Chinesen; der Goldfaden wird nicht eingewoben, sondern sie legen ein Stück vergoldetes Papier auf den Stoff und befestigen dasselbe; so lange solche Stoffe neu sind, sehen sie gut aus, halten sich aber nicht lange **). Vor mir liegen Streifen von veilchenblauem schweren Seidenstoff,

---

*) Da nicht allein bei Dü Halde und in den deutschen Bearbeitungen desselben, sondern auch im 6. Bande der allg. Historie der Reisen und in den technologischen Encyclopädien sich Beschreibungen und Abbildungen der Seidenwebstühle finden, so will ich zur Ersparung des Raumes lieber hiermit auf jene Werke verweisen, als den Leser mit weitläuftigen und ohne nähere, practische Ansicht doch nur nutzlosen Beschreibungen langweilen.

**) Le Comte mém. sur l'état de la Chine. Lettre V. p. 237. ff. über die verschiednen Seidenstoffe der Chinesen.

auf welchen wirkliche Goldfäden mit rothbrauner und grüner Seide aufgenäht sind, und die eine prachtvolle Wirkung machen.

Die Chinesen fertigen aus Seide nicht blos alle Arten Gaze, Taffet, Atlas, Damaste, Spitzen, mit und ohne eingewürkte Muster, sondern auch trefflichen Sammet, den man sowohl zu Kleidern, als auch zu Tapeten benutzt. Ich besitze chinesischen veilchenblauen Sammt, in welchen goldene Drachenmuster eingewürkt sind. Der rothe Sammt ist der kostbarste.

Seide wird in China sehr allgemein getragen, so paradiren z. B. die Soldaten auf der Wache, und wenn sie Waffenübungen vornehmen, in Seide, und es wird alljährlich eine unglaubliche Menge erzeugt und verarbeitet.

Die Stickerei ist in China eine Beschäftigung der Damen, doch ist sie anders wie die unsrige. Man fertigt in China aus Seidenfaden kleine Tressen und diese werden von den Damen auf die Stoffe festgenäht. Da man sie von den mannichfachsten Farben und Breiten haben kann, so sind sie im Stande, nach einem gegebenen Muster sehr hübsche Arbeiten zu liefern *).

Die Farben

waren schon seit uralter Zeit ein Gegenstand der chinesischen Industrie, auf den man große Sorgfalt verwendet. Für das Papier, die Kleiderstoffe, die Hausgeräthe, ja selbst für die Verschönerung des Angesichts bedarf man Färbestoffe, die man in der Pflanzenwelt, wie unter den Mineralien aufsucht.

Der Indigo, womit die Baumwollenkleider der gemeinen Leute gefärbt werden, wird besonders in der Provinz Tsche-kiang angebaut und in großen Massen verbraucht. Man verfährt denselben durch das ganze Reich in Körben, aber nicht getrocknet, sondern in nassem Zustande. In den mittlern und südlichen Provinzen erbaut sich jeder Landmann seinen Indigo selbst zwischen den Baumwollenfeldern **).

In alter Zeit zog man die Farbstoffe für Seide und Baumwolle lediglich aus Pflanzen, die man anbaute und zu bestimmter Zeit einsammelte. Die Regierung wendete auch diesem Zweige der Industrie große Sorgfalt zu und hielt streng auf die gehörige Ausführung des dabei zu beobachtenden Verfahrens. Die fortgesetzte Erfahrung, die Entdeckung neuer Farbestoffe hat jene alten allgemach verdrängt. Die Farben der chinesischen Seidenstoffe, wie sie nach Europa kommen, sind bis jetzt unübertroffen und außerordentlich dauerhaft.

---

*) Mémoires conc. les Chinois V. 504.
**) Braam II. 132. Barrow II. 342.

Aber auch andere feste Stoffe, wie Holz, Elfenbein, Leder, verstehn die Chinesen mit wahrhaften Gluthfarben zu übergießen, was schon die älteren Jesuiten nicht genug bewundern konnten *) und was uns namentlich in den chinesischen Bildern auf Reispapier so sehr überrascht. Bemerkenswerth ist, daß die chinesischen Farben, die in Näpfchen zu uns gebracht werden, so schwer zu bearbeiten und zu handhaben sind. In jenen Reisbildern kann man alle Farben bemerken und diese haben, wie z. B. das verschiedne Roth, Lasurblau, Grün, Gelb, einen lebhaften Glanz, während das Dunkelblau, Violet eine außerordentliche Tiefe haben.

Die Chinesen verstehen das Bleiweiß meisterhaft herzustellen **), wie aus dem Tien-kong-kay-we gemeinsam erhellt, eben so die Mennige und den Zinnober. Das Verfahren bei der Herstellung der rothen Farben aus Queckſilber ist in der genannten Encyclopädie ausführlich beschrieben ***).

Weltberühmt ist die schwarze chinesische Tusche, deren Grundbestandtheile ein Pflanzenruß ist, und die in mannichfaltige Formen gepreßt und mit Schrift bedeckt, am besten in Whei-tschu-fu bei Nanking gefertigt und am kaiserlichen Hofe verbraucht wird. Die geringste Sorte macht man in Kantong. Gute Tusche muß auf dem Bruche schillern und einen feinen Moschusgeruch haben †). Die vortrefflichen Eigenschaften der ächten chinesischen Tusche sind unsern Malern und Kunstschreibern zu allgemein bekannt, als daß es hier einer besondern Auseinandersetzung derselben bedürfte.

Endlich hat man in China noch eine ganz eigenthümliche Gluthfarbe, die man zur Verzierung der Gebäude anwendet. Man schmückte ehedem die Aufgänge, Höfe und Säulenhallen mit verschiedenen Thierbildern, welche von Feuer zu seyn schienen. Ja man schmückte die Straßen, durch welche der Kaiser nach Mitternacht seinen Weg zum Tempel des Schang-ti antrat, um mit Beginn des Tages demselben sein Opfer zu bringen, mit derartigen Bildern. Man mischte Kohlen, Zinnasche und Nenupharblätter zu einem Teige, dem man dann eine beliebige Form gab, die in einem gewaltigen Feuer geglüht wurde. Die also behandelte Figur behielt sehr lange Zeit das Ansehn, als ob sie in der Gluth begriffen wäre ††).

Endlich haben wir noch einen Blick auf die Maschinen der Chinesen zu werfen, womit sie ihre Handarbeit erleichtern. Die

*) Mémoires conc. les Chinois Th. V. 495. ff.
**) Journal asiatique 2. Série, Tom. XVI. p. 146.
***) Ueberſ. von St. Julien im Journal asiatique 2. Série, Th. V. S. 208.
†) du Halde I. 150. II. 293. Davis II. 157. Downing II. 49., wo auch die Recepte zur Anfertigung derselben.
††) Mémoires conc. les Chinois IV. 490.

Kettenpumpe, die Wasserräder, die beim Feldbau angewendet werden, so wie die Bohranstalten bei den Salzbrunnen lernten wir bereits oben kennen.

Die Wassermühlen der Chinesen sind im Ganzen den unsrigen ziemlich ähnlich. Anderson (II. 113.) bemerkte einzelne, so wie Gruppen derselben, welche alle von einem aus dem Flusse auf eine Wiese abgeleiteten Canal umgetrieben wurden und zum Auskernen des Reises dienten. Jede Mühle gehört gemeinschaftlich mehrern Familien, welche sie benutzen, zum Unterhalten derselben aber nur nach Maaßgabe ihrer Vermögensumstände beitragen. Jede Mühle hat 6 bis 7 Stampfen, die in eben so vielen Mörsern arbeiten, deren jeder 60 Pfund Reis täglich liefert.

Daß die Chinesen große Lasten zu transportiren verstehen, beweist unter anderm der ansehnliche Felsen, der auf einer Unterlage von Steinen im Hofe eines großen Palastes bei Holtim gesehen wurde. Der Felsen war von solcher Größe, daß man Bäumchen und Blumen darauf anpflanzen gekonnt hatte **).

Auch die Baggermaschine, zur Reinigung der Canäle, ist den Chinesen durchaus nicht unbekannt. Braam (II. 87.) sah auf einem Canale die Arbeiter in kleinen Schaluppen die Maschine handhaben, die in zwei eisernen, wenigstens 1 Fuß großen Löffeln an langen Bambusstielen bestand, welche einer genau auf den andern paßten und die er mit einem Waffeleisen vergleicht. Damit hob man den Schlamm aus dem Grunde.

Wir treten nun einem Abschnitt näher, in welchem sich das eigentliche Wesen der chinesischen Nation in seinen innersten Beziehungen ausspricht, dem

Familienleben,

dessen Grundlage die Ehe ist, das wichtigste aller menschlichen Bündnisse, die Grundlage der guten Sitten ***). Alle Heirathen sind durch den Himmel geschlossen †), und Schiking sagt ††)

Pfirsichblüth und Aprikosenblüthe
wie sie roth und weiß beisammen stehn,
also ist die Schön und Güte
des vermählten Paars zu sehn.
Ein hoher Baum auf Nan dem Berge steht,
um den sich eine Blumenranke windet,

---

*) S. Braam II. 218. 226.
**) Braam I. 288.
***) Hao Khieou Tschouan S. 222.
†) Contes Chinois tr. p. Abel Rémusat I. 133.
††) Schiking von Rückert S. 31. u. S. 8.

wie lieblich ſichs füget, wie ſchön ſichs ergeht,
wo Schönes mit Edlem ſich findet und bindet.
Ein hoher Baum auf Nan dem Berge ragt,
um den ſich eine junge Ranke ſchlinget;
wie hold es ergötzet, wie ſchön es behagt,
wo Hoheit zu feſſeln der Anmuth gelinget.
Ein hoher Baum auf Nan dem Berge ſprießt,
um den ſich eine zarte Winde ſchmieget;
o Seligkeit, die ihr Verbundene genießt,
von ſchmeichelnden Wolken des Glückes gewieget.

Der Vater iſt der Herr der Familie, die Mutter ſeine anerkannte, und deshalb hochgeehrte Gefährtin, und wie ſie beide die Urheber des Daſeyns ihrer Kinder, ſo ſind auch ſie es, welche den Kindern die künftige Lebensgefährten erwählen, und das Geſetz ſpricht ſich darüber folgendermaßen aus *).

Wenn eine Heirath geſchloſſen werden ſoll, ſo muß dieß durch die dabei betheiligten Familien auf eine feierliche Art geſchehen, mögen die zu verheiratheten Perſonen unmündig oder mündig, geſund oder ſchwach, wirkliche oder angenommene Kinder ſeyn. Verweigert eine Familie ihre Beiſtimmung, ſo kann die Ehe nicht Statt finden; ſind beide aber einig, ſo verhandelt man mit den Perſonen, welche die Heirath vorgeſchlagen haben, und beſtimmt den Werth der Geſchenke und die Einzelheiten des Ehevertrages. Sobald die Braut ihre Zuſtimmung gegeben, muß die Ehe auch vollzogen werden, und diejenige Perſon, welche eine Braut abwendig zu machen ſucht, wird mit 50 Hieben beſtraft. Uebrigens gilt die Annahme von Hochzeitsgeſchenken für eine Beiſtimmung der verhandelnden Theile.

Alle die Verhinderung einer beabſichtigten Ehe betreffende Intriguen, Ausflüchte, alle dabei vorkommenden Betrügereien und Hintergehungen, falſche Verſprechungen u. dergl. werden nachdrücklich beſtraft, ſo wie Ehebündniſſe, die hinter dem Rücken der Eltern oder anderen Verwandten vollzogen werden, die eine entſcheidende Stimme dabei haben. Nächſtdem ſind auch die Verwandtſchaftsgrade genau beſtimmt, in dem die Verlobten ſtehen dürfen; Geſchwiſterkind dürfen ſich nicht heirathen, Beamte dürfen kein Mädchen einer Familie heirathen, die unter ihrem Befehle oder ihrer Gerichtsbarkeit ſteht; hart beſtraft wird der, welcher eine freie Frau zur Ehe mit ihm zwingt, indem er den Einfluß ſeines Staatsamtes geltend macht. Der Verbrecher wird erdroſſelt, das Mädchen oder die Frau ihrer Familie oder ihrem erſten Manne wieder zugeſtellt. Wer eine

*) Ta Ising leu lee ou les lois fondamentales du Code pénal de la Chine tr. du Chinois par G. Staunton, mis en français par Renouard de Sainte-Croix. Par. 1812. I. 180. ff.

Schauspielerin oder Sängerin heirathet, wird, wenn er im Staatsdienst ist, mit Prügeln bestraft. Priester des Fo und Taosse dürfen gar nicht heirathen.

Soll nun eine Heirath zwischen zwei jungen Leuten Statt finden, so geschieht dieß entweder nach vorläufiger Uebereinkunft der Familie, während das künftige Ehepaar noch in der Wiege liegt, oder die Familien erkundigen sich zuvörderst durch Unterhändlerinnen nach ihren gegenseitigen Verhältnissen. Schiking sagt (S. 111.):

Wie wird der Flachs gesät?
man läßt das Feld längweis und kreuzweis ackern.
wie wird die Braut erfleht?
man geht die Eltern an durch einen wackern
Freiwerber und haben sie zugesagt,
so hofft man, daß es auch der Braut behage.
Wie wird das Holz gefällt?
Ohn ein geschliffnes Beil kann mans nicht fällen.
Die Hochzeit wie bestellt?
Die Unterhändlerin muß sie bestellen.
Und wenn nur wohl ist geschliffen dein Beil,
so fällt auch der Baum in kurzer Weil!

Diese Unterhändlerinnen spielen eine große Rolle in allen chinesischen Liebesgeschichten. Sie werden von den Eltern des Bräutigams an die der Braut gesendet, und sie bemühen sich, die guten Eigenschaften ihres Clienten in dem glänzendsten Lichte zu schildern. So sagt in einem Roman die Unterhändlerin: „Die Alten sagten, daß der Himmel das Leben zum Voraus festsetze und daß daher ein rothwangiges schönes Mädchen einem ausgezeichneten Manne gebühre. Dieses Papier mit dem Alter des Jünglings zeigt es, daß er der Trefflichste ist; auch müssen Sie wissen, daß die Familie großen Reichthum besitzt; ich will es Ihnen hiermit gesagt haben. Es wäre wahrlich thöricht, ein so vornehmes Haus abzuweisen; und ist es nicht ehrenvoll für Sie, daß der Jüngling mich an Sie abgesendet hat? Ich habe nicht nöthig, zu erwähnen, daß sein Vater ein sehr hoher Beamter ist, so daß selbst Seine Majestät freundschaftliche Verhältnisse mit ihm unterhält. Er hat so viel Bernstein und Corallen als Körnchen Staub und seine Perlen und kostbaren Steine gleichen einem Haufen Sand. Sein Blumengarten ist unendlich groß und wahrhaft prächtig; denn auf der rechten Seite stehen Palmen und auf der linken Blumen. Und wackere Diener hat er wohl gegen hundert, die den Winter über in dichten Taffet, den Sommer aber hindurch in leichten Atlas gekleidet sind; auch verstehen sie auf drei verschiedenen Saiteninstrumenten zu spielen. Manchmal kommen sie in die Halle und

blasen auf der perlengeschmückten Flöte und zu Zeiten singen sie in Begleitung der lieblichen Laute. Ich denke nun, daß, wenn seine Diener alle so trefflich und aufgeweckt sind, der Herr noch viel mehr Vergnügen und Lust darbieten muß. Der junge Herr ist ganz trefflich und ohne Falsch; er ist talentvoll, liebenswürdig und von einer vornehmen Familie, und da er schon Doctor ist, so kann ihm der Sitz in der Akademie nicht entgehen, um so weniger, als seine schriftstellerischen Arbeiten den seidenähnlichen Blumen gleichen. Außerdem ist er von Natur sanft, leutselig und äußerst gefällig; ja selbst wenn er betrunken ist, macht er keinen Lärm, sondern geht ruhig nach Hause. Vor allen Menschen, die er sieht, verbeugt er sich höflich; und sobald der Gast zu ihm kommt, ruft er den Dienern zu, guten Thee herbeizuschaffen. Die Reichen und Vornehmen sind nach dem Ausspruch der Alten stolz und hochmüthig; er aber ist einem Blumengarten vergleichbar, wenn er Menschen sieht. Wenn Sie, mein Fräulein, in sein Haus kommen, so werden Sie besser daran seyn, als wenn Sie selbst in den Palast Seiner Majestät kämen" *).

Solche Unterhändlerinnen kommen in allen Heirathsverhandlungen vor; es heißt aber von ihnen, daß sie niemals weder Treu noch Glauben gehabt und daß von zehn Worten derselben neun immer falsch sind **).

Trotzdem nun, daß Sitte und Gesetz den Weg genau vorschreiben, welchen die Liebe zu nehmen hat, um zur Ehe zu werden, fügt es sich, daß der Zufall junge Leute zusammenführt, daß sie in Liebe gegenseitig entbrennen und sich hinter dem Rücken der Eltern verloben. Die chinesischen Romane sind voll von solchen Geschichten und die Allgewalt der Liebe wird auch von chinesischen Dichtern mit der ergreifendsten Wahrheit geschildert. Niemals aber denken die jungen Leute daran, die Freuden der Liebe anders als nach vollzogener Ehe zu genießen, diese Ehe aber auch nie ohne Einwilligung ihrer Eltern zu schließen. In der heftigsten Leidenschaft denken sie an ihre Eltern und ertragen mit Geduld die Leiden, welche die Liebe ihnen schafft. So sagt z. B. die edle Jaosten, nachdem sie daran gedacht, ihr Leid durch den Tod zu enden: „Ich bin ja die einzige Tochter meiner Eltern; wer würde ihnen dann nach ihrem Tode den Weihrauch anzünden? So will ich denn mein trauriges Geschick ertragen und meinen Eltern bis ans Ende ehrfurchtsvoll dienen" ***).

---

*) Das Blumenblatt, eine epische Dichtung der Chinesen aus dem Original übersetzt von Heinr. Kurz. St. Gallen 1836. 8. S. 138. f. dazu Schiking S. 23.

**) Blumenblatt S. 140.

***) Blumenblatt S. 103. dazu S. 88. 92.

Die chinesischen jungen Leute haben, trotz dem ceremoniösen Wesen, was ihnen von Jugend auf eingelernt wird, ein eben so weiches Herz wie die Europäer und es heißt von ihnen: alle jungen Menschen sind verliebt von Natur, sobald sie eine schöne Dame sehen, sind ihre Gedanken auf dieselbe gerichtet (Blumenbl. 26.), wohlerzogene Frauenzimmer dagegen sind so kalt wie Eis (Blumenbl. S. 16.)

Ehe die Maulbeerblätter fallen,
sind sie lieblich bunt zu schauen,
wenn sie streben zu gefallen,
sind dem Falle nah die Frauen.
Wenn von ihrem Stiel die Blätter
in den Staub gefallen sind,
wäschet sie kein Regenwetter,
glättet sie kein Frühlingswind.
Wenn gestrauchelt ist ein Mann,
mag er wieder sich erheben;
dem gefallnen Weibe kann
nichts die Reinheit wieder geben*).

Seit den ältesten Zeiten hat es Liebende gegeben (sagt das Blumenbl. S. 3.), welche mit Festigkeit ihres Herzens Wünsche verfolgten; nur wolle man auch festen Herzens und mit Geduld die vollkommene Vereinigung erwarten; denn selbst Berge und Flüsse, die doch keine Liebe fühlen, werden endlich vereinigt, und wer mit Innigkeit liebt, denkt nie daran, daß er jemals vergessen werden könne. Wohl kann man wünschen, daß sich die Liebe mit der Zeit verdoppele, aber man hüthe sich ja, daß sie nicht auf halbem Wege aufhöre und zu Grunde gehe.

Dasselbe Gedicht, das Blumenblatt**), schildert mit der größten Innigkeit und Wahrheit die Gefühle der Sehnsucht und des Verlangens in den Herzen der Liebenden, und zeigt uns, daß auch in China der Mond der Vertraute der Liebenden ist. Die Liebeslieder im Schiking sind voll Kraft und Gefühl und in ziemlicher Anzahl vorhanden.

Ist es endlich gelungen, daß alle Hindernisse beseitigt sind, haben die beiderseitigen Familien ihre Einwilligung zu einer Verbindung gegeben, ist der Preis bestimmt, welchen die Familie der Braut erhalten soll, so erwählt man einen glücklichen Tag zur Vollziehung der Hochzeit. Zu bemerken ist, daß ein eigentlicher Preis für die Braut nur bei Personen niedern Ranges Statt findet. Tre-

*) Schiking S. 73.
**) S. 15. 85. 72. u. s. w.

ten Zwistigkeiten unter den Familien ein, so mengt sich auch wohl die Obrigkeit in die Sache und schlichtet sie *).

Am Tage der Hochzeit finden sich die Freunde im Hause des Bräutigams ein, und unter dem Vorsitz des Vornehmsten werden demselben die Haare aufgelöset und unter erbaulichen Reden über die Vortheile der Ehe sodann wieder aufgeflochten. Dann setzt man ihm eine Mütze von besonderer Gestalt auf und bringt ihm die Glückwünsche dar. Eine ähnliche Ceremonie wird ebenfalls mit der Braut vorgenommen **).

Endlich wird die Braut in einen Tragsessel gesetzt, prächtig geschmückt und von denen begleitet, welche ihre Mitgabe an Hochzeitkleidern, Hausrath u. dergl. tragen. Vor ihr her geht ein Gefolge von gemietheten Leuten, mit Kerzen und Fackeln. Dem Tragsessel voraus schreiten Pfeifer, Paukenschläger u. a. Musiker, hinterher aber die Verwandten und Freunde. Ein vertrauter Diener hat den Schlüssel zu dem Tragsessel, den er an Niemand als den künftigen Gemahl der Braut abliefern darf, der in kostbarer Kleidung an der Thür seines Hauses wartet. Sobald der Zug daselbst anlangt, öffnet der Gatte die Tragsänfte, um, wenn er seine Verlobte noch nicht gesehen hat, ihre erste Bekanntschaft zu machen; gefällt sie ihm nicht, ist er und seine Familie durch die Unterhändlerin in ihrer Erwartung arg getäuscht worden, so schließt er die Sänfte sofort und erklärt, er wolle lieber sein Geld einbüßen, als zu solchem Kauf gehalten seyn. Ein Fall, der jedoch nur ausnahmsweise Statt findet, da, wie aus den chinesischen Erzählungen erhellt, die Eltern doch meist die Wünsche ihrer Kinder berücksichtigen, obschon sie das Recht haben, den unbedingtesten Gehorsam zu fordern.

Ist nun die Braut aus der Sänfte gestiegen, so geht sie neben dem Bräutigam in den Saal. Hier machen sie beide vier Verbeugungen gegen den Tien, und dann verbeugt sich die Braut gegen ihre neuen Anverwandten, worauf sie zu den anwesenden Frauen sich begiebt, die den Tag mit Schmauserei und allerlei Lustbarkeiten hinbringen. Der Mann vergnügt sich indessen mit seinen Freunden ***).

Wie in Mexico und Aegypten, herrscht auch in China die Sitte, daß der Mann, außer seiner ersten Gemahlin, sich auch noch eine zweite oder noch mehrere nehmen darf, ja er ist sogar dieß zu thun verbunden, wenn seine erste Gattin ihm keinen Sohn verschaffen kann. Die zweite Ehe wird mit weniger Umständen und Feierlichkeiten vollzogen, als die erste. Der Heirathslustige schließt

*) In dem Blumenblatt, so wie im Roman Hao-Khieou-Tschouan macht des Kaisers Majestät selbst den Vermittler der Heirath.
**) Contes Chin. I. 179.
***) du Halde II. 141. ff.

mit den Eltern derselben einen Vergleich, worin er verspricht, die Frau wohl zu halten. Die zweite Frau steht aber unter der ersten, die Kinder derselben gelten als rechtmäßige und werden als die der ersten betrachtet, haben auch alle Ansprüche auf das Erbe. Die zweite Frau wird, so lange die erste lebt, nie Mutter genannt. Nur wenige Männer nehmen Frauen ohne Einwilligung der ersten an; oft wird die zweite Frau, nachdem sie einen Sohn geboren, entlassen und kann sich dann nach Belieben anderweit verheirathen.

Die Städte Yang-schew-fu und Su-schew-fu in Kiang-nan sind berühmt wegen der schönen Mädchen, welche dort erzogen und von da aus durch das ganze Reich ausgeführt und verkauft werden. Eine große Anzahl Menschen leben hier davon, daß sie im Lande umherreisen und armen Eltern die kleinen Mädchen abkaufen, welche schön zu werden versprechen. Sie erziehen diese Mädchen mit großer Sorgfalt, kleiden sie geschmackvoll, lassen sie in Stickerei und andern weiblichen Arbeiten und in der Musik unterrichten und verkaufen sie dann. Die schönsten Mädchen werden meist für den Hof und die vornehmsten Staatsbeamten gekauft und mit 450—700 Louisd'or bezahlt; geringere Schönheiten kann man für 100 Louisd'or haben. Barrow fand, daß in Su-schew-fu die Frauen anstatt der Beinkleider lange Frauenröcke trugen, und schwarze Atlasmützen mit einem dreieckigen Schnabel, der bis auf die Nasenwurzel herabhing. Sie waren stark geschminkt *).

Witwer und Witwen können nach Belieben wieder heirathen, doch ist es letzteren anständiger und ehrenvoller, unvermählt zu bleiben. In den niedern Classen wird die Witwe freilich, ohne vorher um ihre Einwilligung befragt worden zu seyn, von ihren Anverwandten verkauft oder verheirathet.

Das Gesetz gestattet Ehescheidung, wenn die Frau unfruchtbar, zänkisch, eifersüchtig, ungehorsam, grob und mit einer ansteckenden Krankheit behaftet ist, oder wenn sie einen Diebstahl begangen hat.

Die chinesischen Romane bringen nun eine Menge Geschichten, welche eine tiefere Einsicht in die ehelichen Verhältnisse und Sitten der Nation darbieten und worin diese in einem milderen Lichte erscheinen. Der sanfte Charakter des Volkes trägt dazu wesentlich bei. So finden wir, daß die Nebenfrauen mit der eigentlichen Hausherrin fast stets in einem guten Vernehmen stehen, ja daß sie oft in der innigsten Freundschaft beisammen leben **).

---

*) Braam II. 115. Barrow II. 298, der bei dieser Gelegenheit wieder sehr lebhafte Angriffe auf die Moral der Chinesen macht und darüber die tiefere Einsicht in die europäischen Zustände zu vergessen scheint. Vgl. damit E. G. IV. 24. u. 145. V. 33. 314.

**) Blumenblatt S. 163. ff. Contes chinois p. Abel Rémusat II. 1.

Die Frauen der höheren Stände leben im Innern des Hauses und kommen fast nie in die Gesellschaft der Männer; wollen sie eine Freundin besuchen, so geschieht dieß in einem Wagen oder in einer verschlossenen Sänfte. Ihre Unterhaltung besteht in Lectüre, in poetischen Versuchen, Musik, Stickerei, Blumenpflegen u. dgl. Sie spielen Schach, Karten u. dgl., und für sie namentlich sind die Gärten an den Wohnhäusern und in den Höfen bestimmt *), wo sie mit ihren Dienerinnen und Kindern verkehren.

Aermere Frauen müssen, wie in Europa, an den Arbeiten des Mannes, dem Ackerbau, wie dem Fischfang Antheil nehmen, daher denn Barrow (II. 321.) Frauen sehen konnte, welche vor den Pflug gespannt waren; dieß war jedoch in der Provinz Kiang-see, deren Einwohner sich vorzugsweise vom Ackerbau nähren und deren Frauen sich durch Körperstärke vor allen andern auszeichnen.

Die Stellung, welche die Frauen Chinas in der Gesellschaft einnehmen, erhellt recht deutlich aus einer Abhandlung über die Frauen, welche die chinesische Gelehrte Pan-hoei-pan, Gemahlin des Tsao-sche-schu, zur Verfasserin hat **).

Wir nehmen, sagt sie, die letzte Stelle im menschlichen Geschlecht ein; wir sind der schwache Theil desselben; die niedrigsten Verrichtungen sollen seyn und sind auch in der That unser Loos. Das ist eine Wahrheit, von welcher wir durchdrungen seyn müssen, weil sie Einfluß üben soll auf unsere ganze Handlungsweise und die Quelle unseres Glückes wird, wenn wir folgerecht handeln. Wir dürfen nicht warten, bis uns die traurige Erfahrung mit Gewalt belehrt, was wir eigentlich sind. Wenn in alter Zeit ein Mädchen auf die Welt kam, bekümmerte man sich drei Tage lang gar nicht um sie. Man ließ es auf der Erde auf ein paar alten Lumpen beim Bette ihrer Mutter liegen und das Familienleben hatte seinen Fortgang, als wäre gar nichts vorgefallen oder als wäre die Familie um ein Mitglied vermehrt worden. Am dritten Tage nahmen die Eltern Notiz davon, daß sie ein Kind mehr hätten. Man besuchte die Wöchnerin und wandte dem kleinen Wesen einige Sorgfalt zu und begab sich in den Saal der Vorfahren. Der Vater nahm seine Tochter auf die Arme, und die, welche bei ihm waren, trugen einige Ziegelsteine und so blieben sie einige Zeit in stiller Verehrung der Ahnen.

Das Stillschweigen, womit ein neugebornes Mädchen in der Welt aufgenommen wird, die laute Freude bei der Geburt eines Knaben, die Verachtung, die man der erstern beweiset, deuten genugsam an, für wie viel geringer man sie ansah. Ihr Lager auf

*) Das Stillleben der chinesischen Frauen bes. Blumenblatt S. 12. ff Contes chinois I. 6.

**) Mémoires conc. les Chinois III. 368.

den Lumpen am Boden zeigt an, daß sie den niedrigsten Platz im Vaterhause einnehmen müsse, und daß sie nur Nichtachtung im Leben zu erwarten habe, wenn sie nicht durch schöne Eigenschaften und beständige Uebung der ihrem Geschlecht eigenen Tugenden sich Achtung zu erwerben versteht.

Ein Mädchen, fährt Pan-hoei-pan fort, ist nicht auf der Welt, um immer Mädchen zu bleiben. Sie ist zur Gattin in einer fremden Familie bestimmt und hier in diesem neuen Stande hat sie auch neue Pflichten zu üben, die nicht sowohl darin bestehen, jeden Wunsch zu erfüllen, als demselben zuvorzukommen. Weise Männer scheinen zufrieden, wenn ihre Frauen gelehrig und unterwürfig sind, sich nicht in Dinge mischen, die ihrer Wirthschaft fremd sind, Ehrerbietung zeigen und sich nie eifersüchtig betragen, auch ihre eignen Kinder nicht den übrigen Kindern des Hauses vorziehen. Ich begreife sehr wohl, sagt sie, wie der Mann, der sich im Schooße der Familie nur aufhält, um sich von seinen Geschäften zu erholen, mit seinen Frauen zufrieden seyn kann, wenn er im Ganzen die ihnen eigenthümlichen Eigenschaften an ihnen findet. Aber ich begreife nicht, wie Frauen ohne diese Eigenschaften mit sich selbst zufrieden seyn können. Pan-hoei-pan empfiehlt nun den Frauen die Beobachtung der größten Ehrfurcht für ihre Männer und die unausgesetzte Aufmerksamkeit auf ihr eigenes Betragen und widmet diesem Puncte einen besondern Abschnitt ihrer Abhandlung. Hierauf untersucht sie die Eigenschaften, welche eine Frau vorzugsweise liebenswürdig machen, und nennt als solche die Tugend, die Rede, die Gestalt und die Handlungen. Die Tugend einer Frau soll fest und beständig und erhaben über den leisesten Verdacht seyn. Sie soll niemals zornig, roh, verdrossen, kindisch oder kleinlich erscheinen. Ihre Worte sollen immer anständig, sanft, abgemessen und zweckmäßig seyn. Die Frau soll weder zu schweigsam, noch weniger schwatzhaft seyn. Gemeine und niedrige Reden soll sie nie führen, aber auch nicht geziert sprechen oder gelahrt thun. Die Eitelkeit ist die Schwäche, welche beide Geschlechter am meisten mit einander gemein haben. Eine Eitelkeit, welche die unsrige verwundet, verletzt uns am meisten. Durch Geschwätz offenbart sie sich und so thut eine Frau wohl, so wenig als möglich zu sprechen. Die Schönheit, welche eine Frau so liebenswürdig macht, kann sie sich allerdings nicht selbst geben, allein eine Frau ist immer schön in den Augen ihres Mannes, wenn ihr Blick und ihre Stimme stets sanft sind, wenn sie in ihrer Person wie in ihrer Kleidung sich reinlich hält, ihren Putz geschmackvoll auswählt und in Worten und Betragen bescheiden erscheint. Was ihre Handlungen betrifft, so soll die Frau vor Allem ihre Geschäfte zur gehörigen Zeit, ohne Hast, mit Fleiß und Ruhe, mit Anmuth und ohne Ziererei verrichten.

Pan-hoei-pan empfiehlt nun ihren Mitschwestern Liebe und Gehorsam gegen ihre Männer und Verträglichkeit mit den Verwandten desselben *).

Trotz dieser scheinbar niedrigen Stellung der Frauen stehen sie nicht als die verachteten und aller Ehre entbehrenden Wesen da, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat. Das Gesetz **) bestimmt, daß die Frauen nicht gefangen gesetzt werden, ausgenommen für Hauptverbrechen und Ehebruch. In allen andern Fällen bleiben sie, wenn sie verheirathet, in der Huth ihres Mannes, wenn sie ledig oder Witwe, in der ihrer Verwandten. Eine Obrigkeitsperson, welche dieser Bestimmung zuwider eine Frau ins Gefängniß setzt, erhält vierzig Hiebe. Eine zu körperlicher Züchtigung verurtheilte Frau tritt, wenn sie schwanger, ihre Strafe erst hundert volle Tage nach ihrer Entbindung an, und schwere Strafe trifft den Beamten, der dem Gesetz zuwider handelt.

Demnächst hat die Frau, welche sich durch Tugend, Kenntnisse, Talente und andere hohe Eigenschaften auszeichnet, eben den gerechten Anspruch auf öffentliche Auszeichnung, als der Mann, und in den chinesischen Städten sieht man genug Ehrenbögen, welche ausgezeichneten Mädchen und Frauen errichtet worden sind. Das Gesetz bestimmt namentlich den Frauen, die sich durch Treue und Keuschheit ausgezeichnet haben, die Ehre des Triumphbogens, so wie denen, die 100 Jahre alt geworden, und endlich denen, die aufopfernde Kindesliebe an den Tag gelegt. So sah Braam (I. 109.) bei der Stadt Tsien-schan-schen einen Ehrenbogen aus sehr hartem, weißem Marmor, der dreien Schwestern errichtet worden, die von Kindheit an mit Männern vermählt, diese vor der Vollziehung der Hochzeit verloren hatten. Trotz aller Bemühungen von Seiten heirathslustiger Männer blieben sie doch bis an den Tod Witwen. Auch an andern Orten sah derselbe Reisende ***) Ehrenbogen, welche alten Jungfrauen, treuen Witwen errichtet worden waren. In den Romanen †) kommen derartige öffentliche Beweise von Anerkennung und Verehrung weiblicher Tugend häufig vor.

Daß die Chinesen das Glück des Familienlebens gar wohl zu würdigen wissen, geht aus den chinesischen Romanen und den Darstellungen auf den Gefäßen hervor; wir bemerken hier Männer und Frauen auch aus den höchsten Classen der Gesellschaft im Kreise ihrer Kinder den harmlosen Spielen derselben zusehen, ja Theil daran nehmen. Die Kinder, namentlich Söhne, sind auch in China

*) Vergl. damit die Lehren der mexicanischen Mütter an ihre Töchter S. S. V. 43.

**) Code pénal de la Chine II. 327.

***) Braam II. 130. 137.

†) Z. B. Blumenblatt S. 160. Mémoires conc. les Chinois III. 384. Grabschrift der Pan-hoei-pan.

das kostbarste Besitzthum der Eltern und die Pflege derselben wird mit der größten Sorgfalt überwacht. Dennoch hat man den Kindermord, der in den großen Städten, wo Millionen Menschen dicht gedrängt beisammen wohnen, dem chinesischen Volke und seiner Regierung in einer Weise angerechnet, die sie in einem überaus barbarischen Lichte erscheinen läßt *).

Der Kindermord kommt allerdings auch in China vor; wir fanden denselben bereits bei den Americanern, den Kaffern und den Arabern, er ist aber auch in Europa zu finden **). Die chinesischen Eltern haben die stillschweigende Erlaubniß, die Kinder, namentlich neugebornen Mädchen, wenn sie für deren Erhaltung die Mittel nicht besitzen, auszusetzen. Im Strafcodex ***) wird der Fall nicht erwähnt, der im Ganzen genommen auch nicht zu häufig und nur in den großen Städten vorkommen soll. Statistische Angaben fehlen hierüber. Die über Nacht ausgesetzten Mädchen, denn Knaben haben niemals dieses Schicksal, werden oft von mitleidigen Menschen, namentlich Eltern, denen der Himmel Kindersegen versagt hat, aufgenommen und erzogen. Auch die Missionare retten manche dieser kleinen Wesen. Auf den Begräbnißplätzen der Armen sieht man, besonders bei Kantong, die Gerippe weggesetzter Kinder †). Indessen hat die Regierung Findelhäuser, worin die Kinder ernährt und erzogen werden. Es fahren jeden Morgen fünf Karren mit Ochsen bespannt durch die Straßen der fünf Theile von Peking. Jedermann kennt die Signale, welche bei ihrer Ankunft gegeben werden. Die, welche ein lebendiges oder todtes Kind haben, dessen sie sich entäußern wollen, geben es ab. Man bringt die lebendigen in das Yü-yng-tang oder Findelhaus, wo Aerzte, erfahrne Frauen und Ammen auf Staatskosten gehalten und stets von Beamten beaufsichtigt werden, die zu dem Ministerium des Cultus gehören. Die noch lebendigen Kinder übergiebt man den Ammen, die todten setzt man in eine Art Gruft bei, bis sie im Frühjahr alle zusammen dann verbrannt werden. Kinderlose Chinesen holen sich oft Adoptivkinder aus dieser Anstalt.

Väter, die keinen Sohn haben, nehmen einen Knaben von ihrem Bruder oder einem andern Anverwandten, ja wohl von einem Fremden, an Kindes Statt an, geben auch wohl dem fremden

---

*) So namentlich Barrow I. 196.

**) Die Erziehung der meisten unehelichen Kinder in Europa ist kaum mehr als ein subtiler Kindermord, der unter den Augen der Behörden Statt findet.

***) S. Code pénal II. 85. Der Chinese kann Sohn, Enkel und Sclaven tödten, wie wir später sehen werden.

†) du Halde II. Medhurst S. 40. Downing II. 158. Davis I. 242. Barrow I. 196. Ausland 1846. N. 180. ff. Mémoires conc. les Chinois VI. 320.

Vater für seine Einwilligung ein namhaftes Geschenk. Die Adoption wird von einer Ceremonie begleitet. Der neue Vater und seine Gattin setzen sich auf zwei Stühle. Der Pflegesohn tritt zwischen beide und begrüßt sie mit dem Namen Vater und Mutter, nachdem er die vorgeschriebenen Verbeugungen gemacht hat*). Der angenommene Sohn nimmt den Namen seines Pflegevaters an, erhält alle Rechte des wirklichen Sohnes und wird sein Erbe, selbst wenn nachher der Vater noch einen wirklichen Sohn bekommen sollte. Er erbt dann mit diesem zu gleichen Theilen.

Die Namen der Chinesen wechseln nach den verschiedenen Lebensaltern. Ein jeder hat zunächst einen Geschlechtsnamen, deren ursprüngliche hundert auf 468 vermehrt wurden und von denen 438 aus einem einzigen, und 30 aus zwei Wörtern bestehen. Sie sind allen Mitgliedern eines und desselben Stammes gemeinsam.

Bald nach der Geburt wird dem Kinde ein willkürlicher, aber glücklicher Milchname vom Vater beigelegt, dessen sich Kinder den Eltern und Unterthanen dem Kaiser gegenüber auch für die weitere Dauer ihres Lebens bedienen und den man wohl auch statt des persönlichen Fürwortes Ich braucht, wenn man besonders bescheiden sprechen will. Der Milchname wird im Knabenalter mit einem besondern Schul- oder Buch-Namen und nach Erreichung eines literarischen Grades oder bei dem Eintritt in das öffentliche Leben mit einem Rang- oder Dienstnamen vertauscht. Zugleich mit der Mannskappe, erhalten die Jünglinge in ihrem zwanzigsten Jahre, Mädchen am Tage ihrer Verlobung den meist sehr ausdruckvollen Titelnamen, der ihnen als Eigenname auch für die Dauer des übrigen Lebens bleibt oder nach zurückgelegtem funfzigsten Lebensjahre noch durch einen ehrenvollen Zusatz vermehrt wird. Mit dem Titelnamen wird Jedermann angeredet. Nach dem Tode wird jedem Verstorbnen von seinen Nachkommen ein Ehrenname beigelegt, der von seinen vorzüglichen Eigenschaften oder von einem besondern Ereignisse seines Lebens hergenommen im Ahnensaale des Hauses aufgestellt wird. Berühmte Personen werden damit in den Büchern aufgeführt **).

Die Erziehung ***) der Kinder ist seit uralter Zeit bei den Chinesen ein Gegenstand von großer Wichtigkeit, und es ist in dem Li-ki diesem Gegenstande ein eigener Abschnitt gewidmet. Dem zufolge soll nicht allein jede Ortschaft eine Schulanstalt, sondern auch jede Familie einen für die Studien bestimmten Saal besitzen.

*) Der männliche und der weibliche Bruder. Chin. Novelle b. v. Hurz S. 33.

**) S. Endlicher chines. Grammatik S. 183., wo Beispiele aus dem Leben des Confucius.

***) Fr. Fresnel de l'éducation chez les Chinois. Journ. asiatique III. 257.

Die Chinesen verlangen, daß die Erziehung schon sehr früh beginnen und daß die Mutter zugleich die erste Lehrmeisterin seyn soll. Die Kinder werden, sobald sie allein essen können, angehalten, ihre rechte Hand zu gebrauchen, und mit 6 Jahren lernen sie zählen. Schon sehr früh werden ihnen gute Lehren eingeprägt, vor Allem aber die tiefste Ehrfurcht für den Vater und die Lehrer, so wie für alle ältere Personen und solche, welche eine höhere Stellung einnehmen. Es ist dieß die Grundlage des gesammten chinesischen Staatslebens, denn der Staat von China ist eine große Familie, deren Haupt der Kaiser ist. Mit der Einprägung dieser Lehre beginnt die Mutter ihre Erziehung, der Lehrer seinen Unterricht.

Die Encyclopädie der chinesischen Jugend *) sagt darüber gleich auf den ersten Blättern: „die gegenseitige Liebe zwischen Vater und Sohn, die Ehrfurcht und Gefälligkeit zwischen Gatte und Gattin, die Freundschaft der ältern Brüder gegen die jüngern, die Ehrfurcht der jüngern gegen die ältern, des Fürsten Sorgfalt und des Unterthanen Treue, der Vorrang der Aeltern über die Jüngern, die Aufrichtigkeit zwischen Freund und Freund, dieß sind die zehn Tugenden, wodurch die Menschen zusammengehalten werden." Nächstdem wird den Kindern in genanntem Buche die Wichtigkeit des Studirens vor Augen gestellt und z. B. gesagt: „der Sohn, der nichts lernt, der ist unvernünftig, denn, wenn man in der Jugend nichts lernt, wie soll es im Alter gehen? Ein Jaspis, der nicht geschliffen ist, giebt kein vollkommenes Gefäß, ein Mensch, der nicht unterrichtet ist, kennt nicht die Gerechtigkeit." In dieser Encyclopädie aber wird auch demnächst eine Uebersicht der wichtigsten, classischen Bücher gegeben, welche die chinesische Jugend vorzugsweise zu studiren hat, und sodann Beispiele fleißiger Männer beigebracht, welche durch ihr Studium große Erfolge erreichten.

Die wohlhabenden Eltern halten sich für ihre Kinder besondere Lehrer, ärmere besuchen öffentliche Schulen; das Lehrgeld ist für ein Jahr von 14 Ngr. bis 1 Dollar. Zweimal im Jahre zahlen die Eltern eine kleine Summe nach und an beiden Tagen haben die Schüler Ferien. Zu Neujahr sind die großen Ferien von 4—6 Wochen. Eigentliche Armenschulen giebt es nicht, wohl aber in den großen Städten Abendschulen für Kinder, die am Tage beschäftigt sind. Der Schüler tritt gewöhnlich auf ein Jahr in eine Schule und erlegt das Schulgeld im Voraus.

Ums Jahr 1700 erschien in Nanking eine Schulordnung**),

*) Lehrsaal des Mittelreiches. Enthaltend die Encyclopädie der chinesischen Jugend und das Buch des ewigen Geistes und der ewigen Materie. Zum ersten Mal in Deutschland herausgegeben, übersetzt und erläutert von Carl Friedrich Neumann. München 1836. 4.

**) Das Buch heißt Kia-fao-tsiuen-tsi, vollständige Sammlung der Familienschätze, die neuste Bearbeitung ist die von Bazin d. ä. im Journal

welche die beßten Aufschlüsse über die innere Verfassung der chinesischen Schulen giebt. Sie besteht aus hundert Abschnitten. Dem zufolge treten die Schüler mit Anbruch des Tages in die Schule, beweisen dem Confucius ihre Ehrfurcht. Darauf lieset der Schüler sein Pensum, lernt es auswendig, sagt es her und erläutert dann dasselbe. Hierauf folgen Schreibeübungen, nach Tische aber Wiederholung des am Morgen Gelernten. Bevor die Schüler des Abends die Schule verlassen, findet das Absingen eines Liedes aus dem Schiking und die Erzählung eines Zuges aus der alten Geschichte oder der neuen Zeit Statt. In früherer Zeit begleiteten die Schüler die Lieder des Schiking mit Tänzen, die man aber schon längst eingestellt hat. Die Begrüßung des Confucius schließt den Unterrichtstag. Die Schüler gehen dann in Abtheilungen nach Hause.

Beim Eintritt ins Vaterhaus grüßen sie die Ahnen, die Eltern und die übrigen Verwandten, und wenn ein Gast anwesend, auch diesen mit den üblichen Verbeugungen; dann aber setzen sie sich bescheiden in einen Winkel des Hauses. Abends soll der Schüler bei Lampenschein seine Lectüre fortsetzen. Uebrigens muß der Schüler sein Buch lieben, es in blaues Zeuch hüllen, beim Lesen mit zwei Händen halten und vor jedem Schaden bewahren. Das Lesen soll mit lauter, deutlicher Stimme und würdiger Betonung Statt finden. Es werden genaue Bestimmungen über die Art des Lesens und Recitirens, so wie über das Schreiben gegeben und dem Schüler die größte Ehrfurcht für jedes beschriebene Blatt empfohlen. Wenn ein Schüler ein beschriebenes Blatt Papier am Boden liegen sieht, so soll er dasselbe aufheben und es ja nicht als Wischlappen oder Umschlag gebrauchen.

Die den Schülern mitgetheilten und von ihnen auswendig gelernten Abhandlungen werden immer in Bezug auf die darin enthaltenen Sittenlehren, so wie die Thatsachen und Erfahrungen, die sie darbieten, erläutert; aus den geschichtlichen Erzählungen wird stets ein Moralsatz entwickelt, dann aber auch das Grammatikalische betrachtet.

Nachdem die Schüler weiter vorgeschritten, beginnen sie eigene Aufsätze zu entwerfen; sie müssen sich dabei an gegebene Muster des Styls halten, die bündig und deutlich und nicht außerhalb der Fassungskraft der Schüler sind.

Uebrigens müssen die Schüler reiheum jeden Morgen die Schulstube besprengen und kehren. Es ist ihnen ein gesetztes Betragen unter einander empfohlen; sie dürfen sich nicht über die Verwandten ihrer Cameraden lustig machen, sich nicht in fremde Angelegenheiten mischen und die Frauen mit ihren Blicken belästigen;

asiatique 3. Série Th. VII. S. 32. ff. Man hat noch ein anderes Werk, welches eine Diätetik für Lernende und Schüler enthält.

sie werden vor schlechter Gesellschaft gewarnt und die Reinlichkeit empfohlen. Das Zusammenstecken der Köpfe, Plaudern, Zupfen an den Kleidern, Fußstöße sind streng untersagt; in den Straßen sollen sie ehrbar einhergehen, nicht springen, sich balgen oder mit Steinen werfen, erwachsene Personen anrennen, Arm in Arm gehen und rechts und links mit den Augen umherschweifen. Sie sollen auch nicht mit lauter Stimme über öffentliche Angelegenheiten sich streiten. Begegnet der Schüler älteren Personen, so muß er die Hände über der Brust kreuzen und eine tiefe Verbeugung machen, und nicht davon laufen, um sich die Begrüßung zu ersparen. Auf an ihn gerichtete Fragen soll er rasch, aber mit Ehrfurcht antworten. Geht der Schüler mit einem älteren Cameraden, so nimmt er die rechte Seite ein und läßt ihm den Ehrenplatz; mit Vater, Mutter oder ältern Personen gehend, folgt er ihnen hinten nach. Er soll festen Ganges einherschreiten und nicht mit den Füßen schlenkern.

In seinem Anzug hat sich der Schüler des größten Anstandes zu befleißigen, er soll einfach und reinlich, ohne Stickerei und Flitterstaat seyn. Mit Feuer und Licht soll er behutsam umgehen, und mit Feuer und Asche nicht tändeln.

In der Schule sitzen die Knaben nach dem Alter; tritt Jemand ein, so erheben sie sich, bilden eine Reihe und kehren, nachdem sie den Gruß gemacht, auf ihre Plätze zurück. Das Spiel mit Karten, Würfeln, Ball, Schach ist streng untersagt; sie dürfen auch keine Vögel, Vierfüßer, Fische oder Insekten sich halten. Eben so sind Saitenspiele und Blaseinstrumente verboten, da sie zu nichts nützen, und die Knaben nur zerstreuen und von den Studien abziehen. Spiel um Geld ist streng verboten, weil es die Leidenschaften und den Zorn aufregt. Denn nichts ist verderblicher als das Spiel. Diese lasterhafte Gewohnheit wird, wenn man sie in der Jugend annimmt, im Alter die Auflösung der Familie und den Verlust des väterliches Erbes zur Folge haben.

Schmutzige Erzählungen, liederliche Comödien, Romane, rohe Lieder theilen die Aufmerksamkeit und schaden den Studien; man darf solche Sachen der Jugend niemals in die Hände fallen lassen. Eben so zerstreut das Versemachen den Lernenden und es soll blos gereiften Gelehrten zur Erholung dienen. Ein ferneres Hemmniß ernster Studien sind freundschaftliche Verbindungen, welche nur zu Zusammenkünften und Klatschereien Anlaß geben.

Um das Essen soll sich der Weise nicht viel kümmern. Wenn der Schüler ißt, soll er ruhig kauen und nicht gierig schlingen, auch nicht in der Schüssel herumsuchen und angebissene Stücke wieder hineinwerfen. Ist der Schüler zu Tische geladen, so soll er zuvörderst höflich um Erlaubniß bitten, daß er sich setzen darf. Er soll dann ruhig und ehrbar sitzen, und nicht viel schwatzen, nicht die Nachbarn durch seine Bewegungen stören, nicht mit vollen

Backen kauen, nicht in langem Zuge trinken und sich nicht beflecken. Besonders aber soll er nicht zu viel Wein trinken, wenn er in Gesellschaft ist, damit er nicht unverständige Reden führe und den Regeln der Gesellschaft sich entfremde. Will der Schüler von Hause fortgehen, so soll er Vater und Mutter grüßen und um Erlaubniß zum Abgang bitten. Er soll auch keinen Vorwand suchen, um sich dem Studium zu entziehen.

Wenn die Schüler den Unterricht benutzen, sich den Gesetzen der Schule fügen, ihr Pensum gut lernen, ihre Abschriften gut anfertigen, so kann der Lehrer ihr Lob aussprechen und sie mit Tuschstücken und Ehrenpinseln beschenken, um ihren Eifer anzuspornen. Die Unfleißigen läßt man an ihrem Platze hinknien, um sie zu demüthigen. Wenn dieß nicht hilft, läßt man sie an die Thür der Schulstube knien, und wenn das Alles noch nicht bessert, muß man sie schlagen, sich aber wohl hüthen, dieß weder nach Tische zu thun oder sie anderweit dadurch an der Gesundheit zu beschädigen.

Diejenigen aber, welche sich des Unterrichts der Kinder unterziehen, müssen weise Männer seyn. Sie müssen sich auf die Pflichten ihres Standes beschränken und den Schülern mit Eifer und Thätigkeit die nöhigen Erläuterungen geben. So können sie ihre guten Werke vermehren und sich Anspruch auf den Dank der Familie erwerben. Leider aber hat es in der letzten Zeit Schullehrer gegeben, welche nebenbei ärztliche Praxis getrieben haben, welche Loose ziehen und Horoscope stellen, welche Bittschriften fürs Publicum fertigen oder Unterhändler und Commissionaire machen. Diese Beschäftigungen theilen ihre Aufmerksamkeit und zersplittern ihre Zeit.

So weit die chinesische Nachricht, aus welcher zur Genüge erhellt, daß für den Unterricht des Volkes nicht minder gesorgt ist, als es in Mexico und im alten Aegypten, so wie in den Staaten des civilisirten Europa der Fall ist. Aus diesen Schulen gehen die Gewerbtreibenden in ihr Geschäft, die künftigen Staatsdiener in die höhern Bildungsanstalten über, welche wir später genauer betrachten werden.

Die Erwerbung der für das künftige Leben nothwendigen Erfahrung aus den Berichten der Vorfahren ist der Jugend ein ernstes Geschäft, für das man nicht gern Zerstreuungen gestattet. So sehen wir denn auf den Vasenbildern nur kleine Kinder mit Spielen beschäftigt. Wir erblicken dieselben in den Gärten bei den Müttern auf Steckenpferden, die, damit sie besser gehen und auf dem Boden weniger Spur zurücklassen, am Ende der Stange mit einem Rade versehen sind (. B. Kön. Vorzellansamml. XV. 118. u. 641.), auch von den muntern Reitern mit der Peitsche fleißig angetrieben werden. Die Pferde sind bunt gemalt, haben ordentliche Mähnen und sind gehörig aufgezäumt. Die Kinder sind lebhaft, zweckmäßig und leicht gekleidet und fangen Schmetterlinge und Käfer, freuen sich

über die Goldfische in den schönen Becken und an den Blumen. Andere haben sich aus großen Blättern Sonnenschirme gemacht, andere spielen Ball. Alle sind fröhlich und munter und sichtbar die Freude der dabei stehenden Eltern.

Durch den frühen Beginn der Erziehung und die stete Aufmerksamkeit, welche auf das Betragen der Kinder gewendet wird, namentlich aber durch das gute Beispiel der älteren und angesehenen Personen, wird der chinesischen Jugend die Achtung für die Sitte eingeflößt, die ihr für ihr ganzes Leben inne wohnt. Die Chinesen sind eines der gesittetsten und anständigsten Völker der Erde.

Das äußerliche Betragen der Chinesen ist außerordentlich sanft und gemessen; immer aber ist es die Lehre von der Achtung, die der Jüngere dem Aelteren, der Geringere dem höher Gestellten schuldig ist, und von der Nachsicht und Liebe, die der Letztere dem Ersteren zu gewähren hat, welche das Betragen der Chinesen regelt. Ein Mensch aus niederem Stande schickt sich an vor seinem Oberen auf die Knie fallen zu wollen, und dieser thut so, als wolle er jenen aufheben. Im Gespräche mit Freunden, wie im Verkehr mit Fremden ist die Höflichkeit der Chinesen außerordentlich. Kaum wird je ein Vorübergehender an der Thür des ärmsten und gemeinsten Mannes vorüberkommen, ohne von diesem zum Eintritt eingeladen zu werden, und wenn der Fremde dieß thut, so wird sofort Thee und Pfeife dargereicht. Dem Gaste wird ein Sitz hingestellt und der Hausherr läßt sich nicht eher nieder, als bis der Fremde Platz genommen hat. Im Gespräche wird das persönliche Fürwort vermieden und man redet den andern an: Verehrungswürdiger Oheim, ehrenwerther Bruder, tugendhafter Gefährte, vortrefflicher Herr. Sich selbst bezeichnet man mit gemeinnütziger Geselle, der Einfältige, der Letztgeborene, der unwürdige Schüler. Die erste Frage unter Fremden ist: Wie ist des vortrefflichen Herren edler Geschlechtsname? worauf die Antwort folgt: mein armseliger Familienname ist N. N. Es folgen die Fragen über den ehrenwerthen Beruf, das erhabene Alter und die berühmte Provinz des Fremden, worauf dieser erwidert und sich selbst als unedel, kurzlebend und gemein bezeichnet*).

Die Höflichkeit aber ist eine Sitte, welche das Gesetz in seinen Schutz genommen hat. Das Strafgesetzbuch sagt**): Wer sich so aufführt, daß er die Sitte verletzt und dem Geist der Gesetze zuwider handelt, ist strafbar, und kann eine Strafe von 40 bis 80 Hieben zuertheilt bekommen.

Daher ist das gemeine chinesische Volk sehr anständig und zwischen Personen von gleichem Range und niedern Standes sind

*) Medhurst S. 72.
**) Code pénal I. 265.

Schimpfreden sehr ungewöhnlich und Schlägereien sehr selten *). Eine abschlägige Antwort wird selten geradezu und nie ohne Entschuldigung ausgesprochen. Man hört immer die Redensarten: Mein Dank kann niemals ein Ende nehmen; ich habe einen großen Fehler begangen, daß ich mir die Freiheit genommen, ich darf nicht geschehen lassen, daß Ihr Euch um meinetwillen bemühet, wie kann ich glauben, was Ihr von mir sagt, wir haben Euch ganz schlecht bewirthet u. s. w.

Die Begrüßung der Männer besteht darin, daß sie die Hände auf der Brust kreuzen und das Haupt ein wenig neigen, wobei sie die Worte Tsin-tsin sprechen. Gegen Höhere schlägt man die Hände zusammen, hebt sie in die Höhe und läßt sie dann herabsinken, indem man das Haupt tiefer beugt. Finden sich gute Bekannte nach langer Trennung wieder, so fallen beide auf die Knie und beugen sich tief. Dann stehn sie auf und wiederholen diesen Gruß zwei bis drei Mal. Frauen grüßen in derselben Weise ihre Väter und Mütter. Im tiefsten Schmerze, wie in der Aufregung der Leidenschaft vergißt der Chinese nie die Gesetze des Anstandes, und als z. B. Pe von seiner Tochter Hun-gin Abschied nimmt, macht diese, trotz des innigsten Seelenschmerzes, dennoch ihre vier Verbeugungen **). So ist es denn immer eine fortgesetzte Aufmerksamkeit auf sich selbst, die den Chinesen durchs Leben begleitet; er läßt sich nie gehen, er strebt stets Herr seiner selbst zu seyn; er vergißt sich nicht.

Ein wesentlicher Bestandtheil chinesischer Höflichkeit besteht in den gegenseitigen Besuchen, welche bei Geburtstagen, dem Anfange des neuen Jahres, bei Festen, bei der Geburt eines Sohnes, bei Verheirathung eines Familliengliedes, bei der Standeserhöhung eines solchen, vor dem Antritt einer langen Reise, bei Todesfällen und ähnlichen Gelegenheiten, abgestattet werden. In solcher Art müssen die Schüler ihre Lehrer, die Beamten ihre Vorgesetzten ehren, und sie bringen dabei allerlei, wenn auch nicht gerade werthvolle, Geschenke mit.

Wenn Jemand einen Besuch abstattet, so begiebt er sich in seinem Tragsessel und ist von seiner Dienerschaft begleitet. Am Thore des zu Besuchenden angelangt, übergiebt er dem Thürsteher eine Visitenkarte, Tye-tse, die in einem Bogen rothen Papiers besteht, der mit goldnen Blumen geschmückt und wie eine spanische Wand zusammengefaltet, und je nach dem Range oft so groß ist, daß man eine ganze Zimmerwand damit bekleiden könnte. Auf der einen Seite befindet sich der Name des Besuchers nebst einigen höflichen Redensarten, z. B. N. N. der zärtliche und aufrichtige Freund

*) Barrow I. 96. 209. 220. Downing II. 278. 284.
**) In Kiao-Li I. 211.

Eurer Herrlichkeit und der beständige Schüler Eurer Gelehrsamkeit zeigt sich als solcher, um seine Schuldigkeit abzustatten und seine Unterthänigkeit auch durch eine Verbeugung bis zu Erde darzuthun. Die Größe und das Ansehn der Karte richtet sich nach dem Verhältniß, in welchem die Besuchenden zu einander stehen. In Trauerfällen ist die Karte weiß mit blauer Schrift *).

Bei einem Gouverneur oder einer Person von hohem Range wird der Besuch niemals nach Tische abgestattet, und der hohe Herr würde es für ein Zeichen der Vernachlässigung ansehen, wenn der Besuchende den Geruch von Speisen und Wein an sich hätte. Zuweilen begnügt sich ein hoher Beamter, den ihm zugedachten Besuch nicht anzunehmen, indem er den Fremden durch den Diener bitten läßt, nicht erst von seinem Tragsessel herabzusteigen. Dann geht er noch an demselben oder einem der drei nächstfolgenden Tage zu ihm und stattet den Gegenbesuch ab. Ist der Besuchende von gleichem Range mit dem, zu welchem er sich begiebt, so darf er sich bis an das Empfangzimmer tragen lassen. Ein Diener hält aber einen Schirm vor, bis er abgestiegen ist und seine Verbeugungen beginnt, die durch das Ceremoniel genau geordnet sind. Sobald man sich gesetzt hat, muß man mit anständigem Ernst die Ursache seines Besuches anzeigen, worauf die Antwort unter den gehörigen Verbeugungen folgt. Man muß übrigens im Sessel aufrecht sitzen und sich mit dem Rücken nicht anlehnen, die Augen muß man niederschlagen, die Hände ausgestreckt auf die Knie legen, die Füße gerade neben einander stellen. Nachdem eine ruhige, kurze Unterredung Statt gefunden hat, bringt der Diener für jeden Anwesenden eine Tasse Thee, die man auf eine vorgeschriebene Weise an den Mund bringen und wieder absetzen muß. Beim Abschied finden abermals festbestimmte Verbeugungen Statt. Der Hausherr geleitet den Gast zum Tragsessel und wartet, bis die Träger denselben aufgehoben haben und sich damit in Bewegung setzen.

Je vornehmer ein Besuchender, desto mehr Personen hat er in seinem Gefolge, und vor den höchsten Beamten schreiten Soldaten mit Peitschen, um ihnen einen Weg durch die Volksmenge zu bahnen.

Für die Aufrechthaltung der Gebräuche besteht ein besonderer Rath der Gebräuche, Li-pu, der über Alles Auskunft giebt, was darauf Bezug hat, und namentlich das Ceremoniell anordnet, dem sich die Abgesandten fremder Mächte am kaiserlichen Hofe zu fügen haben.

Alle diese steifen Ceremonien verschwinden aber, wenn Freunde unter einander zusammenkommen und die Fesseln des öffentlichen Lebens abgestreift haben. So rühmt namentlich Barrow (I. 84.) die beiden hohen Beamten Vantagin und Tschutagin, deren erster

*) du Halde II. 115. Davis I. 286.

Generalleutnant, der zweite Statthalter eines Theiles der Provinz Petscheli war. Man bemerkte in ihren Sitten keine Spur von dem steifen ceremoniösen Benehmen, welches sie im Publicum annehmen müssen. Sie setzten sich mit an den Tisch, aßen mit den Engländern und reichten ihnen beim Fortgehen die Hand. Als die Gesandtschaft mit jenen beiden Herren in Kantong angelangt war, gab ihnen dort der Statthalter von Fokien eine kleine Abendgesellschaft auf einem Schiff im Flusse. Als ich in die große Cajüte kam, sagt Barrow (I. 226.), so traf ich die drei Herren an; jeder hatte ein junges prächtig gekleidetes Mädchen neben sich sitzen, die reich geschminkt war. Jede der Damen bewillkommnete mich mit einem Becher heißen Weins, die Damen kosteten denselben zuerst und tranken mir zu. Während des überaus mannichfaltigen Abendessens spielten die Mädchen auf der Flöte und sangen verschiedene Lieder. Wir verlebten einen sehr lustigen Abend, frei von jeder Art der Zurückhaltung und des Zwanges; als ich aber wegging, so bat mich Van, von dem, was ich gesehen hätte, nichs zu sagen*).

Die Chinesen scheinen überhaupt große Liebhaber derartiger freundschaftlicher Zusammenkünfte zu seyn, wie aus den chinesischen Novellen und Romanen hervorgeht. So kommen die Beamten von Nanking zusammen im Thale der Unsterblichen, um die blühenden Pfirsichbäume zu genießen, die in langen Reihen, abwechselnd roth und weiß an der Straße hingepflanzt sind und die Luft mit ihrem süßen Duft erfüllen. Die Herren theilen einander ihre Gedichte mit**). So kommt Herr Pe mit seinen Freunden zusammen, trinkt mit ihnen Wein und componirt Verse mit ihnen. Yang kommt dazu und man vergnügt sich darüber, daß derjenige, welcher das Gespräch auf die Politik leiten würde, eine gewisse Anzahl Tassen warmen Wein trinken müsse. Auch auf den chinesischen Vasen sehen wir Freunde im traulichen Gespräch und den ungezwungenen Verkehr der Familienglieder im Innern der Gemächer dargestellt.

---

*) Die Chinesen, namentlich die nicht im Staatsdienst befindlichen Kaufleute und andere wohlhabende Männer besuchen oft die liederlichen Häuser, die Schiffe, welche namentlich in Kantong für derartige Zwecke vorhanden sind. Im geheim lassen sich wohl auch höhere Staatsbeamte fröhliche Dirnen in ihre Jachten kommen und vergnügen sich mit ihnen. Die Chinesen haben eine ziemliche Anzahl obscöner Bücher, die mit einer Menge von Illustrationen in Holzschnitt versehen sind. Man hat ganze Bände, die nur schmutzige Gemälde oder Reliefs in Speckstein enthalten; in den Kaufläden von Kiachta sieht man ganze Porzellanservice mit solchen Darstellungen, oder auch Scenen, die in Speckstein ausgeschnitten sind, die den bekannten Pariser Kunsterzeugnissen nur an künstlerischer Ausführung nachstehen.

**) In Kiao-Li I. 220. u. I. 116., s. auch Hao Khieou Tchouan S. 351. ff. die lebendige Schilderung einer lustigen Junggesellenversammlung.

Bei dem brieflichen Verkehr in Geschäften und öffentlichen Angelegenheiten finden viele Rücksichten Statt. Schreibt man an eine Person von Stande, so nimmt man weißes Papier und pflegt dasselbe in zehn bis zwölf Falten zu brechen und mit kleinen Streifen Papiers auszuzieren. Der Anfang ist auf der zweiten Falte, der Name kommt zuletzt. Die Schreibart ist genau bestimmt. Je kleiner die Charaktere geschrieben sind, desto mehr Ehrfurcht drücken sie aus. Die Zeilen müssen in gewissem Abstande angelegt werden. Die Aufschrift richtet sich genau nach dem Range. Das Siegel kann nur an zwei Orten stehen, entweder über dem Namen dessen, an den man schreibt, oder über den ersten Worten des Briefes. Befindet sich der Verfasser des Briefes in der Trauer, so klebt er einen Streifen blauen Papiers über seinen Namen. Das Briefcouvert wird in der Mitte mit einem Streifen rothen Papiers beklebt, das etwa 2 Zoll breit ist. Darauf schreibt man: „Der Brief steckt darin." Hierauf steckt man Alles in einen zweiten Sack von dickerem Papier, der wie der erste mit einem Streifen rothen Papiers umgeben wird. Auf diesem steht nun Name und Stand der Person, welcher der Brief bestimmt ist. Auf der inneren Seite wird mit kleiner Schrift Provinz, Stadt und Ort ihres Aufenthaltes angemerkt. Die Ober- und Unterseite des Couverts sind fein zusammengeklebt. An beiden Enden wird das Siegel aufgedrückt und dabei geschrieben: „bewahrt und versiegelt." Zwischen beiden Siegeln ist Tag und Jahrzahl bemerkt.

Ins Reich der Ceremonien gehören nun auch die feierlichen Gastmahle, womit sich angesehene Personen gegenseitig beehren, und die mit großen Umständen verknüpft sind. Zuvörderst ergeht eine schriftliche Einladung an die Gäste zwei Tage vor dem Feste; darauf erfolgt die zweite am Tage, wo es Statt finden soll, die dritte aber endlich kurz vor dem Beginn, um den Gästen das Verlangen auszudrücken, sie bald bei sich zu sehen.

Der Speisesaal ist mit Blumen und andern Kostbarkeiten prächtig aufgeschmückt. Für jeden Gast ist ein besonderer Tisch zubereitet, die Tische aber stehen zu beiden Seiten des Saales und bei jedem ein Lehnsessel. Der Wirth bewillkommnet die Gäste an der Thür und geleitet sie in den Saal. Darauf wird heißer Wein in schönen Schälchen gebracht. Der Wirth ergreift eine Schaale, neigt sich gegen alle seine Gäste, kehrt sein Gesicht gegen den großen Hof des Hauses und schreitet nach dem vordern Theile des Saales. Darauf hebt er Augen und Hände mit der Schaale in die Höhe und gießt den Wein auf die Erde. Nun erfolgt das gegenseitige Zutrinken, welches die Gäste erwidern. Nachdem die Eßstäbchen aufgetragen worden, führt der Wirth den vornehmsten Gast zu seinem Sitz und nöthigt ihn, zu sitzen, was endlich nach gegenseitig

gewechselten Ceremonien erfolgt und auf solche Weise bringt der Wirth auch alle übrigen Gäste an die ihnen bestimmten Plätze *).

Nachdem nun Alles zum Sitzen gekommen, treten Schauspieler in den Saal, machen eine tiefe Verbeugung und berühren viermal die Erde mit ihren Köpfen. Sie stehn zwischen den beiden Tischreihen und kehren das Gesicht gegen eine lange mit Lichtern und Räucherpfannen besetzte Tafel. Wenn sie sich vom Boden erheben, überreicht der eine Schauspieler dem vornehmsten Gaste ein langes Buch, das in Goldschrift die Namen von 50 bis 60 Lustspielen enthält, welche sie eingelernt haben, und deren eines zu wählen er eingeladen wird. Er weigert sich jedoch und weiset den Schauspieler an den zweiten Gast, welcher es dem dritten u. s. w. zusendet, allein es kommt doch endlich an den Vornehmsten, der nun das Lustspiel bezeichnet, das ihm das hübscheste zu seyn scheint. Der Titel wird nun herumgezeigt und die Gäste bezeigen ihr Wohlgefallen durch Kopfnicken. Sollte sich etwas dagegen einzuwenden finden, daß etwa eine der Hauptpersonen einen gleichen Namen mit einem der Zuschauer hätte, so muß dieß der Schauspieler dem Gaste vorstellen und eine andere Auswahl getroffen werden. Das Schauspiel beginnt mit einer etwas wüsten Musik, die durch metallne Geigen, Trommeln, Flöten, Pfeifen und Trompeten bewerkstelligt wird. Die Schauspieler halten ihre Vorstellung auf einem Teppich, ohne Coulissen und andere Decorationen, und sie benutzen nur ein Nebenzimmer, aus welchem sie hervorschreiten, wenn sie auftreten. Im Hofraume stehn eine Menge Zuschauer und im Vorsaale, den Spielern gegenüber, befinden sich die zuschauenden Frauen des Hauses hinter einem Bambusgitter, das mit einem seidenen Netz überzogen ist, welches sie vor den Blicken der Gäste und übrigen Personen schützt.

Das Schauspiel schließt zu gleicher Zeit mit dem Essen, dessen letzter Gang in Thee und Wein besteht. Dann stehen die Gäste auf, drücken dem Wirthe ihren Dank aus und werden von diesem in den Garten oder einen andern Saal geführt, wo sie sich unterhalten, bis das Obst hereingebracht wird. Mittlerweile haben auch die Schauspieler ihre Mahlzeit eingenommen. Die Diener bringen warmes Wasser, damit die Gäste ihre Hände waschen können, andere bringen den Nachtisch, der wohl aus 20 bis 24 Schüsseln mit Zuckergebäck, Früchten, Eingemachtem, Schinken, gesalzenen Enten, Seefrüchten u. a. Leckereien besteht. Ist dieß vorüber, so begiebt man sich in den ersten Saal zurück und nimmt die frühern Plätze ein, und nun wird warmer Wein in größeren Schaalen aufge-

*) S. Meyen II. 389. Erman, Reise um die Erde II. 120. Davis I. 289. ff. Downing I. 165. Barrow I. 182. ff.

tragen. Das Schauspiel beginnt aufs Neue und die Gäste lassen von ihren Dienern auf einem Credenzteller verschiedne kleine Packetchen von rothem Papier herbeibringen, worinnen Geld für den Koch, die Hausbedienten, die Comödianten und die Aufwärter enthalten ist. Wurde kein Schauspiel aufgeführt, so geben sie gar nichts. Das ganze Gastmahl dauert 4 bis 5 Stunden und endigt nach Mitternacht, worauf die Herrschaften unter vielen Ceremonien sich beurlauben und mit Laternen heimkehren.

An vielen Häusern, namentlich denen des kaiserlichen Hofes und der höhern Beamten befinden sich eigene Bühnen, andere sind dicht neben den Wohnhäusern und man begiebt sich nach Tische dahin. Anderson (I. 110.) sah eine solche Bühne, die größtentheils aus Holz im Viereck erbaut war. Um dieselbe liefen Gallerien umher und das Ganze war für eine Vorstellung mit einer Fülle von Bändern und bunten seidenen Fahnen verziert. Anderson sah besonders kriegerische Darstellungen, Gefechte mit Schwertern, Spießen und Speeren, welche die Schauspieler mit großer Geschicklichkeit zu handhaben verstanden. Die Coulissen waren schön vergoldet und bemalt, und nicht minder prächtig war die Kleidung der Schauspieler. Die Scene wurde durch Maschinerie mehrmals verwandelt. Nebenher wurden mehrere Taschenspielereien ausgeführt und eine lärmende Musik unterhalten *)

Auf den Vasen kommen auch Tänze vor, welche aber nur von einer Dame ausgeführt werden, die auf einem 3 bis 4 Ellen im Gevierte haltenden Teppich verschiedene körperliche Bewegungen ausführt, und dabei von Musik und Gesang begleitet wird.

Einen größeren durch Männer und zwar durch Mandarine ausgeführten Tanz sah Braam (I. 312.) am kaiserlichen Hofe in Gegenwart des Kaisers aufführen. Die Mandarine traten je zwei und zwei auf und machten mit Händen und Füßen mancherlei Bewegungen nach dem Tacte der Musik, ohne jedoch ihren Platz zu wechseln und indem sie sich um sich selbst rund herumdreheten. So tanzte jedes Paar drei Minuten, worauf es den Ehrengruß machte und wieder abtrat. Die Tänzer waren allesammt gleichmäßig gekleidet. Sie trugen lange sechszackige Knöpfe von weißen blauen Steinen oder von Corallen auf ihren rothseidenen Mützen, die am Hintertheile eine Kappe hatten, welche bis auf die Schultern reichte. Um den Hals trugen sie verschiedene Schnüre von großen Kugeln, die bis auf die Brust herabhingen. Diese Leute heißen Chiuais und bilden ein besonderes Corps bei Hofe, denen die Bewachung der Thüren anvertraut ist und die alle Jahre einmal diesen Ehrentanz vor der kaiserlichen Majestät aufführen.

*) Vgl. Anderson I. 168. Braam I. 223.

Die eigentlichen Schauspieler sind in China ein ehrloser Stand und das Gesetzbuch *) hat hierüber folgende Bemerkungen:

Beamte oder deren Söhne, welche liederliche Dirnen und Schauspielerinnen aufsuchen, werden mit 60 Hieben bestraft, ebenso die, welche die Kuppler machen. Alle herumziehenden Schauspieler, welche Söhne und Töchter freier Personen kaufen, um sie für die Bühne zu erziehen oder bei sich verheirathen, erhalten 100 Hiebe.

Es ist allen Musikern und Schauspielern verboten, in ihren Stücken die Kaiser, Kaiserinnen und Prinzen, Minister und berühmte Heerführer alter Zeit, bei Strafe von 100 Hieben, darzustellen. Wer solche Stücke mit ansieht, erleidet gleiche Strafe. Indessen ist es gestattet, wahre oder erdichtete Schilderungen gerechter und guter Männer, züchtiger Frauen, frommer und gehorsamer Kinder auf die Bühne zu bringen.

In China sieht man aber Frauen nie auf der Bühne, weibliche Rollen werden immer durch junge Leute dargestellt. Uebrigens bringen die Schauspieler auch andere Kunststücke zur Darstellung, wie Gefechte, Luftsprünge auf straffen und gespannten Seilen, worin sie große Fertigkeit entwickeln. So sah Anderson namentlich Balancirkünste, die an das Unglaubliche gränzten u. dergl. er vorher niemals gesehen. Durch eine, wie es schien, unsichtbare Bewegung der Gelenke ihrer Arme und Füße gaben sie Schaalen, Kugeln, Bechern u. dergl. Gefäßen eine sehr sichtbare Bewegung und erzeugten dadurch ein progressives Gleichgewicht, zufolge dessen diese Gefäße ihre Lage von einem Orte des Körpers zum andern auf eine so außerordentliche Weise veränderten, daß der Zuschauer kaum seinen eignen Augen traute. Unter anderm zeigte der Künstler ein großes Becken in allen möglichen Richtungen und setzte es dann plötzlich mit der hohlen Fläche auf die Bühne nieder. Als er es dann schnell wieder aufhob, sah man ein großes Kaninchen darunter, das er fangen wollte, das ihm aber unter die Zuschauer entschlüpfte.

Braam sah bei Hofe einen Mann, der sich auf den Rücken legte und beide Beine vertical in die Luft aufstreckte. Auf die Fußsohlen stellte er eine Leiter mit sechs breiten Sprossen, deren unterste breit vorstand. Jetzt kletterte ein Knabe von 7 bis 8 Jahren auf die Sprossen und setzte sich auf der obern nieder und führte hier allerlei Affenpossen aus, während der Mann die Leiter verschiedenartig bewegte. Das Kind stieg sodann die Leiter Sprosse für Sprosse herab, wobei es verschiedne Beugungen vornahm. Dieses Spiel währte mindestens eine Viertelstunde.

Später brachten vier Männer ein großes Thongefäß, das wenigstens 125 Pfund wog, und legten es sodann jenem Manne auf

*) Code pénal. II. 250. u. 263.

die Füße, womit er daſſelbe balancirte und mit großer Geſchwindigkeit bewegte. Endlich ſetzte man noch ein Kind in das Gefäß. So wie der Künſtler die Oeffnung der Vaſe dem Kaiſer zugewendet, machte das Kind den Ehrengruß gegen die Majeſtät und kletterte ſodann über den Rand heraus, ſetzte ſich auf das Gefäß und nahm daſelbſt allerlei Bewegungen vor *).

Außer den Schauſpielern haben die Chineſen geſchickte Marionettenſpieler, ſo wie Truppen ſchauſpielender Kinder. In den Straßen von Kantong werden an den Ecken in kleinen, ſehr einfachen Bühnen auch Schauſpiele von Erwachſenen aufgeführt, die jedoch der ärmeren Claſſe angehören. Schauſpieler, die man in die Wohnungen kommen läßt, erhalten für einen Abend etwa 80 Piaſter.

Uber die Schauſpieltexte ſelbſt werden wir uns ſpäter ausſprechen.

Außer Schauſpielen, Speiſe und Trank, Erzählungen und Vortrag von Gedichten dient auch namentlich unter den Männern der Vorzeit das Bogenſchießen zur Unterhaltung. So heißt es im Schiking (v. Rückert S. 186.)

Elfenbeinen, rothbemalte Bogen
liegen mir im Haus.
Kommen werthe Gäſte mir gezogen,
ehr' ich ſie mit Schmaus.
Paukenklang und Glockenſpiele
melden, daß das Mahl am Ziele
und die Bogen theil' ich ihnen aus.
Elfenbeinen, rothbemalte Bogen
hab' ich aufbewahrt;
Gäſten, die mir hold ſind und gewogen,
ſind ſie aufgeſpart.
Unterm Klang der Glockenſpiele
richtet ſie nach gleichem Ziele,
daß man eure Kraft und Kunſt gewahrt.

In einem andern Feſtliede des Schiking heißt es:

Bringt in Gang Saitenklang,
daß die Becher ſchneller gehn
und die Augen heller ſehn.
Langt herum die Bogen itzt,
lind von Sehne, leicht von Holz,
bunt mit Bildern ausgeſchnitzt,
und zum Bogen auch den Bolz.

*) Anderſon II. 31. Braam I. 225. ff. du Halde IV. 325. Downing II. 277. ff. Davis II. 121.

Jedem vier Pfeile hier!
und, wer trank nicht allzuviel,
trifft mit einem wohl ans Ziel.

Im Winter erlustigen sich die Gäste wohl auch an Eisfahrten mit Schlitten und Schlittschuhen, wie denn Braam ein solches Fest mit angesehen hat.

Spiele, wie Karten, Würfel, sind den Chinesen nicht unbekannt, allein man hält sie für unanständig, das Schach ausgenommen, daß auch vornehme Männer und Damen spielen. Hasardspiele aber sind gesetzlich verboten, namentlich den Soldaten und den angestellten Beamten. Wer des Hasardspieles überführt ist, erhält 80 Hiebe, und die Summe, die auf den Spiele stand, wird confiscirt. Spielwirthe erleiden gleiche Strafe und es kann der Fall eintreten, daß ihr Haus confiscirt wird. Beamte, welche sich beim Spiel ertappen lassen, werden noch härter bestraft. — Das gemeine Volk sahen die Reisenden auf den Straßen Morra und Karte spielen, die weit mannichfaltiger seyn sollen, als in Europa, die Würfel sind sehr gewöhnlich und die Spieler sollen oft um Frau und Kinder spielen. Wetten bei Hahn- und Wachtelkämpfen sind auch in China sehr gewöhnlich, allein dieß sind, wie gesagt, nur Belustigungen des gemeinen Volkes der großen Städte. Im Allgemeinen aber ist der Spieler von Profession oder aus Leidenschaft verachtet, wie ein Verbrecher *). Ein chinesisches Blatt des Kön. Kupferstichsalons zeigt uns zwei junge Damen, die Karte spielend einander gegenüber sitzen. Dieselbe Sammlung enthält einen Bogen mit 48 Kartenblättern, welche allerlei menschliche und Thiergestalten darstellen, über deren jedem drei bis vier chinesische Charaktere einen besondern Abschnitt bilden. Dieser in Holzschnitt ausgeführte Bogen kam bereits im 17. Jahrh. nach Europa. Die Damen, welche im Kartenspiel begriffen sind, sitzen, wie es scheint, ganz allein in einem Zimmer und sind mit keiner andern Nebenarbeit beschäftigt, sondern haben ihre ganze Aufmerksamkeit ihrem unterhaltenden Zeitvertreibe zugewendet.

Eine andere, in der Kön. Gefäßsammlung sehr oft dargestellte Damenunterhaltung besteht in einer, der unsrigen ganz ähnlichen Schaukel, worauf sie, die Seitenstricke anfassend, stehend sich hin- und herbewegen.

Die Störungen des friedlichen Familienlebens durch Krankheiten und deren Beseitigung ist auch in China Gegenstand fortgesetzter Aufmerksamkeit. Im Allgemeinen sind die Chinesen, namentlich der südlichen Provinzen, ein sehr gesundes Volk und nur

*) Barrow I. 184. ff. Code pénal II. 255. Mémoires conc. les Chinois VII. 41. ff., wo die Gesetze für die Soldaten. Ueber das Schach, Meyen, Reise II. 399.

in den großen dichtbevölkerten, ja überfüllten Städten, besonders in Peking, treten von Zeit zu Zeit ansteckende Krankheiten ein, welche viele Menschen hinwegraffen. Hautübel sind selten, trotz der Unreinlichkeit, die auch hier in der Wohnstätten der niedern Classen herrscht.

Augenübel kommen besonders häufig in Kantong vor und werden der großen Hitze, dem Blenden der Sonnenstrahlen und der außerordentlichen Trockenheit der Luft zugeschrieben. Die in China häufigen Ohrenkrankheiten werden dem Gebrauche der Barbiere, die Ohren mit einem spitzigen Instrumente zu reinigen, vorzugsweise zugeschrieben *).

Die Blattern treten in China oft mit großer Heftigkeit auf, die Inoculation ist bekannt und geübt; diese Krankheit soll erst im 10. Jahrhundert nach China gebracht worden seyn. Syphilis ist in China fast unbekannt, wird aber, wenn sie auftritt, als ein unheilbarer Aussatz betrachtet und das Kantong-Geschwür genannt. Seltsam ist es, daß die Chinesen in chirurgischen Operationen, bei Brüchen und Verrenkungen so unbeholfen sind. Die Amputation wird niemals vorgenommen und dennoch beweisen chinesische Chirurgen eine große Fertigkeit in einer Operation, wodurch ein Theil der kaiserlichen Palastdiener zu seinem Amte vorbereitet wird **).

Die Aerzte der Chinesen werden durch ein allerdings sehr wohlmeinendes, aber in seinen Folgen sehr hemmendes Gesetz in der freien Entfaltung ihrer Thätigkeit beschränkt. Dieß ist der Hauptgrund der niedern Stufe, auf welcher die Heilkunde in China sich befindet.

Das Strafgesetzbuch (II. 90. ff.) sagt: Wenn ein Arzt oder Wundarzt, der seine Kunst nicht versteht, Jemandem Heilmittel darreicht oder mit einem spitzigen oder schneidenden Messer gegen die bestimmte Regel Jemanden behandelt und der Kranke in Folge dessen stirbt, so soll die Obrigkeit Kunstverständige zusammenberufen, um die Behandlungsweise des Arztes zu prüfen. Läßt sich beweisen, daß der Arzt aus Irrthum und ohne Absicht, zu schaden, gehandelt hat, so wird er als unvorsätzlicher Mörder behandelt und muß für immer sein Gewerbe aufgeben. — Handelt ein Arzt den bestehenden Regeln zuwider und macht er durch Versuche die Person nur kränker, um mehr Geld von der Cur zu ziehen, so wird dieß als Diebstahl angesehen und bestraft. — Der Arzt, welcher mit Wissen schädliche Mittel anwendet und dadurch einen Menschen tödtet, wird als vorsätzlicher Mörder behandelt und enthauptet.

Dieß Alles macht die chinesischen Aerzte ängstlich und furchtsam. Die Aerzte scheinen zugleich Apotheker zu seyn. In den Straßen von Kantong sah D. Meyen die Aerzte stehen und ihre

*) Barrow II. 111. Downing II. 99. Davis II. 185.
**) Barrow II. 116. Downing II. 102.

heilsamen Arzneien zum Verkaufe ausbieten; jedem Vorübergehenden preißen sie die außerordentliche Wirkung dieser Mittel an, welche meistens in frischen Kräutern und Wurzeln bestehen und auf der Erde ausgebreitet liegen. Außerdem giebt es in den Straßen der Stadt noch Häuser, wo ordentliche Apotheken eingerichtet sind.

Die Apotheken sind in Kantong wie die europäischen eingerichtet; rings an den Wänden befinden sich Fächer von Bretern, welche Büchsen und Flaschen tragen. In den Ecken und dem Untertheile des Ladens sind Schubfächer eins über dem andern angebracht, numerirt und bezeichnet. Im Hintergrunde befinden sich auf kleinen Ladentischen die Mörser, daneben die Schreibgeräthe, das Fach für die Wage, Alles in beßter Ordnung aufgestellt und reinlich gehalten. Downing fand (II. 58.) in solchen Apotheken, daß die meisten Droguen dem Pflanzenreiche angehörten, und die Chinesen haben kaum eine Pflanze, die sie für die Medicin nicht benutzen. Das chinesische Sprichwort sagt: Die Droguisten prüfen die Heilmittel mit zwei Augen, die, welche sie zubereiten, mit einem, und die Kranken nehmen sie als Blinde *). Nächst den Pflanzenstoffen wenden die Chinesen besonders Mercur in den verschiedenartigsten Präparaten an. Jeder Artikel, den eine chinesische Apotheke liefert, ist sauber in ein Papier mit einem Faden aus gedrehtem Papier umschnürt, dabei ist Name, Eigenschaft und die Quantität, die man von diesem Heilmittel nehmen muß, bemerkt. Die chinesischen Aerzte suchen nach Maaßgabe des Pulses und unter Beobachtung der himmlischen Constellationen, meist durch innere Mittel und durch Diät zu wirken. Blutlassen halten sie für schädlich, dagegen wenden sie die Moxa an. (Vgl. C. G. III. 59.)

In einem Lande, wo die Regierung so eifrig um das Wohl des Volkes bemüht ist, wie in China, würde es auffallend seyn, keine Krankenhäuser zu finden, zumal da das Gesetz den Civilbeamten, so wie den Offizieren Sorgfalt für Arme, Nothleidende und Kranke zur strengsten Pflicht macht. Jeder Soldat oder Arbeiter, der im Dienst des Staates erkrankt oder verunglückt, muß vom Befehlshaber sofort dem Beamten angezeigt werden, welcher Medicin und anderweitige Hülfe für die Kranken zu besorgen hat. Die Beamten, welche ihrer Pflicht nicht nachkommen, erhalten 40 bis 80 Hiebe. Ein Beamter, welcher Witwen und Waisen, Alten und Schwachen seine Hülfe verweigert, erhält 60 Hiebe **).

Verliert nun eine Familie eines ihrer Mitglieder durch den Tod, so erfolgt die mit vielen Ceremonien verbundene

*) Mémoires conc. les Chinois X. 169. du Halde III. 461.
**) Code pénal II. 252. u. I. 158.

Bestattung und Begräbnißfeierlichkeit.

Obschon auch der Chinese, wie jeder andere Mensch, den Wunsch hat, lange zu leben, so herrscht doch daselbst keine sonderliche Furcht vor dem Tode *).

Sobald der Sterbende seine Seele ausgehaucht, wird er zuweilen gewaschen, meist aber werden ihm seine besten Kleider und die Zeichen seiner Würde angelegt, hierauf bringt man die Leiche in den Sarg, den man sich oft schon bei Lebzeiten anschafft und im Hause stehen hat. Selbst Leute, die nicht wohlhabend sind, wenden eine namhafte Summe für ein Behältniß auf, das sie vielleicht erst in 20 Jahren gebrauchen. Die Särge findet man in den chinesischen Städten überall gleich vorräthig **). Särge der vornehmeren Personen sind aus dicken und festen Pfosten gebaut, die oft 6 Zoll stark sind und sich sehr lange halten. Inwendig sind sie sauber mit Harz und Pech, außen mit Firniß überzogen, so daß niemals ein übler Geruch daraus hervordringen kann. Manche sind sehr schön geschnitzt und mit Vergoldung bedeckt. Reiche Leute verwenden 3—500, ja 1000 Thaler auf den Ankauf eines schönen Sarges, den sie dann mit großer Liebhaberei bei sich aufbewahren.

Bevor nun die Leiche in den Sarg gelegt wird, thut man auf den Boden desselben etwas Kalk, und wenn der Körper darauf ruht, bedeckt man ihn entweder mit einem Kissen oder mit einer Menge Baumwolle, namentlich umgiebt man den Kopf sorgfältig damit, daß er nicht leicht hin- und herwanken könne. Der Kalk und die Baumwolle ziehen die Feuchtigkeit, die in der Leiche enthalten ist, an sich. Eine Leiche zu öffnen und die Eingeweide herauszuziehen, halten die Chinesen für eine große Grausamkeit.

Die Kostbarkeit des Bodens ist Ursache, daß man mit dem Platz für die Todten sehr sparsam umgeht und zu Begräbnißstätten nur ganz unfruchtbare Berglehnen auswählt. In Städten und in der Nähe bewohnter Ortschaften wird nie ein Todter beigesetzt. Es ist jedoch gestattet, die Todten in wohlverschlossenen Särgen im Hause zu behalten, und hier bleiben sie auch oft Monate — ja Jahre lang ruhig stehen. So schafft man auch die Leichen, besonders angesehener Personen, aus einer Provinz in die andere, um sie in das Familienbegräbniß zu bringen.

Die Bestattung der Eltern ist eine heilige Pflicht der Kinder, und ein Sohn wird sich nicht eher beruhigen, als bis er die Leiche des Vaters in die Familiengruft gebracht hat, und bis er Mittel gefunden, diese Pflicht zu erfüllen, gräbt er den Sarg in dem Felde ein und legt die Trauer an, die in China weiß ist und um die

*) Mémoires conc. les Chinois VII. 37.

**) Contes chinois I. 151. der männliche u. der weibliche Bruder S. 18.

Eltern 3 Jahre währt. Unter der Trauer kann Niemand ein öffentliches Amt verwalten, er muß seine Stelle niederlegen und sich in die Einsamkeit zurückziehen. Ist die Trauerzeit abgelaufen, tritt der Beamte auch wieder sein Amt an *).

In frühester Zeit scheint man die Todten balsamirt zu haben, wie denn auch wirklich in einer Pagode ein mumisirter Leichnam gezeigt wird. Gegenwärtig aber ist der Brauch der Särge, die meist von der Form eines Schiffes sind, allgemein. Manche Särge stellt man frei auf den Begräbnißplatz, bis man die Kosten zur feierlichen Bestattung beisammen hat. Man läßt auch Särge so lange im Felde, bis man die Verbrennung des Leichnams vornehmen kann. Die Asche wird dann gesammelt und in eine bedeckte Urne gethan, die man zur Hälfte in die Erde eingräbt. Braam sah diese Urnen sehr häufig an der Straße. (II. 121.)

Derselbe Reisende sah in einem Hause ein Zimmer, wo mehrere Särge aufgestellt waren, unter denen mehrere die Zeichen des Alterthums an sich trugen. Eben so bemerkte er in der Pagode von Honam bei Kantong mehrere Zimmer und getrennte Räume, deren jeder einen Sarg, zum Theil von hohem Alter enthält. Diese Särge waren von festem, schönem Holze gefertigt. (II. 27.)

Nur die ärmsten Leute hüllen ihre Todten in eine Matte und legen sie so in die Gebüsche, die Kinder aber meist ganz nackt auf die öffentlichen Begräbnißplätze. Die Särge der Erwachsenen stellt man aufs Feld, umgiebt sie mit einer Mauer, bedeckt sie dann mit Matten oder anderem Stoff und läßt sie so stehen **). Die englische Gesandtschaft sah hinter Tien-sing einen größern Begräbnißplatz, auf dem sich Hügel und Gebäude für die Familien erhoben. Viele Särge standen frei da, manche waren neu angestrichen. Der Fluß bildete die eine Gränze des Begräbnißplatzes und war hier mit schönen Trauerweiden verziert; außer diesen waren nur noch Cypressen und Cedern zu sehen, die das chinesische Sprichwort als den Baum der Todten bezeichnet ***). In einem Winkel des Todtenfeldes stand ein Tempel mit einem Altar in der Mitte und einer Anzahl thönerner Idole.

Wohlhabende Chinesen verwenden große Summen auf die Bestattung der Todten und errichten ihnen, wenn sie besondere Verdienste hatten, kostbare Denkmale. Der Leichenzug nach dem Bestattungsort findet mit großem Gepränge Statt, das sich nach dem Range des Verstorbenen richtet. Anderson begegnete einem Leichenzug, der etwas sehr Feierliches hatte. Der Sarg war von

*) Die Bestimmungen über die Trauer im Code pénal I. 17. u. 309.
**) S. Athenaeum 1844. 15. Jun. 1845. 8. Mart. Ausland 1844. N. 186. 1845. N. 81. Medhurst S. 26. Downing II. 247.
***) Barrow II. 277. Mémoires conc. les Chinois X. 161.

einem Baldachin bedeckt, der mit Atlas verhängt und verziert, mit Gold und Blumen besetzt und mit Wappenschildern behängt war. Er ruhete auf einer großen Bahre, welche von 50 bis 60 Männern getragen wurde. Hinter der Bahre folgte eine Bande Musicanten, und hinter diesen die Verwandten und Freunde in Trauerkleidern *).

Bei kaiserlichen Prinzen rückt ein ganzes Heer Menschen zum Begräbniß aus, welche Heroldstäbe, Baldachine, Sonnenschirme und Fahnen tragen, Kamele, Pferde und Jagdhunde führen; dabei sind Jäger und Soldaten mit ihren Waffen, Diener mit allerlei dem Verstorbenen angehörigem Hausgeräth, die Verwandten folgen ebenfalls und bei dem Leichenzuge eines kaiserlichen Prinzen sah man einst zwei Särge, worin sich die Leichen zweier Nebenfrauen befanden, die sich nach dem Tode ihres Herrn erhenkt hatten. Der ganze Leichenzug bestand aus 16,000 Personen. Unterwegs wurden Opfer angebrannt und der Leiche durch Niederwerfung die gebührenden Ehrenbezeigungen abgestattet **).

Nach der Bestattung halten sich die Verwandten still im Hause, tragen geringe Kleider und die Frauen gehen in aufgelöseten Haaren. Es kommt vor, daß Frauen, wenn sie ihren Mann in der Ferne wissen, keine Nachricht von ihm erhalten und glauben, er sey gestorben, Trauer anlegen. Sie heften dann den Namen des Gatten an die Wand, bringen ihm Opfer, lassen Priester holen und Gebete lesen, wofür sie dieselben mit ihren Ohrringen, Haften und Nadeln bezahlen ***).

In jedem größeren Hause, namentlich aber in den Palästen der Großen und Fürsten, findet sich ein Ahnensaal, wo die Namen der Vorfahren angebracht sind. Hierher begiebt man sich, wenn man den Vorfahren seine Ehrfurcht bezeigen will. Im Schiking (v. Rückert 172.) heißt es:

In den Ahnensaal der Kaiser schreitet,
reinen Leibs und mit geweihtem Sinn,
Trank und Speise stehen zubereitet,
heiliger Gebrauch von Anbeginn.
Lächelnd nimmt der Todtenknabe
in Empfang die fromme Gabe,
und verheißt der Frömmigkeit Gewinn.
Dein gedenken, deren du gedenkest,
aus dem Himmel schaut herab ihr Geist.
Sey getränkt, wie du die Väter tränkest,
und wie du sie speisest, sey gespeist!

---

*) Anderson I. 157.

**) S. bes. den ausführlichen Bericht über das Begräbniß der Kaiserin Mutter im Jahr 1777. in den Mémoires conc. les Chinois VI. 346. ff.

***) Z. B. Contes chinois I. 211.

Alles Volk von schwarzen Haaren,
deine Heerde, deine Schaaren,
preisen dich, der fromm die Ahnen preist.

Die Sitte aber erklärt der Weise also:

Meinet ihr, daß eure Todten speisen?
Nein! Doch unsern Todten wollen wir
Ehre, gleich den Lebenden, erweisen,
darum stehn für sie die Speisen hier.
Nach des Jahres vier verschiednen Zeiten,
wechselt Menschenspeis' und Menschenblut,
drum in jeder Jahreszeit bereiten
neue Gaben wir mit gleichem Muth.
Doch warum ist's ein unmünd'ger Knabe,
der beim Fest dir vor den Vater stellt?
weil das welke Alter ging zu Grabe,
frische Jugend blüht in jener Welt.
Darum ist es ein unschuld'ger Knabe,
der mir zeiget meiner Ahnen Chor,
weil die Schuld des Lebens liegt im Grabe,
und die reine Tugend steigt empor.
Und den Gruß der Ehrfurcht, den im Leben
ich dem kaiserlichen Vater gab,
muß ich dir in Staub geworfen geben,
Knab', in dem mir steigt sein Geist herab.

China ist reich an den schönsten Todtendenkmalen, die der Landschaft zur größten Zierde gereichen und vom Gesetz unter seinen Schutz genommen sind *). Niemand darf einen Baum von einer Grabstätte nehmen, bei Strafe von 70 bis 100 Hieben, und wenn das Verbrechen an einem kaiserlichen Grabe begangen, bei Landesverweisung. Wer aber gar einen Sarg öffnen und die Leiche berauben wollte, wird eingesperrt und dann erdrosselt. Eben so ist die Strafe für den Diebstahl oder Beschädigung an Särgen, Einfriedigungen genau bestimmt und auf alle nur denkbare Fälle dabei sorgfältig Rücksicht genommen.

Die Begräbnißplätze und Todtendenkmale dienen in China schon deßhalb meist zur Verzierung der Landschaft, weil dadurch mancher an sich öde und unfruchtbare Fleck das Ansehn der Cultur gewinnt, da die Hinterlassenen die Orte, wo ihre Todten ruhen, gern mit Cedern und Trauerweiden, so wie mit Denkmälern verschiedener Art auszieren. Das Sprichwort sagt: man umgiebt die Gräber mit Cedern, die Häuser mit Blumen **). Bemerkenswerth ist es,

*) Code pénal II. 16. u. 46.
**) Mémoires conc. les Chinois X. 161.

daß in den chinesischen Vasenbildern sich gar keine Darstellungen von Begräbnißplätzen oder anderweiten Gegenständen befinden, welche auf Tod und Bestattung Beziehung haben; damit stimmt die Bemerkung mehrerer Reisenden überein, daß in Gesellschaft die Chinesen es vermeiden, vom Tode zu reden oder Worte, die darauf sich beziehen, auszusprechen.

Außer Cypressen und Trauerweiden schmückt man die Gräber, die meist eine steinerne Umfassungsmauer haben, mit allerlei steinernen Säulen. So sah Braam*) auf einem Begräbnißplatze, außer den unbedeckten Särgen und halb eingegrabenen Todtenurnen, drei schöne sechsseitige Säulen, eine neben der andern, je von 10 bis 12 Fuß Höhe. Die mittelste, die über die anderen etwas emporragte, hatte an 4 bis 5 Fuß Durchmesser, alle waren aber ohne Verzierungen. Ein dünner gerundeter Stein diente als Capitäl und aus der Mitte desselben erhob sich ein doppelter, ciselirter Knopf. Auf der Vorderseite der von einem großen Baume beschatteten Säulen ist eine Inschrift eingegraben. Das Innere der Säulen soll Aschenurnen enthalten. In der Nähe befand sich ein altes Doppelgrab und eine Pagode, worin die Särge vor der eigentlichen Bestattung beigesetzt und worin die Todtenopfer dargebracht werden. Auf einem andern Begräbnißplatz bemerkte derselbe Reisende Säulen von ähnlicher Größe und Bestimmung. Am Eingange eines solchen Platzes waren vier Ehrenbögen aufgestellt. Auf einigen Begräbnißplätzen stehen kleine Häuser von 15 bis 20 Zimmern, wo die Särge Jahrhunderte lang aufbewahrt werden.

Den Grabmälern berühmter Personen wird eine ganz besondere Sorgfalt zugewendet. So sah Braam (II. 150.) auf der Rückreise das Grab des Calao Ngok-so-han-kun, der, ungerechter Weise angeklagt und enthauptet, erst nach seinem Tode wieder zu Ehren gekommen war. Es bildete einen Halbkreis von Ziegelmauer und daneben befindet sich das Grab seines Sohnes. In der Mitte vor dem großen Grabe steht ein Altar mit einem Gefäß für den Weihrauch. Beide Gräber sind durch eine Mauer mit drei Eingängen getrennt, die in eine Art Vorhof führt, in welcher zwei Reihen aus Stein gehauener alter Statuen aufgestellt sind. Jede Reihe enthält drei Mandarinen, ein gesatteltes Pferd, einen liegenden Widder und einen sitzenden Löwen. Zu beiden Seiten der Eingangsthüre erblickt man die Bronzestatuen der vier Verleumder. Sie knien je zwei und zwei am Boden, ihre Hände sind auf den Rücken gebunden, die Gesichter nach dem Grabe gewendet, aber gebeugt; ihre Namen sind auf der Brust angebracht. Das ganze Grabmal ist mit Mauer und Bäumen umgeben. Das Eingangsthor ist schön gearbeitet, der Fußboden des Hofes mit Steinen gepflastert. Zur

*) Braam II. 130. Abbild. chinesischer Begräbnißplätze bei Macartney.

Seite stehen zwei schöne cylindrische Steinsäulen von 15 Fuß Höhe und etwas weiter zurück zwei gleichhohe viereckige Pfeiler.

Derselbe aufmerksame Reisende berichtet über mehrere andere Grabmale, bei denen Ehrenbögen von Stein den Eingang bildeten, und welche mit den Statuen von einem Paar sitzenden Löwen, liegenden Widdern, gesattelten Pferden, Elefanten und Mandarinen, so wie mit Steinsäulen geschmückt waren *). Darauf folgt das von einem Cypressenhain umschattete Todtenbehältniß.

Im Allgemeinen, sagt Barrow (II. 101.), findet man in den Todtenbehältnissen eine weit größere Mannichfaltigkeit der Baukunst, als in den Wohnstätten der Lebendigen. Einige setzen die Gebeine ihrer Vorfahren in Häuser, die sich nur durch die verkleinerte Gestalt von denen unterscheiden, welche sie während ihres Lebens bewohnten. Andere ziehen ein viereckiges Gewölbe vor, das nach den Einfällen der Phantasie ausgeschmückt ist; Einige wählen die sechsseitige Gestalt, um den Todten zu bedecken, andere die vierseitige. Die runde, dreieckige, viereckige und vielseitige Säule wird über dem Grabe des Chinesen ohne Unterschied errichtet; allein die gewöhnlichste Form für das Denkmal angesehener Personen besteht in drei Terrassen, eine über der andern, die von kreisförmigen Mauern eingeschlossen sind. Die Thür oder der Eingang zum Grabgewölbe ist im Mittelpuncte der obersten Terrasse, die mit einer zweckmäßigen Inschrift versehen ist. Dabei stehen Figuren von Sclaven, Pferden, Vieh und andern Geschöpfen, die dem Verstorbenen während des Lebens dienten.

In einem Lande, wie China, wo Alles in so genaue gesetzliche Gesichtspuncte gebracht ist, wo die Rangclassen so systematisch geschieden und die Abzeichen derselben eine höhere Bedeutung haben, ist gewiß auch die Bestattung der Todten, namentlich aber die Verzierung der Gräber, die doch den Rang ihrer Insassen andeuten, Gegenstand gesetzlicher Bestimmung, wie ja auch die Trauer selbst vom Gesetze vorgeschrieben wird, und zwar nach den verschiedenen Verwandtschaftsgraden. Hinterziehungen von der gesetzlichen Trauer werden streng bestraft.

Die Trauer und die Pflege der Gräber aber hängt auf das Innigste mit dem Staatswesen der Chinesen zusammen. Ehrfurcht der Kinder vor den Eltern, der Untergebenen vor den Höhergestellten ist die sichere Grundlage, welche diesem Reiche seit Jahrtausenden sein Bestehen gesichert hat. Das Capitel von der kindlichen Frömmigkeit **) ist daher in den heiligen Büchern immer das

*) Ich erinnere hierbei an die Todtenstatuen der Ostiaken (C. G. III. 61.) und die Bauart der königlichen Burgen Aegyptens (C. G. V. 343.) Braam II. 12. 103.

**) S. Mémoires conc. les Chinois IV. 7. — 298. Auszug aus dem Lün-yü oder Li-ki.

Thema, auf welches sie so großen Werth legen und das sie bei allen Gelegenheiten in Anregung bringen. So heißt es: so lange Vater und Mutter leben, trägt der Sohn niemals volle Trauer, wenn er aber Vater und Mutter verloren, trägt er keine Kleider von scheinbarer und fröhlicher Farbe. Wenn eines der Eltern krank ist, vernachlässigt der Sohn seine Kleidung, berührt er kein musicalisches Instrument, ißt und trinkt er ohne Genuß, schwebt das Lächeln nur auf der Spitze der Lippe und er hat keine Kraft zum Zorn. Die Trauer aber muß mit Mäßigung abgehalten werden, man kann sich pflegen, wenn man krank wird. Der Mörder des Vaters darf nicht unter einem Himmel bleiben mit dir, man darf die Waffen nicht sinken lassen, so lange der noch lebt, der deinen Bruder erschlagen. Das erste Gebäude, welches man errichtet, wenn man einen neuen Palast baut, ist der Saal der Ahnen, die Gefäße für die Todtenfeier sind die ersten, die man kaufen soll, und Bäume an einem Grabe darf man nicht fällen. Wer das Land verlassen will, dem rufe man zu: Ach, du willst die Gräber deiner Ahnen verlassen? — Die Trauer endigt nach dreien Jahren, aber ein Sohn bewahrt für immer ein zärtliches Andenken an seine Eltern und gestattet sich am Todestage derselben keine Freude und Ergötzlichkeit. Ein Sohn, der am Sterbebette des Vaters steht, ist wie vom Donner gerührt, er ist wie ein Mensch, der in Gedanken ist. Wenn man die Leiche in den Sarg legt, sind seine Blicke zerstreut und haften nirgends. Als Confucius einen Bauer am Grabe seines Vaters wie ein kleines Kind weinen sah, sprach er zu seinen Schülern: „Dieser Mensch ist wahrhaft betrübt, allein er beobachtet keineswegs den Anstand; der Weise beherrscht sich auch in der Trunkenheit seines Schmerzes, damit man auch die Art nachahmen könne, mit welcher er weinet.“ Die Kosten eines Leichenbegängnisses müssen dem Vermögen des Verstorbenen angemessen seyn. Dem Armen genügt einfache Beerdigung. Begegnet ein Fürst einem Leichenzuge, so soll er denselben durch einige seiner Leute begrüßen lassen.

Daß aber solche Grundsätze, wenn sie heimisch sind in den Herzen eines Volkes, dem Bestehen der Staaten und der Wohlfahrt derselben zum größten Heile gereichen, das beweiset auf das deutlichste die Geschichte des wunderbaren chinesischen Reiches, dessen

Staatsverfassung

wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen. Es ist unstreitig eine der interessantesten Erscheinungen in der Geschichte der gesammten Menschheit, daß eine Volksmasse von mehr als dreihundert und sechszig Millionen in Frieden und Einigkeit zufrieden beisammen, unter der Aufsicht eines fast göttlich verehrten Mannes, nach Ge-

setzen lebt, die in das innerste Privatleben eingreifen und dennoch der geistigen Freiheit keine Schranke entgegenstellen. Es ist dieses Reich, seitdem es den Europäern bekannt worden, der Gegenstand ihrer Bewunderung gewesen, und diese Bewunderung mehrte sich, je näher sie dasselbe kennen lernten, besonders aber seit man anfing die chinesische Literatur genauer ins Auge zu fassen, seitdem man die Schriften ihrer Weisen, ihre Gesetze, ihre wissenschaftlichen Arbeiten genauer zu betrachten begonnen hatte *).

Der chinesische Staat bietet das erfreuliche Bild einer großartigen Familie dar, die durch Fleiß, Ordnung und ununterbrochene Aufmerksamkeit ihren Lebensunterhalt gewinnt, die durch Genügsamkeit und Sparsamkeit das Bestehen ihres bescheidenen Glückes sichert, die durch gegenseitige Rücksicht die Entwickelung ihrer Mitglieder fördert und das, was eine im Laufe der Jahrtausende ihres Bestehens gewonnene Erfahrung bewährt hat, als einen kostbaren Schatz, als den wahren Nationalreichthum hochverehrt und festhält. Sitte und Gesetz beherrschen China, der Kaiser ist der Vater, der das Gesetz und die Sitte mit unausgesetzter Sorgfalt aufrecht erhält und beiden Geltung verschafft. Er ist nicht der Urheber, meist nur der Schutzherr des Gesetzes, das in dem Herzen auch des geringsten seiner Unterthanen unauslöschlich eingeschrieben ist. Diese Unterthanen betrachten sich als die Kinder des Sohnes des Himmels, des Kaisers — vor ihm ist kein Unterschied des Standes, jeder Chinese, welcher Haupt einer Familie, nicht durch Geburt, Verbrechen oder eigenen Willen von einem andern abhängig, d. h. Sclave ist, hat das Recht, seinen Geist auszubilden, um dadurch die höchsten Beamtenstellen im Staate zu erwerben, die er jedoch niemals an seine Söhne vererben kann. Nur eine Würde ist erblich im chinesischen Reiche, die höchste, die des Kaisers.

Der Kaiser

chinesisch Ti, Herr, Schang-Ti, höchster Herr, oder auch Thian-tseu, Himmels-Sohn *), ferner Hoang-Ti, der gelbe Herr, oder Herr der Erde, weil die Erde gelb, hat während seines Lebens keinen Eigennamen; denn bei seiner Thronbesteigung wird sein Milch- und Titelname der Vergessenheit übergeben und er nur mit obigen Titeln oder auch mit Kin-schang-hoang-ti, seine jetzt regierende Ma-

*) Die europäischen Schriften über China haben B. C. Struve u. Meusel in der Bibliotheca historica II. 2. 106. u. Davis in der Einleitung zu seinem China zusammengestellt. Dazu noch Hammer in den Wiener Jahrbüchern Th. 85. u. die 2. u. 3. Reihe des Journal asiatique.

**) S. H. Kurz in dem Journal asiatique 2. Série, Th. V. S. 404. ff. Endlicher chinesische Grammatik S. 187. — Wir fanden bei den Eries der Südsee, den Mexicanern, Peruanern, Aegyptern dieselbe Erscheinung.

jestät bezeichnet. Er selbst nennt sich, von sich sprechend, tciu wir, und erwählt sich außerdem beim Antritt seiner Regierung einen Wahlspruch, wie z. B. „tiefer Friede," „himmlischer Schutz," wodurch er die Richtung, die er einzuschlagen gedenkt, andeutet. Nach seinem Tode erhält er einen Beinamen, der meist ein Urtheil über seine Regierung ausspricht. Man findet: „der abgesetzte Kaiser," „der heilige, tugendhafte, göttliche, verdiente, gelehrte, der kriegerische, erbarmungsvolle, glorreiche Kaiser." Dieß ist der weltlich historische Name. Für den Ahnensaal bekommt der Kaiser noch einen Tempelnamen, durch welchen die Stelle bezeichnet wird, welche er in der Dynastie einnimmt, z. B. Ahnherr der Rasse, Vollender der Erhöhung. Dem kaiserlichen Namen wird auch in den Büchern die größte Ehrfurcht bezeigt, und ehe er erscheint, die Säule der Charaktere unterbrochen und eine neue damit begonnen. Der Milchname der Kaiser wird in einer abgekürzten Gestalt geschrieben.

Die Kaiserwürde ist gegenwärtig erblich; in der alten Zeit aber fand ein Verhältniß Statt, wie wir dasselbe in den altamericanischen Reichen getroffen haben. Der Kaiser wurde von den ersten Staatsbeamten aus der herrschenden Familie gewählt*). Die herrschende Familie aber, wie ja auch die gegenwärtige Dynastie, stammte von den Eroberern ab, die vom Norden zu verschiedenen Zeiten nach China hereinkamen und durch Gewalt der Waffen das gesammte Volk sich unterwarfen. Die Herren Chinas gehörten stets der kaukasischen oder activen Rasse an, welche in der Mandschurei noch heute ihren Sitz hat. Diese Mandschu oder Tataren bilden daher auch heute noch den Stamm der Krieger, während die eigentlichen Chinesen den der Gelehrten, Gewerbtreibenden, Bauern und Fischer ausmachen.

Auf die Erziehung der Prinzen und Prinzessinnen der kaiserlichen Familie wird die größte Sorgfalt verwendet; der Unterricht derselben beginnt mit der Geburt und die Prinzen müssen sich, wie alle übrigen, welche dem Staatsdienste sich widmen, den strengsten und oft sich wiederholenden Prüfungen unterwerfen, denen der Kaiser und die obersten Beamten selbst beiwohnen. Wie der Kaiser der Höchste der Nation ist, so soll er auch auf der höchsten Stufe der intellectuellen, wie der moralischen Bildung stehen und auch hier wie in allem Uebrigen dem Volke zum Vorbild dienen. Die heiligen Bücher der Nation, die die Prinzen studiren, sind voll von Ermahnungen, welche darauf Beziehung haben. So heißt es im Schiking (v. Rückert S. 312.)

Trachte, daß dein Aeußres werde
glänzend und dein Inures rein;

*) Die Beispiele bei Kurz im Journal asiatique, 2. Reihe Th. V. S. 413. ff.

jede Miene und Geberde,
jedes Wort ein Edelſtein.
Um zu ſeyn der Herr der Erde,
gatte Weisheit und Schein.
Ob du wacheſt oder ruheſt,
denke ſtets, daß du dir ſelbſt nicht lebeſt;
was du laſſeſt oder thueſt,
nie vergiß, daß du ein Beiſpiel gebeſt.
Wenn du ſie ſelbſt nicht gezügelt,
niemand hält die Zunge dir im Zaume.
Fürſtenwort iſt ungeflügelt,
nicht verfliegt's wie Menſchenwort im Raume.
Fürſtenwort ſpannt keinen Bogen,
ohne daß die Pfeil' ein Ziel erreichen,
wo ſie in der Luft nur flogen,
dort vorüber wird ein Vogel ſtreichen.
Nicht den leichteſten Fehler kannſt du hegen,
der mit ſchwerem Schaden dich verſchone,
doch auch nicht die kleinſte Tugend hegen,
die ſich dir nicht zweifach lohne.

Eben daſelbſt (S. 343) ſingt der unmündige Kaiſer Tſching-Wang:

Wie würdig der Bewundrung ſind,
die, wo ich das Kind
nun ſitze, thronend einſt geſeſſen.
Ich achtete für Mißgeſchick
und Sünde jeden Augenblick,
wo ich ſie wagen könnte zu vergeſſen.
Da mein Herrſchen angefangen,
will ich guten Rath beachten
und im Weg zu wandeln trachten,
den mein Vater vorgegangen.
Aber ach, wie ſeh' ich ihn von weiten!
Ihm vergebens tracht' ich nachzuſchreiten.
Vor Allem aber gieb Acht, gieb Acht, der Himmel wacht,
er wacht mit Macht und nimmt in Acht!
So leicht iſt ſeine Huld nicht zu erreichen,
als ſchwer iſt, ſeiner Ahndung zu entweichen.
O ſag' nicht, er ſei fern und hoch,
er iſt ſo nah, ſo nah uns doch,
er hält von allen Seiten uns umfangen.
Ich bin ein unberathnes Kind,
von Kräften ſchwach, von Einſicht blind,
doch lernend will ich in die Jahre ſchreiten
und meines Namens künft'gen Glanz bereiten.

Ihr aber Fürsten all im Reich,
die ihr mir helfet allzugleich
die Last der Herrschaft tragen, o verhehlet
mir keine Tugend, die zum Mann mir fehlet.

Unter solchen und ähnlichen Ermahnungen und Lehren wachsen die zum Throne bestimmten Prinzen auf; sie lernen Alles, was die verschiedenen Staatsbeamten wissen, sie werden aber auch außerdem noch in Allem unterrichtet, was auf die Naturproducte und Gewerbserzeugnisse, auf Handel und Kriegswesen Beziehung hat. Aus allen Provinzen des großen Reiches werden die Erzeugnisse des Gewerbfleißes, die sich durch Tüchtigkeit und Vollendung auszeichnen, an den kaiserlichen Hof gesandt, sie werden dem Vater des Volkes vorgelegt und in den Kaiserpalästen findet man die interessantesten Sammlungen der chinesischen Industriewerke*).

Das Gesetz, dem auch der Kaiser unterworfen ist, gebietet den Unterthanen kindlichen Gehorsam gegen den Kaiser, verpflichtet aber auch diesen, sich als ein zärtlicher Vater gegen sie zu erweisen und ihrem Wohle seine ganze Zeit, seine volle Sorgfalt zuzuwenden. Die höchsten Staatsbeamten haben dem Kaiser Vorstellungen zu machen, wenn sie ihn einem Abwege zuschreiten sehen; sie sind dazu verpflichtet, selbst wenn dadurch ihr Leben in Gefahr kommen sollte. Außer diesen höchsten Staatsbeamten, deren specielle Beschäftigungen wir später kennen lernen, ist auch noch die öffentliche Meinung eine Macht, die Niemand mehr achtet, als der Kaiser**). Ist das Betragen des Kaisers nicht so, wie es sein soll, so verfällt er der Verachtung des Volkes und die Leute sagen: Warum hat ihn der Himmel auf den Thron gesetzt? Ist es nicht deswegen, daß er sich gegen uns als ein Vater und als eine Mutter betragen soll?

Auf den Kaiser blickt das Volk, wenn sich ein öffentliches Unglück zuträgt; wenn eine Provinz in Noth geräth, wenn Ueberschwemmung, Mißwachs und dergl. eintritt, verschließt sich der Kaiser in seinen Palast, enthält sich jeglichen Vergnügens und läßt Befehle ergehen, wodurch der dringendsten Noth abgeholfen wird. Er sendet aus den Magazinen ganze Schiffladungen Mais, erläßt die Abgaben und spricht es in den gedruckten Befehlen aus, wie sehr ihn das Leiden des Volkes rühre. Er sagt dann: „Er trüge das Volk in seinem Herzen, beweine Tag und Nacht sein Unglück, und alle seine Gedanken wären darauf gerichtet, wie er dasselbe glücklich machen könne." Der Kaiser will stets von jedem Vorfall unterrichtet sein, um sofort hilfreich einschreiten zu können, denn

*) Z. B. Hüttner S. 73.
**) Davis I. 193 ff. Barrow II. 126.

er ist als Sohn des Himmels und als Vater des Volkes die verantwortliche Mittelperson zwischen beiden.

Das chinesische Sprichwort*) sagt: Die Kaiser, welche die glücklichsten waren, hatten keiner Vergnügungen nöthig, um es zu seyn; der Kaiser hat Macht zu allem Guten, aber keine wider die Gerechtigkeit. Es sagt ferner: Schlechte Fürsten hinterlassen ihren Erben nichts als Unruhen, Verbrechen, Unglücksfälle, Empörungen und Aufstände.

Die Mandarinen haben die Pflicht, den Kaiser stets an seine hohe Stellung zu erinnern, und zwei derselben sind bestimmt, die Gedanken des Kaisers und seine Aussprüche zu sammeln, seine Privathandlungen und die Ereignisse seiner Regierung niederzuschreiben. So wie sie einen Abschnitt abgefaßt, legen sie denselben in einen Kasten im Palast, der nicht vor dem Tode des Kaisers geöffnet werden darf. Finden sich nun in diesen historischen Berichten Aeußerungen und Thatsachen, welche den Charakter des Verstorbenen in ein ungünstiges Licht setzen, so wartet man zwei Generationen mit der Bekanntmachung derselben ab, oder man wartet wohl gar bis zum Aufhören der Dynastie**).

Der Kaiser von China, der mächtigste Monarch der Erde, der Beherrscher des dritten Theiles der gesammten Menschheit, ist stets wohl unterrichtet über alle Angelegenheiten seines Reiches und es ist deshalb seine Zeit gewissenhaft zwischen Arbeit und Erholung eingetheilt. Kaiser Kieng-Long, der am 7. Febr. 1799 starb, hatte seinen Tag also eingetheilt. Im Winter wie im Sommer stand er um 3 Uhr Morgens auf und begab sich, nachdem er eine kleine Magenstärkung zu sich genommen, zur Privatandacht in einen seiner Tempel. Darauf las er die Depeschen seiner großen Civil- und Militairbeamten, welche ihre Berichte direct an ihn einsenden mußten. Gegen 7 Uhr nahm er sein Frühstück ein, welches aus Thee, Wein und Confect bestand, dann arbeitete er mit dem ersten Minister in Staatsangelegenheiten, ging mit ihm, wenn sie schwierig waren, zu Rathe, oder gab ihm die nöthige Anweisung, noch ehe die Sachen an die gehörigen Departements gelangt waren. Darauf fand eine Art Lever Statt, wobei sich die Minister der verschiedenen Departements einfinden mußten. Um 11 Uhr wurden Erfrischungen aufgetragen, und wenn die Geschäfte zu Ende waren, unterhielt er sich entweder in den Zimmern der Damen oder ging im Palast oder in den Gärten spazieren. Zwischen 3 und 4 Uhr speisete er gewöhnlich; dann begab er sich in seine Zimmer und beschäftigte sich mit Lesen und Schreiben bis zum Schlafengehen, was sich immer nach dem Untergange der Sonne richtete. Der Kaiser war in seiner Tracht sehr einfach und eben so auch in seinem ganzen Benehmen***).

*) Mémoires conc. les Chinois X. 144. Schiking S. 326.
**) Barrow II. 126.
***) Barrow I. 266. Braam I. 235. Anderson II. 62.

Wie jeder Chinese, so hat auch der Kaiser das Recht, neben seiner ersten Gemahlin noch eine oder mehrere Nebenfrauen und Beischläferinnen zu halten, deren Anzahl in früherer Zeit bis auf 3000 angegeben wurde.

Will nun der Kaiser oder der Thronerbe sich vermählen, so ernennt das Gericht der Gebräuche einige Frauen von gutem Rufe, welche zwanzig der schönsten und vollkommensten Jungfrauen aussuchen müssen, die nur zu finden sind, und wobei auf Stand und Herkunft derselben gar keine Rücksicht genommen wird. Eine wird nun zur Königin Mutter oder wenn diese nicht mehr am Leben, von der vornehmsten Dame des Palastes geprüft, namentlich ob sie keinen körperlichen Fehler an sich habe. Hierauf wird sie ihrem künftigen Gemahle zugeführt, die übrigen aber an Prinzen verheirathet oder reich beschenkt wieder nach Hause entlassen. Oft wählt aber auch der Kaiser seine Gemahlin im Auslande. Die Vermählung wird mit besonderer Feierlichkeit begangen, womit eine Art Krönung verbunden ist. Die Kaiserin lebt in einer besondern Abtheilung des Palastes, der keinem Manne zugänglich ist und nur von Eunuchen und Frauen bewacht und besorgt wird. Auch die Nebenfrauen des Kaisers, zu denen die ersten Beamten des Hofes ihre Töchter mit Freuden erhoben sehen, leben in einer besondern Abtheilung des Palastes. Bei dem Tode des Kaisers werden die sämmtlichen Nebenfrauen des Kaisers in ein besonderes Gebäude geschafft, welches der Palast der Keuschheit genannt ist und wo sie für ihre übrige Lebenszeit eingeschlossen leben *).

Nächst der Kaiserin oder der ersten Gemahlin des Kaisers genießt die Kaiserin Mutter einer ganz besonderen Verehrung und Aufmerksamkeit, als die Mutter des Sohnes des Himmels und des Vaters des Volkes. Der Kaiser macht ihr seine Aufwartung und bezeigt ihr alle Ehren; ihr Tod wird dem Volke durch ein besonderes Schreiben kund gethan und eine große allgemeine Trauer angeordnet. Ihre Leichenbestattung findet mit der größten Pracht Statt **).

Die eigentlichen Diener der Damen sind die Eunuchen ***), die allerdings auch in China, wie im westlichen Orient, oft einen sehr verderblichen Einfluß auf den Herrn des Reiches ausgeübt haben. Kaiser Khang-hi hatte allerdings gesagt: Die Eunuchen befinden sich im Palast nur um zu bedienen, zu sprengen, zu kehren und ähnliche Verrichtungen auszuüben; sie dürfen sich niemals in äußere

*) Barrow II. 273.

**) Mémoires conc. les Chinois VI. 346.

***) Mém. conc. les Chin. II. 411. V. 416. ff. IX. 126. u. f. w. Journal asiat. 3. Reihe. Th. III. S. 277. Barrow I. 260. 270. Staunton II. 352. 374. du Halde I. 368. II. 56. u. f. w.

Angelegenheiten einmischen. Meine Eunuchen dürfen ohne meine Erlaubniß nicht aus dem Palaste gehen. Mit den Eunuchen, die um meine Person sind, scherze und lache ich wohl zuweilen im Innern meiner Gemächer, aber nie habe ich vor ihnen ein Wort über die öffentlichen Angelegenheiten fallen lassen. Allein zur Zeit der Thang und Soung hatten die Eunuchen dennoch den größten Theil der Civilämter an sich gebracht, weil der Kaiser die Absicht hatte, die Erblichkeit der höhern Staatsämter abzuschaffen, woraus den großen Vasallen eine bedeutende Macht erwachsen war. Die ersten Mandschukaiser schränkten die Eunuchen auf das Innere des Palastes ein, und hier allein wurden sie dann von den neuern Reisenden angetroffen. Privatleute sollen deren gar nicht halten.

Im Palaste des Kaisers befinden sich nächst seinen Frauen auch die Prinzen so lange, bis sie sich vermählen, von wo an sie in den größern Städten des Reiches eigene Paläste und ihren besonderen Hofstaat erhalten. Sie leben dort gewissermaßen als Unterkönige, denen jedoch kein wesentlicher Einfluß auf die Verwaltung und öffentlichen Angelegenheiten verstattet ist. Die Beamten sind jedoch gehalten, ihnen viermal des Jahres aufzuwarten und ihnen, als Abkömmlingen des kaiserlichen Stammes, ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Sie erhalten eine Besoldung. Die Nachkommen dieser Prinzen treten nach einigen Generationen vollkommen in das Privatleben zurück, bekommen wohl eine Besoldung, wenn sie sich zu Aemtern tüchtig erwiesen haben, außerdem aber geschieht es auch, daß sie dem Handel oder Handwerken sich zuwenden müssen, wenn die Dynastie, der sie angehören, einer andern gewichen ist.

Die Prinzessinen vermählt der Kaiser an talentvolle Jünglinge, die mit der Braut eine reiche Ausstattung an Ländereien oder Juwelen erhalten. Man nennt sie Tuma, Anverwandte des Kaisers durch die Frauen. Ehe sie Kinder hatten, waren sie verpflichtet, alle Abende dreimal vor ihren Gemahlinnen auf die Knie zu fallen und den Kopf dreimal auf den Boden zu neigen.

Im Strafgesetzbuch werden als kaiserliche Verwandte folgende Personen bezeichnet: Alle Verwandten des Himmelssohnes, die mit ihm gleicher Abstammung sind; alle Verwandten der Mutter und Großmutter desselben im ersten bis vierten Grad; alle Verwandten der Kaiserin, der Mutter des Kaisers im ersten bis vierten Grad; alle Verwandten der Gemahlin des Erbprinzen im ersten und zweiten Grad. Diese bilden die erste Classe der privilegirten Stände, d. h. derjenigen Personen, auf welche bei Handhabung der Gesetze ganz besondere Rücksicht zu nehmen ist *).

Außer den Eunuchen verrichtet den höhern Dienst im Palaste das Corps der Schiuais in drei Classen, deren erste und zweite

*) Code pénal. I. 24.

etwa unsere Kammerherrn, deren dritte die kaiserliche Leibwache bilden. Es sind dieß Söhne höherer Staatsbeamten und sie werden durch die Farbe ihrer Mützenknöpfe unterschieden. Die ersten, die Yuschin-Schiuais tragen corallrothe Knöpfe, sind stets bei der Person des Kaisers und bewachen die inneren Thüren; die zweiten, die Tinschin-Schiuais mit dunkelblauen Knöpfen, bewachen die äußeren Thüren; die dritten, einfach Schiuais genannt und mit milchfarbnen Knöpfen, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, bilden die eigentliche Garde du Corps und begleiten zu Fuß und zu Roß den Kaiser, wenn er auf dem Palankin ausgetragen wird *). Außer ihnen sieht man bei Hofe keine Soldaten.

Die Ehrfurcht vor der Majestät des Kaisers wird namentlich auch durch sein seltenes Auftreten im Publicum unterhalten, dann aber durch die große Pracht und Würde gehoben, womit seine öffentliche Erscheinung begleitet ist.

Des Kaisers Oberpriestergewand beschreibt Schiking (S. 26.) also:

Den Kaiser sah ich beim Opfer stehn
im priesterlichen Geschmeide;
ich habe die ganze Welt gesehn
in unseres Kaisers Kleide.
Goldgestickt die Sonne zur rechten Hand,
und silbern den Mond zur linken,
das weite himmelblaue Gewand
besät mit Sternenblinken.
Und wie am Leibe den Himmelsraum,
trägt er die Erd auf dem Haupte,
gewirkt an der Mütze Gras und Baum,
daß man sie wachsen glaubte.
Wie sollte nicht wachsen Baum und Gras
und welternährende Aehren
vom Jahresopfer des Kaisers, das
umwallen die himmlischen Sphären?

Also verrichtet der Kaiser das große Jahresopfer. Im Uebrigen ist die kaiserliche Farbe citrongelb **). Als die britische Gesandtschaft unter Lord Macartney dem Kaiser vorgestellt war, trug er einen gelbseidenen Rock, eine schwarze Sammtkappe mit rothem Knopf und einer Pfauenfeder, um den Leib einen blauseidenen Gürtel und goldgestickte seidene Stiefel. Im Winter trägt er einen Pelz von Fischotter ***).

---

*) Braam I. 313. I. 257.

**) So sind auch die kaiserlichen Porzellantafelgeschirre, übrigens ganz einfach, wie dergleichen die Kön. Gefäßsamml. zwei besitzt. XVI.

***) Anderson II. 62. Braam I. 235.

Die Gelegenheiten, bei denen der Kaiser öffentlich — d. h. in den großen Gehöften seiner Paläste vor den Beamten — erscheint, sind: der Neujahrstag, der kaiserliche Geburtstag, die Ceremonie des Pflughaltens und die Annahme fremder Gesandten. Der festlichste Tag ist der Geburtstag, wobei alle tatarische Prinzen und alle die, welche Tribut zahlen, gegenwärtig seyn müssen. Eben so haben sich sämmtliche Civil- und Militairbeamten einzufinden.

Bei diesen Gelegenheiten erscheinen die Beamten in ihren Staatskleidern im Palast und verbeugen sich vor dem Throne im Audienzzimmer. Vor dem Throne stehn auf drei kleinen Dreifüßen eine Tasse Thee, Oel und Reis. Auch in den Palästen der übrigen Städte findet vor dem auf gelbseidenes Zeuch geschriebenen Namen des Kaisers eine Verbeugung Statt, wie denn auch in jedem dieser Paläste ein kaiserlicher Thron aufgestellt ist, vor welchem der kaiserliche Name auf einer Tafel in Goldschrift aufgestellt ist. Die holländische Gesandtschaft mußte sich bequemen, in der Weise der Chinesen den Ehrengruß davor zu verrichten, d. h. sie mußten sich dreimal auf die Knie werfen und dreimal nach jeder Kniebeugung den Kopf niedersenken, wobei ein Beamter die Bewegung wie bei kriegerischen Uebungen mit der Stimme leitete. In gleicher Weise werden auch die Sendschreiben und Befehle des Kaisers grüßend beehrt *).

Wenn Gesandte vor den Kaiser gelassen werden, so müssen sie gemeiniglich in einem Hofe des Palastes eine Zeit lang auf die Ankunft desselben warten. Darauf kommt derselbe auf einer mit gelber Seide bezogenen Tragbahre, welche von 8 Mann auf den Schultern getragen wird. Davor müssen sie die dreimalige Kniebeugung verrichten, und erst nachdem dieß erfolgt, richtet der Kaiser seine Worte an sie **).

Die englische Gesandtschaft unter Lord Macartney sah den Kaiser zum ersten Mal in Gehol oder Dsche-chol in der Tatarei und zwar in dem Garten des Kaiserpalastes. Der Gesandte hatte sich mit seinem Gefolge bereits vor Tagesanbruch auf den Platz begeben. Mitten in dem Garten war ein geräumiges, prachtvolles Zelt aufgeschlagen, welches auf buntgefirnißten und vergoldeten Säulen ruhte, und dessen Wände gerade herabhingen. Im Zelte war der Thron errichtet, zu dem mehrere Stufen emporführten; in den Wänden des Zeltes befanden sich Fenster. Dem Throne gegenüber war eine weite Oeffnung, vor welcher man einen langen gelben Teppich ausgebreitet hatte. Gegenüber sah man einige runde und dahinter ein langes Zelt aufgeschlagen. Letzteres war für des Kaisers Bequemlichkeit bestimmt und man sah darin ein Sopha

*) Braam I. 20. 33. Abbildung des kaiserl. Throns bei Staunton.
**) Braam II. 185.

und einige Säbel. In den übrigen Zelten wurden die Mitglieder der britischen, tatarischen und anderen Gesandtschaften, mehrere kaiserliche Prinzen und hohe Staatsbeamte einstweilen untergebracht. Die Etikette verlangt, daß man sich zur Audienz beim Kaiser stundenlang vorher einfinde und warte, und so war denn auch hier schon längst vor Tagesanbruch Alles zum Empfange des Himmelssohnes Kieng-long bereit. Kaum sagte es, als der Schall von Instrumenten und dumpfhallendes Getön entfernter Menschenstimmen die Annäherung des Kaisers verkündigten. Bald erblickte man ihn, wie er hinter einem hohen mit Gehölz eingefaßten Berge, gleichsam aus einem heiligen Hain, unter Vorausritt vieler Personen, die seine Tugenden und seine Macht in lauten Gesängen feierten, hervorkam. Er saß auf einer offenen, von 16 Personen getragenen Sänfte; neben ihm und hinterher gingen Leibwachen, Hausdiener, Leute mit hohen Fahnen und Sonnenschirmen und Musikanten. Nach seinem Eintritt ins Zelt schritt er sogleich den Thron hinan. Dicht bei ihm waren einige hohe Staatsbeamten, die nur knieend zu ihm sprachen. Darauf nahmen die kaiserlichen Prinzen, zinspflichtigen Fürsten und Staatsminister ihre Stellen im Zelte ein und nun wurde auch die britische Gesandtschaft vorgeführt. Die Gesandten von Pegu und vom kaspischen Meere warfen sich zur rechten Seite des Thrones neunmal zur Erde. Die Engländer nahmen darauf links vom Throne, die Prinzen mehr oder weniger entfernt davon, je nach ihrem Range Platz. Darauf trug man für je zwei Personen aufgeputzte Tische herbei, welche ein leckeres Frühstück enthielten, von welchem auch der auf dem Throne sitzende Kaiser genoß, indem man ihm die Speisen auf einer Tafel vorsetzte. Während dessen herrschte eine feierliche Stille; die Gäste sprachen nicht, die Diener verrichteten ihre Geschäfte ganz ohne Geräusch. Nach völlig geendigter Feierlichkeit schritt der 83jährige Kaiser vom Throne herab mit festem Schritte und in aufrechter Haltung der offenen Sänfte zu, die seiner harrete *).

Der Einzug des Kaisers in Yuen-ming-yuen war indessen bei weitem prachtvoller. Er fand gleichermaßen gegen den Anbruch des Tages Statt und man hatte deshalb längs der Straße Laternen aufgestellt, deren jede auf drei in die Erde gestellte Stangen befestigt war. Zu beiden Seiten der Straße standen eine Menge Mandarinen, Leibwachen und Fahnenträger, viele derselben hatten ihre Fahnen zusammengerollt und quer über die Straße gelegt, gleichsam um jeden Andern zu hindern, diesen Weg zu betreten. Meilenweit, so lange hin das Auge reichen konnte, sah man den Weg mit Soldaten besetzt. Ehe der Kaiser sich näherte, kamen verschiedene Schwadronen Reiter und Bogenschützen. Bald darauf erschien

*) Staunton II. 256. ff.

Kien-Long auf dem Tragsessel, der mit Glasfenstern versehen und mit gelbseidenem Stoff überzogen war und von 8 Männern getragen wurde; acht andere gingen zur Ablösung an der Seite. Dem kaiserlichen Palankin folgte ein Trupp gelbgekleideter Reiter, Lanzers, Fahnen- und Schildträger. Der Sänfte, worin der Kaiser saß, folgte ein zweirädriger, aber nicht auf Federn ruhender Wagen, der mit gelbem Tuche überzogen und für den Gebrauch des Kaisers vorräthig war. Darauf kam in einer Sänfte der Minister Hoschuntang *).

Die kaiserlichen Paläste unterscheiden sich nicht in der Bauart, wohl aber in Umfang und Größe von den Häusern der Privatleute; so auch der kaiserliche Palast von Peking, der von einer hohen steinernen Mauer umgeben mitten in der Stadt steht. Die Mauer ist mit rothem Anstrich versehen, was die Farbe der Gebäude der kaiserlichen Familie ist. Der Palast soll 7 englische Meilen Umfang haben, innerhalb deren sich jedoch auch Gärten befinden. Ein steinernes starkes Thor, auf welchem ein Gebäude von zwei Stockwerken steht, bildet den Eingang, den eine starke Soldatenabtheilung bewacht. Aus dem Thore tritt man in den Hof, den eine Reihe Gebäude von drei Stockwerken abgränzen. Jedes Stockwerk hat einen Balcon, dessen Gitter, Säulen und Gebälke reich vergoldet sind **).

Der kleine Palast zwischen Hai-tien und Yuen-min-yuen hatte mehrere Höfe, die zu dem Audienzsaale führten, der frei dastand. Die Außenseite dieses Saales war prächtig. Er stand auf einer Fläche von Granit, die 4 Fuß über den Grund des Hofes aufragte. Das hervorstehende Dach ruhete auf zwei Reihen starker Holzsäulen, deren Schafte roth angestrichen und überfirnißt, die Capitäle aber mit allerlei buntfarbigen Rollen und Gebilden, besonders mit Drachen verziert waren, welche fünf Klauen an jedem Fuß hatten. Die kaiserlichen Prinzen führen auch Drachen; diese haben aber nur vier Klauen; und nur des Kaisers Majestät darf deren fünf führen. Ueber das ganze äußere Gebälk am Palaste ist ein kaum sichtbares Netz von vergoldetem Drathe gezogen, damit sich die Vögel nicht auf die zahlreichen Vorsprünge setzen mögen. Der Saal ist über 100 Fuß lang, 40 Fuß breit und über 20 Fuß hoch. In der Seitenwand zwischen den Säulen sind Fenster angebracht. In der Mitte des Saales war auf mehreren Stufen der kaiserliche Thron errichtet, der weder sehr kostbar noch übermäßig verziert war. Hinter demselben zog sich eine hohe gelbe Wand im Halbkreis umher, über welcher die kaiserlichen Titel prangten; vor dem Thronsessel, der mit gelber Seide überdeckt war,

*) Staunton II. 360. ff.
**) Anderson II. 58.

stand ein Fußbänkchen; rechts und links sah man zwei hohe Pfauenfederwedel aufgerichtet und bei jedem ein Tischchen, dergleichen auch zwei vor dem Throne aufgestellt waren. Auf diesen standen Rauchgefäße *). Auf dem Throne lag immer ein aus Jade oder Stein geschnittener Scepter, der in eine Blume endigte.

Der Eintritt in den kaiserlichen Palast ist bei schwerer Strafe Jedermann, der keinen Beruf dazu hat, durch das Gesetz untersagt, und das Strafgesetzbuch widmet dieser Angelegenheit einen besondern Abschnitt **). Wer in den Tempel oder die Gärten des Kaisers unbefugter Weise eintritt, erhält 100 Hiebe; wer sich in den Saal begiebt, wo der Kaiser seine Opfer verrichtet, 90 Hiebe. Wer nur bis an die Pforten dieser Gemächer schreitet, bekommt eine gelindere Strafe. Eben so werden die Offiziere, welche solche Verbrechen zulassen oder nicht hindern, angemessen bestraft. Wer in den Palast des Kaisers tritt, muß 60 Hiebe aushalten und wird auf ein Jahr verbannt. Wer aber ohne Erlaubniß in die Gemächer tritt, wo des Kaisers Majestät sich eben aufhält oder ausruhet, wird festgenommen und zur bestimmten Zeit erdrosselt. Die Gesetze beschützen die Gemächer der Kaiserin, der Kaiserin Mutter und der Kaiserin Großmutter, eben so wie die des Kaisers; so wird auch hier jede Person, die sich eindrängt oder unter fremdem Namen einschleicht, hart bestraft. Wer in den Palast eintritt hat, dessen Name wird in ein besonderes Verzeichniß eingetragen; die Beamten dürfen aber außer der Zeit, wo sie eben Dienst haben, nicht im Palast erscheinen, auch ihren Dienst nur zur bestimmten Zeit verrichten. Wer Waffen in den Palast bringt oder Soldaten einführt, wird erdrosselt. Die Garden, welche die Wache haben, müssen zur bestimmten Zeit ihren Posten antreten, eben so die Arbeiter, welche im Palast zu thun haben. Zur bestimmten Zeit, Nachmittag zwischen 3—5 Uhr, wird der Palast ganz geschlossen. Wer die Wände der Paläste und Gärten beschädigt, wird nicht minder hart bestraft, so wie auch diejenigen in schwere Strafe verfallen, welche auf den für den Gebrauch des Kaisers bestimmten Brücken und Straßen unbefugter Weise reisen.

So ist denn die Umgebung des Kaisers immer seines Winkes gewärtig und in steter Aufmerksamkeit auf seine Befehle. Das Leben des Kaisers fließt unter steter Arbeit und Sorge ohne große Abwechselung dahin. Er ist fast immer im Palaste und diese Anwesenheit wird nur durch die alljährlichen Reisen nach den Lustschlössern Yuen-min-yuen, Gehol u. s. w. unterbrochen. Eine an-

*) Stautons account S. 304. mit Abbildung des Throns; dazu Barrow I. 228. Braam I. 214. 261. II. 69. u. s. w. Hüttner S. 74. Braam I. 267.

**) Code pénal I. 315—337.

derweite Abwechselung gewähreten die großen Jagden, welche die früheren Kaiser alljährlich anstellten, die oft ganzen Heereszügen glichen *).

So begab sich im J. 1683 der Kaiser mit 60,000 Mann nach der westlichen Tatarei, wobei ihn seine Mutter begleitete. In seinem Gefolge waren 100,000 Pferde und der Jesuit Verbiest, dem wir einen ausführlichen Bericht über diesen Heereszug verdanken, dessen Zweck die Uebung der Soldaten ausmachte. Man hatte, da eben tiefer Friede im Reiche herrschte, im Staatsrath beschlossen, aller drei Jahre solche Jagd- und Feldzüge zu veranstalten, und dabei die Feinde des Reichs, die Hirsche, Eber, Bären und Tiger zu vernichten und die Verweichlichung der Soldaten zu verhindern. Das Heer, gehörig bewaffnet, marschirte in Schlachtordnung unter den Fahnen und mit Trommelschlag und Trompetenschall. Auch mußte es Mundvorräthe bei sich führen. Die Wälder wurden, gleich befestigten Orten, militärisch belagert und genommen.

Wenn der Tod das thätige, arbeitsvolle Leben des Kaisers beschließt, wird dieses Ereigniß dem Volke vom Nachfolger des Kaisers, den dieser stets selbst aus seinen Prinzen nach den geistigen Fähigkeiten desselben ernennt, bekannt gemacht. Wie man überhaupt in China nicht gern vom Tode spricht, obschon man denselben keineswegs fürchtet, heißt es auch vom Kaiser nicht, er ist gestorben, sondern er hat sich auf eine große und lange Reise begeben, „tschi," „er ging" **).

Als Kaiser Kieng-long am 3. März 1799 verblichen war, erließ sein Sohn und Nachfolger folgendes Edict:

Seine durch Gnade und Befehl des Himmels Kaiserliche Majestät giebt dieses außerordentliche Edict:

Mit schwachen Tugenden und durchdrungen von Furcht wegen des Gefühles unserer Unzulänglichkeit, haben wir die Erbschaft dieser unermeßlichen Staaten angetreten, deren Siegel unser Kaiserlicher Vater, der allerhöchste Kaiser, in unsere Hände am ersten Tage des Jahres Ping-Shin zu legen geruhete ***).

Wir haben uns auch sofort mit Sorgfalt der wichtigsten Pflicht unterzogen, die uns aufgelegt wurde, um die Erwartung desjenigen nicht zu täuschen, dessen Absicht zu unserem Gunsten ausgeführt

*) du Halde II. 96. ff. Urtheil des Kaisers Kang-hi. Mém. conc. les Chinois IX. 190, 240. u. das. XI. 103. Im Kön. Kupferstichsalon zu Dresden befindet sich eine wohl 30 Fuß lange Rolle, auf welcher eine solche Jagd vortrefflich dargestellt ist.

**) S. C. Pauthier's Anm. zum Schu-king S. 32. der livres sacrés de l'Orient.

***) Kieng-long hatte am 8. Febr. 1796 resignirt.

wurde, und haben deshalb unser festes Vertrauen auf den Schutz des Himmels und unserer erlauchten Ahnen gestellt.

Indessen fuhr der Kaiser, unser Vater, fort, sich des gewohnten Wohlbefindens zu erfreuen, und hatte geistige und leibliche Kräfte genug, um uns immer Anleitung zu der Verwaltung des Reiches zu geben. Wir erwarteten täglich seine Königliche Anwesenheit, um die Anweisungen zu benutzen, die er uns zu geben geruhete, und die verschiedenen Geschäfte der Regierung vorzulegen. Das Volk legte die Freude an den Tag, welche die Anwesenheit Seiner Majestät in ihm erweckte, und strömte von allen Seiten herbei, um den Kaiser zu sehen, so lange er alljährlich die verschiedenen Provinzen des Reichs besuchte. Wir beobachteten alle Tage, wenn wir uns nach seiner Gesundheit erkundigten und bei seiner Mahlzeit anwesend waren, mit Freude, daß die Zeit im Wesentlichen sein Befinden nicht geändert hatte, und der Lebhaftigkeit seines Geistes keinen Abbruch that. Diese Beobachtung durchdrang unser Herz mit der süßesten Tröstung.

Als wir nun im verwichenen Jahre bedachten, daß der neunzigste Geburtstag des allerhöchsten Kaisers auf das kommende Jahr, Kong-Shin (1800) fallen würde, beriefen wir einen außerordentlichen Staatsrath, der aus den Prinzen und Großbeamten des Staates zusammengesetzt war, begaben uns zusammen zu Seiner Majestät und baten, daß er genehmigen möchte, dieses Fest feierlich zu begehen. Bald darauf stimmte er auch unserm Wunsche bei und wir sind bereit, Himmel und Erde zu Zeugen zu nehmen, welche lebhafte Freude unser Herz im voraus über diese bevorstehende Feier empfand.

Jeder, der mit Ehrfurcht das hohe Alter unseres Kaiserlichen Vaters betrachtete, und die unvergleichliche Glückseligkeit, der er sich erfreute, von Jugend an bis in die letzten Tage, wo er fünf Geschlechter, die von ihm ausgegangen, um sich sah, Jeder wollte durch Wort und That herbeikommen, um seine Glückwünsche über eine Gelegenheit auszudrücken, die so ganz geeignet war, gepriesen zu werden, sowohl hinsichtlich des Gedeihens des Reiches als seiner unschätzbaren Tugenden.

Wir selbst haben die heißesten Gebete zum Himmel gesendet, daß er ihn würdigen möge, seine Tage zu verlängern und ihn wie bisher mit einem ununterbrochenen Glück zu überschütten. Gedenken wir blos an den heiligen Lehrsatz: „freue dich" und lassen wir die Worte weg, welche darauf folgen: „zittere aber auch."

Gesundheit und Frieden fuhren indessen fort, unsern Kaiserlichen Vater zu beglücken, bis an die Neige seiner Tage. Die besondere Beschirmung des Himmels erhielt seine glückliche Constitution während einer langen Reihe von Jahren, die ihm wie ein Tag vergingen, bis zu diesem Winter, wo er im letzten Monde des eben zu Ende gehenden Jahres von einem Unwohlseyn befallen

wurde, das eine Erkältung zum Grunde hatte, nachdem er sich plötzlich der Luft ausgesetzt hatte.

Die Hülfsmittel der Heilkunst schienen ihm seine Gesundheit zurückgegeben zu haben, allein seine gewöhnlichen Kräfte waren durch jenen Anfall sichtbarlich geschwächt worden, obschon er fortfuhr, uns seine guten Rathschläge zu geben, wie er es vor seinem Unwohlseyn gethan hatte.

Die verschiednen Mongus und andere tributbare Fürsten, so wie Gesandten der fremden Staaten fuhren fort, wie im vergangenen Jahre, in seiner Kaiserlichen Gegenwart zu erscheinen, um die gnädigen Mittheilungen zu empfangen, die er bei dieser Gelegenheit an sie zu richten geruhen würde. Und so bereiteten sie sich auch vor, das fast hundertjährige Alter Seiner Majestät zu feiern und ihm die gebührenden Ehren zu erweisen.

Am ersten Tage des neuen Jahres begaben wir uns zu seiner erhabenen Person, begleitet von den Prinzen von Geblüt und den bürgerlichen und kriegerischen Großstaatsbeamten, um ihm bei Gelegenheit dieses Tages unsere unterthänigen Glückwünsche darzubringen; überdem schmeichelten wir uns, daß die vollständige Herstellung seiner Gesundheit im Laufe des folgenden Frühjahres Statt finden würde.

Allein unsere Erwartung wurde betrogen. In der achten Morgenstunde des dritten Tages im ersten Monate (7. Febr. 1799) wurde unser erhabener Vater plötzlich seinen Dienern und seinem Volke entrissen. Der Kaiserliche Geist stieg auf zu den erhabnen Gegenden.

Wir können die Erde mit unseren Füßen schlagen, unsere Wünsche zum Himmel erheben, unsere Herzen zerreißen und blutige Thränen vergießen, aber wir können ihm niemals die Dankbarkeit abtragen, die wir alle ihm schuldig sind. Das ist unmöglich.

Indem wir ehrfurchtsvoll auf die Periode der sechzig Jahre zurückkommen, während welcher unser Vater das Scepter dieser Staaten geführt hat, sehen wir, daß das Volk fortwährend durch seine Tugenden, durch seine Wohlthätigkeit neu belebt wurde, so wie die Erde sich freut, die Welle zu empfangen, die sie erfrischt.

Alle Geschöpfe, welche die Luft athmen und welche das Blut beseelt, kennen die Bande der Verwandtschaft; sie würden den Verlust, den wir gehabt haben, beweinen, wie den eines Vaters oder einer Mutter, deren sie kürzlich beraubt worden.

Was nun uns betrifft, die wir durch seine Güte die Kaiserliche Nachfolge im Voraus haben, so ist der Schmerz, den wir empfinden, weit stechender, als wenn die allerschärfste Klinge in unser Herz gestoßen worden wäre.

Doch wozu dienen unsere Reden und unsere Klagen? Wir werden besser thun, über die Wichtigkeit der Last nachzusinnen,

welche unser Vater uns hinterlassen, und uns zu bemühen, die tugendhaften Grundsätze unseres erlauchten Vorfahren in Thaten umzusetzen, so wie auch zu versuchen, seine Wünsche und Pläne zu erfüllen.

Dieß sind die Pflichten, zu deren Erfüllung wir gegenwärtig berufen sind, so schwach und unfähig wir uns auch fühlen. Wir können nicht mehr hoffen, die Hülfe unseres Vaters zu empfangen; wir wissen mit Bangen, daß diese Quelle uns unwiderruflich weggeblieben, und in dieser Stunde der Betrübniß haben wir mehr als jemals Ursach, uns vor einer Last zu scheuen, die so wenig im Verhältniß zu unseren Kräften steht.

So rechnen wir denn nun vorzugsweise auf unsere getreuen und gesetzmäßigen Beamten und Obrigkeiten der inneren und äußeren Departements unserer Staaten; wir hoffen, daß sie die größtmöglichen Anstrengungen machen werden, um unsere Regierung und die Würde unserer Person aufrecht zu erhalten, und erwarten, daß sie auf diese Art das Gefühl bewähren, das sie für die Wohlthaten durchdringt, die unser Vater über sie ausgebreitet hat. Die commandirenden Generale und die übrigen Offiziere, die in unseren Heeren dienen, werden sich mit dankbarem Gefühle an die außerordentlichen Gunstbezeigungen erinnern, welche ihnen der Souverain, der sie an ihren Platz gestellt, erwiesen hat. Sie werden gewiß die weisen Belehrungen nicht vergessen haben, die er ihnen zur Einrichtung ihres Verhaltens und ihrer Wirksamkeit gegeben hat; sie werden ihren Eifer und ihre Kraft verdoppeln, sie werden endlich das Land von allen Feinden des öffentlichen Friedens, wer sie auch seyen, befreien.

Durch derartige Handlungsweise werden sie dem geheiligten Geiste, der zum Himmel gestiegen ist, die größte Tröstung gewähren, denn obschon er ein Bewohner der seligen Räume geworden, so wird er nicht weniger auf ihre Thaten achten.

In Bezug auf die Gebräuche, welche bei der nun anzutretenden Trauer zu beobachten sind, ernennen wir Ihre Hoheiten Schün-Ying, Prinzen von Jüi-Sching, Yün-Sing, Prinzen von Sching-Sching, und Yüng-Scün, Prinzen von Yee-Kiün; die Staatsminister Ho-Quen und Yang-Kie; die Tribunalpräsidenten Foo-Schaüng-Gan, Te-Ming, King-Quee, Tüng-Tscho und Ping-Yüng-Sing. Diese werden einen Rath bilden, welcher die genannten Gebräuche für alle öffentliche Beamte anordnet. Wir ernennen auch den Großbeamten des Staates Wün-Pü-Sching-Schü, um das Ceremoniel für die zu ordnen, die nicht im Staatsdienste sind. Wir empfehlen ihnen vorzugsweise die sorgfältige Untersuchung aller alten Verordnungen und sie werden uns, nachdem sie reiflich diesen Gegenstand erwogen haben, das Resultat ihrer Arbeiten vorlegen.

Wir machen dieses außerordentliche Edict öffentlich bekannt, damit es allgemein gekannt und befolgt werde.

Gehorchet dem *).

In ähnlicher Weise ist auch das Edict, welches der Kaiser im J. 1777 beim Ableben der Kaiserin Mutter erlassen hatte.

Sobald nun der Kaiser gestorben, wird die Leiche auf einen kostbaren Tragsessel gesetzt und von sechzehn Eunuchen in einen Saal des Palastes geschafft. Hier wird sie auf ein kostbares Bett gelegt und sodann unter Trauermusik in einen Sarg von Pfauenholz gebracht. Der Sarg bleibt oft viele Jahre über der Erde. Zuletzt kommt der Leichnam in das kaiserliche Gehölz, wo die Gräber der Kaiser sich befinden.

In früher Zeit währte die Trauer um den Kaiser 3 Jahre; die gegenwärtige Dynastie hat sie bedeutend abgekürzt. Auch soll das öffentliche Leichenbegängniß verstorbener Kaiser nicht mehr in der Pracht gefeiert werden, die noch im J. 1777 beim Begräbniß der Kaiserin Mutter Statt fand. Als am 14. April 1821 Kaiser Dsá-zin begraben wurde, ward der Sarg auf einer mit schwarzem Tuch behangenen Tragbahre von gewöhnlichen Trägern geführt. Die Begleitung bildeten Soldaten mit ihren Fahnen, Staatsbeamte mit ihren Dienern. Eine Menge höhere Beamte waren dem Zuge vorausgegangen und erwarteten denselben an der Seite der Straße, um ihm ihre Kniebeugungen zu machen. Der westliche Begräbnißplatz, wohin die Leiche des Kaisers geführt wurde, ist 21 deutsche Meilen von Peking entfernt. Das Begräbniß war sehr einfach und man sagte, daß dadurch der Kaiser Dao-guan, des Verstorbnen Sohn, den Chinesen ein Beispiel habe geben wollen, um die übermäßig theuern und prachtvollen Bestattungsarten zu ermäßigen **).

Die chinesische Nation kann man füglich in zwei Classen theilen, die, welche dem Staate unmittelbar ihre Dienste widmen, und die, welche als Privatleute leben. Ein Reich, wie das chinesische, das so sorgfältig verwaltet wird, bedarf allerdings einer Beamtenanzahl, die zusammengenommen schon eine ansehnliche Nation bilden würde, die jedoch durchaus nicht überzahlreich ist, da in China auf einen Beamten 10,000 Einwohner kommen.

Die Staatsbeamten

bilden die eine Hälfte der Nation, die erste belebende und anregende Classe und sie ersetzen den Adel. Das lange Bestehen des

*) Chinesisch Khin-Tse, ein Wort, wodurch alle vom Kaiser selbst ausgehende Befehle bezeichnet werden. Gegenwärtiges Edict findet sich im Anhange zum Code pénal II. 360. ff.

**) Timkowski II. 228.

chinesischen Volkes macht es unmöglich, daß der Erbadel gar nicht mehr vorhanden; die Mischung der activen Einwanderer und der passiven Urbevölkerung ist so vollständig erfolgt, daß, die kaiserliche herrschende Dynastie ausgenommen, von einem Erbadel jede Spur sich verwischt hat. Jeder Chinese, der sonst die geistige Kraft und die Mittel hat, sie auszubilden, kann sich durch Fleiß und Gehorsam die höchsten Staatsämter und Würden erwerben. Wir werden später sehen, wenn wir die Bildungsgeschichte des chinesischen Staates näher betrachten, wie auch hier das Staatsleben mit dem Lehnwesen begann, wie noch 1100 Jahre vor Christi Geburt dasselbe eine festere Grundlage gewann, wie aber später die Kaiser die Lehnträger durch zweckmäßige, zum Theil gewaltsame Maßregeln schwächten und die Zügel des großen Reiches für sich allein in Anspruch nahmen. Der Adel Chinas wird gegenwärtig nur von der kaiserlichen Familie und dann durch die Nachkommen des Confucius gebildet *).

Dennoch hat das Gesetz **) privilegirte Classen anerkannt, nämlich die von uns bereits namhaft gemachten Mitglieder der kaiserlichen Familie, dann die alten treuen und eifrigen Diener der Krone, ferner die tapferen, heldenmüthigen Männer, welche den Feind verfolgt, dem feindlichen Heerführer den Kopf abgeschlagen, seine Fahne genommen und sein Schwert zerbrochen haben, oder auch solche, die dem Lande die Ruhe wieder gegeben oder die Gränzen des Reiches erweitert haben. Die vierte privilegirte Classe enthält große Weise, welche durch ihre Ideen die Staatsverfassung vervollkommet haben. Die fünfte Classe bilden die, welche sich durch besondere Geschicklichkeit in den Staatsgeschäften, im Krieg, wie im Frieden ausgezeichnet haben; aus diesen wählt der Kaiser die Beamten für die wichtigsten Stellen. Die sechste Classe ist durch die gebildet, die sich durch Fleiß und Ausdauer in Staatsgeschäften auszeichnen. Die siebente Classe ist die derjenigen, welche den ersten Rang im Reiche einnehmen, dazu gehören die vom zweiten Rang, welche ein Staatsamt bekleiden, so wie die vom dritten Rang, welche ein Civil- oder Militaircommando inne haben. Die achte Classe hat das Privilegium der Geburt, d. h. der Kaiser kann Weisheit und besondere, dem Staate geleistete Dienste auch in der zweiten und dritten Generation noch ehrend berücksichtigen. Das Vorrecht dieser Classe besteht darin, daß, wenn Jemand aus derselben sich ein Verbrechen gegen die Gesetze erlaubt hat, der Fall vor den Kaiser selbst gebracht werden muß, der dann auch die Entscheidung selbst abgiebt. Indessen wird derjenige Pri-

*) S. Journal asiatique 2. Reihe Th. XIV. S. 59.
**) Code pénal I. 24.

vilegirte, der ein Hochverrathsverbrechen begeht, der Vorrechte seiner Classe verlustig*).

Die gegenwärtige Dynastie gehört den Tataren an, die im J. 1646 das Reich überfielen und die alte Dynastie absetzten. Allein diese Eroberung hat durchaus hier nicht die Folge gehabt, die anderwärts unfehlbar immer Statt gefunden hat. Die alte Landessprache ist vor wie nach Hofsprache geblieben, obschon auf den Münzen des Reiches tatarische Schriftzeichen erscheinen. Die höhern Stellen sind mit Chinesen besetzt, und die Tataren sind durch Verwandtschaftsbande mit dem chinesischen Volke verschmolzen; obschon Kaiser Kien-long seine tatarischen Landsleute begünstigte und besonders wichtige Stellen mit ihnen besetzte, auch die Prinzen sich oft über die Chinesen lustig machten, namentlich über die kleinen Füße der Damen, obschon der wesentliche und beßte Theil der Armee aus Tataren besteht, so bilden sie dennoch keinen Adel, wie wir denselben im europäischen Mittelalter, in den Kriegerkasten der Azteken und Aegypter erkennen. Nur nennt sie der Kaiser Sclaven **), um anzudeuten, daß sie ihm näher stehen. Die Beamten des chinesischen Reiches sind in neun Classen eingetheilt, deren Mitglieder man sofort an ihrer Kleidung und an ihren Abzeichen erkennt ***). Es ist bemerkenswerth, daß die Civilbeamten stets den Vorrang vor den Militairs haben und daß sie die linke oder Ehrenseite neben dem Kaiser einnehmen, während die Krieger ihm zur Rechten stehen.

Die neun Classen sind zunächst durch verschiedenfarbige Kugeln, von Corallen, Rubinen, Saphir, Krystall, Gold und einen Edelstein an der Mütze, nach dem Range bezeichnet. Nächstdem trägt jeder Beamte auf der Brust ein viereckiges Stück Zeuch, worauf ein auf das Amt bezüglicher symbolischer Spruch gestickt ist. Die Civilmandarinen haben als Amtswappen dabei den Drachen mit vier Klauen, den Adler oder die Sonne, die Kriegsmandarine den Leoparden, Tiger oder Löwen. Mit den Stellen der Beamten sind gewisse Einkünfte verbunden, die sie in den Stand setzen, mit der gehörigen Würde zu leben, und sie namentlich der Bestechlichkeit unzugänglich zu machen beabsichtigen, wie denn Kaiser Yong-Sching die Gehalte aller Beamten aus gleichem Grunde erhöhte †).

Zum Staatsdienste werden nur Gelehrte zugelassen, die einen vorgeschriebenen Cursus durchschreiten und akademische Würden er-

*) Vergl. beſ. Barrow II. 178. ff.

**) Mémoires conc. les Chinois VII. 16.

***) Man muß davon wohl unterscheiden die Classen der gesammten Bevölkerung, deren sieben angenommen werden: 1) Mandarinen, d. i. Beamte; 2) Soldaten; 3) Gelehrte; 4) Bonzen; 5) Ackerbauer; 6) Handarbeiter; 7) Kaufleute. Mémoires conc. les Chinois IV. 321.

†) Den Civiletat giebt Barrow II. 169. auf 1,973,888 pfd. Sterl. an.

werden müssen. Das große Nationalcollegium zu Peking oder die Akademie der Wissenschaften, der Wald der Pinsel, besorgt die Prüfungen der Adspiranten, welche dreizehn Tage mit großer Strenge währen. Die große Prüfung findet aller 3 Jahre Statt, wo die Licentiaten zu Doctoren ernannt werden, eine Ehre, die jedoch nie über 300 Personen auf einmal erlangen können.

Die Beamten leben in einer strengen Rangordnung unter gegenseitiger Verantwortung und Ueberwachung. Die Oberbeamten, so der Kaiser selbst unternimmt jährlich verschiedene Inspectionsreisen, und jeder Beamter kann sofort bestraft und abgesetzt werden. So wurde der Premierminister des Kaisers Kien-long, Ho-tschuntung, welcher ein unermeßliches Vermögen durch Erpressung zusammengebracht hatte, vom Nachfolger seines Kaisers plötzlich abgesetzt. Der Kaiser erließ ein eigenes Edict, und stellte zwanzig Punkte auf, deren sich der Minister schuldig gemacht haben sollte; darunter erscheinen unverschämte Dreistigkeit, ärgerliches Betragen, Stolz und Trotz, Bestechung und Parteilichkeit, besonders aber die allmälige Erpressung von etwa 20 Millionen Thalern. (Barrow. II. 149.)

Ein Mittel, die Beamten dem Volke nicht zu nahe zu rücken und das letztere vor ihren Bedrückungen zu schützen, besteht darin, daß der Beamte niemals in dem Districte angestellt wird, worin er geboren ist *).

Beamte, die mit Auszeichnung dienen, werden vom Kaiser durch Pfauenfedern, durch Börsen oder auch durch andere Geschenke ermuntert, wie denn der Kaiser in steter Beziehung zu seinen Beamten bleibt. Im Gesetzbuch ist ein eigener Abschnitt den Verbrechen der Beamten gewidmet.

Die Beamten bilden die erste Abtheilung der chinesischen Nation. Man hat immer und namentlich im britischen Indien absichtlich und geflissentlich die Behauptung aufgestellt, daß die Staatsbeamten beim chinesischen Volke sehr verhaßt seyen. Ein Engländer, Lord Jocelyn, der als militairischer Beamter bei dem Anfall auf die Insel Tschusan das chinesische Admiralschiff bestieg, erklärt diesen Haß und Widerwillen für eine Erdichtung und versichert, daß das Volk mit Angst und Händeringen auf die Gefahr geblickt habe, worin die Beamten geschwebt. (S. Neumann Geschichte des englisch-chinesischen Krieges S. 152.)

Das Volk

theilt sich, sofern es nicht im Staatsdienst sich befindet, in zwei Classen, in selbständige Familienväter und in abhängige Diener.

*) Braam II. 43. Medhurst S. 95. Barrow II. 162. Timkowski II. 19. Code pénal II. 115. ff.

Die selbständigen Familienväter erhalten ihren Rang in der Gesellschaft nach ihrer Beschäftigung, dieser Rang aber giebt ihnen kein Vorrecht vor den andern. Die meiste Achtung nach dem Staatsdienste hat der Gelehrte, d. h. der gebildete Mann, dem jedes Staatsamt offen steht, wenn er die genügenden Kenntnisse in den öffentlichen Prüfungen dargelegt hat. Auch die gebildete Frau hat Anspruch auf allgemeine Achtung, ja sie kann sogar zur Verwaltung gewisser Aemter im kaiserlichen Palaste gezogen werden, wie die von uns erwähnte Pan-Hoei-Pan als Lehrerin der Geschichte, Beredtsamkeit und Dichtkunst bei der regierenden Kaiserin angestellt wurde.

Nächst der Gelehrsamkeit ist der Ackerbau die Beschäftigung, welche am meisten ehrenvoll geachtet wird, wie denn mehrere Kaiser aus dem Stande der Ackerbauer stammten und wie der Kaiser noch alle Jahre ein Stück Feld umpflügt, und dem Volke mit gutem Beispiel vorangeht. Ein Theil der Ackerbauer besteht aus freien Grundeigenthümern, ein anderer aus den Pächtern; auch die Soldaten und die Priester bearbeiten das Feld, wenn namentlich die Klöster Grundeigenthum besitzen. Der Kaiser ist der Grundherr alles Landes und empfängt davon eine Grundsteuer in Naturalien. Die Güter sind nicht groß, doch giebt es Gutsbesitzer, welche ihr überflüssiges Land an Andere verpachten. Die Grundsteuer ist ein Zehnten. Privilegirte, abgabenfreie Grundstücke giebt es nicht.

Da es in China keine eigentlichen vom Staate bezahlten Personen giebt, welche sich lediglich mit den religiösen Angelegenheiten, der Lehre und der Leitung der gottesdienstlichen Ceremonien beschäftigen, sondern der Kaiser das Volk, der Familienvater seine Frauen, Kinder und Diener dem Himmel gegenüber vertritt — so kann auch von einem eigentlichen Priesterstande in China nicht die Rede seyn. Der Priester als solcher ist verachtet, wenn er nicht als Ackerbauer oder Geschäfttreibender seinen Reis verdient. Dies kommt wohl namentlich daher, daß die buddhistischen Klöster oft als Zufluchtsort der Laster und Verbrechen erscheinen, und daß das beschauliche Leben der Geistlichen und Mönche dem arbeitsamen, heiteren Chinesen als ein schmachvoller Müssiggang erscheinen muß.

Die nächste Classe nach den Ackerbauern und Landwirthen nehmen die Gewerbtreibenden und Künstler in den Städten ein, so wie die Fischer, Matrosen und Handarbeiter, die in und an den Canälen ihren Reis verdienen; sie sind ein sehr thätiger und rüstiger Menschenschlag. Diese Arbeiter, namentlich die Schiffzieher, scheinen zum öffentlichen Dienste verpflichtet zu seyn; als die britische sowohl, wie auch die holländische Gesandtschaft ihre Reise auf dem Canale und im gelben Flusse machte, wurden zum Schiffziehen die Menschen aus der benachbarten Gegend mit Gewalt geworben, eben so die Lastträger. Sie erhielten für ihre Arbeit täglich etwa

5 Neugroschen, was für China gut bezahlt ist. Die Beamten hatten viele Noth mit diesen Leuten, die theils Nichts entliessen, theils Umstände bei der Bezahlung machten. Die, welche fortlaufen wollten, oder sich sonst widerspenstig zeigten, erhielten von den Soldaten Peitschenhiebe *). Es scheint also für derartige Fälle, wo der Staat zum Transport von Lasten Menschenkräfte gebraucht, eine Verpflichtung zur persönlichen Beihülfe für die Unterthanen zu bestehen.

Die Handwerker in den Städten sind in Gesellschaften verbunden und haben ihre Aeltesten, und in Kantong bewohnen die verschiedenen Zünfte sogar ihre eigenen Straßen **), wie denn die Schmiede, Schuster, Apotheker in Straßen beisammen leben. Diese Zünfte geben ihre eignen Feste, zu welchen gewöhnlich Schauspieler gemiethet werden. Man macht dann bekannt, daß an irgend einem Tage, bei dieser oder jener Zunft Schauspiel ist, zu welchem Jedermann freien Zutritt hat. Die dabei gewöhnlichen Opfer verrichtet dann der Aelteste, so wie sie auf dem Schiffe vom dem Capitain, in der Familie vom Hausvater dargebracht werden. Jedes Handwerk hat seine Gottheit.

Auf die Handwerker folgen in der gesellschaftlichen Scala Chinas abwärts die Kaufleute, die in größere Handelsherrn und kleine Krämer sich theilen. Dieser Stand hat auch in China die meisten reichen Leute aufzuweisen; da aber in China Kenntnisse die eigentliche Quelle der Ehre und öffentlichen Achtung, das einzige Mittel zum Staatsdienste sind, und durch Geld kein Rang, keine Auszeichnung erworben werden kann, da nächstdem Fleiß und Thätigkeit Achtung erwerben, der Handel aber eine Art des Müssigganges in seinem Gefolge hat, so gilt der Kaufmann weniger als der fleißige Handwerker und der arbeitsame Landmann. Die reichsten Kaufleute Chinas sind gewöhnlich die Pächter des Salzverkaufes. Auch bei den Kaufleuten finden wir Zünfte; in jeder Provinz ist eine Gesellschaft Kaufleute, welche das Salzmonopol von der Regierung gepachtet haben, und diese sind, aber nur dadurch, daß sie mit der Regierung und deren Beamten in näherer Beziehung stehen, allerdings sehr wichtige Leute bei der Stadt. Sie allein haben das Recht, Waffen zu tragen und bewaffnete Böte zu führen; sie dürfen in jedes Haus eintreten und darin Untersuchungen anstellen, wenn sie vermuthen, daß der Besitzer eingeschmuggeltes Salz bei sich habe ***). In Kantong sind die Hong-Kaufleute die angesehensten ihres Standes, welche mit Genehmigung und in Auftrag der Regierung den Handel mit den Europäern treiben, den wir später

*) Barrow I. 190. Braam I. 157.
**) Krusenstern, Reise um die Welt II. 372.
***) Krusenstern II. 370.

näher betrachten werden. Der Kleinkrämer gilt bei den Chinesen für einen Mann, der Jeden betrügt, wenn er kann, und dessen Gewerbe darin besteht, künstliche Bedürfnisse zu erwecken und denselben dann abzuhelfen. Die List und Schlauheit der chinesischen Händler ist bekannt und wir werden später merkwürdige Beispiele derselben anführen *).

Bettler giebt es in China nur in den großen Städten, namentlich in Kantong und Peking, wo sie ihr Elend zur Schau tragen, um das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen **). Im Innern des Reiches wird kein Bettler gesehen. Die verachtetste Volksclasse aber sind die Schauspieler und die öffentlichen Dirnen, die namentlich in Kantong in ziemlicher Anzahl vorhanden sind, aber auch in den übrigen Städten des Reiches vorkommen. Diese unglücklichen Geschöpfe werden meist von ihren Angehörigen diesem Schicksal unfreiwillig zugewendet; es ereignet sich jedoch auch, daß sie noch die zweite Frau eines Mannes werden und dann eine würdigere Stelle einnehmen. Es giebt Statthalter, die den Bewohnern ihrer Städte durchaus nicht gestatten, solche Dirnen zu halten ***).

Die Frage, ob es bei den Chinesen noch Leibeigenschaft und Frohndienste gebe, beantwortet Krusenstern (II. 370.) folgendermaßen: Es giebt in China keine Leibeigenschaft. Der Chinese ist frei geboren und der Reiche, so wie der Vornehme sind gezwungen, die Dienste derer, die sie gebrauchen, zu bezahlen. Indessen ist es sehr gewöhnlich, daß Eltern ihre Kinder verkaufen, männlichen Geschlechts zwar seltener, als weiblichen. Sie sind aber nur bis zu ihrer Mündigkeit leibeigen und treten, sobald sie diese erlangt haben, in die Classe freier Mitbürger; sie können folglich nicht von ihrem Herrn vertauscht, verschenkt oder wieder verkauft werden. Mit dem weiblichen Geschlecht nimmt die Polizei es nicht so strenge. Die verkauften weiblichen Sclaven bleiben gewöhnlich, so lange sie leben, Leibeigene.

Gleicher Ansicht sind auch du Halde und die übrigen jesuitischen Berichterstatter. Ein chinesischer Autor sagt: „Im Alterthume gab es keine Sclaven, weder männliche, noch weibliche. Die Ersten, welche Sclaven wurden, waren Verbrecher, die ihre Freiheit verloren, und zur Strafe für ihre Verbrechen öffentliche Arbeit verrichten oder in Haft bleiben mußten.“ Nachmals kamen neue Sclaven durch Kriegsgefangenschaft dazu und endlich in Zeiten der Noth solche, die, um das Leben zu fristen, ihre Freiheit an wohlhabende

*) Barrow I. 212.

**) Barrow II. 164. Meyen II. 358. Timkowski II. 132.

***) S. Contes chinois I. 61. Downing I. 139. Braam I. 280. Barrow II. 145. 299. u. Hüttner 65.

Leute verkauften. Es war also die Sclaverei nicht sowohl eine Schande, als ein Unglück *). Da sich nun die chinesische Nation als eine große Familie betrachtet, so werden die Sclaven, die nur in sehr geringer Anzahl vorhanden sind, immer gut behandelt; sie sind die letzten Mitglieder der Familie, und wenn sie sich freikaufen und eine eigene Familie gründen wollen, ist die Herrschaft ihnen dazu gern behülflich. Das Gesetz **) nimmt den Sclaven in Schutz, der Herr kann ihn züchtigen, darf ihn aber nicht beschädigen; stirbt er in Folge der Züchtigung, so erfolgt für den Herrn eine Strafe von 100 Hieben, die schwerste Körperstrafe. Erschlägt ein Herr einen nur für einige Zeit gemietheten Arbeiter, so kommt zu den 100 Hieben noch dreijährige Verbannung. Wer einen unschuldigen Sclaven tödtet, erhält 60 Hiebe und ein Jahr Verbannung, und der Mann oder die Frau, wie auch die Kinder der auf solche Art unschuldiger Weise erschlagenen Personen haben den Anspruch auf Freilassung aus der Sclaverei.

Die Sclaven, nun, soll man, so verlangt es das chinesische Sittengesetz, nicht hart behandeln, wenn sie krank sind, sorgsam pflegen, sie nicht mit Arbeiten überhäufen, sie nicht hindern, wenn sie sich verheirathen wollen, noch weniger aber Schwierigkeiten machen, wenn sie sich, oder andere sie loskaufen wollen.

Dagegen darf der Sclave seinen Herrn eben so wenig, gerechter oder ungerechter Weise anklagen, als ein Enkel oder Sohn seine Eltern. Ist die Anklage begründet, so bekommt der Sclave hundert Hiebe und drei Jahre Verbannung; ist sie ganz falsch, so wird er erdrosselt. Gleiche Strafe erleiden in gleichem Falle aber auch die Frauen. Wir sehen also auch die väterliche Gewalt als den obersten Rechtsgrundsatz des chinesischen Reiches, dem zufolge alle Familienglieder dem Hausvater unbedingten Gehorsam schuldig sind, seien sie mit ihm nun durch Bande des Blutes, wie Frau und Kind, oder durch das Geschick, wie Sclaven, oder durch Vertrag, wie die Lohndiener, verbunden. Dagegen hat der Vater die Pflicht, für sie zu sorgen, ihr Wohl zu fördern und ihrem Glück nicht hinderlich zu sein.

Die Regierung

eines so großen Reiches, wie China ist, beruht auf der sorgfältigen Gliederung des Ganzen vom niedrigsten Sclaven bis zum Kaiser, dem Himmelssohn und Vater des ganzen Volkes. Eine streng

*) Memoires conc. les Chinois II. 410 ff. Vgl. C. G. V. 69.

**) Code pénal II. 124 ff. und weiter unten im Abschnitt über das Gesetzbuch die ausführlichen Bestimmungen. Vergl. damit: Ed. Biot mémoires sur la condition des esclaves et des serviteurs gagés en Chine im Journal asiatique 3. S. III. T. p. 246 ff.

eingehaltene Ordnung und Vertheilung der Geschäfte ward seit uralter Zeit auch in China als die sichere Grundlage des Bestehens betrachtet. Daher sind alle Angelegenheiten der Verwaltung im Innern, der Erhebung der Abgaben, der Rechtspflege, der Aufrechthaltung der Sitten und Gebräuche in verschiedene Ministerien oder Collegia vertheilt; das Land ist in Districte, Provinzen geschieden, die Städte und Ortschaften sind classificirt und ein tiefer Geist der Ordnung und Regelmäßigkeit tritt uns auch im öffentlichen Leben Chinas überall entgegen.

Die oberste Behörde des Landes ist der Staatsrath, der sich unmittelbar um die kaiserliche Majestät versammelt und wohin alle Fäden des großen Ganzen zusammenlaufen. Dieser innere Hof, Nüi-ywen, befindet sich im kaiserlichen Palaste zu Peking; die Mitglieder sind, wie in allen übrigen Collegien, zur Hälfte Tataren, zur Hälfte Chinesen, ihre Anzahl ist fünf bis sechs. Die beiden Vornehmsten heißen Kolao. Ferner gehören zum innern Hofe die Beisitzer, aus denen die Vicekönige und die Präsidenten der andern Ministerien ernannt werden, so wie die Secretaire.

Unter dieser obersten Staatsbehörde stehen sechs Ministerien*).

Das erste, Lij-pu genannt, ist das Ministerium der Civilbehörde, welches die Aufsicht über das Betragen aller, Civilbeamten führt, die Besetzung der Stellen besorgt, die Beförderung oder Absetzung von Beamten in Vorschlag bringt und das Verzeichniß der Staatsbeamten führt und herausgiebt. Unter diesem Ministerium stehen vier Unterabtheilungen, deren erste die anzustellenden Beamten in Vorschlag bringt, deren zweite ihre Aufführung überwacht, die dritte führt die Aufsicht über die Siegel und die vierte beschäftigt sich mit den Verdiensten der kaiserlichen Prinzen, der Titularherzöge und aller privilegirten Personen.

Das zweite Ministerium Hu-pu ist das der Finanzen. Es besorgt die Volkszählung und die Listen der Einkünfte. Unter ihm stehen alle Krondomainen, der Schatz, die Einkünfte und Ausgaben des Kaisers; es ordnet die Gehalte der Staatsbeamten, die Appanagen an Reis, Seidenzeuch, Silber, welche die Prinzen und Großen erhalten. Unter seiner Aufsicht steht ferner die Landesmünze, und es wacht darüber, daß sie nicht verfälscht oder daß das Silber in's Ausland geführt werde. Das Salz steht ebenfalls unter seiner Controle und die Beamten, die mit dessen Gewinnung und Verkauf betraut sind. Dieses Ministerium ist nach den 14 Provinzen des Reiches in 14 Sectionen getheilt**).

Das dritte Ministerium Li-pu beschäftigt sich mit den Ge-

*) Du Halde II. 26. Medhurst S. 96. Davis I. 209. Barrow II. 128.

**) Die Zahl der Provinzen war nicht immer dieselbe und schwankte zwischen 13 und 16.

bräuchen und wird von den Neuern als Cultusministerium bezeichnet. Es überwacht alle Ceremonien, die Hofetikette und die astrologischen Prophezeiungen. Die Ceremonien bei den Hoffesten, bei der Anwesenheit und Vorstellung der fremden Gesandten, die Vorstellung der Beamten bei Hofe, so wie die Kleidung, stehen unter seiner Aufsicht. Es bestimmt die Wege, welche die zu nehmen haben, die sich dem Hofe nähern, die Verbeugungen; es überwacht die Musik, es bestimmt die Ehrenbezeigungen für verdiente Männer. Das Ministerium beschäftigt sich mit den religiösen Ceremonien, den Opfern, die der Kaiser als oberster Priester und die Beamten seine Stellvertreter auch dem Himmel gegenüber zu verrichten haben. Dieses Ministerium hat vier Unterabtheilungen, deren erste die Diplome der großen Beamten besorgt, während die zweite die Angelegenheiten der Religion, Astrologie und Mathematik, die dritte die Gesandtschaften und die vierte die Hoffeste unter seiner Aufsicht hat.

Das vierte ist das Ministerium des Krieges Ping-pu und besorgt die militairischen Angelegenheiten des ganzen Reiches, die Besetzung der Officierstellen, die Festungen, Magazine, Waffenkammern, Gewehrfabriken. Es hat vier Sectionen, die erste für die Besetzung der Stellen und Disciplin der Truppen, die zweite für Vertheilung der Truppen und Sicherhaltung der Straßen und Städte, also eine Polizeidirection; die dritte Section besorgt die Posten, Pferde, kaiserlichen Gasthäuser, die Transportschiffe, Lastträger. Die vierte Section hat die Arsenale und Magazine unter ihrer Obhut.

Das fünfte Ministerium ist das der Justiz, Hing-pu, Amt der Strafen mit 14 Unterabtheilungen nach den 14 Provinzen des Reiches; unter ihm stehen die Oberrichter, deren jeder seine Provinz bereisen und die Justiz daselbst revidiren muß.

Das sechste Ministerium Kong-pu, Collegium der öffentlichen Arbeiten, besorgt die Bauten an kaiserlichen Palästen, Gerichtshöfen, Gräbern, Tempeln, den Residenzen der kaiserlichen Prinzen und Staatsbeamten; es hält in gutem Stande die Thürme, Ehrenbögen, Brücken, Straßen, Dämme der Flüsse und Seen, die Canäle, die Transportschiffe und Barken, die kaiserlichen Gärten. Es besteht aus vier Sectionen.

Jedes dieser sechs Ministerien hat einen besonderen Palast, die an der Morgenseite der kaiserlichen Residenz zu Peking sich befinden; früher war die Residenz in Nanking, wurde aber durch die Tataren von dort verlegt. Jeder Palast hat drei Thüren, durch deren mittelste und größte nur die Räthe eingehen. Jedes Ministerium besteht aus zwei Vorsitzern, vier Beisitzern und vier und zwanzig Räthen, zur einen Hälfte Tataren, zur andern Chinesen. Dazu kommen nun namentlich in den Sectionen eine große Anzahl

Schreiber. Thürsteher, Häscher, Kerkermeister, Köche und dergleichen Diener.

Um eine Uebersicht über das ganze Beamtenpersonal zu haben, wird von Zeit zu Zeit ein Staatshandbuch oder eine Staatsrangliste herausgegeben, das einzige Buch, was mit beweglichen Lettern in China gedruckt wird.

Hat nun Jemand etwas in den höchsten Ministerien anzubringen, so schreibt er seine Sache auf ein Papier, dessen Gestalt und Größe genau vorgeschrieben ist. Damit geht er in den Palast und schlägt auf eine am zweiten Thor angebrachte Trommel*), fällt dann auf die Knie und hält seine Bittschrift hoch über den Kopf mit beiden Händen empor. Darauf erscheint ein Diener, nimmt die Schrift und trägt sie in den Saal zu den Mandarinen, welche sie an die Räthe abliefern. Finden diese den Antrag unstatthaft, so senden sie das Papier zurück und der Bittsteller erhält eine Anzahl Hiebe, weil er dem Gericht mit einer Ungehörigkeit lästig gefallen. Wird aber die Bittschrift angenommen, so sendet sie der Vorsitzende an die Unterbehörde, in deren Bereich die Sache gehört, welche sie untersucht und entschieden an das Ministerium zurückschickt. Das Ministerium bestätigt, ermäßigt, ändert diese Entscheidung oder bringt die Sache wohl auch gar vor des Kaisers Majestät.

Die sechs großen Ministerien treten zuweilen in dringenden Fällen zusammen, wenn etwa Geldbewilligungen für die Armee zu erlangen sind.

Um nun das so geordnete Ganze in guter Ordnung zu erhalten und namentlich Willkürlichkeiten und Uebergriffe der Beamten zu verhüten, besteht bei jedem Ministerium ein Censor, Kotau, d. h. Aufseher oder Beurtheiler, der in den Sitzungen gegenwärtig ist, die Acten revidirt; er muß in alle Geschäfte Einsicht erhalten und berichtet dann im Geheim an den Kaiser sowohl über die Amtsführung der Beamten, als auch über ihr persönliches Benehmen. In jedem Ministerialpalast ist für diesen Censor ein Zimmer bestimmt. Die Kotaus haben das Recht, selbst dem Kaiser tadelnd entgegen zu treten und ihn zu warnen, wenn er in Festen, Lustbarkeiten, Kleidern einen übertriebenen Aufwand zeigt. Es hat derartige Censoren gegeben, die ihre Ueberzeugung mit ihrem Blute besiegelt haben. So hatte ein Kaiser seine Mutter vom Hofe in eine entfernte Provinz verbannt und darüber allen Beamten ein tiefes Stillschweigen auferlegt. Nach einiger Zeit wagte es einer der Beamten, dem Kaiser darüber Vorstellungen zu machen und eine Bittschrift zu überreichen. Der Kaiser ließ ihn sofort tödten. Ein gleiches Schicksal hatte ein zweiter. Dennoch unternahm es ein

*) Z. B. Hao Kheu Tschuan S. 138.

dritter Beamter, sich dem Kaiser zu nahen und ihm zu sagen: „Was werden wir durch unsern Tod verlieren? nichts, als den Anblick eines Fürsten, den wir nicht anders als mit Schrecken und Entsetzen anschauen können. Weil Ihr uns nicht hören wollt, so werden wir gehen und Eure Vorfahren und die Vorfahren der Kaiserin Eurer Mutter aufsuchen. Diese werden unsere Klagen hören. Und vielleicht werdet Ihr alsdann, in der Dunkelheit und Finsterniß der Nacht ihre und unsere Geister hören, wie sie Euch Eure Ungerechtigkeit vorrücken." Der Kaiser entbrannte darüber in noch wilderem Zorn, ließ den Beamten mit den schwersten Martern belegen, allein es meldeten sich freiwillig mehrere, um an der Marter Theil zu nehmen; viele starben auch in der That als Martyrer kindlicher Pflicht. Endlich wurde der Kaiser durch diese Standhaftigkeit ermüdet und dadurch seiner Pflicht wiedergegeben. Er rief seine Mutter an den Hof zurück und gab ihr die ihr gebührende Ehre wieder.

Außer den sechs großen Ministerien bestehen noch andere Collegia in Peking. Vor allem die große National-Academie Han-lin-yuen, deren Mitglieder die ersten Gelehrten des Reiches sind. Sie besorgen die Erziehung des Kronerben und unterrichten ihn vornehmlich in der Regierungskunst; sie schreiben die Jahrbücher des Reiches und zeichnen alle wichtigen Begebenheiten und Vorfälle auf, sie fassen nützliche Volksbücher ab, mit ihnen unterhält sich der Kaiser wissenschaftlich und aus ihnen werden die höchsten Staatsbeamten erwählt.

Außer diesem Collegium bestehen auch noch andere Collegia, die sich unter der Aufsicht der Ministerien mit speciellen Reichsangelegenheiten beschäftigen. Für die Angelegenheiten der kaiserlichen Familie, sofern sie die männlichen Mitglieder betreffen, ist ein Collegium vorhanden, dessen Vorsitzende und erste Räthe Prinzen sind. Dasselbe führt das Verzeichniß der kaiserlichen Kinder, schreibt die Beförderungen und Ehrenbezeigungen auf, die ihnen zu Theil werden, zahlt ihre Gehalte und ordnet ihre Rechtsverhältnisse. Für die weiblichen Anverwandten des Kaiserhauses besteht ein ähnliches Institut.

Das Collegium Tu-scha-yüen wird von den Aufsehern über den Palast und das ganze Reich gebildet. Sie haben Obacht, daß im ganzen Umfange des Reiches den Gesetzen und Gewohnheiten überall genau nachgekommen werde, und daß Jedermann seine Pflicht gehörig erfülle. Geringe Versehen entscheiden sie selbst, größere bringen sie an den Kaiser. Sie schicken von Zeit zu Zeit Aufseher aus, welche sich nach dem Stand der Dinge erkundigen. Aller drei Jahre findet von ihnen eine allgemeine Untersuchung statt und sie senden in jede der vierzehn Provinzen einen aus ihrer Mitte. Die Abgesandten wechseln in ihrem Amte. So schicken sie

Reviſoren in die Salzwerke, an die weſtliche Gränze u. ſ. w. Alljährlich wird einemittlere und aller drei Monate eine kleine Unterſuchung angeſtellt. Damit die Beamten aber nie ganz ſicher werden, ſchickt das Collegium von Zeit zu Zeit geheime und verkleidete Beamte aus, um ſich über das Betragen gewiſſer Mandarinen zu vergewiſſern, die im Rufe der Tyrannei und Gelderpreſſung ſtehen; andere werden abgeſendet, um die Abſpiranten zum Staatsdienſt in den verſchiedenen Provinzen zu prüfen, tyranniſche Beamte zu beſtrafen oder auch abzuſetzen, und die Canalbaulichkeiten und die Transportſchiffe zu unterſuchen. Für dieſes Collegium iſt in Peking ein großer Palaſt vorhanden. Es hat 25 Abtheilungen und umfaßt auch die Polizei der Hauptſtadt.

Ein beſonderes Collegium, Tay-li-tſe genannt, iſt der Rath der höchſten Vernunft und Gerechtigkeit; es führt dieſer Rath die Aufſicht über die Ausſprüche der Gerichte, welche Verbrechen an Vermögen, Ehre und Leben der Unterthanen betreffen. Die Fälle, welche dem Kaiſer zweifelhaft erſcheinen, werden dieſem Gericht zugewieſen.

Eine Abtheilung des Miniſteriums Li-pu iſt das Collegium Tay-ſchang-tſe, welches die Muſik und die Opfer des Kaiſers beaufſichtigt, die Tempel, die verheiratheten Bonzen, die Verpflegung der an den Hof kommenden Fremden beſorgen und die der rohen Sinnlichkeit gewidmeten Beluſtigungsörter überwachen muß.

Demſelben Miniſterium iſt das Collegium Kin-thyen-kyen beigegeben, der Rath der Himmelskundigen, welche den Lauf der Geſtirne beobachten und den Calender anfertigen. Eine beſondere Abtheilung beſchäftigt ſich mit der Feſtſtellung der glücklichen und unglücklichen Tage in Bezug auf Heirath, Begräbniß und andere Verrichtungen des bürgerlichen Lebens.

Dieſes ſind denn die Oberbehörden, welche die Angelegenheiten des ganzen Reiches zu beſorgen und ſeit der tatariſchen Herrſchaft ihren Sitz in Peking haben.

Für die Verwaltung der Provinzen ſind ähnliche Einrichtungen getroffen. An der Spitze einer jeden ſteht ein Statthalter oder Unterkaiſer, der den drei erſten Rangclaſſen der Beamten, nach der Auswahl des Kaiſers angehört. Dieſe Statthalter haben die Civil- wie auch die Militairbeamten der ganzen Provinz unter ihren Befehlen und berichten unmittelbar an die ſechs Miniſterien und den Kaiſer, ſo wie die Befehle derſelben an die Statthalter gerichtet werden. Dem Statthalter ſtehen ein Civilbeamter Ngan-hüen und ein General Tſong-pin als Räthe zur Seite. Dieſen ſind die übrigen Beamten untergeordnet, deren Hauptbeſchäftigung Schlichtung der Rechtshändel und Eintreibung der Abgaben iſt.

Jede Provinz ist in verschiedene Districte getheilt, deren jeder wieder seine besonderen Beamten hat, die mit der Besorgung der Posten, der Transportschiffe, der kaiserlichen Gasthöfe, der Beaufsichtigung der Seeküste, den Salzwerken, der Prüfung der Beamten, und was sonst vorkommt, beauftragt sind; sie bilden zum Theil eigene Collegia, die im Kleinen das darstellen, was in der Hauptstadt die Ministerien sind.

Die Aufsichtsbeamten in den Provinzen sind einen großen Theil des Jahres hindurch unterwegs, um überall nachzusehen, und kreuzen sich oft mit den aus der Hauptstadt abgesendeten Aufsehern.

Die Städte des chinesischen Reiches sind nach ihrer Größe in drei Classen getheilt. In jeder Stadt ersten Ranges findet man kaiserliche Paläste, worin die reisenden Staatsbeamten und fremde Gesandte ihre Aufnahme finden. In diesen Städten ersten Ranges residirt der Oberrichter, der drei Beisitzer hat; die Richter und Beisitzer in den kleinern Städten, so wie in den Flecken, haben wieder ihre besonderen Beamten. Der Staatsdienst beginnt, nachdem die Prüfungen stattgefunden, in den kleinern Posten, von wo aus dann die Beförderung zu den höhern Stellen stattfindet.

Die Arbeiten der Beamten werden durch eine namhafte Anzahl Schreiber und Diener verrichtet, der eigentliche Polizeidienst oder die Ueberwachung der Bevölkerung von den Soldaten besorgt, die zu diesem Zwecke mit Peitschen bewaffnet sind.

In allen Städten, die zu einer der drei Classen gehören, findet sich ein Rath der Gelehrsamkeit Khau-quan, gewissermaßen ein Abglanz der Academie Han-li in Peking. Die Mitglieder des Khau-quan müssen für gelehrte Männer Sorge tragen, besonders auf das Betragen der angehenden Gelehrten, die sich dem Staatsdienst widmen und den ersten Grad erlangt haben, Achtung geben. Diese jungen Leute sind ziemlich zahlreich, oft sehr arm und zu allerlei Ränken geneigt, um sich Geld zu verschaffen und listige Streiche auszuführen. Sie kommen gar häufig in den Romanen vor, wo sie die Liebhaberrollen spielen. Ihre Prüfungen finden vor dem Rath der Gelehrsamkeit Statt, deren Mitglieder auch das Amt der Volkslehrer haben. Sie vertheilen die Schriften, welche die Regierung bei gewissen Gelegenheiten unter das Volk verbreitet wissen will, halten aber auch von Zeit zu Zeit öffentliche Anreden, um das Volk über seine Pflichten zu belehren. Sie sehen darauf, daß die Nachtwächter beim Anbruch der Nacht das gewöhnliche Lied singen: „Gehorchet euern Eltern, tragt Scheu vor alten Leuten und den Vorgesetzten, lebt einträchtig unter einander, unterrichtet eure Kinder und begeht keine ungerechte That.“ Von Zeit zu Zeit versammeln sie die Gelehrten der Stadt, legen ihnen Aufgaben vor und prüfen sie in ihren Fortschritten.

Die Ordnung in den Städten wird durch die regelmäßige Anlage derselben und die Eintheilung in Bezirke und Straßen aufrecht erhalten. Jede Abtheilung der Stadt hat ein Oberhaupt, das für eine gewisse Anzahl Häuser und die darin wohnenden Familien verantwortlich ist. So wie ein Unglück, ein Aufruhr sich daselbst erhebt, muß das Oberhaupt den Beamten Anzeige machen. Für die Ordnung in den Häusern ist der Hausvater verantwortlich und der Nachbar für seine Nachbarn. Jede Straße hat ihr besonderes Thor, wodurch sie von den andern abgesperrt wird, und ihre Wächter. So wie die Nacht einbricht, werden alle Straßen gesperrt und ordentliche Leute gehen nicht mehr aus, denn: die Nacht ist zur Ruhe, der Tag zur Arbeit bestimmt. Jedermann, der Nachts auf der Straße einhergeht, wird angehalten.

Das Volk, von Jugend auf an Gehorsam und Ehrerbietung gegen ältere und hochgestellte Personen gewöhnt, ist in China überaus folgsam und gesittet, wie ältere und neuere Reisende einstimmig versichern; es kommen nur sehr selten öffentliche Zänkereien und Schlägereien in den Straßen vor. Die Beamten werden überall mit der größten Ehrerbietung begrüßt und empfangen und den Befehlen der Regierung wird überall willig Folge geleistet. Die höheren Beamten erscheinen stets mit der ihrer Stellung angemessenen würdevollen Umgebung. Ehe ein Beamter in Amtsgeschäften eine Reise antritt, sendet er Läufer voraus, die in den Orten, wohin er kommt, Quartier machen und die kaiserlichen Gebäude für ihn in Bereitschaft setzen, auch Pferde oder Träger und Barken besorgen.

An den großen Straßen finden sich überall Posthäuser, wo Pferde für die kaiserlichen Couriere zu finden sind. Kaiserliche Briefe werden von einer Escorte begleitet. Die Couriere tragen die Befehle in gelbe Seide gewickelt in einem Felleisen auf dem Rücken*). Es ist ihnen gestattet, Briefe von Privatpersonen ebenfalls zu besorgen, wofür sie eine Vergütung bekommen.

Wir bemerkten schon oben, wie der Kaiser selbst auf die öffentliche Meinung des Volkes einen gewissen Werth legt. Auch die Beamten achten darauf; denn Mandarine, welche wegen Bedrückung des Volkes, Unterschlagung der für dasselbe bestimmten Reislieferungen abgesetzt worden waren, wurden bei ihrem Abgang aus der Provinz nicht allein schmachvoll verspottet, sondern man riß sie aus dem Tragsessel, zerschlug ihren Sonnenschirm, zerfetzte ihre Kleider.

Hat sich aber ein Mandarin durch seine Amtsführung wahre Verdienste um das Volk erworben, so versammeln sich die Mitglieder des Rathes der Gelehrten und lassen ein Kleid anfertigen, welches aus lauter kleinen viereckigen Stückchen Atlas von verschie-

*) S. Code pénal I. 99. de Comte I. 98.

denen Farben, roth, blau, grün, schwarz u. s. w. besteht. Dieses Kleid überreichen sie ihm an seinem Geburtstage unter einer feierlichen Musik. So wie sie damit in den Vorsaal eingetreten sind, lassen sie ihn ersuchen, aus dem innern Gemache zu kommen, überreichen ihm das Ehrenkleid und bitten ihn, dasselbe anzulegen. Der Beamte versichert zuvörderst, daß er einer solchen Ehre nicht würdig sei, giebt aber endlich doch den Bitten der Gelehrten und des Volkes nach, Sie nehmen ihm dann sein Oberkleid ab und legen ihm das neue an. Der Beamte trägt dieses Kleid nur in dieser Stunde, zieht es dann aus, es wird aber sorgfältig bei der Familie aufgehoben, auch dem Statthalter solche Ehrenbezeigung stets gemeldet. Eine Vase (Königl. Porzellan-Samml. XV.) enthält eine derartige Vorstellung, wo das Kleid überreicht und Musik aufgeführt wird.

Beliebten Stadthauptleuten wird oft an ihren Geburtstagen von den vornehmsten Einwohnern ein feierlicher Besuch abgestattet. Man übergiebt allerlei Geschenke, worunter ein lackirtes mit Goldblumen geschmücktes Kästchen, das 8 bis 12 kleine Ausfüllungen enthält, in denen sich alle Arten Zuckerwerk befinden. So wie sie vor den Beamten auftreten, verbeugen sie sich tief; einer erhebt eine Schaale Wein und sagt: Das ist der Wein des langen Lebens oder des guten Glückes. Dann hebt ein anderer das Kästchen über dem Kopf empor und ruft: Das ist der Zucker des langen Lebens. Die Ceremonie wird dreimal wiederholt.

Beim Abgange verdienter Mandarinen werden die Straße entlang Tische mit Wein, Thee, Früchten und Weihrauch, Lichtern und Gemüsen aufgestellt. Wenn er nun des Weges herankommt, so wird ihm der Ehrenwein gegeben, und nun zieht man ihm die Stiefel aus und giebt ihm neue. Die alten aber werden in einem Verschlag am Stadtthore zu seinem Andenken aufgehoben.

Dieß ist also im Ganzen die Form der Regierung des chinesischen Reiches, das auf dem Grundsatz der kindlichen Ehrfurcht so fest gegründet ist. Treten wir nun den einzelnen Erscheinungen näher und beginnen mit dem

Finanzwesen.

Die Bedürfnisse des chinesischen Staates bestehen

1) In der Erhaltung der kaiserlichen Familie und des Hofstaates, der zahlreichen kaiserlichen Paläste in den verschiedenen Städten.

2) In der Besoldung der Beamten des Reiches, die nach Staunton folgendermaßen sich gestalten, und zwar laut dem chinesischen Staatscalender vom Jahre 1801.

	Unzen Silber
11 Unterkönige über eine oder mehrere Provinzen, jeder	20000, zusammen 220000
15 Statthalter	16000, " " 240000

				Unzen Silber
19 Obersteuer-Einnehmer	. . . . .	9000,	zusammen	171000
18 Criminalgerichtspräsidenten	. . . .	6000,	= =	108000
86 Stadthauptleute erster Classe, deren jeder mehr als eine Stadt besorgt	. . . .	3000,	= =	258000
184 Stadthauptleute erster Classe	. . . .	2000,	= =	368000
149 Stadthauptleute zweiter Classe	. . .	1000,	= =	149000
1305 Stadthauptleute dritter Classe	. . .	800,	= =	1044,000
17 Räthe der Gelehrsamkeit und 117 allgemeine Aufseher	. . . . .	3000,	= =	402000

zusammen Unzen Silber: — 2,960,000

Dieß ist der Etat der Civilbeamten; der Militairetat, der jedoch in China die gesammte Polizei und Postverwaltung umfaßt, beträgt 75 Millionen Unzen Silber. Es ist bei der Infanterie, die eine Million stark ist, der Mann mit 24 Unzen Silber, bei der 800000 Pferde führenden Cavalerie der Mann mit 48 Unzen aufgeführt. Abgang an Pferden, Uniform und Waffenstücken ist mit 46 Millionen Unzen Silber berechnet.

3) Die Unterhaltung der Straßen, Canäle, Festungswerke, Bewirthung der Gesandten, deren Transport.

4) Die Unterstützung des Volkes in Zeiten von Mißwachs, Ueberschwemmung, Hungersnoth und dergl.

Alle diese Ausgaben stehen unter dem Finanzministerium und sind im 70. bis 79. Buche des großen chinesischen Gesetzbuches*) mit der größten Sorgfalt aufgezählt. Es ist mit der größten Genauigkeit die Form, Größe, Verzierung der Gebäude, dann die verschiedenen Geräthe, Kleider, Mundvorräthe, die am kaiserlichen Hofe gebraucht werden, darin beschrieben. Dann werden die öffentlichen Magazine nebst ihrem Bedarf, ferner die Salz- und Bergwerke, die Forsten, Brücken, Schleußen, Canäle, Dämme, Straßen, Befestigungen u. s. w. namhaft gemacht. Alles ist mit solcher Umsicht auf alle Fälle gemessen und erwogen, daß kein Zufall, kein Unglück eintreten kann, zu dessen Abwehr man nicht Hülfsmittel bereit hätte. Der Staat, sagt der französische Berichterstatter über dieses Gesetzbuch, macht allen Aufwand, den er machen soll, jede Ausgabe zu ihrer rechten Zeit, und er macht sie alle auf eine Art, die seiner würdig ist. Diese Ausgaben, deren Verzweigung in's Unendliche geht, steigen aufwärts von den kleinen Städten zu den großen, von den großen Städten zu den Provinzen, von den Provinzen zu dem großen Reichskörper.

Die Folge dieser strengen, seit Jahrtausenden fortgesetzten Ordnung ist denn auch, trotz der Einfälle, denen China durch Mongolen und Tataren im Nordwesten, durch die Europäer seit dem

*) Mémoires des Chinois IV. 162.

Anfange des 16. Jahrh. von Osten und Süden her mehrfach ausgesetzt war, daß das Reich **keine Staatsschuld** hat, daß die Beamtenzahl sich wie 1 auf 10,000 Personen der Bevölkerung verhält, was allerdings dadurch ermöglicht worden, daß Hausväter und Straßenälteste den größten Theil der Bevölkerung überwachen — eine Bevölkerung, die vom Gefühle der kindlichen Ehrfurcht durchdrungen ist.

Die Einkünfte des kaiserlichen Hofes und Staates bestehen theils in einer seit dem Jahre 1711 an die Stelle der alten Kopfsteuer getretenen Grundsteuer, in den Zöllen, und in den Regalien des Salz- und Bergwesens, der Steinbrüche u. s. w. Wir verdanken den Engländern ausführliche Listen aus chinesischen Quellen. Zunächst theilt Staunton uns die Einnahme der kaiserlichen Schatzkammer zu Peking aus den Provinzen des eigentlichen China mit: die Summen sind Unzen Silbers oder Tarls.

Petscheli	2,520,000 Grundsteuer 437,000 Salzsteuer 79,000 andere Einkünfte	zusammen 3,036,000
Kiangnan	5,200,000 Grundsteuer 2,100,000 Salzsteuer 910,000 andere Einkünfte	zusammen 8,210,000 u. 1,440,000 Maaß Getreide.
Kiangsi	1,900,000 Grundsteuer 220,000 andere Einkünfte	zusammen 2,120,000 u. 795,000 Maaß Getreide.
Tsche-kiang	3,100,000 Grundsteuer 520,000 Salzsteuer 190,000 Einkünfte	zusammen 3,810,000 und 780,000 Maaß Getreide.
Fo-tschen	1,110,000 Grundsteuer 87,000 Salzsteuer 80,000 Einkünfte	zusammen 1,277,000
Hu-pe Hu-nan	1,300,000 Grundsteuer 10,000 Einkünfte	zusammen 1,310,000 und 100,000 Maaß Getreide
Hu-quang	1,310,000 Grundsteuer 35,000 Einkünfte	zusammen 1,345,000 und 100,000 Maaß Getreide
Honan	3,200,000 Grundsteuer 13,000 Einkünfte	zusammen 3,213,000 und 230,000 Maaß Getreide
Schantung	3,440,000 Grundsteuer 130,000 Salzsteuer 30,000 Einkünfte	zusammen 3,600,000 und 360,000 Maaß Getreide
Schan-si	3,100,000 Grundsteuer 510,000 Salzsteuer 112,000 Einkünfte	zusammen 3,722,000 u. keine M. G.
Schen-si	1,660,000 Grundsteuer 40,000 Einkünfte	zusammen 1,700,000 u. keine M. G.
Kansu	300,000 Grundsteuer 46,000 Einkünfte	zusammen 340,000 und 220,000 Maaß Getreide.

Se-tschwen	640,000 Grundsteuer 30,000 Einkünfte	zusammen 670,000 u. keine M. G.
Kantong	1,280,000 Grundsteuer 50,000 Salzsteuer 10,000 Einkünfte	zusammen 1,340,000 u. keine M. G.
Quangsi	420,000 Grundsteuer 50,000 Salzsteuer 30,000 Einkünfte	zusammen 500,000 u. keine M. G.
Yu-nan	210,000 Grundsteuer	zusammen 210,000 und 220,000 Maaß Getreide.
Koei-tschu	120,000 Grundsteuer 10,000 Salzsteuer 15,000 Einkünfte	zusammen 145,000 u. keine M. G.

Dieß giebt eine Summe von 36,548,000 Unzen Silber und 4,245,000 Maaß Getreide, das zu einem Pfund Sterling anzuschlagen ist oder zu 12 Fl. rhein., während das Tael Silber mit 4 Fl. rhein. berechnet wird. Wir hätten demnach eine Gesammteinnahme von 197,132,000 rhein. Gulden für das Jahr 1800.

Medhurst giebt die Uebersicht der Summen, welche im Jahre 1812 nach Peking in die kaiserliche Schatzkammer eingeliefert worden, die Grundsteuer betrug 31,745,966 Taels oder Unzen und die Aus- und Eingangszölle und andere Einkünfte des Staates 1,480,997 Taels so wie 4,230,997 Maaß Getreide. In den Provinzen waren an Gehalten und für die Magazine 28,705,125 Taels Silber und 31,596,769 Maaß Getreide zurückgeblieben. Nach dieser Angabe berechnet Medhurst die gesammte chinesische Staatseinnahme auf 56,171,322 Pfd. Sterling oder 677,655,864 rheinische Gulden.

Die Einkünfte außer der Grundsteuer und den Zöllen sind besonders die Regalien der Salz- und Bergwerke. Das Salz, als ein allgemeines Bedürfniß für 360 Millionen Menschen, bringt ansehnliche Summen ein; es steht aber auch auf den Schleichhandel damit eine sehr bedeutende Strafe*). Wer Salz heimlich verkauft, d. h. wer Salz hat, um davon ohne Erlaubniß zu verkaufen, erhält, wie klein auch dieß sei, eine Strafe von 100 Hieben und drei Jahren Verbannung. Das Fahrzeug, worin das Salz transportirt wurde, wird weggenommen, der Fuhrmann, der Commissionair, so wie der Wirth, der sie beherbergt, erhalten 90 Hiebe und 2½ Jahr Verbannung, andere Helfershelfer werden nach Verhältniß bestraft. Wer einen Salzschmuggler den Beamten anzeigt, bekommt die Waare als Belohnung. Die Familienmitglieder werden bestraft, wenn sie wissen, daß ihrer eines wider das Gesetz handelt, und es nicht anzeigen; eben so werden auch die Käufer geschmuggelten Salzes mit 100 Hieben bestraft, wozu, wenn sich die Absicht, es wieder zu ver-

*) Code pénal I. 246.

kaufen, kund giebt, noch drei Jahre Verbannung kommen. Das Gesetz giebt ferner genaue Bestimmungen über den Transport und die Escortirung der Salzvorräthe aus den Salinen nach den Magazinen, ebenso über die Art, wie die Großhändler die Waare in Empfang nehmen sollen und dergl.. Auch in Bezug auf Alaun, das in China zur Bereitung des Papiers, der Farben und andern Zwecken in großer Menge verbraucht wird, enthält das Strafgesetzbuch Verordnungen, welche denen, die sich auf das Salz beziehen, sehr ähnlich sind. Wer heimlich Alaun bereitet und verkauft, wird bestraft wie der Salzschmuggler. Eben solche Verordnungen finden hinsichtlich des Thees statt. Die Metalle, die Edelsteine, wovon man namentlich die Jade und Chalcedone, die Achate für Scepter und Vasen schätzt, ja die Jade sogar zu musicalischen Instrumenten bearbeitete, Marmor, Granit werden ebenfalls als Regale betrachtet, gesammelt und aufbewahrt.

Obschon ansehnliche Summen alljährlich als Ueberschuß in den kaiserlichen Schatz fließen, ist der Vorrath des baaren Geldes nicht in großer Masse daselbst angehäuft; der Kaiser nimmt daher auch in Zeiten der Noth patriotische Geschenke an, wie denn die Salzkaufleute von Kantong dem Kaiser Kien-long 500,000 Unzen Silber übergaben, als die Unterdrückung eines Aufruhrs außerordentliche Anstrengungen nothwendig machte. Der Kaiser nimmt auch von Privatpersonen Geschenke an, die meist in Porzellan, Seidenstoffen, Fächern und Thee bestehen*).

Die Gesetze und deren Handhabung

sind seit uralter Zeit in China Gegenstand der sorgfältigsten Aufmerksamkeit gewesen, und schließen sich genau an die Sitten und Neigungen der Nation an, für welche sie bestimmt sind. Das Volk hegt von Jugend auf die größte Ehrfurcht für das Gesetz, dem auch der Kaiser die höchste Achtung zollt. Es ist in China das Gesetz nur die specielle Erläuterung der Sitte, der das ganze Reich unterworfen ist. Gesetze, welche sich widersprechen, kommen nicht vor, weil dort Sitte und Leben in voller Harmonie stehen. Die Gesetze sind klar und deutlich abgefaßt und das Strafgesetzbuch ist in den deutlichsten Charakteren in 16 kleinen Bänden herausgegeben**).

Betrachten wir dieses merkwürdige Werk näher, um seine Eigenthümlichkeit zu erfassen, wie uns dasselbe nach der chinesischen Ausgabe vom Jahre 1799 in französischer Uebersetzung vorliegt***).

---

*) Barrow II. 167. u. mém. conc. les Chinois IV. 335 ff.

**) S. Mémoires concernant les Chinois V. 160. VIII. 220. du Halde I. 269. 356. Barrow II. 129. Davis I. Medhurst I. 104 ff.

***) Ta-Tsing-Leu-Lée ou les lois fondamentales du code pénal de la Chine avec le choix des statuts supplémentaires, originairement imprimé et publié à Pékin, dans les différentes Editions suc-

Dem Gesetzbuch gehen voran drei Edicte der Kaiser von den Jahren 1647, 1679 und 1725, wodurch sie die Umarbeitung des Ganzen bevorworten; darauf folgen 4 Tafeln mit der Stufenleiter der Strafen. Die erste hat folgende Rubriken:

Bambushiebe, Jahre der Verbannung für Betrug, Diebstahl, Bestechung, Veruntreuung am öffentlichen Eigenthum, wobei der Schaden nach Unzen Silber berechnet ist. Die Strafe beginnt mit 20 Hieben und steigt bis 100 Hiebe. Dann folgen 60 Hiebe mit einem Jahr Verbannung, wobei es sich steigert von 60 Hieben mit 1 Jahr bis 100 Hiebe mit 3 Jahr Verbannung. Es folgen 100 Hiebe mit ewiger Verbannung auf 2000 — 3000 chinesische Meilen Entfernung; dann kommt die Todesstrafe durch Erdrosselung, zuletzt Enthauptung. Die 2. und 3. Tafel enthält die Summen, mit welchen das Gesetz in gewissen Fällen die Abkaufung der Strafe gestattet. Die 4. Tafel bestimmt die Gestalt und Schwere des Bambusstockes für die verschiedenen Fälle. Die 5. Tafel beschreibt die Strafwerkzeuge und die 6. enthält die Verordnung über die Trauer nach den Graden der Verwandtschaft.

Nach diesen Prämissen folgen nun die Strafgesetze von China in sieben Hauptabtheilungen, deren jede in verschiedene Abschnitte getrennt ist, und deren im Ganzen 436 sind.

Die erste Hauptabtheilung enthält die allgemeinen Gesetze in 46 Abschnitten, deren erster die gewöhnlichen Strafen namhaft macht, nämlich den kleinen und großen Bambus, die Verbannung auf eine Zeit, ferner ewige Verbannung und endlich die Todesstrafe. Jeder, der eines Capitalverbrechens überwiesen ist, wird so lange in das Gefängniß gesetzt, bis dem Kaiser die Entscheidung vorgelegt und von demselben geprüft worden. Ist dieß geschehen, so werden dann im Herbst die Todesurtheile alle an einem Tage vollzogen.

Der zweite Abschnitt verzeichnet die Hochverrathsverbrechen; es sind folgende:

1) Rebellion, welche die Ordnung zu verletzen strebt, die Gott in den irdischen Dingen eingerichtet hat, als den Producten der Erde, welche unter dem Einflusse des vorsitzenden Geistes regelmäßig einander nachfolgen, Schaden zufügen, oder die Vertheilung verhindern, welche der auf dem heiligen Throne seiner Ahnen sitzende Kaiser für das Volk angeordnet, ferner seiner Macht Widerstand leisten und sich gegen denselben verschwören, das heißt den allgemeinen Frieden stören und das schwerste Verbrechen begehen.

---

cessives, sous la sanction et par l'autorité de tous les Empéreurs Ta-Tsing, composant la Dynastie actuelle: traduit dn Chinois par George Thomas Staunton, mis en français, avec des notes par Mr. Felix Renouard de Sainte Croix. à Par. 1812. 2 Bde. 8.

2) Die Ungesetzmäßigkeit besteht in dem Versuch, die Tempel, Grabmäler und kaiserlichen Paläste zu zerstören, weil diese Tempel und Grabmäler errichtet sind, um das Gedächtniß der verewigten Herrscher und ihre Ueberreste aufzubewahren, und weil die Paläste, die den lebenden Kaisern zur Wohnung dienen, nicht minder heilig und unverletzlich sind.

3) Die Entweichung kann sich sowohl auf das Verbrechen der Flucht aus dem Reiche, als auch auf das Vermögen beziehen, das man herauszieht, um sich einer fremden Macht zu unterwerfen oder deren Absichten zu begünstigen.

4) Verwandtenmord verübt der, welcher Vater oder Mutter, Oheim oder Muhme, Großvater oder Großmutter tödtet; er ist eines der gräßlichsten Verbrechen und der Beweis des allerverderbtesten Herzens, da er die vom göttlichen Willen eingesetzten Bande der Natur zerreißt.

5) Der Mord (massacre) wird durch einen Menschen begangen, der drei Personen oder mehr von einer Familie oder auch einzelne Menschen gewaltsam tödtet.

6) Sacrilegium begeht derjenige, welcher in den Tempeln einen dem göttlichen Dienste oder dem Gebrauche des Kaisers gewidmeten Gegenstand stiehlt. Gleiches Verbrechens macht sich derjenige schuldig, welcher das kaiserliche Siegel nachmacht, der dem Herrscher ungeeignete Heilmittel liefert oder einen Irrthum oder Nachlässigkeit begeht, die die Sicherheit seiner geheiligten Person gefährden können.

7) Impietät besteht in Mangel an Achtung und Sorge für die, denen man sein Dasein verdankt, von denen man seine Erziehung erhalten und die einen beschirmt haben. Impietät ist es, wenn man seine nächsten Anverwandten in Anklagestand versetzt, sie angreift, keine Trauer um sie anlegt und ihr Andenken nicht ehrt.

8) Uneinigkeit in den Familien ist der Bruch der natürlichen oder gesetzlichen Bande, welche durch das Blut oder die Heirath geknüpft sind. Hierher gehören alle Verbrechen der Mißhandlung, Verwundung und Tödtung solcher Personen, bei deren Absterben man Trauer anlegen würde.

9) Ungehorsam begeht der Beamte, der seinen Vorgesetzten angreift oder tödtet, so wie jeder aus dem Volke, der sich gegen irgend einen Beamten auflehnt.

10) Incest stellt sich dar durch zu vertrauten Umgang zwischen solchen Personen, die sich in Rücksicht auf ihren gegenseitigen Verwandtschaftgrad nicht würden heirathen dürfen.

Alle diese entsetzlichen Verbrechen strafen die Gesetze mit der allergrößten Strenge, und es kann eine Verzeihung solcher Capitalbeleidigungen nie stattfinden. Wie nun diese Verbrechen stets eine directe Verletzung der Bande sind, welche die Gesellschaft zusam-

menhalten, hat man sie dem Gesetzbuch vorangestellt, damit das Volk sie kennen, fürchten und vermeiden lerne.

Der 3. bis 5. Abschnitt handelt von den privilegirten Classen.

Der 6. bis 8. Abschnitt beschäftigt sich mit den Verbrechen der kaiserlichen Beamten am Hofe und in den Provinzen, und namentlich mit Verwandelung der Körperstrafe in Degradation. Hundert Hiebe degradiren um vier Stufen oder auch ganz, je nach der Natur des Verbrechens.

Der 9. u. 10. betrifft die Bestrafung der Tataren, d. h. der Soldaten, die nicht ganz, sondern nur an den entferntesten Posten verwiesen werden können.

Im 11. Abschnitt werden die Rücksichten genannt, welche zur Milderung einer Strafe bewegen können, wie z. B. die Selbstanklage eines Verbrechers.

Der 12. Abschnitt sichert denen, welche wegen ihres Alters oder der Trauer, oder Krankheit halber den Dienst verlassen, den Rang. Geschiedene Frauen verlieren ihren Rang.

Im 13. Abschnitt werden die Verbrechen besprochen, die ein Beamter vor seiner Anstellung begangen, und im folgenden die Bestrafung der degradirten Beamten.

Der 15. setzt fest, daß es den Verwandten der Verbannten freigestellt ist, sie ins Exil zu begleiten, ja daß man ihnen Mittel gewähren wird, um in der Ferne sich eine Heimath zu gründen. Stirbt der Verbannte vor Ablauf seiner Strafzeit, so darf seine Familie zurückkehren — ausgenommen die der Hochverräther.

Es folgen nun die Bestimmungen über die Gnadenacte, und dann (19. u. 20.) die Verbrechen der Astronomen, Musiker, Künstler und Frauen. Im 21. Abschnitt wird die Strafe derer, die schon einmal verurtheilt waren, geschärft, in den zwei folgenden aber die Fälle genannt, wo eine besondere Nachsicht eintreten soll. Menschen unter 15 und über 70 Jahr, wer ein Auge oder sonst ein Glied verloren, dürfen sich von der Strafe loskaufen, ausgenommen von der Verbannung wegen Hochverrath. Verbrecher unter 10 und über 80 Jahr, Blinde und welche zwei Glieder verloren haben, werden auch in Capitalverbrechen der Gnade Seiner Majestät empfohlen. Schuldige unter 7 und über 90 Jahren werden nur für das Verbrechen des Hochverraths bestraft, doch nur an der Person desjenigen, der sie zu diesem Verbrechen verführt hat.

Der 24. Abschnitt handelt von der Wegnahme und der Wiederherausgabe der Kaufmannswaaren.

Besonders merkwürdig sind die im 25. Abschnitt enthaltenen Bestimmungen über den Schuldigen, der sein Verbrechen selbst bei der Obrigkeit anzeigt. Geschieht dieß, bevor das Verbrechen entdeckt ist, so ist er ganz straflos, eben so wenn ihn jüngere Verwandte anklagen. Flüchtige Verbrecher, die freiwillig zurückkommen,

erhalten Ermäßigung der Strafe. Eben so wird es mit Dieben und bestochenen Beamten gehalten, deren Strafe durch freiwillige Rückgabe des gestohlnen Gutes oder des angenommenen Geschenkes aufgehoben wird.

Es folgen nun in den meisten Abschnitten genaue Bestimmungen über die Verbrechen, welche sich ganze Collegia durch irrige und ungerechte Entscheidungen, Verzögerungen, Vernachlässigungen und dergleichen zu Schulden kommen lassen.

Der 32. Abschnitt legt, wie die ganze Gesetzgebung, eine große Achtung vor dem Familienleben dar, indem er bestimmt, daß Eltern, Kinder und Verwandte, Sclaven und gemiethete Diener durchaus nicht bestraft werden, wenn sie die Verbrechen zu verheimlichen suchen, die die Ihrigen begangen haben, wenn sie ihnen zur Flucht verhelfen oder sie verbergen.

Fremde werden — nach Abschn. 34. — nach chinesischen Gesetzen gerichtet, so wie sie das Land betreten haben.

Die letzten Abschnitte 45. u. 46. enthalten ein Verzeichniß der Verbannungsörter des Reiches.

Die zweite Hauptabtheilung enthält die bürgerlichen Gesetze in Bezug auf die Staatsverwaltung. Die erste Hälfte enthält das System der Regierung und beginnt mit der Erbfolge der Würden und Titel. Dann folgt, Abschn. 48., das Gesetz, daß alle bürgerlichen und Kriegsbeamten einzig vom Kaiser eingesetzt und abberufen werden können. Untersteht sich ein Großbeamter, eine Stelle in seiner Machtvollkommenheit zu besetzen, so wird er eingezogen und sodann enthauptet. Jeder Staatsbeamter, welcher, wenn ihm der Kaiser selbst eine Dienstverrichtung aufträgt und ihn deßhalb nach einem andern Orte versetzt, diesen Befehl von sich weist, erhält 100 Hiebe und wird für alle Zukunft als ungeschickt zur Uebernahme eines Staatsdienstes erklärt.

Wenn dem Kaiser Civilbeamte, die sich nicht durch außerordentliche Dienste um den Staat verdient gemacht haben, als würdig zu großen erblichen Würden empfohlen werden, so sollen sie und die, welche sie empfohlen haben, zur Enthauptung verurtheilt werden.

Der 50. Abschnitt enthält das Verbot, mehr Beamten anzustellen, als das Gesetz vorschreibt; die Strafe kann bis auf 100 Hiebe und 3 Jahr Verbannung ausgedehnt werden. Jedes Mitglied eines Collegiums wird dafür verantwortlich gemacht. Dagegen ist es den Beamten gestattet, in gewissen Fällen sich Gehülfen für ihre Arbeit zu miethen.

Es folgen Verbote der Parteilichkeit bei den öffentlichen Prüfungen und Ertheilungen der Grade, der Wiederanstellung von Staatsdienern, die man als untüchtig entlassen; wurden sie wegen Mangels an Kenntnissen verabschiedet und nicht wegen Bestechung, so dürfen sie sich jedoch zu einer nochmaligen Prüfung anmelden.

Der 54. Abschnitt stellt fest, daß kein Staatsbeamter im Civil- oder Kriegsdienst seine Stelle aufgeben darf, wenn er nicht entweder krank oder zu einem andern Staatsgeschäft berufen worden ist. Wenn sich ein Beamter entfernt, um einem schwierigen oder unangenehmen Geschäfte, wie etwa der Steuererhebung oder der Gefangennehmung eines Verbrechers auszuweichen, erhält er 100 Hiebe und verliert seine Stelle, als untüchtig zu fernerem Dienst; in besonderen Fällen kann die Strafe geschärft werden, wenn dem Staate aus seinem Betragen Schaden erwachsen ist. Es folgen Bestimmungen über die Pünctlichkeit im Dienst bei abgelaufenem Urlaub und dem Antritt neuer Stellen, so wie über die genaue Vollziehung der gegebenen Befehle durch die Unterbehörden.

Mit dem 58. Abschnitt beginnen die Aufruhrgesetze. Wenn ein Unterbeamter einen höheren, der zum Tode verurtheilt ist, durch hinterlistige Bemühungen zu retten versuchte, werden beide enthauptet; eben so verliert der den Kopf, der andere kaiserliche Befehle zu hintertreiben sucht, seine Frauen und Kinder werden Sclaven, seine Güter eingezogen. Gleiche Strafe steht auf verbotenen Einverständnissen und geheimen Unterhandlungen der Beamten bei Hofe mit den Beamten in den übrigen Theilen des Reiches, so wie auf der Einsendung von Addressen an den Kaiser, worin die Tugenden, Talente und gute Verwaltung eines der Minister gelobt werden.

Die zweite Hälfte des zweiten Hauptabschnittes handelt von der Aufführung der Beamten, worin vor Allem Kenntniß der Gesetze von ihnen verlangt wird. Am Ende eines jeden Jahres haben deßhalb in allen Theilen des Reiches die Oberbeamten sämmtliche ihren Befehlen untergebenen Angestellten über die Gesetze zu prüfen. Werden sie unwissend befunden, so zahlen sie einen Monat ihres Gehaltes und erhalten 40 Hiebe. Ein Beamter aber, der für aufrührische Zwecke den Text der Gesetze verändert oder ihm eine falsche Auslegung giebt, wird enthauptet. Hierauf folgen die strengen Bestimmungen über die genaue Ausführung kaiserlicher Befehle, deren Verfälschung oder Vernichtung, über die Fehler bei Abfassung der Bittschriften oder nachlässige Berichte, verspätete Rechenschaftsablegung und Prüfung der Register. Es wird verboten, daß ein Beamter sich im Dienste von einem andern vertreten lasse oder mit demselben tausche. Harte Strafe steht auf willkürlicher Veränderung der Befehle und dem Mißbrauch des Amtssiegels.

Die dritte Hauptabtheilung enthält die fiscalischen Gesetze in sieben Capiteln, deren erstes von den Bevölkerungslisten handelt. Ein Familienvater, der sich nicht in die Steuerlisten eintragen läßt, erhält, wenn er Grundbesitz hat, 100, wenn nicht, 80 Hiebe, und die Familienglieder werden für den künftigen öffentlichen Dienst aufgezeichnet. Ein Hausvater, der eine bei ihm wohnende selbständige Familie nicht eintragen läßt, erhält gleichermaßen

100 Hiebe, wenn die Fremden steuerbares Eigenthum besitzen, außerdem 80 Hiebe. Eben so wird die Verheimlichung von einzelnen Fremden, die im Hause wohnen, ohne Familienglieder zu seyn, bestraft. Jeder Hausvater muß seine Hausliste einliefern, und alle Personen männlichen Geschlechts vom 16. Jahre an eintragen; wenn er das Alter falsch, oder die Personen als krank und schwach angiebt, um sie dem öffentlichen Dienste zu entziehen, wird er, je nach der Anzahl der nicht genannten Personen, mit 60 bis 100 Hieben bestraft. Es folgen die Strafen für die Obrigkeiten und die Einwohner, welche damit von der Obrigkeit beauftragt worden sind, insofern sie sich absichtliche Ungenauigkeiten in der Aufzeichnung der Personen haben zu Schulden kommen lassen. Die Einwohner müssen nach ihrem Stand, den sie bereits gewählt haben oder den sie erst wählen wollen, aufgeführt werden, als Civil- oder Kriegsbeamte, Couriere, Künstler, Aerzte, Astrologen, Ackerbauer, Musiker oder dergleichen.

Im 77. Abschnitt wird die Gründung neuer Klöster von der Secte des Foe oder Taosse verboten. Wer dawider thut, erhält 100 Hiebe; ist der Schuldige ein Priester, so wird er seiner Würde entkleidet und auf ewig verbannt; eine Priesterin wird zur Sclavin gemacht und das dem Kloster bestimmte Geld confiscirt. Wer ohne Erlaubniß der Regierung die geistliche Tracht annimmt und sich in ein Kloster aufnehmen läßt, bekommt 80 Hiebe.

Es folgen Abschnitt 78.—79. die Bestimmungen über die Erbfolge.

Im 80. Abschnitt beginnen die Verordnungen über Erhebung der Abgaben und die Verrichtung des öffentlichen Dienstes, wobei den Beamten Unparteilichkeit und Gerechtigkeit vor Allem zur Pflicht gemacht und die Strafe von 10 bis 80 Hieben bestimmt wird. Ein Bürger und Hausvater, der nicht gezwungen ist, zu arbeiten, um zu leben, und der seine Söhne, Enkel, Brüder oder Neffen in den Dienst eines Staatsbeamten giebt, um dem Dienst, den sie dem Staate schuldig sind, auszuweichen, erhält 100 Hiebe. In allen Theilen des Reiches bilden 100 Familien eine Gemeinde, die einen Häuptling und zehn Beisitzer aus ihrer Mitte ernennen, welche die Erhebung der Abgaben besorgen und die öffentlichen Dienstleistungen anordnen. Wer sich in ihr Geschäft mischt und dem Volke dadurch lästig fällt, bekommt 100 Hiebe und wird verbannt. Hundert Hiebe erhält auch Jeder, der sich der Personalleistung des öffentlichen Dienstes absichtlich entzieht und deßhalb in einen benachbarten District entweicht. Zu Gefängnißwärtern müssen die bewährtesten und würdigsten Personen gewählt werden; wer aber, um den Dienst zu vermeiden, einen andern an seiner Stelle schickt, bekommt 40 Hiebe.

Regierungsbeamte, welche Arbeiter, Handwerker oder Künstler zum öffentlichen Dienste an einen Ort schicken, der 100 Meilen von

ihrem Wohnorte entfernt ist, oder gar für sich in ihrer Wohnung arbeiten lassen, werden mit 40 bis 80 Hieben bestraft und haben den mißbrauchten Personen Schadenersatz zu leisten. Man soll überhaupt keinen Arbeiter auf länger als drei Tage hintereinander in Anspruch nehmen.

Im 87. Abschnitt wird Söhnen und Enkeln untersagt, ohne die Einwilligung ihrer Eltern oder Großeltern einen Theil ihres Erbtheils zu ergreifen, um eine selbstständige Heimath sich zu gründen, und zwar bei 100 Hieben Strafe. Geschwister, die nach dem Tode der Eltern vor Ablauf der Trauer die Erbschaft theilen, erhalten 80 Hiebe.

Endlich wird den Obrigkeiten streng anbefohlen, für alle armen Wittwer und Wittwen, alle Waisen, alle Kranke, die kinderlos dastehen, so wie für Alle, die nichts zu leben haben, zu sorgen und ihnen den Lebensunterhalt zu gewähren. Die Regierung hat Geldmittel für diesen Zweck bestimmt, und der Beamte, der sie nicht anwendet, wird mit 60 Hieben bestraft.

Es folgt nun das 2. Capitel von Ländereien und Pachtungen, das mit der Taxation derselben beginnt und sodann zu einem der wichtigsten Abschnitte der chinesischen Verfassung übergeht. Der 91. Abschnitt handelt nämlich von der Untersuchung der Landstriche, welche von Unglücksfällen betroffen worden sind. In allen Bezirken, wo das Feld von der Witterung gelitten hat, durch übermäßigen Regen, durch Ueberschwemmungen, durch zu große Dürre, durch außergewöhnlichen Frost, durch Heuschreckenfraß und ähnliche Unfälle, werden die Abgaben entweder theilweise oder auch ganz erlassen. Die Obrigkeiten sind verpflichtet, die ihnen darüber gemachten Vorstellungen anzunehmen; sie müssen einen Bericht über diese Geiseln an ihre Oberbehörden einsenden und sich durch persönlichen Besuch von dem Unglück überzeugen; die Oberbehörden müssen aber einen Staatsbeamten in den District senden und den Bericht der Unterbehörde prüfen lassen. Die Unterlassung dieser Geschäfte führt eine Strafe von 80 Hieben für jeden Betheiligten mit sich. Die Regierung bestraft ungenügende oder falsche Berichte in gleicher Maße, so wie diejenigen Unterthanen, die dazu Veranlassung gegeben haben.

Es folgen nun Strafbestimmungen über unrichtige Angaben der Steuerbarkeit, des Ertrages, über Fälschungen beim Verkauf von Ländereien, so wie die Bestimmung, daß kein Beamter in dem District, wo er angestellt ist, Länderbesitz erwerben darf, so lange er im Amte ist bei Strafe der Confiscation der Güter.

Der 95. Abschnitt behandelt die Hypotheken, die nur in der vom Gesetz vorgeschriebnen Form Statt finden können.

Der 96.—99. Abschnitt ist abermals dem Ackerbau gewidmet und darin namentlich die größte Sorgfalt für denselben zur Pflicht

gemacht. Wenn ein Stück Land nicht so angebaut ist, wie es seyn soll, ohne daß eine Ueberschwemmung oder Dürre, oder irgend ein anderes Unglück daran Ursach ist, wenn Maulbeerpflanzungen, Hanf und andere Felder in der zweckmäßigen Weise nicht gepflegt werden, so ist dafür der vornehmste Einwohner des Bezirkes verantwortlich und er wird je nach dem Umfang des angebauten Landes bestraft, mit 20 bis 80 Hieben. Aehnliche Strafe hat der Stadthauptmann dritter Classe zu gewärtigen, wenn so etwas unter seinen Augen Statt findet. Der nachlässige Eigenthümer solcher Pflanzungen wird mit 20 Hieben für jeden fünften Theil seines Landes bestraft.

Harte Strafen bedrohen den, welcher Ackergeräthe und Feldfrüchte absichtlich zerstört oder zerstören läßt; wer Grabmäler, Ornamente an öffentlichen Gebäuden, Mauern u. s. w. beschädigt, erhält 80 Hiebe und muß Schadenersatz leisten.

Das 3. Capitel enthält das Ehegesetz, das wir schon früher im Wesentlichen kennen lernten.

Das 4. beschäftigt sich mit dem öffentlichen Eigenthum und beginnt mit der Münze. Es sind eigene Münzstätten vorhanden, in denen dieselbe gegossen und geschlagen und bis zur Ausgabe aufbewahrt wird. Das Finanzministerium bestimmt den Werth des Metalls. Kein Bürger oder Soldat darf für seinen Privatgebrauch Kupfer- oder Bronzegeräth, außer zu Kriegswaffen, Spiegeln und Glocken, verarbeiten; ausgenommen sind auch Gegenstände für den religiösen Cultus. Jedermann, der Kupfer übrig hat, mag dasselbe an die Obrigkeit verkaufen. Wer Kupfer heimlich kauft und bei sich aufhäuft, erhält 40 Hiebe.

Im 99. Abschnitt werden die Termine zur Ablieferung der Naturalabgabe bestimmt. Zur Sommerernte, wo man das Korn schneidet, sind die Staatsmagazine vom 15. Tage des 5. Monats für die Abgabe eröffnet bis zum Ende des 7. Monats. Für die Herbsternte werden sie vom 1. Tage des 10. bis zum letzten des 12. Monats geöffnet. Den Beamten wird dabei die strengste Rechtlichkeit und Unparteilichkeit zur Pflicht gemacht und genaue Bestimmungen über Unterschleife, Verwendung der öffentlichen Einnahme für Privatzwecke von Seiten der Beamten u. dergl. angeordnet.

Das 5. Capitel betrachtet die anderen Abgaben an Salz, Thee, Alaun, die Zölle von Kaufmannswaaren und schließt mit rückständigen Abgaben.

Das 6. Capitel ist dem Privateigenthum gewidmet; es beginnt im 149. Abschnitt mit dem Wucher. Wer da Geld oder andere werthvolle Gegenstände, um Nutzen daraus zu ziehen, ausleiht, soll davon 3 Procent monatlich nehmen dürfen. Wer dieses Gesetz überschreitet, erhält mindestens 40 Hiebe, die mit der Steigerung der Interessen bis 100 Hiebe anschwellen können. Wenn

Beamte auf Interessen, wenn auch nur die gesetzlichen, Geld oder Geldeswerth an Leute leihen, die unter ihrer Pflege stehen, so bekommen sie 80 Hiebe, die mit der Größe der Interessen auf 100 Hiebe und dreijährige Verbannung anwachsen. Hierauf folgen die Bestimmungen in Bezug auf böswillige Schuldner. Wer Frau und Kinder für eine Schuld verpfändet, erhält 100 Hiebe. Ein Gläubiger, der die Frauen oder Kinder seines Schuldners gewaltsam wegfängt, wird mit 100 Hieben, und wenn er strafbare Verbindungen mit ihnen eingeht, mit Erdrosselung bestraft.

Es folgen Bestimmungen über Verschleuderung anvertrauten Gutes, verlorene, vergessene oder vergrabene Besitzthümer; derartige aufgefundene Dinge muß man an die Obrigkeit abliefern, welche die Hälfte dem Staate, die andere dem Eigenthümer zustellen muß, wenn derselbe ermittelt werden kann.

Das letzte Capitel handelt von Märkten und Käufen und zwar zuvörderst im 152. Abschnitt von den Handelsagenten, welche von der Obrigkeit in jeder Stadt, jedem öffentlichen Markt, jedem Dorfbezirk, jedem Hafen an der See wie an Flüssen einzusetzen sind. Sie sind zugleich die Aufseher der Fahrzeuge. Man soll zu solchen Mäklern solche Männer wählen, deren Vermögensumstände die mit ihrer Stelle verknüpfte Verantwortlichkeit verbürgen. Der Bezirksbeamte wird ihnen eine Erlaubniß in der vorgeschriebenen Form geben und sie verpflichten, ein amtliches Verzeichniß zu halten, worin sie die Namen der Schiffe und der Kaufleute bemerken, die ihren Ort besuchen, so wie alles Andere, was darauf Bezug hat, wie den Hafen, woher sie kommen, den Tag ihrer Ankunft, die Zeichen, Nummern, Beschaffenheit und Menge der eingebrachten Waaren. Alle Monate wird ihr Verzeichniß geprüft, entweder am Bord der Schiffe durch den Bezirksbeamten oder in seiner Amtsstube. Wer nun ohne Erlaubniß diese Geschäfte treibt, erhält 60, und der Beamte, der es duldet, 50 Hiebe.

Die Handelsagenten sollen die eingebrachten und untersuchten Waaren nach aller Billigkeit abschätzen, und dabei weder eine Bedrückung noch eine Begünstigung Statt finden lassen.

Es folgen (154. Abschnitt) Gesetze wider allerlei Bedrückungen, Bedrängungen und willkürliche Steigerung der Preise durch Speculanten. So wird ein Kaufmann, welcher, nachdem er die Art und Weise beobachtet, in welcher seine Nachbarn Geschäfte machen, den Preis seiner Waare so stellt, daß jene die ihrige nicht verkaufen können, und der dabei einen sehr bedeutenden Gewinn macht, mit 40 Hieben bestraft. Jeder, das Gewöhnliche überschreitende Gewinn im Handel wird als Diebstahl betrachtet.

Der 155. Abschnitt handelt von falschem Gewicht, falschem Maaß und falschen Waagen. Wer solche führt, welche die Regierung nicht geaicht und geliefert, wird mit 60 Hieben bestraft,

wie auch der Verfertiger derselben. Sind aber solche Fälschungen mit Zustimmung des Beamten geschehen, so erhält er und der Anfertiger 70 Hiebe.

Wer für den Verkauf Waaren fertigt, die nicht genau so gearbeitet sind, wie die Regierung es vorschreibt oder es gemeiner Gebrauch ist, so daß z. B. Seiden- und andere Gewebe minder dicht, im Stücke minder lang oder breit, als es Regel ist, wird mit 50 Hieben bestraft.

Es folgt die vierte Hauptabtheilung, Gesetze über die Gebräuche. Das 1. Capitel enthält die heiligen Gebräuche.

Der 157. Abschnitt bestimmt, daß die Oberbeamten der Provinzen, welche die großen kaiserlichen Opfer für den Himmel, die Erde und den Geist, welcher der Erzeugung der Producte der Erde und der Menschen vorsteht, so wie die geistlichen Ceremonien im Tempel der kaiserlichen Familie darzubringen haben, sich durch Fasten dazu vorbereiten sollen. Sie haben den durch das Gesetz bestimmten Tag, an welchem die Feierlichkeit Statt finden soll, voraus bekannt zu machen, bei 50 Hieben Strafe, die auf 100 gesteigert werden können, wenn dadurch beim Opfer selbst eine Unregelmäßigkeit herbeigeführt worden ist. Wenn einer der Beamten den kaiserlichen Befehl zum Opfer erhalten, muß er sich der Fasten unterziehen, das heißt, er muß die Trauer unterbrechen, darf keine Kranken besuchen, keine Kenntniß von Capitalverbrechen nehmen, nicht an öffentlichen Gelagen Theil nehmen; handelt er diesen Bestimmungen, zu denen er sich eidlich verpflichtet hat, zuwider, so verliert er einen Monat Gehalt für jedes einzelne Vergehen. Wenn die Oberaufseher der Gebräuche wissen, daß ein Mitglied der zusammenberufenen Versammlung sich erlaubt hat, Trauer für einen Verwandten über den 4. Grad der Verwandtschaft anzulegen, oder der ein Verbrechen begangen, das über 50 Hiebe ihm zugezogen, oder die Strafe der Verbannung erlitten, so darf er dieser Person den Antheil an der Ceremonie nicht gestatten. Wenn die beim Opfer darzubringenden Gegenstände, die Thiere, kostbaren Steine, Seidenstoffe, Fruchtkörner und das Uebrige nicht von der gehörigen Beschaffenheit sind, werden die Oberaufseher mit 80 bis 100 Hieben bestraft.

Es folgen nun Strafbestimmungen über Beschädigung der Altäre, der heiligen Terrassen und Hügel, so wie anderer heiligen Gegenstände.

Der 159. Abschnitt befiehlt, daß in den Bezirken der Städte des ersten, zweiten und dritten Ranges die Schutzgeister des Ortes, der Gebürge, der Ströme und Flüsse, der Winde und Wolken, des Donners und Blitzes, eben so wie die alten heiligen Kaiser, die aufgeklärten Könige, die treuen Minister und großen Philosophen, alle einzeln durch Opfer und Erinnerung geehrt wer-

den sollen. Die Oberbeamten sollen darauf sehen, daß ihnen allen Denkmäler errichtet und ihr Andenken erhalten werde. Man soll Tafeln aufrichten, auf denen ihre Namen, ihre Titel und der Tag geschrieben ist, an welchem ihr Opfer Statt findet. Diese Tafeln (die Ehrenbogen) sollen an geeigneten Stellen in der Nähe fließender Gewässer errichtet werden. Eine Vernachlässigung dieses Dienstes zieht den Beamten 100 Hiebe zu. Wenn aber ein Beamter einem Geiste oder einer heiligen Person Opfer bringt, welcher das Gesetz keine Verehrung zuerkennt, erhält er 80 Hiebe.

Die Grabmäler der alten Kaiser, der heiligen Personen, der Philosophen, der guten Minister und anderer erlauchten Personen sollen von den Obrigkeiten sorgfältig vor jeder Beschädigung bewahrt werden.

Wenn eine Familie die Anbetung des Himmels und des Nordsterns durch Verbrennung von Weihrauch während der Nacht sich erlaubt, und die Lampen des Himmels anzündet, so wird dies als Entweihung der heiligen Gebräuche angesehen und mit 80 Hieben bestraft. Unternehmen die Priester vom Foe und Taosse dergleichen, so werden sie außer dieser Strafe noch ihrer Priesterwürde entkleidet. Wenn die Regierungsbeamten und Soldaten ihren Frauen und Kindern gestatten, in die Tempel der genannten Priester zu gehen und daselbst den dort verehrten Wesen Weihrauch zu verbrennen, so erhalten sie 40 Hiebe und eben soviel die Tempeldiener.

Der 162. Abschnitt handelt von Wahrsagern, Sectenführern und Predigern falscher Lehren. Die Wahrsager, welche sich ihrer Bücher bedienen, um böse Geister hervorzurufen, barbarische Beschwörungen vorzunehmen, die Häupter gottloser und verderblicher Secten, die Mitglieder aller abergläubischen Vereine, wie der Mi-le-fo oder Pe-lien-kiao, beleidigen alle Gesetze durch ihre Lehren und teuflisches Treiben. Die Anführer solcher Gesellschaften sollen daher, wenn sie im Geheimen und in der Nacht ihre Opfer und Lehren dem Volke mittheilen, und die nur zu leichtgläubige Menge verführen und täuschen, gefangen gesetzt und zur gewöhnlichen Zeit erdrosselt werden, die Anhänger werden 100 Hiebe erhalten und auf ewig 3000 Meilen weit verbannt.

Das 2. Capitel beschäftigt sich mit verschiedenen Observanzen, zunächst mit den Heilmitteln und Gerichten, welche für den Kaiser bereitet werden, und allem dem, was zu seinem persönlichen Gebrauche bestimmt ist. Dann folgt das Gesetz, daß jeder Hausvater, welcher bei sich heimlicherweise Bilder der himmlischen Geister, astronomische Instrumente, astrologische Bücher, die Bildnisse der ältesten Kaiser und Könige, Amtssiegel von Gold und Edelstein und andere Dinge, wovon ein Privatmann gesetzlich keinen

Gebrauch machen kann, aufbewahrt, anstatt sie der Obrigkeit auszuliefern, 100 Hiebe erhält, nachdem ihm diese Gegenstände abgenommen worden.

Ferner ist bestimmt, in welcher Weise man sich der kaiserlichen Majestät zu nähern hat, wie und wo die an den Kaiser gerichteten Bittschriften und Berichte einzureichen sind.

Es wird, Abschnitt 172., streng verboten, daß ein Beamter zur Erinnerung an seine eigenen Verdienste in seinem Bezirk sich selbst ein Denkmal errichte oder andern unwürdigen Personen solche Ehre erweise. Gleichermaßen wird streng untersagt, daß Unterbeamte in den Ehrenbezeigungen gegen höhere das durch den Rang gebotene Maaß überschreiten oder daß kaiserliche Beamte sich ihres Ranges im Benehmen gegen andere überheben.

Der 175. Abschnitt enthält die Aufwandgesetze in Bezug auf Wohnung und Kleidung, worinnen ebenfalls der Rang den Maaßstab giebt. Wer verbotene Gegenstände in Gebrauch nimmt, wie den kaiserlichen Drachen oder den kaiserlichen Phönix, wird mit 100 Hieben und 3 Jahren Verbannung bestraft, auch, wenn er kaiserlicher Beamter, für immer seiner Stelle entsetzt. Priester, welche mit Erlaubniß der Behörde in den Orden des Foe oder Taosse getreten sind und fortfahren ihre Eltern zu besuchen, ihren Ahnen zu opfern und für ihre verstorbenen Verwandten Trauer anzulegen, erhalten 100 Hiebe und verlieren ihren Stand. Priester dürfen nur einfache und einfarbige Seidenstoffe tragen, ausgenommen die bei Verrichtung ihres Amtes gebräuchliche Kleidung.

Alles, was Gestirne, die Sonne, den Mond, die fünf Planeten, die 28 Hauptconstellationen, die Finsternisse, Meteore und andere Himmelserscheinungen betrifft, gehört vor das astronomische Collegium von Peking. Anderen Personen, namentlich Zauberern und Wahrsagern ist jede Einmischung untersagt und Beamte dürfen bei diesen sich niemals Rath erholen.

Es folgen nun die Gesetze über Trauer und Leichenbegängnisse, die wir bereits betrachtet haben.

Das fünfte Hauptstück enthält die Kriegsgesetze, die zum größten Theile sich auf die Polizeiverwaltung im Innern und an der Grenze des Reiches beziehen. Das erste Capitel betrifft die kaiserlichen Paläste und den Dienst im Innern, so wie die kaiserlichen Gebäude, Straßen, Brücken im Reiche, die wir ebenfalls schon kennen gelernt haben.

Das zweite Capitel ist das Reglement der Armee und beginnt mit dem Gesetz über Verwendung der Soldaten. Wenn die Commandanten der Reiterei oder des Fußvolkes in den Städten und den festen Plätzen, welche an den Gränzen des Staates sich befinden, Nachricht erhalten, daß sich Unruhen in irgend einem Theile ihres Bezirkes bemerken lassen, so haben sie sich zuvörderst von der

Wahrheit dieser Nachrichten zu überzeugen und ihre Maßregeln darnach einzuleiten, dann an ihren Oberbefehlshaber und durch diesen an die kaiserliche Majestät zu berichten. Zieht er Truppen zusammen, ohne die Befehle seiner Obern abzuwarten, so erhält er und diejenigen Garnisonsoffiziere, die ihm Soldaten gestellt haben, 100 Hiebe nebst ewiger Verbannung an einen entfernten Ort. Es folgen in dieser Beziehung noch mehrere Bestimmungen, die wir hier übergehen können, eben so wie das Gesetz über die militairischen Berichte.

Abschnitt 201. u. ff. beschäftigen sich mit den kaiserlichen Befehlen und deren Beförderung, die namentlich den Soldaten übertragen sind. Diese Verrichtung ist besonders wichtig, weil durch sorglose Handlungsweise sehr leicht wichtige Staatsgeheimnisse veröffentlicht werden können. Der Courier, der sich unterfteht, einen versiegelten Brief heimlich zu eröffnen, bekommt 60 bis 100 Hiebe. Wer aber ein anvertrautes Staatsgeheimniß oder kaiserlichen Befehl vorlaut bekannt macht, erleidet Todesstrafe. Es folgen demnächst Strafbestimmungen für Nachlässigkeit im Dienst, die allesammt sehr streng bestraft werden. Streng verboten ist den Gränzsoldaten jede Art von Bedrückung und Plünderung; die Offiziere dürfen die Soldaten nicht zu ihrem persönlichen Dienste verwenden. Große Sorgfalt ist für die Instandhaltung der Waffen und Pferde empfohlen. Deserteure werden das erste Mal mit 100 Hieben, das zweite Mal aber mit dem Tode bestraft.

Der 218. Abschnitt bestimmt, daß Witwen und Waisen der im Dienste gestorbnen Soldaten vom Staate ernährt werden, und wenn sie sich mit im Felde befinden, auf öffentliche Kosten in ihre Heimath zurückgeschafft werden müssen.

Darauf folgt das Gesetz über den nächtlichen Dienst in der Stadt Peking. Zwischen Abends 9 Uhr 12 Minuten und Morgens 5 Uhr 12 Minuten darf Niemand in den Straßen gehen, der nicht durch sein Amt oder dringend nothwendige Geschäfte, wie sie Krankheit und Todesfall herbeiführen, dazu berechtigt ist. Die Patrouillen haben Jeden anzuhalten, und wer sich ihnen durch die Flucht entziehen will, erhält 100 Hiebe. Wer sich aber an der Wache vergreift und einen davon verwundet, wird erdrosselt.

Das dritte Capitel handelt von den Gränzen. Jedermann, der ohne Paß zu Wasser oder zu Lande an eine Gränze gelangt, erhält 80 Hiebe, und 10 mehr, wenn er sie zu umschleichen versucht hat. Wer sich der an den Gränzen angeordneten Untersuchung widersetzt und keinen Paß hat, erhält 100 Hiebe und Verbannung auf 3 Jahr. Todesstrafe aber erfolgt, wenn er ein Einverständniß mit den benachbarten Völkern unterhalten hat*). Läßt der Gränz-

*) Das strenge Abschließungssystem der chinesischen Regierung werden wir später näher betrachten.

offizier solch einen Menschen entkommen, so erleidet er gleiche Strafe.

Beamte, welche an Personen Pässe ausgeben, die keine erhalten sollen, als z. B. an Verbannte, an solche, deren künftiger Aufenthalt durch das Gesetz bestimmt ist, oder wer sich eines falschen Namens zur Erlangung eines Passes bedient, oder wenn ein Civilbeamter als Soldat, und umgekehrt, reisen sollte, desgleichen wer seinen Paß einer andern Person zur Benutzung überläßt — erhält 80 Hiebe. Darauf folgen die Verordnungen hinsichtlich der Fälschung der Pässe durch die Beamten.

Nächstdem wird den Gränzbeamten eingeschärft, die Reisenden und ihre Waaren nicht unnütz aufzuhalten; wer sie einen Tag aufhält, bekommt 80 Hiebe und eben soviel für jeden anderen Tag unnöthig verlängerten Aufenthalt derselben. Sie dürfen sie ebenso wenig bedrücken, als Geschenke von ihnen annehmen.

Wenn die Schiffer bei hochgehendem Wasser ein Schiff führen und dadurch in Gefahr bringen, erhalten sie 40 Hiebe, die Offiziere, die solche Sorglosigkeit den Schiffern gestatten, erhalten noch einmal so viel. Wollten sie aber gar die Schiffer zu gefährlichen Fahrten zwingen und es ereignet sich dadurch ein Todesfall, so werden sie als vorsätzliche Mörder gestraft.

Wer heimlich zu Wasser oder zu Lande Pferde, Vieh, bearbeitetes Eisen, welches zur Anfertigung von Waffen dienen könnte, Kupfermünze, Seide, Gaze und andere Stoffe zum Verkauf einbringt, wird mit 100 Hieben bestraft. Heimlich ausgeführte Waaren werden zum Besten des Staates confiscirt, ebenso die Fuhrwerke und Schiffe, in denen sie hereingebracht worden sind. Der Denunciant solcher Transporte bekommt drei Zehntheile zur Belohnung.

Wer zu Wasser oder zu Lande jeder Art Waffen oder Militairgüter auszuführen versucht, wird festgenommen und zur gewöhnlichen Zeit erdrosselt; war mit der Ausfuhr der Waffen die Absicht verbunden, dem Reiche Schaden zuzufügen, so erfolgt Enthauptung. Beamte, welche an dergleichen Unternehmungen betheiligt sind, erleiden gleiche Strafe. Auch werden die Offiziere und die am Tage der Ausführung auf dem Posten befindlichen Soldaten bestraft.

Wer einen Soldaten vom Corps der Bogenschützen zu seinem Privatdienst verwendet, erhält 40 bis 80 Hiebe und muß die Soldaten dafür bezahlen.

Das 4. Capitel handelt von den Pferden und anderen für den Kriegsdienst verwendeten Thieren; wir kommen später auf diesen Gegenstand zurück.

Das 5. Capitel enthält Bestimmungen über die Couriere und öffentlichen Posten. Die Soldaten der Militairposten müssen, wenn sie Befehle und Schriften des Gouvernements befördern,

in einer Nacht und an einem Tage 360 Lees (90 engl. Meilen) machen, und werden, wenn sie Dreiviertelstunde zu spät kommen, mit 20 Hieben bestraft, die bis zu 50 anwachsen, wenn sie noch später ankommen. Der Commandant des Militairpostens hat die Depesche sofort weiter zu schaffen; wenn er wartet, bis mehrere zusammen gekommen sind, erhält er 20 Hiebe. Beschmutzen oder zerreißen die Soldaten die Hülle der Depesche, ohne aber das Siegel zu verletzen, so bekommen sie 20 Hiebe; eine Strafe, die bis 60 steigt, wenn auch noch zwei innere Hüllen verletzt sind. Ist das Siegel verletzt, so kann die Strafe auf 100 Hiebe anwachsen. Machen die Postmeister keine Anzeige über derartige von ihren Soldaten verübte Vergehen, so erleiden sie gleiche Strafe. In jedem Bezirke des Reichs ist ein Generalpostmeister, der mit Strenge die Postmeister und die denselben untergebenen Soldaten überwacht und die Posten alle Monate revidirt. Die Generalpostmeister der Bezirke erhalten Strafe, wenn sie nicht gehörig Acht geben. Wenn ein Beamter an einen Beamten einer Provinzialbehörde auf gesetzliche Weise einen Bericht oder eine Klage an Seine Majestät den Kaiser einsendet und sein Vorgesetzter es verhindert, daß sie an den Ort ihrer Bestimmung gelange, indem er einen Boten an die verschiednen Militairposten sendet, welche sie passiren muß, um an den Hof zu gelangen, und sie hier aufzuhalten befiehlt, haben die Offiziere und Soldaten, denen ein solcher Befehl zukommt, sofort an den Bezirksbefehlshaber Anzeige davon zu machen, der dann an den Oberbeamten der Provinzen Bericht darüber erstattet. Dieser meldet die Sache an das Kriegsministerium zu Peking, das sie darauf an den Kaiser bringt. Wenn die Klage begründet ist, wird der beschuldigte Oberbeamte eingesperrt und dann zu gehöriger Zeit enthauptet. Die Postmeister und Soldaten, welche dabei betheiligt sind, erhalten 100 Hiebe, desgleichen der Bezirksbefehlshaber, wenn er die betreffende Anzeige nicht angenommen hat. In ähnlicher Weise werden Unterbeamte bestraft, welche die nachtheiligen Berichte der Oberen über ihre Amtsführung etwa unterschlagen wollen. Es folgen nun Befehle über die Instandhaltung der Posthäuser, die Tüchtigkeit der zum Postdienst verwendeten Soldaten, die Verwendung der Postsoldaten zu anderen Diensten, wenn auch für den Staat. Es wird nächstdem verboten, mehr Fahrzeuge oder Pferde für den Dienst in Anspruch zu nehmen, als wirklich nothwendig sind, bei 80 Hieben Strafe. Wenn ein Gesandter einen Postcommandanten, indem er seine Ansprüche geltend macht, schlägt oder verwundet, verfällt er in Strafe. Die Ansprüche der Couriere und Gesandten werden in den folgenden Abschnitten noch weiter beschränkt. Für die Beförderung kaiserlicher Befehle, die sich auf Anwendung militairischer Kräfte beziehen, dringende kriegerische Berichte an den Kaiser, werden Expresse abgeschickt, und welcher Post-

meister sie nicht durch einen gleichen weiter befördert, erhält 100 Hiebe, kann aber, wenn ein Schaden für den öffentlichen Dienst daraus erwächst, gefangen gesetzt und seiner Zeit enthauptet werden. Alle Berichte an den Kaiser über glückliche öffentliche Ereignisse, ungewöhnliche Vorgänge und Unglücksfälle, Bitten für die Provinzen um Korn wegen Hungersnoth müssen ebenfalls durch besondere Boten besorgt werden, so wie auch alle Mittheilungen über Mangel an Mundvorrath beim Heere, und alle Berichte in wichtigen und dringlichen Fällen. Wer es verabsäumt, dieses Gesetz zu beobachten, erhält 80 Hiebe. Wer aber unnöthiger Weise solche besondere Boten absendet, bekommt 40 Hiebe. Endlich folgen genaue Bestimmungen über das Gewicht der durch die Posten zu besorgenden Effecten, den Transport der Familien solcher Soldaten, die im Feld gestorben, über die Aushebung von Unterthanen zur Fortschaffung der Palankine von Beamten, den Transport von Verbannten und Gefangenen und den Mißbrauch der Post für Privatzwecke der Beamten.

Es folgt nun die stärkste, die sechste Hauptabtheilung des Gesetzbuchs, welche die **Criminalgesetze** enthält und im ersten Capitel mit den Verbrechen gegen das Reich beginnt. Der 254. Abschnitt handelt vom Hochverrath, den derjenige begeht, welcher gegen den Staat, indem er die Regierung umstoßen will, oder gegen den Monarchen auftritt, indem er den Palast, worin er wohnt, zerstört, oder den Tempel, worin seine Familie angebetet wird, oder die Gräber, worin die Gebeine seiner Ahnen ruhen, vernichtet oder vernichten will (s. o. S. 173.). Alle Personen, welche überwiesen sind, daß sie diese Unthaten begangen haben, oder die Absicht hatten, es zu thun, werden den Tod auf langsame und schmerzhafte Art erleiden, seyen sie nun als Anstifter oder als Mitschuldige dabei aufgetreten. Alle männlichen Verwandten dieser Personen im ersten Grad und über 60 Jahr alt, namentlich der Vater, der Großvater, die Söhne, Enkel, die Oheime väterlicher Seits, und alle ihre Söhne ohne Rücksicht auf ihre Entfernung von dem Aufenthaltsorte, oder auch Gebrechen und Krankheiten werden ohne Unterschied enthauptet. Alle andern männlichen Verwandten der genannten Verbrecher, seyen sie auch noch so entfernt vom Wohnorte und durch Blut oder Heirath verwandt, werden, wenn sie 60 Jahr oder darüber alt sind, ebenfalls enthauptet, wenn sie unter dem Dache des Verbrechers zu der Zeit lebten, wo er sein Verbrechen begangen hat.

Alle männlichen Verwandten im ersten Grade, die unter 60 Jahre haben, und ihre Verwandten im ersten Grade jeglichen Alters werden als Sclaven unter die Großbeamten des Staates vertheilt. Alle Güter werden vom Staate confiscirt.

Diejenigen weiblichen Verwandten der Verbrecher, die in andere Familien verheirathet sind, bevor das entsetzliche Verbrechen begangen worden, und die den Verbrechern und ihren Söhnen und Enkeln erst verlobten Frauen sind den vom Gesetz verordneten Strafen nicht unterworfen. Alle Personen, welche die Verbrecher kennen, oder die, welche von dem Vorhaben wußten und es nicht anzeigten, werden enthauptet. Wer einen solchen Verbrecher anzeigt oder denselben der Obrigkeit überliefert, wird in Staatsdienst genommen, oder wenn er darin bereits eingetreten, um einen Grad befördert, auch erhält er in jedem Fall das gesammte confiscirte Besitzthum des Verbrechers.

Jede Person, welche der Obrigkeit genügende Anzeige über ein derartiges Verbrechen machen kann, so daß sie in Stand gesetzt ist, einen Proceß einzuleiten, erhält das Gut, was nachmals confiscirt wird, hat jedoch noch keinen Anspruch auf Anstellung im Staatsdienst oder auf Beförderung um einen Grad.

Wenn aber eine Person Kenntniß hat, daß eine andere ein Hochverrathsverbrechen beabsichtigt oder verübt hat, und verabsäumt, der Obrigkeit Anzeige davon zu machen, so wird sie dafür mit 100 Hieben und ewiger Verbannung bestraft. Diejenigen Anverwandten, welche ein Hochverrathsverbrechen, das einer der Ihrigen beabsichtigte, der Obrigkeit anzeigen, bevor dasselbe zur Ausführung gekommen, erhalten vollständige Verzeihung, eben so wenn sie sich selbst der Obrigkeit überliefern, nachdem es zur Ausführung gekommen.

Es folgt nun der Abschnitt über Verletzung des dem Kaiser geleisteten Eides der Treue und des Gehorsams und über Empörung gegen die Obrigkeit. Jedermann, der das Land verläßt oder verlassen will, wird enthauptet, sein Besitzthum confiscirt und seine Frauen und Kinder als Sclaven an die großen Staatsbeamten vertheilt, die Eltern und Großeltern, Brüder und Enkel werden auf ewig verbannt. Wer von solchem Vorhaben Kunde hat und es nicht anzeigt, wird erdrosselt, der Denunciant wird mit den confiscirten Gütern der Verbrecher belohnt. War das Verbrechen nur beabsichtigt, ohne ausgeführt zu werden, so wird der Hauptunternehmer erdrosselt und jeder Mitschuldige mit 100 Hieben und ewiger Verbannung bestraft.

Es folgen die Strafbestimmungen bei Widersetzlichkeit gegen die Behörden und bei verübter Magie.

Das zweite Capitel handelt von geheimem Diebstahl und offenem Raub und beginnt mit dem Diebstahl geheiligter Gegenstände, wozu auch das Entwenden kaiserlicher, mit dem Siegel versehener Edicte gehört und worauf Todesstrafe gesetzt ist. Gleichermaßen wird der Diebstahl von Amtssiegeln und kaiserlichem Eigenthum bestraft. Wer die Schlüssel der Stadt Peking entwendet, erhält 100 Hiebe und ewige Verbannung; der Diebstahl der Schlüs-

sel einer andern Stadt oder einer Festung wird mit 100 Hieben und Brandmarkung am Arme bestraft. Die Person aber, welcher die Bewahrung des Schlüssels aufgetragen war, erhält 90 Hiebe und 2½ Jahr Verbannung.

Darauf folgen Bestimmungen der Strafen für Diebstahl an Waffen und Uniformen, an Grabstätten, für Verschleuderung des Staatseigenthums, Beraubung der Magazine u. s. w., wofür die Bestraften noch besonders am Arme gebrandmarkt werden. Das Gesetz über offenen Straßenraub bestimmt den Verbrechern die Todesstrafe. Helfershelfer erhalten 100 Hiebe und je nach der Art der Theilnahme Steigerung dieser Strafe bis zu ewiger Verbannung. Verwundungen und Todtschlag, die in Folge eines Diebstahls vorfallen, ziehen Todesstrafe nach sich, ebenso Widersetzlichkeit bei der Gefangennehmung.

Diebstahl am hellen Tage und mit Gewalt wird mit 100 Hieben und dreijähriger Verbannung bestraft und der Verbrecher am untersten Theile des linken Armes mit dem Worte Tsiang-to „Räuber" gebrandmarkt. Aehnliche Strafe trifft den, der ein bereits brennendes Haus, ein gestrandetes Schiff beraubt.

Der 269. Abschnitt handelt vom Diebstahl überhaupt. Jedermann, der über einem Diebstahl ergriffen wird, erhält 50 Hiebe. Sind mehrere Personen zu Verübung eines Diebstahles zusammengetreten, so wird die Hauptperson mit der ganzen Strafe belegt, und die übrigen je nach ihrem Antheil an der Beute bestraft. Indessen, sagt das Gesetz, muß man stets darauf sehen, daß die Bestrafung im richtigen Verhältniß stehe, nicht sowohl zu dem Antheil, den die Verbrecher an der Beute haben, als zu der Gesammtsumme, welche die Leute entwendet haben. Wenn z. B. zehn Personen zusammen einen Gegenstand von 40 Unzen Werth entwenden, so werden sie, obschon auf den Einzelnen nicht mehr als 4 Unzen kommen, dennoch für den Raub von 40 Unzen bestraft, da dies der Totalwerth ist. Außer den in der Straftabelle bemerkten Strafen wird jeder Dieb bei der ersten Abstrafung am untersten Theile des linken Armes mit dem Worte: Tsie-tao „Dieb" gebrandmarkt; das zweite Mal brennt man ihm dasselbe Zeichen auf den untersten Theil des rechten Armes, das dritte Mal aber wird er erdrosselt. Diese Straftabelle beginnt mit dem Diebstahl von einer Unze Silber Werth bis zu 120 Unzen und von 60 Hieben bis zu 100 nebst ewiger Verbannung. Die höchste Strafe ist Erdrosselung.

Darauf geht das Gesetzbuch in weitere Einzelheiten ein, z. B. den Diebstahl von Pferden, Hornvieh, Eseln, Mauleseln, Schaafen, Hühnern, Gänsen, Enten, Hunden, Getreide und andern Feldfrüchten, und bestimmt, wenn diese Dinge Staatseigenthum, stets eine Steigerung der Strafe.

Es folgen die Strafen für Diebstahl, der an Verwandten und Herren verübt worden, welche stets milder als die für Diebstahl an fremden Personen sind, auch keine Brandmarkung nach sich ziehen.

Die Abschnitte 273. und 274. handeln von der Erwerbung eines Besitzthums durch Drohungen und durch Betrug; bei letzterer tritt die Strafe ein, welche für den Diebstahl einer Sache von gleichem Werthe bestimmt ist, jedoch ohne die Brandmarkung.

Menschenraub (275. Abschnitt) wird mit 100 Hieben und dreijähriger bis ewiger Verbannung bestraft. Wer seine eignen Kinder oder Enkel ohne ihre Einwilligung verkauft, erhält 80 Hiebe, die für den mit zweijähriger Verbannung gesteigert werden, welcher seine jüngern Geschwister, Neffen oder Nichten, seine Unterfrau oder die Hauptfrau seines Sohnes und Enkels eigenmächtig verkauft. Wer wissentlich einen solchen Kauf eingeht, erleidet gleiche Strafe wie der Verkäufer.

Der nächste Abschnitt ist der Verletzung der Gräber gewidmet, die wir schon früher kennen gelernt haben.

Abschnitt 277. handelt vom Hausrecht. Niemand soll ohne Erlaubniß oder gesetzliche Ursache zur Nachtzeit in ein fremdes Haus treten bei Strafe von mindestens 80 Hieben. Wenn der Hausherr einen solchen Eindringling tödtet, wird er nicht bestraft, wenn dieß im Augenblick des Eintritts geschehen. Wenn er aber, nachdem er denselben schon angehalten, verwundet oder tödtet, so kann er höchstens mit 100 Hieben und dreijähriger Verbannung bestraft werden.

Nachdem nun noch von den Diebhehlern gehandelt und der Unterschied zwischen offenem Raub und heimlichem Diebstahl festgesetzt worden, werden die Strafen für diejenigen angeführt, welche es versuchen, die zur Warnung für Andere den Verbrechern aufgedrückten Brandmarken zu zerstören. Wer dieses Zeichen entfernt, erhält 60 Hiebe für seine Geschicklichkeit und der Dieb wird auf's Neue gezeichnet.

Das dritte Capitel handelt vom Mord, für welchen sehr schwere Strafen verhängt werden. Wenn sich mehrere Personen zum Angriffe auf ein Menschenleben vereinigen, so wird der Hauptschuldige enthauptet, die andern erdrosselt und die Mitschuldigen, die keinen thätigen Antheil genommen haben, mit 100 Hieben und ewiger Verbannung bestraft. Die Strafe wird gemildert, wenn der Geschlagene nicht auf der Stelle gestorben ist. Die Mörder, welche Absicht der Beraubung hatten, werden enthauptet, ohne Rücksicht darauf, ob sie Anstifter oder blos Helfer waren. Die Strafe wird gesteigert auf augenblickliche Enthauptung des Schuldigen, wenn ein kaiserlicher Beamter ermordet worden.

Mordanschläge auf Eltern und Großeltern werden mit Enthauptung bestraft. Ist der Mord aber vollbracht worden, so wer-

den alle die, welche daran Theil genommen, mit langsamer und schmerzhafter Todesstrafe hingerichtet. Stirbt der Verbrecher während der Haft im Gefängnisse, so werden alle jene Martern an seinem Leichname vollzogen. Sclaven und Lohndiener erleiden die Strafe, welche den Kindern und Enkeln bestimmt ist, die ihre Eltern und Großeltern ermordet haben.

Wenn ein Mann einen Fremden im unerlaubten Umgange bei einer seiner Frauen ertappt, so kann er den Verbrecher oder auch ihn und die Frau tödten, ohne deshalb straffällig zu werden. Wenn sich jedoch die Schuldigen ihm selbst überliefern, darf er sie nicht tödten.

Eine ehebrecherische Frau, die mit ihrem Liebhaber den Mord ihres Gemahls beabsichtigt, erleidet die langsame und schmerzhafte Todesstrafe. Tödtet der Liebhaber den Mann ohne Mitwirkung der Frau, so wird er erdrosselt.

Eine langsame und schmerzhafte Todesstrafe erleiden auch die, welche mit Absicht, oder um zu rauben, oder während ein Haus in Flammen steht, drei oder mehr Personen, deren keine ein Capitalverbrechen begangen hat und welche ihnen im ersten Grade verwandt sind, ermorden, so wie auch derjenige, welcher die Gliedmaßen einer Person zerschneidet, um sich grausam zu rächen. Die Güter derselben werden zum Besten der beleidigten Familie confiscirt, ihre Frauen und Kinder für immer verbannt. Langsame Todesstrafe erleidet auch der, welcher Jemand ermordet, um dessen Glieder zu zertheilen und sie für Zauberei anzuwenden.

Wer giftige Thiere aufzieht und giftige Stoffe bereitet, um Jemand damit zu tödten, wird enthauptet, auch wenn er noch Niemand dadurch um's Leben gebracht hätte. Seine Güter zieht die Regierung ein und Frauen, Kinder und Hausgenossen werden für immer verbannt. Wer Gifte kauft, erhält 100 Hiebe und drei Jahr Verbannung.

Wer Jemand in einem Auflauf tödtet, wenn auch ohne Absicht, wird erdrosselt; ist es mit Absicht geschehen, wird er enthauptet. Der Urheber des Auflaufs erhält 100 Hiebe nebst ewigem Bann.

Wer Jemand an der Nase, den Ohren und anderen Körpertheilen so verletzt, daß Blut fließt, oder Jemand die nothwendige Nahrung und Kleidung entzieht, wird mit 80 Hieben bestraft. Wer Jemand von der Leiter stößt, den Zaum von dem Pferde zieht, das ein anderer bestiegen, und andere absichtliche Beschädigungen vornimmt, wird nach den Folgen bestraft, die sie nach sich ziehen. Erleidet Jemand dadurch Verhinderung seiner natürlichen Fähigkeiten, steigt die Strafe auf 100 Hiebe und dreijährige Verbannung. Erfolgt Geistesschwäche oder Irrsinn, wird die Verbannung zur immerwährenden, und zur Erdrosselung, wenn die Beschädigung tödtliche Folgen hatte.

Wer eine Person von einer Schlange oder einem andern giftigen Thiere beißen läßt, ist für die Folgen verantwortlich und wird bei erfolgendem Tode enthauptet. Wenn Jemand aber offenbar unschuldige Ursache am Tode eines Anderen ist, z. B. wenn ein Pferd mit ihm durchgeht, wenn eine Last, die er heben will, umschlägt, so wie bei jedem unvorherzusehenden Zufall, ist es dem Urheber des Todes einer andern Person gestattet, von der möglichst hochzustellenden Strafe durch eine an die Familie des verwundeten oder getödteten Menschen zu bezahlenden Buße sich loszukaufen. Mit dieser Buße wird entweder das Begräbniß für den Getödteten oder der Lebensunterhalt für den Beschädigten besorgt.

Wenn eine Frau die Eltern oder Großeltern ihres Mannes schlägt, und der Mann sie, anstatt sie bei der Obrigkeit zu verklagen, tödtet, erhält er 100 Hiebe. Entleibt sich eine Frau in der Verzweiflung, daß ihr Mann sie geschlagen und beleidigt, so ist der Mann straflos. Er wird aber erdrosselt, wenn er sie um geringfügiger Ursachen willen tödtet.

Wer seinen Sohn, Enkel oder Sclaven tödtet und die Schuld auf einen Andern wälzen will, erhält 70 Hiebe und 1½ Jahr Bann*). Noch härter wird die Strafe, wenn sie Eltern und Großeltern betrifft. Die Erpressung von Geld durch derartige Beschuldigungen wird wie Diebstahl behandelt.

Wer in Städten und zwischen Gebäuden, welche durch menschlichen Verkehr belebt sind, Pfeile abschießt, Ziegeln, Steine und dergleichen schleudert, erhält 40 Hiebe, wenn auch Niemand dadurch verletzt worden ist. Daraus erfolgender Schaden wird nach seiner Folge geahndet, eine Tödtung aber mit 100 Hieben und ewiger Verbannung bestraft. Außerdem hat der Mörder den Verwandten 10 Unzen Silber zum Begräbniß beizusteuern.

Im 296. Abschnitt wird angeordnet, daß, wer ohne Noth in den Straßen, Märkten, Militairposten und andern sehr belebten Orten ungewöhnlich schnell reitet oder fährt, dadurch aber Jemand verwundet, in gewöhnlicher Weise bestraft wird; ereignet sich so ein Fall an wenig besuchten Orten, so wird er nur dann bestraft, wenn Jemand dadurch getödtet wird. Das Gesetz erkennt ihm 100 Hiebe und der Familie des Getödteten 10 Unzen Silber zu. Tödtet Jemand, der in Staatsgeschäften zu Roß oder zu Wagen eilig dahin reiset, so wird er nicht geschlagen, die Familie des Getödteten erhält jedoch die gesetzliche Buße.

---

*) Der Kindermörder wird also nicht wegen des Mordes, sondern nur wegen der Beschuldigung, womit er einer andern Person Unrecht thut, bestraft. Da dieß nun die einzige Stelle im Gesetzbuch ist, wo Kindermord erwähnt wird, so scheint demnach der Vater Herr über Leben und Tod der Kinder zu seyn.

Das nun folgende Medicinalgesetz lernten wir bereits früher kennen.

Wenn ein Jäger in den Gebirgen und an abgelegenen Orten Fallen, Netze oder Schlingen legt, um das Wild zu fangen, so soll er eine Warnungstafel dabei aufrichten, die aus zwei Stangen besteht, über welche ein Stück Zeug in Zeltform gespannt und so befestigt ist, daß die Stricke in der Höhe eines menschlichen Angenpaares über die Fallen weglangen. Die Unterlassung zieht 40 Hiebe zu, wenn auch noch Niemand dadurch verletzt ist. Der Fallensteller muß für allen Schaden stehen, der Menschen durch seine Fahrlässigkeit erwächst. Ein dadurch veranlaßter Todesfall zieht ihm 100 Hiebe, dreijährige Verbannung und einen Beitrag von 10 Unzen Silber für das Begräbniß zu. An belebten Orten sind derartige Fallen und Netze gar nicht statthaft.

Wer Jemanden durch Drohungen zu einer Heirath, Kauf, Schuldverschreibung bewegen will und ihn so ängstigt, daß er sich das Leben nimmt, erhält 100 Hiebe und zahlt der Familie 10 Unzen Begräbnißbeitrag. Dies würde auch bei Staatsbeamten stattfinden.

Es folgen nun Strafen für die, welche einen stattgefundenen Mord eines Familiengliedes, oder eines Fremden verheimlichen helfen, oder welche entworfene Verbrechen, von denen sie Kunde erhalten, nicht anzeigen.

Das 4. Capitel des 6. Hauptstückes handelt von Streitigkeiten, die von Prügeln begleitet sind, und zwar zunächst von denen, die unter Gleichgestellten stattfinden. Es sind dabei einfache Prügel mit Fuß oder Hand ohne gefährliche Verwundung mit 20 Hieben Strafe angesetzt; Prügel mit dem Stock oder der Keule mit 30 Hieben. Als Wunde wird schon eine rothunterlaufene Stelle des Körpers betrachtet, und ein Schlag, der eine solche hervorgebracht, um 10 Hiebe mehr bestraft. Wer dem Andern ein 1½ Zoll starkes Haarbüschel ausrauft, bekommt 50, für bleibende Wunden 80 Hiebe, eben so viel der, welcher dem andern Koth in's Gesicht wirft. Hundert Hiebe stehen auf Zerbrechen eines Zahns, einer Fußzehe, eines Fingergliedes, eines Knochens, Verwundung des Auges, starke Verletzung der Nase und Ohren, Begießen mit heißem Wasser, Brandwunden, Stiche mit Nadeln von Eisen oder Kupfer, Einfüllung von Schmutz in Mund und Nase. Ein Jahr Verbannung kommt dazu, wenn zwei Zähne, zwei Knochen, Ausraufen aller Haare stattfindet. Achtzig Hiebe und zwei Jahr Verbannung folgt auf Rippenbruch, Verletzung beider Augen, Schlagen einer schwangern Frau, oder Verwundung mit scharfen Instrumenten. Mit der Schwere der Verletzungen steigen die Strafen bis auf 100 Hiebe, ewige Verbannung und Schadenersatz mit der Hälfte des Vermögens. Wenn derartige leichtere oder schwere

Verwundungen stattgefunden, so haben die Beamten die verletzte Person zu untersuchen und die Natur der Wunden genau zu erkennen, dann haben sie die Zeit zu bestimmen, binnen welcher der Schuldige für die Folgen der Wunde verantwortlich zu bleiben hat, d. h. er hat die Heilkosten während dieser Zeit zu tragen und ist zur Buße, im Falle der Tod noch erfolgt, verpflichtet. Stirbt der Verletzte nach Ablauf der von der Behörde angesetzten Zeit, so gilt das Verbrechen nicht für Todtschlag; geneset der Kranke vor Ablauf derselben, so mildert sich die Strafe.

Leute, die sich im kaiserlichen Palaste prügeln, werden mit 50 Hieben abgestraft, die auf 100 steigen, wenn sie sich gar bis in die Zimmer Sr. Majestät verfolgen. Die Strafen für Verwundungen, die im kaiserlichen Palaste Statt gefunden, sind sehr gesteigert. Wer eine Person vom kaiserlichen Blute schlägt, erhält 60 Hiebe und ein Jahr Verbannung; findet dabei eine leichte Verwundung Statt, 80 Hiebe und zwei Jahr Bann; erfolgt der Tod, so findet Einsperrung und sodann Enthauptung Statt. Jeder Gemeindebeamte, der einen höhern kaiserlichen schlägt, jeder Einwohner, der einen Bezirksbeamten, jeder Soldat, der seinen Befehlshaber, jeder kaiserliche Beamte, der einen fünf Grad über ihm stehenden schlägt, erhält 100 Hiebe und 3 Jahr Verbannung, welche die Umstände auch auf ewige steigern können. Diesem Abschnitt ist überhaupt eine große Sorgfalt gewidmet und die Bestimmungen gehen bis in's kleinste Detail.

Der 311. Abschnitt behandelt Mißhandlung der Lehrer: Die Kenntnisse in den Wissenschaften, Ackerbau, Künsten, Handwerken und im Handel lassen sich nicht ohne eine Unterweisung erwerben, welcher ein anhaltendes Studium folgen muß. Man ist also denjenigen Dankbarkeit schuldig, von denen man die nothwendigen Ueberlieferungen erhält, um die Wissenschaften und Künste mit Glück zu betreiben. Die Zöglinge der Wissenschaften sind zu einer großen Dankbarkeit gegen ihre Lehrer vom Beginne ihrer Studien an verpflichtet. Die Lehrlinge im Fache des Ackerbaues, der Künste, der Handwerke und des Handels sind erst dann dazu verpflichtet, wenn sie ihre Lehrzeit vollendet haben, und im Ganzen dann, wenn sie ihre Kenntnisse im practischen Leben anzuwenden beginnen. Sie erdulden daher auch eine um so größere Strafe, wenn sie sich thätlich gegen ihre gegenwärtigen und ehemaligen Lehrer vergehen. Doch wird ein solches Vergehen nur dann capital, wenn ein Todtschlag Statt findet.

Wenn Jemand geschlagen worden, so darf er nicht etwa den Gegner einfangen und einsperren, bei 80 Hieben Strafe, sondern er muß seine Klage bei der Obrigkeit gehörigermaßen anbringen.

Wenn ein freier Mann den Sclaven eines Andern schlägt, so ist seine Strafe um einen Grad geringer, als unter Gleichen. Stirbt

der Sclave, so ist dieß als bedachter Mord mit Erdrosselung zu bestrafen.

Ein Sclave, der einen freien Mann schlägt, wird um einen Grad strenger gestraft, und wenn eine unheilbare Krankheit darauf erfolgt, erdrosselt, ja enthauptet, wenn der Verwundete in Folge des Schlages stirbt. Wenn sich Sclaven unter einander schlagen, werden sie wie Freie, die sich im Range gleichstehen, bestraft. In dem Falle, daß freie Personen Sclaven, oder Sclaven freie Personen bestehlen, oder daß sie derartige Verbrechen gegen einander verüben, verordnet das Gesetz weder gegen die einen noch gegen die andern weder Verminderung noch Steigerung der Strafe.

Wer einen Sclaven seines Verwandten im 3. oder 4. Grade schlägt, wird nicht bestraft; eben so kann man einen gemietheten Diener züchtigen, nur nicht etwa mit einem schneidenden Werkzeug. Zufällige Tödtung eines gemietheten Dieners bringt weder Strafe noch Buße mit sich. Wer den Sclaven eines Verwandten tödtet, erhält 100 Hiebe und drei Jahre Verbannung; geschah es absichtlich, folgt Erdrosselung des Mörders.

Der Sclave, der seinen Herrn schlägt, wird enthauptet, der denselben absichtlich tödtet, langsam und schmerzhaft hingerichtet; geschah es zufällig, so wird er erdrosselt. Verwundet der Sclave seinen Herrn zufällig, so bekommt er 100 Hiebe und ewige Verbannung. Schlägt ein Sclave die Verwandten seines Herrn im ersten Grade oder die Großeltern mütterlicher Seite, so wird er erdrosselt, der gemiethete Diener wird dagegen nur mit 100 Hieben und ewiger Verbannung bestraft, im Falle einer absichtlichen Mordthat aber mit der schwersten, langsamen Todesstrafe belegt.

Wenn ein Hausherr oder seine Eltern einen Sclaven, der einen Ehebruch oder Diebstahl verübt hat, heimlicher Weise todtschlägt, statt der Obrigkeit das Verbrechen anzuzeigen, so erhält der Schuldige 100 Hiebe; wenn er in Folge einer Züchtigung mit einem schneidenden Instrument stirbt, kommen 3 Jahre Verbannung hinzu; wird er aber böswilliger Weise getödtet, so wird der Herr erdrosselt.

Der 315. Abschnitt hat gesetzliche Bestimmungen über die Schlägereien zwischen Frau und Mann, Mann und Frau und den Haupt- und Nebenfrauen unter einander. Eine Frau, gleich viel die erste oder die Nebenfrau, die ihren Mann schlägt, erhält 100 Hiebe und kann, wenn der Mann es verlangt und sich deshalb an die Obrigkeit wendet, von ihm getrennt werden. Die Strafe steigt, wenn der Schlag eine Verwundung hervorgebracht hat. Folgt eine theilweise oder vollständige Krankheit, so wird die Frau erdrosselt, und zwar sowie ihr Verbrechen erwiesen ist; erfolgt der Tod, so wird sie enthauptet. Ermordet eine Frau ihren Mann mit Vorbedacht, so wird sie auf langsame und schmerzhafte Weise hingerichtet. Etwas weniger hart wird die zweite Frau bestraft, welche die erste

schlägt. Der Mann, der seine Hauptfrau schlägt, wird nicht bestraft, wenn er sie nur nicht verwundet, indem er ein schneidendes Instrument dazu verwendet hat. Stirbt die Frau, so wird der Mann erdrosselt. Erschlägt er die Nebenfrau, so wird ihm 100 Hiebe und dreijährige Verbannung zuerkannt.

Thätliche Beleidigungen der Anverwandten in den verschiedenen Graden werden auch dem gemäß bestraft und die Abschnitte 316.—323. enthalten ein sehr ausführliches Detail. Die am meisten charakteristische Bestimmung ist wohl die, daß, wer Eltern und Großeltern schlägt, enthauptet, und wer sie tödtet, langsam und schmerzhaft hingerichtet wird. Dann, daß der Hausvater für die Tödtung seiner Stiefkinder erdrosselt wird.

Das 6. Capitel handelt von den vor Gericht gebrachten Klagen und Anschuldigungen. Es beginnt mit den unregelmäßig angebrachten Klagen. Alle Unterthanen des Reiches, sagt das Gesetz, Soldaten oder bürgerliche, welche Klagen bei der Regierung anzubringen haben, müssen sich in erster Instanz an die unterste Behörde des Landesbezirkes wenden, dem sie angehören; von da kann der Bericht über den fraglichen Gegenstand an höhere Behörden gebracht und dabei eine regelmäßige Steigerung beobachtet werden. Wer aber eine Klage sofort an eine Oberbehörde einreicht, wird mit 50 Hieben bestraft, wenn seine Klage begründet ist. Indessen ist es gestattet, sich an eine höhere Behörde zu wenden, wenn der Beamte der niedern sich weigert, die Klage anzunehmen, oder ein ungerechtes Urtheil darüber fällt, jedoch nur in diesen Fällen.

Wer einem Gerichtsbeamten in seinem Geschäfte Aufenthalt verursacht, und wegen einer unbegründeten Klage in seinen Gerichtshof ruft, erhält 100 Hiebe.

Wer eine Klage oder Anzeige gegen einen Privatmann einreicht, ohne seinen eignen und seinen Familiennamen unterzeichnet zu haben, wird, wenn auch die Anzeige richtig ist, durch Erdrosselung hingerichtet. So oft man auch namenlose Klagen vorfindet, sollen sie alsbald verbrannt oder in Stücke zerrissen werden, und wenn eine Person, anstatt in der angegebenen Weise sie zu vernichten, sie der Behörde oder einem Staatsbeamten überreicht, soll sie mit 80 Hieben bestraft werden. Ein Beamter aber, der solche namenlose Klagen annimmt, bekommt 100 Hiebe, und die also in Anklage versetzte Person, sey sie unschuldig oder nicht, wird keineswegs auf solche Anzeige hin belangt. Der Beamte, welcher Personen auf derartige Anzeigen hin vor Gericht gefordert hat, ist schuldig, ihnen eine Entschädigung von 10 Unzen Silber zu geben. Gleichermaßen werden Personen bestraft, welche unter angenommenen Namen Klagen anbringen, oder welche Blankets, die anderen gehören, mit Anzeigen anfüllen. Dieses Gesetz verbietet aber kei-

neswegs anonyme Klagen, welche ganz einfach allgemeine Uebelstände anzeigen, ohne jedoch dabei Privatpersonen als Verbrecher zu bezeichnen.

Wenn einem Beamten auf regelmäßigem Wege Anzeige von empöreriſchen Vorbereitungen gemacht wird, ſo hat er ſofort ſeine Maaßregeln zu ergreifen, bei Strafe von 100 Hieben und dreijähriger Verbannung, wenn dem Staate kein Schaden daraus erwächſt. Wenn aber eine Empörung durch ſeine Nichtbeachtung losbricht, die feſten Plätze angegriffen und die Einwohner beläſtigt werden, ſo wird er enthauptet.

Ein Regierungsbeamter, der ſich weigert, die Anzeige eines Verwandtenmords oder eines anderen großen Verbrechens anzunehmen, erleidet eine Strafe von 100 Hieben. Bezieht ſich die Anzeige auf andere Verbrechen, Diebſtahl, Raub, Mord, ſo wird der Beamte verhältnißmäßig geringer beſtraft, bis zu 80 Hieben. Es folgen nun Strafbeſtimmungen für höhere und niedere Beamten, welche die Rechtsſachen zu lange liegen laſſen, die Entſcheidung aufhalten oder Irrthümer begehen. Im Allgemeinen, ſagt das Geſetz, ſollen alle Behörden je nach dem Umfang der ihnen zugetheilten Vollmacht, nicht allein die bei ihnen angebrachten Fragen auf geſetzmäßige Weiſe annehmen und darin wie ſich gebührt verfahren, ſondern ſie ſollen auch angemeſſene Antworten geben und ein entſcheidendes Urtheil fällen. Allemal wenn ſolche Behörden andere Beamte beauftragen, die von ihnen begonnenen Unterſuchungen fortzuſetzen und ihre Stelle zu vertreten, ſollen ſie beſtraft werden. Ein Beamter aber, der mit einer der Parteien verwandt iſt, bei einer derſelben gedient hat, oder als ein ewiger Feind der einen bekannt iſt, darf die betreffende Streitſache nicht annehmen, ſondern muß ſie an eine andere Behörde überweiſen.

Jede falſche Anklage wird mit 50 Hieben beſtraft. Iſt eine zur Verbannung unſchuldig verurtheilte Perſon bereits am Orte ihrer Beſtimmung angelangt, nachdem ihre Unſchuld entdeckt worden, ſo muß ihr von dem, der ſie falſch angeklagt hat, eine Entſchädigung und Erſatz der Reiſekoſten geleiſtet werden. Ja es muß der falſche Ankläger, wenn die Verbannung den Tod eines Verwandten des ungerecht Verurtheilten zur Folge gehabt hat, nicht allein dafür eine Entſchädigung geben, ſondern er wird auch noch erdroſſelt. Wenn Jemand in Folge einer falſchen Anklage zum Tode verurtheilt wird, ſeine Unſchuld aber vor der Vollziehung des Urtheils entdeckt worden iſt, ſo wird der Verleumder zu 100 Hieben, ewiger Verbannung und dreijähriger Zwangsarbeit verdammt; iſt das Urtheil jedoch bereits vollzogen, ſo wird er erdroſſelt oder enthauptet und die Hälfte ſeines Vermögens confiscirt. In Beziehung auf derartige Verbrecher folgt nun eine Straftabelle in 18 Rubriken, worin die Verbannung auf Lebenszeit und in weiteſter Entfernung

mit 260 Hieben berechnet und mehrere, die Gesetze erläuternde Rechtsfälle beigebracht werden.

Im 337. Abschnitte folgen ferner die Bestimmungen über Anklagen der Eltern durch die Kinder, des Mannes gegen die Frau, der Hauptfrau gegen die Nebenfrauen, der Sclaven und gemietheten Diener gegen ihre Herren und dessen Verwandten; sie zeigen alle den Zweck, das Ansehen des Hausvaters aufrecht zu erhalten, wie denn keine jüngere Person ihre älteren Verwandten, selbst wenn sie im Rechte wäre, gerichtlich belangen darf, ausgenommen in Fällen des Hochverraths, der Empörung und des Elternmordes. Ein Vater aber, der sein Kind, Großvater oder Großmutter, die ihre Enkel, ein Mann, der seine Unterfrau, ein Herr, der seinen Sclaven oder Lohndiener ungerechterweise anklagt, wird in keinem Falle gestraft.

Der 338. Abschnitt handelt vom Ungehorsam der Kinder. Zunächst wird bestimmt, daß ungehorsame Enkel und Kinder, so wie solche, welche nicht auf gesetzmäßige Weise für den Lebensunterhalt der Eltern und Großeltern sorgen, mit 100 Hieben bestraft werden, vorausgesetzt, daß letztere deshalb sich an die Obrigkeit gewendet haben.

Der nächste Abschnitt betrifft die Klagen, welche von gefangenen Verbrechern, Greisen, Kindern und Schwachen eingereicht werden. Gefangene dürfen nur dann klagen, wenn sie von den Kerkermeistern und Unterbeamten schlecht behandelt werden, wenn sie die Verbrechen von Mitschuldigen oder ihre eigenen noch nicht bekannten Verbrechen anzeigen wollen. Greise über 80, Kinder unter 10 Jahren, Todkranke und Frauen können nur in Bezug auf Hochverrath, Empörung, Verbrechen, welche ihre Enkel und Kinder an ihnen begangen haben, auf Mord, Verwundung, Raub, Betrug u. dergl. Klagen oder Anzeigen bei Gericht einreichen. Die Beamten dürfen nur derartige Anzeigen von Personen annehmen, bei Strafe von 50 Hieben.

Der 340. Abschnitt von falschen Zeugen erkennt diesen dieselbe Strafe zu, wie den Verleumdern; die Strafe steigert sich, wenn der Zeuge bestochen worden. Der Verführer einer Frau, der ihr den Rath giebt, ihren ehelichen Sohn der Pflichtvergessenheit anzuklagen, wird wie ein Mörder bestraft.

Es folgen nun Bestimmungen für die Fälle, wo Militair- und Civilbehörden in Collisionen gerathen; in Fällen, welche Heirathen, Geldangelegenheiten, Schulden, Theilungen von Grundeigenthum betreffen, müssen Regierungsbeamte einen ihrer mitangestellten Verwandten für sich eintreten und dürfen ihre amtliche Würde durchaus nicht auf den Gang des Gerichts einwirken lassen, bei Strafe von 40 Hieben.

Das 7. Capitel von der Bestechung ist mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet. Es beginnt mit der Annahme von Geschenken, welche den Zweck der Bestechung haben. Der Gebende wie der Annehmende werden nach der Größe der Summe bestraft, worüber eine eigene Tabelle beigefügt ist. Die höchste Strafe ist Erdrosselung, die geringste, wenn es sich um eine gerechte Sache handelt für eine Unze oder noch weniger, 60, in ungerechten Händeln aber 70 Hiebe. Die Beamten sind schon straffällig, wenn sie sich Geld versprechen lassen, für den Fall daß eine Streitsache günstig entschieden wird; der Versprechende wird ebenfalls bestraft. Der 349. Abschnitt verbietet den Beamten, die Unterthanen durch ihre amtliche Gewalt zur Darleihung von Waaren oder Geld zu drängen, und setzt Strafen fest, die sich nach der Größe der erpreßten Summe richten und denen gleich sind, welche in Bezug auf Bestechung bestehen. Die erpreßte Summe wird den Eigenthümern zurückerstattet. Nicht minder hart werden Beamte bestraft, welche mit ihrem Gelde Wucher treiben und die Unterthanen durch hohe Zinsen drücken oder ihnen Waaren zu übermäßigen Preisen aufdringen. Beamte, welche bei den Unterthanen ihres Districts Stoffe, Hausrath, Getreide und dergl. kaufen, und es ihnen nicht binnen Monatfrist bezahlen, werden je nach dem Werthe der erborgten Waaren gestraft und diese dem Eigenthümer zurückgestellt. Wenn Beamte Pferde, Rinder, Camele, Maulthiere, Wagen, Schiffe, Mühlen, Häuser, Scheuern und dergl. auf Borg kaufen, erleiden sie gleiche Strafe; wenn sie von den Unterthanen Geschenke an Feldfrüchten oder Manufacturwaaren annehmen, ist die geringste Strafe 40 Hiebe, sobald dadurch ein Einfluß auf ihre amtliche Gesinnung beabsichtigt wird. Die Strafe steigert sich, wenn Entnehmungen unter dem Vorwand, daß es für den Staat geschehe, stattfinden.

Im 353. Abschnitt folgt das Gesetz gegen Aufbewahrung gestohlener Gegenstände, und im folgenden wird es den höchsten Beamten streng untersagt, den Unterbeamten Geschenke zu machen, und den unteren, dergleichen anzunehmen.

Das 8. Capitel handelt von Fälschung und Betrug, zunächst in Bezug auf kaiserliche Befehle, mündliche Aufträge, falsche und betrügende Mittheilungen an den Hof; darauf folgen Bestimmungen über Nachbildung der Amtssiegel und des kaiserlichen Staatscalenders; dieses Verbrechen zieht 100 Hiebe und ewige Verbannung im härtesten Grade nach sich. Wer einen derartigen Fälscher der Obrigkeit ausliefert, erhält eine Belohnung von 50 Unzen Silber. Es wird übrigens schon der Versuch der Nachbildung von Amtssiegeln und Zollstempeln bestraft. Alle Personen, welche Kupfermünze machen, namentlich alle Manufacturenbesitzer, welche dieses Metall bearbeiten, werden, so wie die dazu verwendeten Arbeiter mit der Erdrosselung bestraft, wenn sie Kupfermünze anfertigen lassen.

Wer solche Münze wissentlich kauft, wird ebenso bestraft; wer aber die Verbrecher ausliefert, erhält eine Belohnung von 50 Silberunzen. Der vornehmste Einwohner des Bezirks, wo man diese Münze fertigt, wird mit 100 Hieben bestraft, wenn er Kenntniß von dem Verbrechen hat und dasselbe nicht anzeigt. Gleiche Strafe erleiden die, welche die Landesmünze feilen, um daraus Nutzen zu ziehen.

Sehr merkwürdig ist die darauf folgende Bestimmung: Die, welche versuchen, das Kupfer, das Eisen und andere Metalle mit Quecksilber zu mischen und so Gold oder Silber nachzuahmen, erhalten eine Strafe von 100 Hieben und 3 Jahren Verbannung. Alle Mitschuldige dieses Verbrechens und die, welche das falsche Metall kaufen, um dasselbe als ächtes in den Handel zu bringen, erleiden dieselbe, doch um einen Grad gemilderte Strafe.

Der 360. und folgende Abschnitt ist gegen diejenigen gerichtet, welche sich für Beamte ausgeben und als solche amtliche Handlungen ausüben, so wie gegen die, welche sich dieser Betrüger zur Täuschung Anderer bedienen. Die Erstern werden enthauptet.

Wenn Staatsbeamte, die bei Hof angestellt sind und der Person des Kaisers nahe stehen, sich in andere Staatsangelegenheiten mischen und einen speciellen Auftrag vorgeben, und dabei etwa übeln Einfluß auf das Volk üben, so werden sie enthauptet.

Leute, welche vorgeben, sie hätten am Himmel Wahrzeichen entdeckt, werden mit 60 Hieben und einjähriger Verbannung bestraft. Sind aber wirklich Unheil verkündende Himmelszeichen erschienen und die Beamten des astronomischen Rathes haben dieselben nicht angezeigt, werden diese bestraft.

Wenn Beamte oder Privatleute sich krank stellen, um einer schwierigen Pflicht dadurch überhoben zu werden, so werden sie von 70 Hieben an bestraft.

Das 9. Capitel handelt von Incest und Ehebruch. Ein verbrecherischer Briefwechsel mit einem Mädchen zieht 70, mit einer verheiratheten Frau 80 Hiebe nach sich; ein Liebeshandel mit einer Frau oder einem Mädchen 100 Hiebe. Wer ein Frauenzimmer entführt, wird erdrosselt, der Versuch dazu mit 100 Hieben bestraft. Erdrosselt wird ferner, wer Mädchen unter 12 Jahren mißbraucht. Bei unerlaubtem Umgang werden beide Personen als schuldig betrachtet. Helfershelfer werden wie die Hauptverbrecher bestraft. Eine Frau, die in Folge unerlaubten Umgangs Mutter wird, erleidet, wenn der Vater nicht auszumitteln, an seiner Statt die Strafe.

Ein Mann, der seiner Frau unzüchtigen Umgang mit Anderen gestattet, wird mit 90 Hieben bestraft. Jeder Hausvater, der seine Frauen oder die erwachsenen Mädchen seiner Familie zu einem unerlaubten Umgange verleiten will, erhält 100 und der Ehebrecher 80 Hiebe, die Frau aber wird als schuldlos betrachtet. Wer sich von seiner Frau trennt, um sie einem Andern für Geld zu ge-

ben, bekommt 100 Hiebe, ebenſo viel der Käufer und die Frau, wenn ſie nämlich eingewilligt; ſie wird darauf ihrer Familie wieder zurückgeſchickt. Die für ſolchen Kauf bezahlte Summe wird für den Staat conſiscirt. Haben aber die Frau und der Käufer derſelben in gegenſeitigem Einverſtändniß den Mann zu einem ſolchen Kaufe beſtimmt, ſo daß der Anlaß von ihm nicht ausgegangen, ſo wird er auch als ſchuldlos betrachtet. Die Frau und der Käufer derſelben erhalten dagegen 100 Hiebe und 1 Jahr Verbannung. Die Bannſtrafe der Frau kann in Buße verwandelt werden und ſie in ihrem früheren Stande verbleiben, oder der Mann kann ſie auch an einen anderen Mann, nach ſeiner Auswahl, verkaufen. Theilnehmer an dergleichen Händeln werden um einen Grad geringer als die Schuldigen beſtraft. Hat ein Mann entdeckt, daß ſeine Frau in einem verbotenen Verhältniſſe zu einem andern ſteht, und verkauft ſie an ihren Schuldgenoſſen, ſo wird er mit 100 Hieben beſtraft.

Verbotner Umgang unter Verwandten, die mehr als 4 Grade von einander ſtehen, wird mit 100 Hieben, gewaltſame Entführung mit Enthauptung beſtraft. Verbotner Umgang unter Verwandten im vierten Grad, mit den Töchtern einer Frau des erſten Mannes oder Schweſtern, die Töchter einer Mutter ſind, jedoch verſchiedene Väter haben, zieht eine Strafe von 100 Hieben und dreijähriger Verbannung nach ſich. Verbotner Umgang mit den Schweſtern der Großmutter, den Couſinen väterlicher Seite, den Frauen der Brüder oder der Neffen, wird mit Erdroſſelung beſtraft. Verbotner Umgang mit der Nebenfrau des Vaters oder Großvaters, den Schweſtern des Vaters, den Frauen des Oheims, des Sohnes, des Enkels, ſoll ſofort mit Enthauptung beſtraft werden. Eine Frau, die einen ihrer männlichen Verwandten fälſchlich anklagt, er habe ſie zum verbotenen Umgang mit Jemand zwingen wollen, wird enthauptet.

Sclaven und Lohndiener, welche mit den Frauen oder Töchtern ihrer Herren in unerlaubtem Verhältniß ſtehen, werden ſofort enthauptet.

Beamte, welche ſich eines Vergehens dieſer Art gegen die Frauen und Töchter der Unterthanen ihres Bezirks zu ſchulden kommen laſſen, werden um zwei Grad härter beſtraft als die andern, verlieren ihre Stellen und werden nie wieder zum öffentlichen Dienſt zugelaſſen. Haben ſie eine in Haft befindliche Frau verführt, ſo bekommen ſie 100 Hiebe und 3 Jahr Verbannung; haben ſie ihr Gewalt angethan, ſo werden ſie erdroſſelt.

Begeht Jemand während der Trauer ein derartiges Verbrechen, ſo ſteigert ſich die Strafe um zwei Grade. Ein mit einer Sclavin verübtes Verbrechen wird dagegen um einen Grad geringer beſtraft, als das mit einer Freien begangene.

Wenn Beamte oder ihre Söhne oder Erbwerkvertrüger liederliche Orte besuchen und sich mit Schauspielerinnen einlassen, erhalten sie 60 Hiebe.

Das Capitel schließt mit den uns bereits bekannten Verordnungen über die Schauspieler.

Das 10. Capitel handelt von vermischten Vergehen, z. B. dem Verbot, öffentliche Denkmäler zu beschädigen und Inschriften zu vertilgen, bei 100 Hieben Strafe und ewiger Verbannung, so wie dem Befehl, die, besonders zur Post verwendeten Soldaten und die an den öffentlichen Arbeiten angestellten Leute für den Fall ihrer Erkrankung wohl zu pflegen, ihnen Heilmittel zu reichen, bei 40—80 Hieben Strafe. Dabei wird ein eigener Gesundheitsbeamter erwähnt.

Der 378. Abschnitt enthält die uns bereits bekannte Verordnung gegen das Spielen. Der folgende verbietet allen Beamten das Halten von Eunuchen, die nur im kaiserlichen Palaste gehalten werden dürfen.

Es folgen Verordnungen gegen ungesetzmäßige Zumuthungen und darauf die Feuerordnung. Wer in seinem eignen Hause Feuer auskommen läßt, wird mit mindestens 40 Hieben bestraft. Ergreift solch ein Feuer Regierungsgebäude oder Privathäuser, so steigert sich die Strafe auf 50; kommt aber dadurch Jemand ums Leben, auf 100 Hiebe, und Erdrosselung wenn kaiserliche Gebäude oder Tempel angesteckt werden.

Wer in Grabmälern innerhalb des kaiserlichen Begräbnißplatzes Feuer anlegt, erhält 80 Hiebe und zweijährige Verbannung, die bis auf 100 Hiebe und ewige Verbannung steigen, wenn Bäume von der Flamme ergriffen werden.

Aufseher der genannten Gebäude, welche ein ausgebrochenes Feuer benutzen, um sich Staatsgüter anzueignen, werden als Beschädiger von Staatseigenthum bestraft.

Wer in den kaiserlichen Vorrathshäusern Feuer anzündet, wird, wenn dasselbe auch keinen Schaden verursacht, mit 80 Hieben gezüchtigt.

Alle bei den Palästen, Schatzhäusern und Staatsmagazinen, so wie bei den Gefängnissen angestellten Aufseher haben sich, so wie sie den Ausbruch eines Feuers erfahren, auf ihre Posten zu begeben; sie erhalten 100 Hiebe, wenn sie in solchen Fällen den Posten verlassen.

Wer sein Haus freiwillig ansteckt, erhält 100 Hiebe, die sich auf 3 Jahr Verbannung steigern, wenn öffentlichen Gebäuden ein Schaden daraus erwächst; hat er es gethan, um bei dieser Gelegenheit zu rauben, so wird er enthauptet; kommt ein Mensch dabei ums Leben, so wird die Strafe gesteigert.

Die Güter der Brandstifter werden jedesmal behufs des Schadenersatzes in Beschlag genommen, um den Staat, so wie die Privatleute, welche durch das Feuer gelitten haben, zu entschädigen. Ist das confiscirte Gut nicht ausreichend, so wird es in verschiedene Loose getheilt, um wenigstens eine verhältnißmäßige und theilweise Entschädigung Statt finden zu lassen.

Nachdem nun den Schauspielern die Darstellung ehrwürdiger historischer Personen untersagt worden, wird bestimmt, daß jeder, der irgend eine Regel, welche besteht, überschreitet, 50 Hiebe erhalte, wenn auch das Gesetz diese Ueberschreitung nicht besonders aufgeführt habe. Endlich werden 40 bis 80 Hiebe für diejenigen angeordnet, die durch ihre Aufführung die Sitten beleidigen und welche dem Geiste der Gesetze zuwider ist.

Das 11. Capitel handelt von der Verhaftung und den Entweichungen, und beginnt, in Abschnitt 387. mit den Pflichten der Polizeibeamten. Alle Regierungsbeamte, wie Polizeicommissaire, Diener und andere Polizeimänner, welche sich unter irgend einem Vorwande der Pflicht entziehen, die Verbrecher zu verfolgen und zu verhaften, oder die sich nicht an den ihnen bezeichneten Aufenthaltsort derselben begeben, werden die dem Verbrecher zuerkannte Strafe, um einen Grad gemildert, erdulden, wenn es nur ein Verbrecher war; wenn es aber mehrere waren, so erhalten sie die Strafe des am schwersten betheiligten Verbrechers. Für die Vollziehung der Befehle der Obrigkeit werden 30 Tage zugestanden, und wenn sich binnen dieser Zeit der Flüchtling von selbst stellt, werden die Beamten nicht für schuldig erachtet, wenn nicht Verdacht der Bestechung obwaltet.

Wenn ein Verbrecher, sobald sein Verbrechen entdeckt ist, den Beamten Widerstand leisten oder sich ihnen durch die Flucht entziehen will, so steigert er seine Strafe dadurch um zwei Grade, ausgenommen bei den Capitalverbrechen. Verwundet er dabei einen Beamten mit einem schneidenden Instrumente, so wird er erdrosselt, und enthauptet, wenn er einen getödtet hat. Die Beamten sind für den Tod des Gefangenen nicht verantwortlich, wenn sie ihn beim Versuch, ihn aufzuhalten, tödten oder er sich selbst den Tod giebt, wo er sich gefangen sieht, sobald er mit einer Waffe versehen war.

Wenn aber ein Polizeibeamter einen Verbrecher tödtet oder verwundet, der die Todesstrafe nicht verwirkt hatte und der sich, ohne Widerstand zu leisten, ergeben, indem er denselben verhaftet oder nachdem er denselben schon verhaftet hat, wird der Beamte als Mörder bestraft. War der Verbrecher jedoch der Todesstrafe geweiht, so bekommt der Beamte, der ihn tödtet, nur 100 Hiebe.

Jeder Versuch des Verbrechers, sich aus dem Gefängniß und von den Handschellen zu befreien, steigert die Strafe, zu welcher er verurtheilt worden, und wenn er einen anderen Gefangenen mit sich

entführt, kann sie bis auf 100 Hiebe und ein Jahr Verbannung anwachsen. Gefangene aber, welche die Kerkermeister angreifen und Thüren erbrechen, werden enthauptet.

Verwiesene, welche den Ort ihrer Verbannung verlassen, erhalten 50 Hiebe für den ersten Tag der Flucht, für jeden der folgenden drei Tage einen Grad mehr bis auf 100 und gleiche Strafe trifft ihre Aufseher, wenn sie den Verbannten binnen hundert Tagen wieder herbeigeschafft haben. Beamte, welche dem Verwiesenen zur Flucht absichtlich verhelfen, treten in die Strafe ein, welche jenem zuerkannt war.

Eine Strafe von 20 bis 60 Hieben trifft den Beamten, der einen Verbannten länger als 3 Tage aufhält, bevor er ihn dem Orte seiner Bestimmung zuführt.

Der 392. Abschnitt betrifft die Pflichten der Kerkermeister, namentlich ihre Wachsamkeit und Sorgfalt in Anlegung der Fesseln und Handschellen.

Wer Verbrechern zur Flucht verhilft oder sie verbirgt, wird um einen Grad geringer bestraft, als sie selbst; das Gesetz nimmt jedoch ausdrücklich Verwandte davon aus.

Das 12. Capitel von der Verhaftung, der Verurtheilung und der Hinrichtung der Verbrecher beginnt mit milden Vorsichtsmaßregeln und setzt Strafen gegen zu große Strenge von Seiten der Beamten fest, wobei der Rang, zarte Jugend, hohes Alter und Krankheit der Gefangenen zu berücksichtigen ist. Die Beamten, welche die Gefangenen zu streng halten, indem sie ihnen Handschellen und Fesseln anlegen, wo das Gesetz dieß nicht verlangt, werden mit 60 Hieben bestraft; zu große Nachsicht, besonders wenn dieß in Folge von Bestechung Statt findet, wird ebenfalls geahndet.

Der 396. Abschnitt setzt fest, daß Beamte, welche aus Bosheit oder Rache einen Menschen festnehmen, der weder verklagt noch in Verbrechen verwickelt ist, 80 Hiebe erhalten, und wenn die Gefangenschaft den Tod desselben veranlaßt, erdrosselt werden sollen. Die Aufseher der Gefängnisse, so wie die Kerkermeister, welche dieß wissentlich gestatten, erleiden dieselbe Strafe, doch wird die Strafe der Erdrosselung in ewigen Bann verwandelt. Beamte, die Jemand irrthümlicher Weise gefangen setzen und dadurch seinen Tod veranlassen, erhalten 80 Hiebe. So wird die übermäßige Steigerung der Tortur bei gerichtlichen Untersuchungen verboten, und wenn der Tod erfolgt, mit Enthauptung bestraft, namentlich wenn die Untersuchung gegen einen ganz Unschuldigen aus Bosheit angestellt worden ist. Die Beisitzer und Beamten des Gerichts sind für solche Fälle verantwortlich.

Kerkermeister und andere Gefangenwärter, welche die Gefangenen schlagen oder anderweit mißhandeln, werden bestraft, wie Leute, welche dieß in einem Streite gethan hätten. Sie dürfen

auch den Gefangenen nichts von der ihnen zukommenden Nahrung und Kleidung abbrechen und werden, wenn ein Gefangener in Folge solcher Behandlung stirbt, erdrosselt. Die Oberbeamten sind dafür verantwortlich.

Verboten ist aber auch, den Gefangenen spitzige Instrumente, Metallmesser u. dgl. zu geben, und die Kerkermeister sind dafür verantwortlich, wenn damit Schaden und Gefahr angestiftet wird. Nicht minder ist es ihnen untersagt, die Gefangenen zu falschen Angaben zu verleiten.

Der 401. Abschnitt verordnet, daß Gefangene, welche keine Familie und Verwandten haben, die sie mit den nöthigen Bedürfnissen versehen können, von der Regierung mit Nahrung und Kleidung, und im Falle der Erkrankung, auch mit Heilmitteln versorgt werden sollen. In letztem Falle kann man auch den Verbrechern, deren Strafe nicht über 50 Hiebe beträgt, ihre Fesseln abnehmen, und ihnen unter gehöriger Aufsicht gestatten, aus dem Gefängniß zu gehen, oder ihre Verwandten zu ihnen lassen, damit sie besser gepflegt werden. Für Nichtbeachtung dieser Anordnung sind den Beamten verhältnißmäßige Strafen angedroht, die bis auf 100 Hiebe steigen können.

Besondere Rücksicht wird den Beamten für diejenigen Verbrecher empfohlen, die in den fünf ersten Rangclassen stehen, die dem Staate besonders wichtige Dienste geleistet haben. Solchen Männern ist der Verkehr mit ihrer Familie auch im Gefängniß gestattet, sie darf ihm auch in die Verbannung folgen, und wenn er gestorben, soll der Gouverneur einen Courier an seine Familie senden, damit sie den Kaiser in gesetzmäßiger Form um Erlaubniß bitten könne, die Leiche zu erhalten und zu bestatten. Ein Beamter, der dieser Anordnung zuwider handelt, erhält 60 Hiebe.

In jedem Fall, wo Capitalverbrecher einen Freund oder Verwandten bestimmt haben, ihnen das Leben zu nehmen, werden die, welche dieß selbst gethan oder eine Person dafür bezahlt haben, als Mörder bestraft, die Jemand in einem Auflauf tödteten. Wenn aber der Sohn, der Enkel, der Sclave oder Lohndiener den Verurtheilten tödtet oder durch einen Andern tödten läßt, so wird er mit Enthauptung wegen eines Verbrechens bestraft, das der kindlichen Ehrfurcht und der Ehrfurcht gegen den Herrn so sehr widerspricht.

Bei gerichtlichen Untersuchungen sind frei von der Tortur alle diejenigen, welche den ersten acht Rangclassen angehören, in Betrachtung der Ehrfurcht, welche man ihren Titeln schuldig ist, ferner die, welche über 60 Jahr alt sind, in Anbetracht ihres Alters, die, welche unter 15 Jahren, wegen ihrer Jugend und die Kranken aus Mitleiden mit ihren Leiden. Als Zeugen dürfen nicht in Anspruch genommen werden Leute, die unter 10 und über 80 Jahr alt sind,

unheilbare Kranke, so wie solche, die mit den Angeschuldigten in verwandtschaftlichen Beziehungen stehen — bei Strafe von 50 Hieben.

Es folgen nun mehrere Anordnungen über das Gerichtsverfahren. Der Untersuchungsrichter darf die Betheiligten nicht über 3 Tage im Gefängniß behalten, nachdem der Proceß beendet; es folgt eine tabellarische Uebersicht der Strafen für falsche Urtheile, welche stets vor den Kaiser gebracht werden müssen.

Die Urtheile müssen von den Behörden in deutlichen und bezeichnenden Ausdrücken abgefaßt seyn und die darin ausgesprochenen Strafen alsbald vollzogen werden. Alle Todesurtheile müssen vor ihrer Vollziehung sorgfältig in den Provinzen von den Vicekönigen, in Peking vom Gerichtshof geprüft und sodann dem Kaiser zur Bestätigung vorgelegt werden. Mit der Vollziehung wird ein Beamter besonders beauftragt.

Im 412. Abschnitt wird angeordnet, daß die Leichen von getödteten Personen untersucht werden müssen, um die Art der Schläge und Verwundung *) zu ermitteln. Der betreffende Beamte muß die Untersuchung sogleich vornehmen, ehe die Leiche sich verändert; er darf dieß Geschäft weder aufschieben, noch einem anderen übertragen und muß die Untersuchung mit der größten Genauigkeit und bis in die geringsten Einzelheiten verfolgen, um die wirkliche Ursache des Todes festzustellen. — Vernachlässigt er etwas, so wird er nebst seinem Personal mit 60 bis 80 Hieben bestraft.

Im 413. Abschnitte folgen Verordnungen über Strafen, welche ungerechter Weise verhängt worden sind. Ist der Verbrecher mit zu großer Strafe belegt worden, so erfolgen 40 Hiebe; hat aber die Strafe den Tod des Verbrechers verursacht, 100 Hiebe und zehn Unzen Silber Entschädigung an die Familie als Beitrag zu den Begräbnißkosten. Wenn der Gerichtsdiener, der einen Verbrecher mit dem Bambus züchtigen soll, die Hiebe so führt, daß sie die Haut nicht berühren, so wird ihm dieselbe Zahl Hiebe, die er nicht verabreicht hat, zugetheilt, und der Verbrecher nochmals gezüchtigt. Ein Beamter, der einem Verbrecher eine gesetzwidrige Züchtigung mit starkem Bambus, Hand, Fuß oder einer Metallwaffe zufügt, so daß eine offene Wunde entsteht — wird nach den Folgen, die daraus entstehen, wie jeder andere Beschädiger bestraft. Stirbt der Gezüchtigte, so erleidet er 100 Hiebe und drei Jahr Verbannung, nachdem er der Familie 10 Unzen Silber als Entschädigung für die Begräbnißkosten gezahlt hat. Tödtet sich indessen ein

*) Für diesen Zweck ist ein durch Abbildungen erläutertes Buch abgefaßt worden, dessen man sich in den Gerichtshöfen bedient und welches Siyuen betitelt ist. Es besteht aus acht in sehr einfachem Styl abgefaßten Abschnitten und ein Auszug steht in den Mémoires conc. les Chinois T. IV. p. 421. ff. mit 20 Abbildungen.

Verbrecher nach erlittener gerechter Strafe selbst oder stirbt er in Folge derselben, so ist Niemand für die Folgen verantwortlich.

Der 414. Abschnitt handelt von dem Verfahren gegen höhere Beamte, die sich eines Verbrechens schuldig gemacht haben. Hat ein Präsident einer Provinzialbehörde in seinem amtlichen Aufenthaltsorte oder ein höherer Beamter, der in einer außerordentlichen Angelegenheit an einen Ort gesandt worden ist, daselbst ein Verbrechen begangen, so haben die unteren Staatsbeamten die Gränzen ihrer Gewalt durchaus nicht zu überschreiten, indem sie seine Vergehungen untersuchen; sie haben vielmehr einen einfachen Bericht an die höheren Behörden zu machen, unter deren Gerichtsbarkeit der Angeschuldigte steht. Handelt es sich um ein Capitalverbrechen, so ist es den untergeordneten Behörden gestattet, sich vorläufig der Person zu versichern, bis sie weitere Anweisung von den Oberbehörden erhalten haben. Die Amtssiegel der Schuldigen, die Kerkerschlüssel und die der Schatzhäuser und Magazine werden mittlerweile an die Personen abgeliefert, welche als Nachfolger des Schuldigen zu betrachten sind. Wer diesem Gesetz zuwider handelt, erhält wenigstens 40 Hiebe.

In allen Gerichtshöfen sollen die Urtheile über die Schuldigen so abgefaßt seyn, daß sie mit allen Gesetzen, Statuten und vorhandenen Beispielen übereinstimmen und auch auf künftig sich ereignende Fälle anwendbar sind, indem man sie mit den anderen vergleicht. Jedes Versehen in dieser Hinsicht wird mit 30 Hieben bestraft. Ingleichen wird, wenn sich der Artikel eines Gesetzes zu gleicher Zeit auch auf andere Umstände beziehen läßt, als auf den vorliegenden Fall, dieser Artikel den genannten Fall bestimmen, weil man ihn eben darauf anwenden kann. Diejenigen Strafbestimmungen, welche Seine Kaiserliche Majestät bei besonderen Umständen für einzelne Verbrechen angeordnet hat, ohne sie besonders als maßgebend für künftige Fälle zu bezeichnen, werden niemals als Beispiele betrachtet, nach welchen man sich zu richten hat. Der Richter, der absichtlich oder irrthümlich nach ihnen entscheidet, wird bestraft *).

Der 416. Abschnitt bestimmt, daß ein Gefangener nach Beendigung des Verhöres, und nachdem er eines Verbrechens überwiesen worden, auf welches zeitweilige oder immerwährende Verbannung oder Todesstrafe gesetzt ist, mit seinen nächsten Verwandten vor die Behörde gebracht werden soll, welche das Urtheil gesprochen hat. Hier muß man ihm das Verbrechen, dessen er überführt, und das Urtheil, welches gefällt worden, erklären. Hierauf nimmt man eine schrift-

*) Das heißt also: Die Cabinetsordern sind keine Gesetze, der Kaiser ist nicht Quelle, sondern nur Verwalter der Gesetze.

liche Urkunde auf, worin die Verwandten entweder das Urtheil als gerecht und billig anerkennen, oder gegen dasselbe, wenn sie es ungerecht finden, Einspruch thun; ist dieß der Fall, so muß ihr Einspruch (Protestation) allemal einer neuen und bei weitem mehr ins Einzelne gehenden Untersuchung zur Grundlage dienen. Ein Beamter, welcher in dem Falle der Verbannung einen derartigen Einspruch anzunehmen sich weigert, wird mit 40, und in Capitalfällen mit 60 Hieben bestraft. In jedem Falle, wo die Verwandten des Angeschuldigten mehr als 300 chines. Meilen von demselben entfernt sind, genügt eine schriftliche gerichtliche Urkunde über die Anerkennung oder Verwerfung des über ihn gefällten Urtheiles, welche sie einsenden. (Das heißt, in diesem Falle brauchen sie nicht persönlich vor dem Richter zu erscheinen.)

In allen Fällen, wo eine Regierungsbehörde bei Gelegenheit eines Gnadenactes dennoch die Strenge des Gesetzes eintreten läßt, oder wenn sie ohne einen Gnadenact Milderung der gesetzlichen Bestimmungen gewährt, wird die Entscheidung des genannten Gerichts demgemäß zu verbessern seyn. Ist es irrthümlicher Weise geschehen, so wird diese Willkühr verziehen, außerdem aber, namentlich wenn Bestechung Statt gefunden, bestraft.

Alle diejenigen, welche in der Erwartung eines künftigen Gnadenactes willkührlich die Gesetze übertreten, in der Hoffnung, dadurch Straflosigkeit zu erlangen, werden nicht allein der Wohlthat desselben nicht theilhaftig, sondern ihre Strafe wird noch um einen Grad verschärft werden. Dagegen wird jeder Beamte, der trotz dem, daß er weiß, es werde ein Gnadenact Statt finden, Strafen zuerkennt, wegen willkührlicher Verschärfung der Strafe in Anspruch genommen werden.

Der 419. Abschnitt enthält die Bestimmung über die Strafarbeiten. Alle die Verbrecher, welche auf eine bestimmte Zeit verbannt sind, welche ihrer Schuldigkeit nicht nachkommen, wenn sie in den Schmieden und Salinen der Regierung verwendet werden, oder welche Krankheit halber Urlaub bekommen haben, und sodann die Versäumniß nicht nachholen, erhalten 20 Hiebe für die ersten drei Tage und so fort bis 100 Hiebe, selbst wenn der Aufseher ihnen ihre Nachlässigkeit nachgesehen hätte. Ein Beamter aber, welcher einem solchen Strafarbeiter gestattet, seine Stelle durch einen andern zu ersetzen, um eher aus der Verbannung loszukommen, soll an der Stelle des von ihm willkührlich entlassenen zur Arbeit gezogen, und wenn eine Bestechung Statt gefunden, seine Strafe verstärkt, der Entlassene aber besonders bestraft werden.

Es folgen nun die Bestimmungen über die Bestrafung der Frauen, die wir schon oben betrachtet haben.

Die drei letzten Abschnitte enthalten Verbote, ein Urtheil vor Eingang der kaiserlichen Bestätigung zu vollziehen, ein Urtheil auf

falsche Auslegung der Gesetze zu begründen, und endlich Verordnungen in Betreff der Gerichtsacten. Wenn ein Gerichtsschreiber die Acten, namentlich die Aussagen der betheiligten Parteien verfälscht, dazuthut oder hinwegnimmt, um die Richter zu täuschen, die Wahrheit zu verfälschen und zu verstümmeln, so wird er demgemäß bestraft. Wenn ein vor Gericht gestellter Angeschuldigter keine Kenntniß von der Schrift hat, so ist es ihm gestattet, einen unparteiischen Mann herbeizubringen, um seine Aussage schriftlich abzufassen. Die Gerichtsschreiber dürfen keinen Anspruch darauf machen, daß sie im Namen irgend einer Person deren Aussage aufschreiben, welche zum Verhöre gezogen werden.

Die siebente Hauptabtheilung bringt die auf die öffentlichen Arbeiten bezüglichen Gesetze. Das 1. Capitel handelt von öffentlichen Gebäuden und beginnt (Abschnitt 424.) mit den öffentlichen Arbeiten, welche ohne genügenden Befehl unternommen werden. Alle Civil- und Militairbeamten haben, wenn die Umstände die Ausführung öffentlicher Arbeiten erheischen, allemal ihre Oberen davon in Kenntniß zu setzen oder sich darüber von ihren Untergebenen Bericht erstatten zu lassen. Den Arbeitern ist ein bestimmtes Tagelohn ausgesetzt. Wenn die Mauern der Städte, festen Plätze und andrer öffentlichen Gebäude in Verfall gerathen, oder wenn Magazine, Schatzhäuser, die öffentlichen Amtsgebäude und Wohnungen einen Schaden erleiden, so hat der mit ihrer Aufsicht betraute Beamte deren Herstellung durch geeignete Arbeiter ohne weiteres vorzunehmen. Ein Beamter, der bei seinen höheren keinen genauen und richtigen Anschlag über die zu unternehmenden öffentlichen Arbeiten einreicht, erhält 50 Hiebe. Werden Baumaterialien verdorben, werden unnöthigerweise Arbeiter verwendet, so hat der Beamte den Schaden durch eine Strafe zu büßen, die jedoch in keinem Fall 100 Hiebe und dreijährige Verbannung überschreiten darf. Beamte, welche unnöthigerweise Bausteine, Ziegel, Zimmerholz und andere Baustoffe und Arbeiter verschwenden, oder die bei der Arbeit angestellten Leute in Gefahr bringen, werden demgemäß bestraft.

Im 426. Abschnitt wird verordnet, daß alle in öffentlichen Anstalten angefertigten Gegenstände, wie Kriegswaffen, Seidenstoffe u. dergl., nach der vorgeschriebenen Weise gefertigt werden müssen; eine Uebertretung der Vorschrift wird an den Aufsehern um so härter bestraft, wenn die Gegenstände für den Gebrauch des Kaisers bestimmt sind. Arbeiter, welche die ihnen gelieferten Rohstoffe unterschlagen oder mehr verwenden, als nöthig, werden eben so wie die Aufseher bestraft.

Der 429. Abschnitt verordnet, daß alle Seidenwaren nach der vom Staate bestimmten Vorschrift gearbeitet werden müssen. Jeder Privatmann, welcher überwiesen worden, daß er für den Verkauf Seidenstoffe, Satine, Gazen und ähnliche Gewebe nach dem verbo-

nen Muster des Lung (Drachen) und Fung-Whang (Phönix) gefertigt habe, wird mit 100 Hieben bestraft und die Stoffe werden für die Regierung confiscirt. Wer derartige Stoffe kauft und trägt, erhält außer den Hieben noch dreijährige Verbannung; wenn er sie jedoch nur angekauft, ohne sie zu tragen, 30 Hiebe. Der Weber und Sticker wird eben so bestraft, wie der Besitzer der Manufactur.

In jeder Unterabtheilung des Departements der öffentlichen Arbeiten soll alle Jahre eine bestimmte Menge Seidenstoffe und Kriegswaffen angefertigt werden, die zum Nutzen des Staates verwendet wird. Die Arbeiter, welche die vorgeschriebene Zeit nicht einhalten, werden mit 20 bis 50 Hieben bestraft; die Beamten, welche dafür zu sorgen haben, daß der Dienst pünctlich Statt findet, werden um zwei Grad weniger bestraft. Etwas geringer ist die Strafe für die, welche die dazu nothwendigen Rohstoffe nicht in der vorgeschriebenen Zeit und in der gehörigen Beschaffenheit liefern.

Die Beamten, wie die Stadthauptleute des ersten, zweiten und dritten Ranges, und die der Provinzialdistricte müssen in den von der Regierung hergestellten Gebäuden wohnen. Wenn sie sich bei Einwohnern einmiethen, erhalten sie 80 Hiebe. Sie sind für den Schaden verantwortlich, der an dem der Regierung gehörigen Hausgeräthe vorkommt. Absichtliche Beschädigung derselben wird wie Diebstahl bestraft.

Das 2. Capitel beschäftigt sich mit den öffentlichen Erdbauten. Wer die öffentlichen Dämme an den großen Flüssen beschädigt, welche die Regierung unterhält, bekommt 100 Hiebe; wer absichtlich an den Dämmen der kleinen Flüsse, welche Privatleute angelegt haben, Schaden verursacht, wird mit 80 Hieben bestraft. Ist aber dadurch noch ein Unglück herbeigeführt worden, wie etwa eine Ueberschwemmung, welche Häuser, Waarenvorräthe, angebautes Land in der Nähe der Dämme zerstört, so wird der Schaden geschätzt und darnach die Strafe abgemessen, welche, wenn ein Todesfall Statt gefunden, dadurch bedeutend gesteigert wird.

Hat Jemand aus Rache oder aus Eigennutz die öffentlichen Dämme beschädigt, so bekommt er 100 Hiebe und dreijährige Verbannung; findet dieß bei Privatdämmen Statt, ist die Strafe um zwei Grad geringer. In beiden Fällen hat der Verbrecher auch noch die aus seiner Unthat erwachsenden Folgen zu vertreten.

Wenn die Dämme der großen Flüsse nicht gehörig unterhalten und hergestellt werden, oder dieß nicht in genügender Weise geschieht, wird der Oberaufseher des Departements mit 50 Hieben, wenn daraus ein Schaden an Häusern, Waaren oder Feldern erwächst, aber mit 60 Hieben bestraft. Uebrigens sind auch die Privatleute für die Unterhaltung ihrer Dämme und den Schaden, der

aus der Vernachläſſigung derſelben erwächſt, verantwortlich. Nur dann können weder Beamte noch Privatleute in Anſpruch genommen werden, wenn anhaltende oder andere nicht vorherzuſehende, außerhalb der Macht der Menſchen liegende Vorfälle den Bruch der Dämme unaufhaltſam bewürken.

Derjenige, welcher ſich ein Stück Straße oder einen Theil eines öffentlichen Platzes anmaßet, d. h. wer auf öffentlichen Wegen und Räumen ein Gebäude errichtet oder daſelbſt Feld anbaut, erhält 60 Hiebe und muß den Platz wieder hergeben.

Jedermann, der in der Mauer ſeines Hauſes einen Durchgang öffnet und dadurch Schmutz auf die Straßen und Wege leitet, erhält 40 Hiebe; jedoch iſt es Jedermann geſtattet, Waſſer auf dieſe Art wegzuleiten.

Der letzte Abſchnitt des ganzen Geſetzbuchs, der 436., handelt von Herſtellung der Straßen und Brücken. Die Herſtellung und Unterhaltung aller Straßen und aller Brücken und Fähren ſteht unter der Leitung der Stadthauptleute der drei Range, ihrer Räthe und Abgeordneten; dieſe müſſen ſie alle Jahre unterſuchen und zwar allemal zwiſchen den Ernten, und ſich verſichern, daß die einen wie die anderen in gutem Stande ſind. Findet durch mangelhaften Zuſtand derſelben eine Unterbrechung des Verkehrs Statt, ſo erleiden die genannten Beamten eine Strafe von 30 Hieben.

Es folgen nunmehr im chineſiſchen Original noch zwei Bücher, jedes zu 57 Capiteln, die ſich faſt ſämmtlich auf die dem Reiche unterthänigen Tataren beziehen, welche aber eben deßhalb der franzöſiſche Bearbeiter weggelaſſen hat.

So haben wir denn hier ein menſchliches Werk vor uns, was die reife Frucht einer mehr als viertauſendjährigen Erfahrung iſt, und das in ſeiner Einfachheit und Vollendung jedenfalls gerechten Anſpruch auf unſere innigſte Ehrfurcht hat, abgeſehen davon, daß daſſelbe dem dritten Theile der geſammten Menſchheit als eine lautere Quelle des wahrhaften Glückes und der Zufriedenheit gedient hat und noch dient.

Die kindliche Ehrfurcht und der Gehorſam der Untergebnen gegen die Höhern iſt dem Chineſen ebenſowenig etwas Läſtiges und Anwiderndes, als die raſtloſe Thätigkeit und Arbeit, mit der er ſeinen Geſchäften obliegt und woraus der allgemeine Wohlſtand der Nation erklärbar wird. Gehorſam und Arbeit iſt die Baſis des ganzen Reiches; das Geſetz hat auch die Familie und die Ehe unter ſeinen beſondern Schutz genommen. Es beſchränkt die Frauen auf der einen Seite, nicht ſowohl um ſie in ihrer Stellung herabzudrücken, ſondern um die Gelegenheit zu Geſetzwidrigkeiten und Verſtößen gegen die Sitte abzuſchneiden, der ſich auch die vornehmſten Männer, ja der Kaiſer ſelbſt willig unterwerfen.

Sehr bemerkenswerth ist die chinesische Gesetzgebung in Bezug auf das Verdienst, welchem nicht die persönliche Gunst des Kaisers, sondern abermals das Gesetz seine öffentliche Auszeichnung giebt. Verdienste um den Staat geben Anspruch auf mildere Behandlung auch für die Männer, welche, menschlicher Schwachheit nachgebend, zu gesetzwidrigen Handlungen sich hinreißen ließen und vor Gericht gestellt werden müssen. Die Oberbehörden müssen gesetzmäßig verdienten Männern und Frauen Denkmale errichten und für die Erhaltung ihres Ruhmes sorgen.

Das Gesetz und die Sitte sind der Genius der Nation, der sie so lange erhalten. Der erste Kaiser der jetzigen Dynastie Schun-Schee, der 1647 das Strafgesetzbuch drucken ließ, ruft in der Vorrede seine Beamten folgendermaßen an: Beamte und Obrigkeiten der inneren und äußeren Abtheilungen unseres Reiches, leistet diesen Gesetzen mit der größten Genauigkeit Folge und enthaltet Euch, künftig keine Entscheidung, kein Urtheil zu geben, das nicht auf die Autorität der gesetzlichen Bestimmungen begründet ist. Dann werden die Behörden und das Volk mit Ehrfurcht und Unterwerfung die Gerechtigkeit dieser Institutionen betrachten, in so fern sie selbst davon betroffen werden; Jeder, der sie überschreitet, wird streng bestraft werden und als Beispiel dienen, und sie abwenden, ihm nachzuahmen. Endlich aber werden die Regierung und das Volk dadurch gleichmäßig und für immer der glücklichen Wirkungen der großen und edlen Tugenden unserer erlauchten Ahnen versichert.

Kaiser Kaung-Hee beginnt das Edict, das (1679) einer neuen Ausgabe des Gesetzbuches voransteht, mit den Worten: „Der Endzweck, den man bei der Einsetzung der Strafen im Reiche verfolgt, ist, alle unsere Unterthanen gegen ungerechte Gewaltthaten zu schützen, dann ungeordnete Begierden zurückzudrängen und den Frieden und die Ruhe den ehrlichen und anständigen Leuten zu sichern."

In der chinesischen Gerichtsverfassung finden wir keine Advokaten, Jeder vertheidigt sich selbst mit Hülfe seiner Verwandten, so wie wir denn auch den Eid als Rechtsmittel nicht finden. Wir bemerken ferner, daß die Justiz von den Beamten nicht auf Kosten der im Unrecht befindlichen Partei, sondern auf Staatskosten geübt wird. Bemerkenswerth ist ferner, daß die Chinesen die Gefängnisse nur für diejenigen haben, welche wegen noch nicht ermittelten Thatbestandes von der Gesellschaft abgesondert, oder weil sie ihre Strafe noch zu verbüßen haben, festgehalten werden. Das Gefängniß wird nicht als Strafe angenommen, jedenfalls weil dasselbe den Menschen an Müssiggang und Arbeitslosigkeit gewöhnt. Der, dessen Freiheit der Gemeinde oder dem Staate gefahrbringend ist, wird in die Verbannung geschickt, wo er

sich eine neue Heimath gründen kann, indem dort keine Zeugen seiner Bestrafung leben, oder er muß, ebenfalls in der Ferne, für Zwecke des Staates arbeiten. Dem Dieb aber drückt man ein Zeichen auf den Vorderarm, das, wenn er denselben nach fremdem Eigenthum ausstreckt, sichtbar wird.

Man hat den Chinesen immer den Vorwurf gemacht, daß ihre Staatseinrichtungen nicht fortschritten, daß sie damit stets auf demselben Flecke blieben. Die drei Vorreden zu dem Gesetzbuch von 1647, 1679 u. 1725 sprechen eine jede von Veränderungen, welche die Umstände erheischt, und welche deßhalb mit den Einrichtungen vorgenommen worden seyen. Die chinesische Gesetzgebung ist unerbittlich streng gegen das Verbrechen gegen die Familie und die Obrigkeit, aber ohne diese Strenge würde das Gesetz gar bald ein Spott der durch Elend, Reichthum oder Rang übermüthig gewordnen Mitglieder eines Staates werden, dessen Gesammtbevölkerung die Zahl von 360 Millionen überschreitet. Die chinesische Regierung hat alle Producte des Landes und der Menschen auf das sorgfältigste untersucht, sie weiß, was sie einnimmt und was sie zur Erhaltung des Ganzen bedarf, sie kennt jeden Fall, der sich mit einer Sache, mit einem Menschen ereignen kann, kurz sie hat die Resultate von vieltausendjähriger Erfahrung vor sich, sie ist über die Zeit der Versuche hinaus, — und sie hält daher das, was ihr jene Erfahrung als das Sicherste, als das Beßte dargestellt, fest und vermeidet Versuche, deren Resultat sie bereits im Buche ihrer Erfahrung aufgezeichnet findet.

Bevor wir zu einem andern Abschnitt übergehen, haben wir noch über einige Einzelheiten und Aeußerlichkeiten der chinesischen Justiz zu berichten.

Die Strafwerkzeuge bestehen für leichtere Vergehen im Bambus, der gerade, glatt, ohne Knoten, 5 Sche und 5 Tsuns (d. i. 1 Fuß und $\frac{1}{2}$ Zoll englischen Maaßes) und $1\frac{1}{2}$—2 Tsun breit, und 1—$\frac{1}{2}$ Tsun dick*) und $1\frac{1}{2}$—2 Kin**) schwer ist, je nach dem ersten oder zweiten Grad der Strafe.

Das zweite Strafwerkzeug ist der Kia, das die Portugiesen Cangue nennen. Es ist ein viereckiges Stück trockenes Holz von 3 Sche Länge und 2 Sche 9 Tsun Breite, welches in gewöhnlichen Fällen 25 Kin wiegt. Das Werkzeug besteht aus zwei Theilen, welche aneinander passen und in der Mitte ein rundes Loch haben, worein der Hals des Sträflings paßt. Ist das Kia dem Missethäter um den Hals gelegt, so klebt man auf jede Seite, wie die Theile zusammenschließen, zwei lange, 4 Zoll breite Papierstreifen, drückt das Siegel darauf und schreibt dazu: dieses ist ein Dieb, eine

*) Der Sche hat 10 Tsun.
**) Der Ke ist $1\frac{1}{3}$ Pfund englisches Gewicht.

unordentliche Person, ein Spieler u. s. w. Er soll das Kia 3 Monat tragen — also Verbrechen und Dauer der Strafe. Der mit dem Kia Belegte kann nun weder auf seine Füße sehen, noch die Hand zum Munde bringen, so daß Andere ihn füttern müssen. Der Sträfling wird damit gewöhnlich an der Pforte eines Tempels, am Stadtthore, an den Amtshäusern, Straßenecken und auf öffentlichen Plätzen aufgestellt, wo er gemeiniglich von seiner Familie unterstützt und gepflegt wird. Je nach der Bedeutung des Verbrechens ist dieser Kia schwerer oder leichter. Die Anwendung scheint nur für leichtere Vergehen, Uebertretung von polizeilichen Vorschriften Statt zu finden und die Anwendung der Strafe den Behörden überlassen zu seyn *), da er wohl unter den Strafwerkzeugen aufgeführt, aber weder in den Tabellen noch in dem Texte der Gesetze erwähnt wird. Für Frauen wird diese Strafe nur selten angewendet.

Die eiserne Kette, womit Gefangene gefesselt werden, ist 7 Schuh lang und wiegt 5 Kin.

Die Handschellen, welche aber nur bei Männern angewendet werden, sind aus trocknem Holze, 1 Tsun dick und 1 Schuh 6 Tsun lang.

Die Fußeisen wiegen 1 Kin und werden für Verbannte und Capitalverbrecher angewendet **). Frühere Missionaire bemerkten auch noch andere Strafen für leichte Verbrecher; so sah Contancin in einem Amthause junge Leute auf den Knien, deren einige einen 7—8 Pfund schweren Stein auf dem Kopfe trugen, andere hatten ein Buch in der Hand und lasen fleißig, darunter ein junger verheiratheter Mann, der einen Theil des Geldes verspielt hatte, das ihm sein Vater zur Begründung eines eigenen Haushaltes gegeben. Der Vater hatte ihn deßhalb vor den Beamten geführt und dieser ihm gesagt: du hast mir versprochen, vom Spiele abzulassen und den Anweisungen deines Vaters Gehör zu geben; ich verzeihe dir für diesesmal. Gehe und knie in dem bedeckten Gange in der Seite des Verhörsaales nieder und lerne die Stellen von dem kindlichen Gehorsam auswendig. Du kommst nicht eher aus diesem Hause, bis du sie auswendig kannst und versprochen, dieselben für deine ganze übrige Lebenszeit zu beobachten ***).

Die Todesstrafe der Erdrosselung gilt deßhalb für leichter, als die der Enthauptung, weil nach Vollziehung derselben die Leiche des Verbrechers an die Familie ausgeliefert wird, so daß sie die Bestattung derselben besorgen kann. Von Enthaupteten gehört aber der Kopf dem Staate, der denselben einsalzen und in einem hölzernen, auf einem Pfahle angebrachten Käfig öffentlich an dem Ge-

*) Code pénal I. 16. Downing I. 176. du Halde II. 158.
**) Code pénal I. 16.
***) du Halde II. 159.

hurtsort derselben aufstellen läßt. Der übrige Leichnam wird den Verwandten übergeben, welche dieß als ein großes Unglück betrachten *).

Der Verbrecher wird zur Vollziehung der Todesstrafe, wenn er den höhern Rangclassen angehört, in einem Wagen oder in einer Sänfte auf den Sterbeplatz gebracht, oder er erhält in besonderen Fällen Erlaubniß, in seiner Behausung sich selbst hinzurichten. Gemeine Verbrecher werden zu einer bestimmten Jahreszeit öffentlich hingerichtet. Zwei Henker werfen dem Verurtheilten ein etwa 8 Fuß langes Seil mit der Schlinge über den Kopf und ziehen dann dasselbe zweimal an den Enden straff an, wie auch in einer chinesischen Abbildung des Dresdener Kupferstichsalons dargestellt ist.

Die Enthauptung besorgt gemeiniglich ein Soldat. Der Verbrecher wird mit gebundenen Händen auf das Blutgerüst gebracht. Ein Scherge hält ihn fest, während der Scharfrichter von hinten das Haupt mit einem Hiebe vom Kopfe trennt und ihn zu gleicher Zeit so geschickt auf den Rücken legt, daß auch nicht ein Tropfen Blut auf die Kleider des Enthaupteten fällt, die bei dieser Gelegenheit oft besser als gewöhnlich sind. In Peking begleitet der Henker, mit gelber Binde geziert, den Verbrecher auf seinem letzten Gange; seine Säbelscheide ist ebenfalls mit gelber Seide überzogen.

Die im Gesetzbuch mehrfach erwähnte langsame und schmerzhafte Todesstrafe, die auf den allerschwersten Verbrechen besteht, wird folgender Weise vollzogen. Der Henker bindet den Verbrecher auf dem öffentlichen Platze an einen Pfahl und zieht ihm zunächst die Kopfhaut über die Augen. Dann zerhackt er den Körper in viele Stücken, öffnet den Bauch und wirft den verstümmelten Leichnam ins Wasser.

Wir sahen, daß im Strafgesetzbuch die Folter zur Erlangung von Geständnissen an den Verklagten angeordnet ist; neuere Berichterstatter melden, daß sie gegenwärtig fast gar nicht mehr in Anwendung gebracht werde (z. B. Downing II. 181.) Ehedem wurden Hände und Füße zwischen Holz dergestalt gepreßt, daß die entsetzlichsten Schmerzen erfolgten. Man besaß jedoch wirksame Heilmittel, welche dem Gemarterten in wenig Tagen den freien Gebrauch seiner Glieder wiedergaben. Eine andere Art der Folter bestand darinnen, daß man kleine Riemen von der Haut des peinlich Befragten abschälte.

Wir lernten ferner im Gesetzbuch die Verordnungen in Bezug auf die Gefangenen kennen. Die Gefängnisse von Kantong werden sehr gefürchtet, wohl aber mehr wegen der strengen Zucht, die darinnen herrscht, als wegen der Beschaffenheit des Ortes, denn

*) du Halde I. c. Code pénal II. 29. Anm. des Uebersetzers.

die Berichte der französischen Missionarien *) stimmen mit den gesetzlichen Verordnungen überein und beschreiben die Gefängnisse als geräumig und reinlich. Sie sind in der Nähe der Gerichtshöfe und durch einen langen Gang von der Straße getrennt. Es sind große viereckige Höfe, auf welche die Ecken der Verhafteten münden und wo sie sich am Tage in freier Luft bewegen können. Die schwersten Verbrecher werden in den vier Ecken besonders aufbewahrt, auch Nachts mit schweren Ketten angeschlossen. Die übrigen werden mit Ende des Tages in einen großen Saal gesperrt und streng bewacht; sie müssen sich hier ganz ruhig verhalten und die Kerkermeister machen von Zeit zu Zeit die Runde.

Der Gang der Justiz ist in China rasch. Jedermann muß seine Klage in ziemlichen Ausdrücken abfassen und sich damit zu derjenigen Behörde begeben, vor deren Forum er gehört. Vor dem Gerichtshof ist eine Trommel aufgestellt, die er anschlägt. Der Richter, der im Gerichtssaale sitzt, sendet einen Diener heraus, der den Kläger einführt. Dieser schreitet ehrerbietig vor, beugt das Knie und ruft: Herr, ich verlange Gerechtigkeit, ja Ping-Sin redete in ihrer Bedrängniß den Richter mit den Worten an: „Ihr seyd Väter und Mutter des Volkes, ist es daher nicht Eure Pflicht, die Unterdrückten zu vertheidigen, warum wollet Ihr mich nicht anhören?" und da der Beamte befahl, sie fortzuführen, erhob sich Tschung-Yu ganz wüthend und rief: „Ungerechter und dummer Beamter; Ihr wollt hier in den Schranken des Gerichts nur die Stimme des Klägers hören? Heißt das Gerechtigkeit üben? Ist das der Gebrauch, den Ihr von der Gewalt macht, welche Euch des Kaisers Majestät anvertraut hat? Diese Aufführung ist ohne Beispiel! Als ob es über einem Unterbeamten nicht noch höhere Beamten gäbe! Aber Heil der Tugend Eurer Vorgesetzten, sie werden nicht dulden, daß solch ein Betragen ungestraft hingehe." Darauf gab er sich als den Sohn des Oberinspectors zu erkennen und zwang so den Beamten zu gesetzmäßigem Verfahren **).

Der Richter hat übrigens neben sich ein Tischchen mit Schreibmaterialien und ist von seinem Personale umgeben, das das Protocoll führt. Er beobachtet ein ernsthaftes und würdevolles Aussehen, hört Anklage und Beweisführung mit Geduld und Milde. Nachdem er nun die Klagen vernommen und die Zeugen gehört hat, spricht er das Urtheil aus, dann nimmt er eine gewisse Anzahl von Bambusstäbchen aus einer Schaale, die vor ihm auf den Tisch gestellt worden, und wirft sie auf den Boden. Aus diesen

*) du Halde II. 156.

**) Hao-Kheou-Tschung. S. 138. ff. Ich habe diese Stelle herausgehoben, weil sie zeigt, wie auch in China die gerechte Sache gegen böswillige Beamte ihr Recht zu erzwingen weiß.

Stäbchen erfleht der Gerichtsdiener die Anzahl der zuerkannten Hiebe. Dem Schuldigen wird befohlen, sich mit niederwärts gekehrtem Antlitz auf den Boden niederzustrecken, und wenn er das mindeste Widerstreben zeigt, so wickelt der Vollzieher des Urtheils den Zopf des Sträflings einigemal um sein Handgelenk und bringt ihn ganz ruhig in die erforderliche Lage. Nachdem die Züchtigung vorüber, muß der Bestrafte dem Richter für die zuerkannte Strafe danken*).

Die Sachen werden in solcher Weise schnell abgethan, wenn die Fälle sich bald erweisen und feststellen lassen. Außerdem wird der Angeschuldigte in das Gefängniß gebracht und in milder Haft gehalten, bis der Proceß entschieden ist. Dem Verurtheilten giebt man, ehe er seine Strafe erhält, etwas Wein zu trinken, um ihm dieselbe erträglicher zu machen. Die Abbildungen von chinesischen Foltermaschinen bestehen in der Wirklichkeit gar nicht und sind Darstellungen der Ideen, welche die Buddhisten von der Hölle haben.

So wie nun das Gesetz dem Verbrechen Strafe zuerkennt, so gewährt dasselbe auch dem Verdienste eine Belohnung, welche wie große und gute Thaten das kurze Leben eines Menschen überdauert. Die vorzüglichste Belohnung besteht in dem Ehrenbogen, Paifang oder Pai-leou**), welche in großer Anzahl über das ganze Land verbreitet sind. Sie bestehen im Allgemeinen aus vier Säulen von Holz, Ziegeln oder Stein, welche ein breites Mittelthor und zwei Nebenpforten bilden und mit einem Dache bedeckt sind, das über dem Mittelthor oft einen Giebel darstellt. Ursprünglich scheinen diese Ehrenbogen, die man eigentlich Ehrenpforten nennen muß, aus Holz bestanden zu haben, denn auch an den steinernen ahmt man die Holzconstruction nach. Diese Bogen sind selten über 20 bis 25 Fuß hoch und mit menschlichen Figuren, phantastischen Gestalten, Blumen und Vögeln geziert, gemalt, ja theilweise vergoldet. Wie in den übrigen Gebäuden der Chinesen ist auch hier das Fundament stets von Stein. Van Braam sah bei der Pagode Tay-say-tin eine prachtvolle Ehrenpforte, welche drei breite Durchgänge hatte; die Piedestale bestanden aus großen Stücken Marmor, die außerordentlich schön gearbeitet waren. Die Mauerarbeit, welche darüber emporstieg, war mit Glasur in verschiedenen Farben bedeckt und überaus geschmackvoll angeordnet. Die reiche Bildhauerarbeit war schön vergoldet und die Ziegel des Daches gelb glasirt. In Su-tschu-fu sah derselbe Reisende eine Ehrenpforte,

---

*) Downing II. 173. In meiner Sammlung befinden sich zwei solche Urtheilstäbchen, von 11 Zoll Länge, oben leicht gezackt und roth angestrichen, auf jedem sieht man 5 Charaktere.

**) du Halde I. 100. Le Comte lettres I. 152. Barrow I. 114. Braam I. 106. 109. 277. II. 113. 130. 137. Das Blumenblatt von H. Kurz S. 160. Contes chinois par Abel Rémusat I. 128. Atlas zu Macartney Taf. 31.

welche dem Mandarin Pong-hü-hün errichtet war, der um's Jahr 1702 starb, und welche die Inschrift trug: „Daß man sich seiner erinnere." Derselbe Reisende giebt auch eine Uebersicht der Personen, welche zu solcher Ehre gelangen können. 1) Hundertjährige Leute, deshalb, weil Niemand ohne eine wohlgeordnete, mäßige Lebensweise ein so hohes Alter erreichen würde. 2) Leute, welche schöne Züge kindlicher Ehrfurcht und Aufopferung bewiesen haben. 3) Frauen, die sich durch ihre Keuschheit ausgezeichnet, wie die drei von uns oben erwähnten nie vermählten Witwen. 4) Beamte, welche durch ihre treue Pflichterfüllung die Liebe des Volkes erworben und 5) solche Männer, welche durch außerordentliche Dienste und Erfindungen Anspruch auf den Dank der Nation verdient haben. So kommt es denn, daß in den Städten und in den Ortschaften, ja auf den Straßen, Brücken, in den Gefilden sich überall in ziemlicher Anzahl die Denkmäler der Nationaldankbarkeit erheben, welche den Gelehrten, Civil- und Militairbeamten, so wie den durch Tugend ausgezeichneten Personen beiderlei Geschlechts errichtet sind. Am 16. Decbr. 1794 sah van Braam vier, am folgenden Tage fünf, am 23. März 1795 sieben, am 24. März dreizehn Triumphbogen; darunter waren Ehrenpforten, die Brückenbaumeistern bestimmt waren, Generalen, Prinzen wie Frauen und Privatleuten. Sie waren größtentheils in gutem Stande, obschon sie zum Theil ein hohes Alter hatten. Wir wissen aus dem Strafgesetzbuch, wie große Sorgfalt die Regierung der Erhaltung dieser Denkmäler zuwendet und wie schwere Strafe die Beamten trifft, welche eine Vernachlässigung derselben sich zu Schulden kommen lassen, und die Personen, welche sie absichtlich beschädigen oder zerstören. Eine besondere Art der Auszeichnung ist nächstdem der Pien oder die ehrenvolle Inschrift. Der Pien besteht in drei bis sechs chinesischen Charakteren, welche die specielle Belobung einer Person aussprechen und die rühmlichen Eigenschaften, edlen Handlungen derselben namhaft machen. Der Kaiser schreibt diese Charaktere mit seiner eigenen Hand als hohe Auszeichnung. Man gravirt sie dann auf Holz oder Erz und umgiebt sie mit einem kostbaren Rahmen. Dann wird der Tag der Uebergabe angesetzt. Die Beamten bringen den Pien sodann im feierlichen von Musik begleiteten Zuge zum Hause des Auszuzeichnenden, und stellen denselben am sichersten Orte des Hauses auf. So sandte Kaiser Kang-hi dem Pater Parennin einen solchen Pien, der die Charaktere Ho-loun-koang enthielt, d. h. die Worte: Heerd der Vereinigung der Lichtstrahlen, die vom Drachen ausgehen. Die Charaktere Ho-loun-koang sind groß und neben einander geschrieben. Darunter steht in kleinerer Schrift der Name des Paters und Tag und Jahrzahl nebst dem Abdruck des kaiserlichen Siegels*).

*) Mémoires conc. les Chinois VII. S. 270. Anm. des P. Amiot zum Se-ma.

Unter den Mitteln, welche die Regierung anwendet, um auf das Volk zu wirken, ist vor Allem die Verpflichtung der Mandarinen zu nennen, ihren Untergebenen und Pflegebefohlnen allemal zur Zeit zwischen Neumond und Vollmond Unterricht über ihre Verpflichtungen zu ertheilen*). Der Kaiser selbst geht mit gutem Beispiel voran, indem er die Minister, Prinzen und Hofbeamten um sich versammelt und über einen Abschnitt der heiligen Bücher einen Vortrag hält. Die Vicekönige und Statthalter thun dasselbe am 1. und 15. Tage jedes Monats und Gleiches haben auch die Vorsteher kleinerer Landestheile zu thun. Eine eigene Verordnung stellt den Inhalt der Vorträge fest, nämlich 1) von den Pflichten der Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern, des jüngern Bruders gegen den ältern; 2) von der Ehrerbietung, die man den Vorfahren schuldig ist, und von der Eintracht und Friedfertigkeit in den Familien; 3) von der Eintracht der Bewohner der Dörfer unter einander, damit ihnen Streitsachen und Rechtshändel unbekannt bleiben; 4) von der Ehre, die dem Stande der Landleute, welche Getreide und Maulbeerbäume bauen und Seidenwürmer ziehen, gebührt, durch welchen Nahrung und Kleidung erzielt wird; 5) von dem Wohlstand, den Sparsamkeit, Mäßigkeit und Bescheidenheit hervorbringen; 6) von der Wichtigkeit der Schulen und des Unterrichts für den Staat; 7) von der Zufriedenheit und Gemüthsruhe, welche eine pflichtgetreue Besorgung der Geschäfte dem Menschen gewährt; 8) von der Nothwendigkeit, schädliche Irrlehren im Keime zu ersticken; 9) von den Strafen, welche die Gesetze auf die Verbrechen gesetzt haben und wodurch rohe und halsstarrige Seelen von der Uebertretung der Gesetze abgehalten werden; 10) von dem Anstand und der Höflichkeit im geselligen Betragen; 11) von der Wichtigkeit der Erziehung, namentlich um Laster und unordentliche Leidenschaften im Zaume zu halten; 12) von den schädlichen Folgen ungerechter Anklagen; 13) von der Gefahr, Verbrechen zu verhehlen und Schuldige zu verheimlichen; 14) von den Abgaben und deren gehöriger Entrichtung; 15) von der Nothwendigkeit, die Wächter der öffentlichen Sicherheit zu unterstützen; 16) vom Jähzorn und den schrecklichen Folgen desselben.

Der Geist, welcher diese Vorträge erfüllt, und die Art ihrer Abfassung erhellt am besten aus der Rede eines Beamten, welche du Halde (II. 41.) vollständig mittheilt. Der Beamte sagt:

„Der Kaiser verordnet, daß Ihr in den Dörfern Eintracht bewahren sollet, um Klagen und Gerichtshändel daraus zu verbannen. So höret denn aufmerksam den Erläuterungen zu, die ich Euch über diese Verordnung vortragen werde.

---

*) du Halde II. 39. Downing II. 222.

So lange Ihr in einem und demselben Orte wohnet, seyd nun Verwandte oder nicht, das thut wenig zur Sache, so geltet Ihr als Bewohner dieses Ortes oder dieser Gemeinde. Ihr lebet daselbst als Verwandte oder Verbündete mit älteren Personen und mit Euern Mitschülern. Ihr könnt nicht ausgehen, ohne Euch zu sehen; am Morgen, wie am Abend werdet Ihr Euch begegnen. Also ist denn das Beisammenleben einiger Familien, die in demselben Orte vereinigt sind, das, was ich Dorf nenne. In diesem Dorf nun giebt es sowohl Reiche, als Arme, sowohl Solche, die über, als Solche, die unter den Andern stehen, endlich giebt es auch Solche, die sich gleich sind.

So haltet denn den Grundsatz fest, daß Ihr Euer Vermögen niemals dazu anwendet, Euch furchtbar zu machen, und daß es Euch niemals erlaubt ist, Euch desselben hinterlistiger Wege zu bedienen und Euren Nachbarn Schlingen zu legen. Von Eurem Nächsten mit Verachtung zu sprechen, Euch Eurer guten Eigenschaften mit Hoffarth zu rühmen, Euch auf Kosten der Andern zu bereichern, das sind Dinge, die Ihr Euch durchaus nicht gestatten dürfet.

Ein Alter hat sehr weise bemerkt, daß in einem Orte, wo es Greise und junge Leute giebt, diese die ersteren ehren müssen, und daß, ohne zu untersuchen, ob jene arm oder reich, gelehrt oder unwissend; sie nur die Zahl ihrer Jahre in Betrachtung zu ziehen haben.

Wenn Ihr, die Ihr im Wohlstand Euch befindet, die Armen verachtet, wenn Ihr in bedrängten Umständen die Wohlhabenden mit neidischen Augen ansehet, so werden die Spaltungen nie endigen. Was da, wird der stolze Reiche ausrufen, Ihr wollet mir nicht weichen, ich will Euch schon zermalmen.

Und in der That, wenn Ihr Land oder Häuser besitzet, so wird er sich bemühen, sie Euch abzunehmen, er wird Gewalt anwenden, um auf Euren Grund und Boden den Fuß zu setzen, weder Eure Frauen noch Eure Kinder werden vor einem solchen Gläubiger sicher seyn. Wenn Ihr ihn nicht bezahlen könnt, so wird er sie Euch unter dem scheinbaren Vorwand einer billigen Entschädigung rauben; bald darauf wird er in einem Anfall von Zorn seine Rinder und seine Pferde in Eure Felder jagen, welche die junge Saat verschlingen werden. Dann wird er in der Hitze der Weinlaune sich noch größeren Ausschweifungen hingeben; die ehrlichen Leute werden vor seinen Angriffen nicht sicher seyn, die Nachbarn werden, auf das Aeußerste gebracht, zürnen und sich an die Ränkeschmiede wenden, um einen förmlichen Rechtshandel einzuleiten. Diese bösartigen und hinterlistigen Geister werden nicht ermangeln, den Gegenstand zu vergrößern, um eine wichtige Angelegenheit daraus zu machen; aus einem Teiche werden sie ein aufgewühltes Meer machen, dessen schäumende Wogen sich bis in die Wolken erheben; eine Kleinigkeit wird zu einer ernsthaften Sache werden. Mittlerweile wird die Anklage in alle Gerichtshöfe getragen werden und

der Aufwand, den man aufzuwenden genöthigt ist, wird Folgen haben, die man bis an's Ende seiner Tage empfinden wird.

Ihr seyd etwa auf der Reise. Wenn nun der Zufall einen Mann aus Eurem Dorfe Euch in den Weg führt, und Ihr habt kaum seine Sprache erkannt, so ist nichts dem innigen Vergnügen vergleichbar, welches Ihr empfindet; Ihr wohnet zusammen, Ihr liebet Euch, als wäret Ihr Brüder; wie macht Ihr es aber so ganz anders, wenn Ihr in demselben Orte beisammen verweilet! anstatt Frieden und gute Ordnung zu erhalten, so reget Ihr Klagen an und säet Zwietracht aus.

Sprechet niemals Uebles von Anderen, so läßt man Euch in Ruhe; überwerft Euch mit keinem Menschen; weichet willig den Anderen; habt Geduld bei Widerspruch, so habt Ihr auch nie die Furcht, daß man Euch beschimpfen oder beleidigen wird.

Wenn sich ein Zwist unter zwei Leuten erhebt, so sollen sich doch wohlgesinnte Leute ihnen nähern und sie wieder vereinigen; wenn das Feuer der Zwietracht in einer Familie auflodert, so mögen die Nachbarn herbeikommen, um es auszulöschen; wenn ein Mann hitzig wird, so mag ihn ein anderer bei Seite ziehen und ihm mit Sanftmuth zusprechen und seinen Zorn zu mäßigen suchen, und es wird das große Feuer, welches den Himmel zu bedrohen schien, im Augenblick vergehen und die wichtige Angelegenheit, die man schon vor den Gerichtshof der Großen bringen wollte, wird sich eben so leicht endigen, als man ein Stück Glas oder einen Dachziegel zerbricht. Wenn sich aber freilich ein Mordbrenner drein mengt, wie ein großer Stein, der, was er trifft, zertrümmert, so wird er Euch durch seine verderblichen Rathschläge in Händel verwickeln, die Euch an den Abgrund führen müssen.

Indem ich von den traurigen Folgen spreche, welche die Klagereien und Rechtshändel mit sich führen, höret aufmerksam auf das, was ich noch zu sagen habe.

Sobald der Beamte Kenntniß von dem Falle genommen hat, ist es nothwendig, daß der Eine oder der Andere unterliege, Ihr oder Euer Gegentheil. Seid Ihr nun der Unterliegende, so werdet Ihr, da Ihr keine Lust habet, zu weichen, auf alle Weise Euch nach Unterstützung und Schutz umsehen. Ihr werdet Euch bemühen, die Gunst derjenigen zu gewinnen, welche das Vertrauen des Beamten haben, und es wird nöthig seyn, ihre Schritte gut zu bezahlen; Ihr werdet die Gerichtsbeamten auf Eure Seite zu ziehen und Euch günstig zu stimmen suchen; und wie viel Feste müßt Ihr ihnen geben; habt Ihr denn aber auch genug Mittel, diese Ausgaben zu bestreiten?

Fallet Ihr nun gar in die Hände eines schlechtdenkenden Richters, der, um Euch zu verderben, die Farben und den Schein des Rechts und der Billigkeit annimmt, so habt Ihr umsonst die ver-

binden, welche bei ihm Zutritt haben und welche er beachtet; umsonst werden die Gerichtsleute, diese feilen Seelen, diese Blutsauger des Volkes, zu Euren Gunsten sich erklären; nach vielen Ausgaben, die Ihr gemacht habt, Ihr, um Euern Feind zu unterdrücken, Euer Feind, um sich Eurer Wuth zu entledigen, werdet Ihr alle beide doch zuletzt gezwungen seyn, einen Vergleich einzugehen.

Wenn Ihr Euch weigert, denselben anzunehmen, und von einer Unterbehörde verurtheilt worden seid und an einen obern Gerichtshof appellirt, so wird man alle Tage die Bittschriften in die Tribunäle laufen sehen; der Proceß wird sich viele Jahre in die Länge ziehen durch die List der Ränke, die Zeugen werden darunter leiden, eine Menge Menschen werden in Eure Angelegenheit verwickelt, einige wird man in's Gefängniß setzen, andere wird die Gerechtigkeit bestrafen und der Urtheilsspruch wird noch nicht gefällt sein, wenn schon eine Unzahl Familien schmachvoll an den Bettelstab gebracht sind.

So schließet denn aus dem, was ich Euch sage, daß, wenn Ihr selbst ein Gebürge von Kupfer und ein Goldbergwerk besäßet, dieses kaum zu diesen und ähnlichen Ausgaben hinreichen würde, daß, wenn Ihr einen Körper von Eisen hättet, Ihr kaum die Mühseligkeiten ertragen würdet, welche Ihr auszuhalten hättet.

Der Kaiser, dessen Mitleid für sein Volk keine Gränzen hat, untersagt Euch die Gerichtshändel, und ist so gütig, Euch selbst Anleitung zu geben, um die Unruhen zu beschwichtigen, die sich bei Euch erheben könnten. Er will, daß Ihr in vollkommener Einigkeit leben sollet.

Um nun dazu zu gelangen, achtet das Alter, ehret die Tugend, habt vor den Reichen Achtung und Mitleid mit den Armen. Mengt Euch nicht ein, um das anzurühren, was Euch nicht in Ordnung scheint. Ihr habt Muthmaßung, daß man Euch in üblen Ruf bringen will; sucht nicht darob Rache zu nehmen; Ihr habt Lüderliche unter Euch, ermahnet sie mit Höflichkeit und Sanftmuth, ihren Lebenswandel zu ändern; wenn ihr zu öffentlichem Dienst gezogen werdet, so zeiget Eure Eintracht durch den Eifer, womit Ihr Euch gegenseitig zu unterstützen suchet.

Vernehmt noch eine andere Vermahnung, die nicht minder Euch angeht. Ihr seyd im Wohlstande; suchet nicht Euern Ruhm darin, großen Aufwand im Essen zu machen, noch traget kostbare Kleider; Ihr habt Ansehen und Credit, gebraucht denselben niemals dazu, um schwache und schutzlose Menschen zu unterdrücken. Was ich von Euch verlange, ist, daß Ihr Euch im Wohlstande bescheiden betragt und thätig und aufmerksam in Erfüllung Eurer Pflichten zeigt. Was ich wünsche, ist, daß Ihr Euch von jeglichem Ehrgeize fern haltet, Euch mit Wenigem zu begnügen wisset, daß Ihr

Euch durch Eure Sanftmuth, Eure Mäßigung und vor Allem durch Eure Sparsamkeit auszeichnen möget.

Habt Acht auf die Jahre, die zuweilen kommen, wo allgemeine Seuchen, verbunden mit Theuerung des Getreides, überall Verzweiflung hinbringen. Dann ist Eure Pflicht, Mitleid mit Euern lieben Mitbürgern zu haben und sie von Eurem Ueberfluß zu unterstützen.

Dieser Punct verdient Eure ganze Aufmerksamkeit; er berührt Euern eigenen Vortheil, denn durch solcherlei Mittel werden Euch Eure Arbeiter treu bleiben, Eure Felder werden nicht verlassen, Eure Nachbarn werden über Eure Erhaltung wachen, Euer Vortheil wird der allgemeine seyn. Auf der andern Seite wird Euch der Himmel, dessen Wege Euch unbekannt sind, beschützen und Euch mit Gütern überschütten.

Sprechen wir nun auch zu den Handwerkern und allen denen, welche bei mechanischen Arbeiten angewendet werden. Obschon sie durch ein unveränderliches Gesetz einer höheren Ursache in der Armuth und Niedrigkeit geboren sind, so besteht ihr Glück darin, daß sie nach ihrem Stande leben, daß sie sich nicht über ihre Armuth kränken und die Reichen nicht um ihre Schätze beneiden.

Diese Lehre wird für Euch eine Quelle des Friedens und des Trostes seyn. Ein rechtschaffner Mann wird niemals ohne Gedeihen bleiben und die Tugend kann nie lange Zeit im Dunkel verharren, wenn sie nur sonst begründet ist.

So wisset Ihr denn die Absichten des Kaisers; es ist nun Eure Sache, daß Ihr Euch darnach richtet. Wenn Ihr also handelt, woran ich übrigens gar nicht zweifele, so werdet Ihr die allergrößten Vortheile daraus ziehen, Ihr werdet das väterliche Herz Sr. Majestät zufrieden stellen, man wird fortan keinen Zwiespalt unter Euch bemerken, Ihr ersparet den Beamten die Mühe der Verhaftungen und Strafen, Ihr gebet dem Reiche die Ruhe und den Frieden; und wenn Ihr nun nach Hause kommt, so richtet fleißig Eure Handlungsweise nach dieser so nützlichen Belehrung ein."

In dieser Art unterrichtet und belehrt der Vorsteher einer Provinz, einer Stadt, eines Bezirkes zweimal im Monat seine Untergebenen, und diese Belehrung ist ein wesentlicher Theil der Amtespflichten dieser Beamten, die auch in seinem Kreise der Kaiser zu erfüllen hat. Soweit nun der Kaiser zugleich der Oberpriester der Nation ist, so hat auch der Beamte, der in einem größern oder kleinern Bezirke seine Stelle vertritt, die priesterlichen Handlungen zu verrichten, welche zu gewissen Jahreszeiten Statt finden. Bei außerordentlichen Unglücksfällen, Ueberschwemmungen und dergl., wendet er sich an den Schutzgeist der Stadt und spricht dann folgendes Gebet:

„O Schutzgeist, wenn ich der Hirt und Pfleger dieser Stadt bin, so bist du, obschon unsichtbar, dennoch mehr wie ich. Mein Amt als Hirt verpflichtet mich, für das Beste des Volkes zu sorgen und jeden Schaden von demselben abzulenken. Allein du bist es ja eigentlich, von welchem das Volk sein Glück erhält, du bist es, der dasselbe vor dem Unglück beschützt, mit welchem es bedroht ist. Obschon du nun unseren Augen unsichtbar bist, so offenbarest du dich uns dennoch, wenn du unser Opfer annimmst und unsere Wünsche erhörest, und wirst uns somit doch einigermaaßen sichtbar. Wenn wir dich aber umsonst bitten sollten, so würde das Herz keinen Theil haben an den Ehren, die wir dir erweisen. Du wärest in Wahrheit, was du bist, aber du würdest wenig bekannt seyn, in derselben Weise, wie man an mir, der ich vom Staate beauftragt bin, das Volk zu schützen und zu vertheidigen, und an meiner obrigkeitlichen Würde zweifeln würde, wenn ich nicht als Beamter handeln würde. Bei öffentlichen Unglücksfällen, gegen welche man kein Hülfsmittel sieht, müssen wir deinen Schutz anrufen und dir unsere Hülfsbedürftigkeit auseinander setzen. So betrachte denn die Verzweifelung des Volkes. Vom sechsten Monat bis zum achten ist kein Regen gefallen, man hat noch kein Körnlein Getreide eingebracht! Wenn Alles umkommt, wie sollen wir das Land besäen? Das ist es, was ich dir vorstellen muß. Ich habe mehrere Fasttage angeordnet, den Fleischern habe ich verboten, ihre Buden zu öffnen, ich habe den Genuß des Fleisches, des Fisches und selbst des Weines verboten; man ist ernsthaft beschäftigt, das Herz zu reinigen, die Fehler zu erkennen und sie zu bereuen. Allein unsere Tugenden und unsere Verdienste sind kaum geeignet, den Himmel (Tien) zu beugen. Aber du, o unsichtbarer Schutzgeist dieser Stadt, du kannst dich ihm nähern, du kannst ihn um Gnade für uns arme Sterbliche bitten und ihn anflehen, unseren Leiden ein Ende zu geben. Eine solche Gunst für unsere Erleichterung würde dem Volke Erfüllung seiner Wünsche verschaffen; ich sähe das erfüllt, was mein Amt mich mit Inbrunst zu erflehen verpflichtet. Deine Verehrung würde immer mehr zunehmen in dieser Stadt, da man einsehen würde, daß du nicht vergebens hier den Vorsitz führest.“ –

Schon du Halde bemerkt, daß China das glücklichste Land der Erde sein würde, wenn alle die weisen Gesetze, die dasselbe besitzt, so in Erfüllung gebracht würden, wie es die Absicht der Urheber derselben gewesen. Allein, da China von Menschen bewohnt wird, welche Leidenschaften unterworfen sind, welche die Erdenkinder aller Lande haben, — so giebt es auch dort Verbrechen, Uebelstände und Mißbräuche, wie in anderen Ländern, obschon kaum ein Land in der Welt vorhanden ist, wo mehr Vaterlandsliebe herrscht, als in China.

Wir sahen schon aus dem Gesetzbuch, wie streng die Verord-

mungen gegen Bestechlichkeit, Uebergriffe und Willkühr der Beamten beschaffen sind, wir bemerkten in der Rede des Oberbeamten, wie wohl bekannt der Regierung der Uebermuth und die Habsucht der niedern Beamten ist. So soll es auch noch sein und namentlich soll auch in China der Reiche in seinem Gelde ein wirksames Mittel gegen die Strenge der Gesetzgebung besitzen. Das Gesetz gestattet in gewissen Fällen Abkaufung der Strafe, und das ist denn die Quelle vielfacher Mißbräuche, namentlich in den von der Hauptstadt entfernt gelegenen Provinzen. Eine zweite Ursache der Mißbräuche liegt in der Bevorzugung der Tataren vor den Chinesen von Seiten des kaiserlichen Hofes, die noch zu Anfange dieses Jahrhunderts Statt fand.

Die neuern Reisenden bringen uns mehrere Beispiele von dem gesetzwidrigen Treiben mancher Beamten; das glänzendste Beispiel ist der Staatsminister Ho-tschun-tang, den Kaiser Kien-long vom Gardesoldaten zu den höchsten Staatsämtern erhob, ihm sein unbegränztes Vertrauen schenkte und ihm dadurch das Mittel zu arger Bedrückung und willkührlicher Amtsführung darbot. Er brachte ein ungeheures Vermögen an Gold, Silber, Edelsteinen, Perlen, Schätzen und Besitzthümern aller Art zusammen, und erregte außerdem durch seinen Hochmuth den Haß der ganzen kaiserlichen Familie, so daß es auch eine der ersten Regierungshandlungen des Nachfolgers seines Gönners war, ihn in Anklagestand zu versetzen und zu einer schimpflichen Todesstrafe verdammen zu lassen*). Indessen war Ho-tschun-tang ein Mann von großer Kraft und hervorragenden Fähigkeiten, der seinem Vaterlande sehr wichtige Dienste geleistet und eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt hatte.

Das gemeinste Verbrechen chinesischer Beamten ist das der Geldunterschlagung. Timkowski (II. 19.) bringt ein schlagendes Beispiel. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war ein Dorf von einer Ueberschwemmung heimgesucht worden, und die Einwohner hatten kaum noch ihr Leben retten können. Kaiser Kien-long übernachtete einst in jenem Dorfe und befahl, den Unglücklichen zur Unterstützung eine Summe von 125,000 Thlr. auszuzahlen. Von diesen Geldern behielt der kaiserliche Schatzmeister 45,000 Thlr., sein Gehülfe 22,500 Thlr., und so verminderte sich die Summe allgemach auf 45,000 Thlr., bevor sie zu den verunglückten Dorfbewohnern gelangte. Die Beamten sind übrigens anständig bezahlt und noch im vorigen Jahrhundert wurde, um sie weniger geneigt zu derartigen Erpressungen zu machen, ihr Gehalt erhöhet.

Indessen müssen wir aber auch bedenken, daß die europäischen Berichterstatter über China mit rastlosem Eifer alle Mängel und Gebrechen des chinesischen Reiches aufgesucht und gefliſſentlich mit-

*) Barrow II. 147. Timkowski II. 31.

getheilt haben. Die stete Controle aller Beamten, das Recht der Appellation der Unterthanen, dann der Patriotismus, der sich auch bei dem jüngsten Anfall europäischer Macht auf China im glänzendsten Lichte gezeigt hat, so wie die zahlreichen, vom Volke wie vom Staate den verdienten Beamten errichteten Denkmale lassen vermuthen, daß eine so allgemeine Corruption, wie man sich oft denkt, im chinesischen Reiche keineswegs zu finden ist. Wenigstens ist mir kein Beispiel bekannt, daß die chinesische Nation von einem aus ihrer Mitte an die Fremden verrathen worden wäre.

In Peking erscheint das rothe Buch oder der Staatskalender in 6 Bänden, welches aller vier Monate neu aufgelegt wird. Es enthält die Namen, Geburtsorte und andere Notizen über alle im öffentlichen Staatsdienst angestellte Personen. Aller drei Jahre reicht der Vicekönig dem Staatsrathe das Verzeichniß der ihm untergebenen Beamten ein, wobei stets ihre Aufführung bemerkt wird. Darnach richtet sich nun Avancement oder Degradation der Beamten. Der Vicekönig kann nämlich nur 3 Jahr auf seinem Posten verbleiben und wird sodann durch einen andern abgelöset*).

Das chinesische Reich hat für die Bekanntmachung seiner Verordnungen eine Staatszeitung, King-pao, Bote der Hauptstadt; alle Tage wird schon Morgens früh eine Nachricht über die Geschäfte, welche der Kaiser am vorigen Abend mit dem Staatsrath abgehandelt hat, auf ein Bret in einem der Höfe des kaiserlichen Palastes befestigt. Diese Nachrichten bilden zusammen die Jahrbücher des Reiches und sind die Quelle der Geschichte desselben. Sämmtliche Behörden von Peking sind gehalten, alltäglich diese Nachrichten, sofern sie eine derselben betreffen, abschreiben zu lassen, in ihren Archiven niederzulegen und an die Provinzialbehörden durch die Post zu befördern. Nächstdem läßt aber auch die Regierung alle Tage sämmtliche Nachrichten drucken, ohne ein Wort daran zu ändern, damit alle Einwohner Kenntniß über den Gang der öffentlichen Angelegenheiten erlangen. Die Staatszeitung von Peking enthält alle Verordnungen, welche die sechs Ministerien von Peking, die Provinzialregierungen und die Militaircommandanten dem Kaiser vorgelegt, und welche dessen Bestätigung erhalten haben; dann die Ernennungen, die Beförderungen, die Rechtssprüche, die Urtheile, die Berichte der verschiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung, die Berichte der kaiserlichen Beamten über die verschiedenen Ereignisse, dann der Provinzialverwaltungen so wie auch Nachrichten über merkwürdige Naturereignisse. Man kann das Blatt täglich kaufen, aber sich auch darauf abonniren und der Preis ist 3 Thlr. 6 Neugroschen für den ganzen Jahrgang**).

*) Davis I. 212. Medhurst S. 95. Barrow II. 152.
**) Journal asiatique 2. Série T. XII. S. 567 ff.

Um den Styl und den Geist dieses Blattes, das die Angelegenheiten von 360 Millionen Menschen regulirt, näher darzustellen, theile ich nach französischen Quellen einige Stellen in wörtlicher Uebersetzung mit.

I. Soung-kiun (ein Minister) hat uns neulich zu wissen gethan, daß in Folge seines hohen Alters sein Rücken und seine Füße geschwächt sind, seine Augen ihre Verrichtungen nicht mehr erfüllen, seine Hand zittert, wenn er Papiere unterzeichnet, und sein Gedächtniß sichtbar abnehme; er hat uns in Folge dessen ersucht, wir möchten ihm doch die Erlaubniß geben, die Aemter, womit er bekleidet ist, auf einen Andern zu übertragen, sich vom Dienste zurückzuziehen und sich in seinem vorgerückten Alter und krankhaften Zustand der Ruhe zu erfreuen. Da wir gewohnt sind, die Männer, welche uns dienen, mit Billigkeit zu behandeln, so verordnen wir in Betracht der triftigen Gründe, welche Soung-kiun anführt, daß ihm seine Bitte gewährt sey, und daß die Geschäfte, womit er beauftragt war, einem Andern anvertraut werden sollen; zu gleicher Zeit befehlen wir dem Soung-kiun, als altem Armeegeneral, indem wir ihm unser tiefes Bedauern ausdrücken, daß er sich in seinem hohen Alter der Ruhe widmen soll.

Als dieses vorging, erhielten wir wider Erwarten vor einigen Tagen von demselben Soung-kiun einen neuen Bericht, in welchem er uns anzeigt, daß er seine Gesundheit wieder erlangt habe, und daß er sich eben so kräftig wie vorher fühle; in Folge dessen bittet er uns, ihm ein Amt anzuweisen. Obschon wir nun auch diese letztere Bitte gleichermaaßen in Betracht gezogen und ihm befohlen haben, den Commandantenposten der Mandschudivision von der blauen Fahne anzunehmen, so können wir uns doch nichtsdestoweniger versagen, die Bemerkung zu machen, daß nach den beiden Bittschriften des Soung-kiun, die eine wegen des Abschieds, die andere wegen erneuerter Anstellung, wir keine Veränderung in seiner Gesundheit wahrgenommen haben, noch irgend das geringste Anzeichen irgend einer Krankheit. Wie hat er sich denn nun in dem Laufe weniger Tage jetzt beklagen können, daß seine Schwäche ihm nicht erlaube, sich aufrecht zu erhalten, und bald darauf anzeigen, daß seine alte Kraft wieder zurückgekehrt sey? Den einen Tag verlangt er seinen Abschied und den andern bittet er um eine neue Anstellung. Das Alles kommt von seiner alten Originalität und der Kühnheit, uns mit seinen Auseinandersetzungen zu belästigen. In dem Verkehre zwischen dem Souverain und seinen Dienern müssen Aufrichtigkeit und Wahrheit die erste Stelle einnehmen. Treu diesem Grundsatze wenden wir denselben immer mit der größten Freimüthigkeit gegen unsere Diener an: daraus folgt aber auch, daß wir von ihnen das Nämliche erwarten dürfen, nachdem sie sich unserer hohen Gnade erfreuen. Obschon nun aber Soung-kiun durch seine bizarre

und eigensinnige Aufführung das Gegentheil gezeigt hat, begnügen wir uns dasmal damit, daß wir ihm selbst überlassen, sich in seinem Gewissen zu befragen, ob er mit seinem Verfahren zufrieden seyn kann, und allen Beamten der höhern Ordnung in allen Dienstsachen diejenige Umsicht und Aufmerksamkeit zu empfehlen, welche ihre Pflicht erfordert und die sie ihrem Monarchen in Gemäßheit der Gunstbezeigungen, die sie erfahren haben, schuldig sind. Wir befehlen, daß dieser Schang-yü öffentlich bekannt gemacht werde.

II. Schu-kuei-tschoung, Gouverneur von Kantong, meldet uns, daß der Siamese Thai-khau-yei-ta-khan ihm angekündigt hat, daß im zwölften Monat des vergangenen Jahres ein Schiff an der Küste seines Landes bei dem Orte Lou-kouen gestrandet und gerettet worden ist. Das Verhör der Schiffsmannschaft dieses Fahrzeugs hat angezeigt, daß unter den darauf befindlichen Personen auch die Familie des Ou-tschou-fan, Beamten des Kreises Phei-hou auf der Insel Thai-wan (Formosa), begriffen sey. So wie der König von diesem Ereigniß unterrichtet war, befahl er, für das Schiff Sorge zu tragen und den Leuten Alles, was sie nöthig hätten, zu reichen. Da das Schiff mit dem Tribut hierher geschickt wurde, war ihm auch aufgetragen, die genannte Familie nach Kantong zu führen. Der Siun meldet uns ferner, daß er aus dem südlichen Hafen Nachricht über die Ankunft und Ausschiffung der genannten Familie erhalten habe. In der That ist das Königreich Siam von uns durch ein ungeheures Meer getrennt; allein da die Einwohner nicht ermangelt haben, ein durch Sturm auf's Land geworfenes Schiff zu retten, um die Mannschaft freundlich aufzunehmen, ihr das Nothwendige darzureichen, sie nach Kantong zu führen, so verdient eine solche Handlungsweise in der That unsere vollständige lobende Anerkennung. Zum Zeichen unserer gnädigen Billigung verordnen wir, daß der König von Siam mit zwei Stücken Goldstoff, zwei Stücken rothen Damast, zwei Stücken in Seide gestickten Satin, zwei Stücken geblumten und zwei glatten Stücken beschenkt werde. Der Generalgouverneur und der Gouverneur von Kantong werden Sorge tragen, diese Geschenke dem genannten Siamesen Thai-khau-yei-ta-khan zu übergeben und einen schriftlichen Bericht an den König durch die siamesischen Gesandten, welche den Tribut gebracht haben und nach Hause zurückkehren, darüber einzusenden.

III. Der Minister To-tsin, der unter der Regierung unsers sehr erhabenen Vaters eine Stelle unter den ersten Räthen des Reiches einnahm, hat seit unserer Thronbesteigung mehrere Ministerien mit einem außerordentlichen Eifer verwaltet. Gegen Ende des Sommers dieses Jahres hat er mehrmals seine Entlassung von uns verlangt, wegen seines andauernden krankhaften Zustandes. Da es uns aber sehr peinlich war, in die Trennung von ihm einzu-

willigen, so haben wir verordnet, daß er sich wegen der Geschäfte nicht beunruhigen solle, die wir durch einen Andern verrichten lassen wollen, und daß er sich nur mit der Herstellung seiner Gesundheit beschäftigen soll. Weil nun aber nach Verlauf zweier Monate seine Krankheit noch in demselben Grade fortdauert, so daß er sich nur mit Mühe bewegen kann, hat er uns eine Auseinandersetzung übersendet, in welcher er uns ganz entschieden bittet, ihm seine Entlassung zu gewähren und seinen wichtigen Posten durch einen Andern verwalten zu lassen. Obschon es nun auf der einen Seite sehr betrübend für uns ist, uns rasch zu entschließen, ihm seine Bitte zu gewähren, so haben wir doch nichts desto weniger, wenn wir auf der andern betrachten, daß sich seine hartnäckige Krankheit gar nicht vermindert, bedacht, daß, wenn wir ihm in seinem Zustande von Schwäche gewaltsam drängen wollten, sich mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen, dies keineswegs ein Zeichen unseres Mitleides sein würde, auf welches er sich doch durch seine Aufführung ein volles Recht erworben hat. Diesen Ursachen gemäß wollen wir ihm denn unsere hohe Achtung für sein vorgerücktes Alter und unsere Dankbarkeit für seine langen Arbeiten in unserem Dienste dadurch darlegen, daß wir ihm den Titel Thai-tsu-thai-fou oder Hofmeister des Erbprinzen und den Rang des Tu-hio-szu, Staatsrath nebst dem mit dieser Stelle verbundenen Gehalte geben, damit er auf eine angemessene Weise leben könne. Zu gleicher Zeit bewilligen wir ihm auch in Anbetracht seiner Krankheit die Entlassung von allen seinen Stellen.

IV. Verordnung über die Nothwendigkeit, die Verfolgung der verkehrten Lehren zu beginnen, wozu die Vorstellung eines Yü-szu (Reichscensor) Anlaß gegeben. Die Auseinandersetzungen, welche uns durch Liang-tschung-tsin zugegangen, in welchen er die kalte Temperatur des diesjährigen Frühlings als eine Folge der Hinrichtungen darstellt, welche viele vom Criminalgericht wahrscheinlich unschuldig Verurtheilte erdulden müssen, und dem zufolge er uns bittet, unsere gnädige Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken, sind vollständige Albernheiten. Im letzten Jahre ist in der Hauptstadt der Schnee etwa 2 bis 3 Fuß gewesen, und eine gleiche Menge gab es auch in den entfernten Provinzen; in mehrern fiel der Schnee sogar bis zu 4 Fuß Höhe. Man kann sicher einen so reichlichen Schneefall, dergleichen seit mehrern Jahren ohne Beispiel ist, gar wohl als eine glückliche Vorbedeutung für eine reiche Getreideernte betrachten. Uebrigens wollen wir dies als eine besondere Gunst des Himmels demüthig betrachten, da wir wohl wissen, daß sein Wille unendlich erhaben ist über das menschliche Verständniß, und uns durchaus nicht erkühnen, diese Hoffnung als untrüglich auszugeben. Wir können jedenfalls bemerken, daß seit dem Beginne des Frühlings noch nicht mehr als ein Monat verflossen

ist, daß es also zu zeitig für die warme Jahreszeit ist, und wenn man die gegenwärtige Stimmung der Luft mit der der vorhergegangenen Jahre vergleicht, so bemerkt man nicht eben einen großen Unterschied in der Witterung. Wie kann nun also Liang-tschoung-tsin die Muthmaßung hinstellen, daß die gegenwärtige Kälte und die zahlreichen Tage mit bedecktem Himmel die Vorläufer einer schlechten Ernte und die Folgen von ungerechten Urtheilen seyen, womit er ohne Rücksicht das Criminalgericht meint, das gegen die Ketzer eröffnet worden ist, und durch welches mehrere unschuldig hingerichtet worden u. s. w. Es ist schwierig, den Zweck dieser Albernheiten zu errathen. Man weiß seit Jahrhunderten, daß das gute Korn nicht gedeihen kann, wenn man das Unkraut nicht ausjätet. Es hat stets gegen den Unglauben und die Zauberei, welche so leicht die schwachen Menschen verführen, Gesetze gegeben, denen zufolge die Erfinder schadenbringender Dinge bestraft werden. Wer Unkraut unter das Volk säet, wer falsche und verrückte Lehren erfindet, wer das Volk empört und Zusammenrottungen erregt, ist stets als gefährlich für das Wohl des Reiches und des Hofes betrachtet worden und niemals der Züchtigung entgangen. Und das ist denn auch der gegenwärtige Fall; die Schuldigen werden aufgesucht und bestraft, nicht aber die Unschuldigen. Wenn aber in Folge schlechter Maßregeln und nachlässiger Aufsicht der Regierungsbeamten und ihrer Verordneten, des Polizeihauptmanns und des Kreishauptmanns von Peking, dem wir durch besonderen Befehl die Verfolgung derartiger Verbrecher aufgetragen, Unschuldige mit verhaftet worden wären, so würde, sobald man uns nur sonst Nachricht davon gegeben hätte, diese Nachlässigkeit nicht ungeahndet geblieben seyn. Uebrigens folgt daraus noch gar nicht, daß man einem Uebel freien Lauf lassen müßte, welches einer schadenbringenden Ueberschwemmung oder der Pest gleicht. Wie kann man hoffen, daß dasselbe aufhören solle, wenn man keine strengen Maßregeln anwendet? Wenn man ihm im Gegentheile Zeit läßt, sich zu vermehren, würden dann die Folgen nicht um so gefährlicher, wird das Uebel nicht um so viel größer? Ein Einziger leidet die Strafe, und Tausende werden dadurch nur vorsichtiger und fahren fort, sich ruhig mit dem Ackerbau und den Künsten zu beschäftigen. Wird nicht durch dieses Mittel eine viel größere Anzahl guter Bürger bewahrt und Unschuldige beschützt? Hat man im vorigen und im diesem Jahre Anstand genommen, die eingezogenen Ketzer, welche man überführt und überzeugt hat, zu begnadigen? Nachdem sie ihr Verhör bestanden und ihre Unterschrift genommen, wurden sie größtentheils in Freiheit gesetzt. Wie war es also dem Liang-tschoung-tsin möglich, zu behaupten, daß ganze Familien unschuldigerweise durch's Criminalgericht zur Hinrichtung verdammt worden und daß dasselbe Schicksal viele Andere erwarte, für die er sich in seiner

Albernheit als ein Retter darstellt? Man kann aus dieser Auseinandersetzung erkennen, daß Liang-tschoung-tsin durchaus gar nichts von den Geschäften versteht, obschon er übrigens eine gelehrte Stellung hat; allein, wie man von einem Menschen, der taub oder stumm ist, keine großen Dinge lernen kann, so wollen wir diese schiefe Ansicht von seiner Seite ungestraft lassen. Zum Schluß können wir uns nicht enthalten, unserem Volke bekannt zu machen, daß wir die Böswilligen strafen und ausrotten wollen, damit die Guten sich wohl befinden; wir entfernen das Uebel, bevor es sichtbar wird und sich verbreitet. Dieses war und dieses wird auch ferner der stete Gegenstand unserer Sorgfalt seyn, damit wir, indem wir jede Art des Uebels von ihm abwenden, uns mit ihm des möglichsten Glückes erfreuen. Wir betrachten es als überflüssig, zu beweisen, daß die Aufrechthaltung der reinen Lehre die erste und einzige Grundlage des Glückes, und uns über Wahrheit weitläufig auszulassen, die als solche von aller Welt anerkannt ist. Die kaiserliche Eröffnung, Schang-Yü, soll bekannt gemacht werden, damit Jedermann sie kennen lerne.

Dieser Befehl wurde am 27. Febr. 1832 in die Staatszeitung eingerückt *). Daß sich unter 360 Millionen Menschen nicht eine Anzahl finden sollte, die, mit ihrer Lage unzufrieden, eine Veränderung derselben wünschen sollten, wäre wohl eine zu starke Zumuthung für die menschliche Natur. Der unzufriedene Mensch sucht auch in China die Quelle seiner Mißstimmung in der Regel zuletzt erst in seiner Unkraft und Ungeschicklichkeit; er schreibt die Schuld seinen Nachbarn, dem Staate oder dem Himmel zu. In China, wo seit 200 Jahren eine Dynastie ausländischen Stammes herrscht, fehlt es auch nicht an solchen, welche diesen Umstand benutzen, ihrer Unzufriedenheit mit dem Bestehenden einen patriotischen Anstrich zu geben.

Die Unzufriedenen sind in geheime Gesellschaften zusammengetreten, über welche wir Krusenstern **) einen schätzbaren Bericht verdanken. Man versicherte mich, sagt der genannte Reisende, daß in den südlichen und westlichen Provinzen desselben eine Secte, oder richtiger zu sagen, eine verbündete Gesellschaft sich befinde, welche aus den Unzufriedenen aller Classen bestehen soll. Die Mitglieder dieser sehr ansehnlichen Gesellschaft nennen sich Tientie-hoe, d. h. Himmel und Erde. Sie haben ihre geheimen Zeichen, an welchen sie sich erkennen. Jeder, der eine Kleinigkeit bezahlt, wird in die Gesellschaft aufgenommen. Die Rebellen sollen von

*) Journal asiatique 2. Série, Th. XIII. S. 379. Vgl. du Halde II. 49.

**) Krusenstern, Reise um die Welt II. 331. ff. Vgl. Barrow II. 159. Neumann, englisch-chinesischer Krieg S. 111. ff.

den Anhängern derselben kräftig unterstützt werden und von ihnen alle zu ihrer Sicherheit nothwendigen Nachrichten bekommen. Eine ähnliche Secte, die sich Pelin-Kiao, d. h. Feinde der fremden Religion, nennt, soll besonders im nördlichen China verbreitet seyn. Auch bei den Anhängern dieser Secte ist Unzufriedenheit mit der jetzigen Regierung die Hauptursache ihres Vereines, wozu noch der Haß gegen den Ursprung der kaiserlichen Familie kommt. In die Verschwörung, die 1803 gegen Kaiser Kia-king ausbrach und wobei er sein Leben nur mit Mühe rettete, waren, wie die Untersuchung ergab, sogar vornehme Hofbeamte, ja Mitglieder der kaiserlichen Familie verwickelt. In dem darauf erlassenen Manifest erklärt der Kaiser, daß er den Aussagen des zum Morde bereiten Verbrechers nicht glauben, und daß dieser keine Mitschuldige haben könne, daß er sich aber kränke, daß bei dem Mordanfall Hunderte seiner nächsten Hofbeamten ruhige Zuschauer geblieben wären. Der Kaiser schließt mit der Betrachtung, daß ungeachtet seiner unermüdeten Fürsorge für das Wohl des Staates seine Regierung vielleicht dennoch wohl getadelt werden könnte, und verspricht, die Verwaltung des Staates zu vervollkommnen und sich zu bemühen, keine Ursache zu ähnlichen Unzufriedenheiten zu geben.

Eine große Plage für die südwestlichen Provinzen sind die Seeräuber, die den Handelsschiffen auflauern und die Küsten durch ihre Raubanfälle beunruhigen. Die Flotte der Seeräuber bestand im Jahre 1806 aus 4000 Schiffen; die größern Fahrzeuge waren von 200 Tonnen Größe und hatten 200—300 Mann Besatzung, mit 12—20 Kanonen zu 6—18 Pfund. Die kleinsten Schiffe hatten 30 Tonnen und 30—50 Mann. Diese Seeräuber zeichneten sich durch die Grausamkeit aus, womit sie die Einwohner mordeten, Städte und Gefilde verwüsteten. Sie hatten die Ortschaften genöthigt, ihnen Tribut zu zahlen, den sie aller 6 Monate eincassirten; auch die Eigenthümer chinesischer Handelsschiffe mußten eine jährliche Abgabe erlegen, wogegen sie Pässe erhielten, welche von den Capitains auf das gewissenhafteste respectirt wurden. Der Capitain eines Raubschiffes mußte, nach dem Berichte eines Engländers, der 5 Monate als Gefangener bei ihnen lebte, 500 Piaster Strafe zahlen, weil er ein mit einem Passe versehenes Schiff geplündert hatte. Sie hatten sich der großen Insel Hay-nan, eines Theils der Südwestküste von Formosa und eines Theils von Cochin-China und Tonkin bemächtigt. Unter den chinesischen Küstenbewohnern hatten sie manche Anhänger. Im Jahre 1809 blokirten sie Kantong, wurden jedoch, da sie keinen eigentlichen Hauptanführer hatten, endlich im J. 1810 von der Regierung zur Unterwerfung gebracht *).

*) S. History of the Pirates who infested China from 1807 to 1810, translated from the Chinese original with notes and illustrations

Die Regierung scheint diese äußerlichen Angriffe auf ihr Bestehen nicht als sehr gewichtig zu betrachten, da sie in der Mehrzahl der Nation und der gesetzmäßigen Gesinnung derselben eine sichere Stütze hat. Der Chinese hat von Jugend auf seinen Kaiser nicht sowohl als seinen Herrn, denn als seinen Vater kennen und lieben gelernt. Alle kaiserlichen Verordnungen athmen den Geist der Liebe, der Milde und der väterlichen Fürsorge; die Regierung legt stets die ängstlichste Fürsorge für das geistige und materielle Wohl des Volkes an den Tag, alle Befehle an die Beamten wiederholen die im gedruckten und Jedermann zugänglichen Gesetzbuche angeordnete Billigkeit und Gerechtigkeit, die sie dem Volke schuldig sind, und daher zeigt die Regierung auch dem Volke stets das größte Vertrauen, das sich namentlich in der unbeschränkten Preßfreiheit ausspricht, die in China herrscht. Die Preßfreiheit in China ist eben so groß als in England *), sagt ein Reisender, und das Drucken steht Jedem frei. Die Verbreitung abergläubiger, aufrührischer und unsittlicher Ansichten und Meinungen durch die Presse wird natürlich wie jedes andere Verbrechen bestraft; allein es besteht keine Censur für den Schriftsteller, dessen Bemühungen übrigens auch an dem gesunden Sinne des Volkes wenig Anklang finden würden. Es werden täglich in der Hauptstadt Blätter ausgegeben, welche Privatanekdoten, öffentliche Anzeigen über Kaufwaaren, Beschreibungen von Ereignissen und dergleichen enthalten, es erscheinen aber auch Widerlegungen und Entgegnungen auf solche Artikel.

Nächst den allmonatlichen Predigten der Oberbeamten, die wir schon kennen lernten, bedient sich die Regierung auch noch in besondern Fällen der Presse, indem sie außer der Staatszeitung und dem Staatskalender besondere Flugschriften drucken und im Volke verbreiten läßt; so werden in Kantong mit dem Anfange der neuen Geschäftszeit alljährlich die kräftigsten Warnungen gegen die Gesinnung der fremden Kaufleute ausgegeben. Im Jahr 1837 wurde ein Befehl vom Vicekönig von Kantong ausgegeben, worin folgende Stelle vorkam: „Weil die Gesinnungen dieser gedachten Fremdlinge durch Erziehung und Gebräuche von Ländern verderbt sind, die außerhalb der Gränzen der Gesittung liegen, so sind sie unfähig, richtiger Vernunft zu folgen; ihre verruchte Halsstarrigkeit ist unbezähmbar und sie sind todt gegen die Einwirkungen unserer ernuernden Gesetze und Sitten."

Wenn wir mit unbefangenem Auge die Geschichte der Europäer in China betrachten, so finden wir folgende Thatsachen. Den ersten Europäer, der nach China kam, war im 13. Jahrhundert der Venetianer Marco Paolo; er konnte sich nicht über die Aufnahme beklagen, die er

by Charles Fried. Neumann. Lond. 1831. 8. Dazu Krusenstern, Reise um die Welt II. 328. Davis, la Chine I. 372.

*) Barrow II. 154.

dort fand. Die Portugiesen, welche 1516 nach China kamen, bestanden in einer Bande wilder, heimathloser Soldaten, die sich sogar nicht schenkten, einen Angriff auf die schon durch ihr Alterthum geheiligten Gräber chinesischer Herrscher zu machen, um das dort befindliche Gold zu rauben. Dazu kam der Missionseifer der Geistlichen, die sie begleiteten. Die Holländer und Franzosen, namentlich die verständigen und einen Schatz nützlicher Kenntnisse mit sich bringenden Jesuiten, der auch gar bald dankbare Anerkennung fand, gaben weniger Anstoß, da sie sich chinesischer Sitte fügten. Durch die Holländer begann der Verkehr mit China sich mehr zu beleben und europäische Schiffe kamen öfter in die Häfen von Kantong. Die rohen Sitten des europäischen Schiffsvolkes und die Zügellosigkeit, der es sich auch dort überließ, waren freilich nicht geeignet, den so höflichen und stilles, anständiges Betragen liebenden Chinesen Hochachtung vor den Europäern beizubringen. — Die englische, wie die holländische Gesandtschaft gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren in einem Reiche, wie China, Erscheinungen, deren Eindruck sich bald wieder verwischen mußte. Dagegen aber mußte der letzte englische Angriff auf Tschusan, wodurch sogar Peking bedroht wurde, einen überaus ungünstigen Eindruck hervorbringen. Am meisten aber hat das Ansehn der Europäer der Handel mit Opium untergraben, der Handel mit einem Gegenstand, dessen Genuß so verderblichen Einfluß auf die Sittlichkeit ausübt, der tausend arbeitsame, nüchterne Menschen in einen regellosen Gemüthszustand versetzt, der die Phantasie zur schwindelnden Höhe emporreißt, und die Energie des Leibes, wie des Geistes für die Zeit der Nüchternheit in kraftloser Lähmung festhält. Der Ankauf des Opiums wurde verboten, aber die Kaufleute fuhren fort das Gewinn bringende Gift einzuführen und verleiteten dadurch das Volk zum Schleichhandel.

Dürfen wir uns also wundern, wenn die Chinesen unsere Landsleute als „eine gewinnsüchtige Rotte verwegener Abenteurer" ansehen, die gewissenlos eine Heimath verlassen, die sie nicht festzuhalten vermag. Kann man es einer Regierung verdenken, die so väterliche Sorgfalt für ihr Volk trägt, wie die chinesische, wenn sie Leute von demselben fern zu halten sucht, welche ihm entsittlichende Genüsse zuführt, das Geld aus den Handelsorten zieht und — wenn man ihrem Treiben ernste Verbote entgegensetzt, Scenen herbeiführt, wie sie in Tschusan und an den Ufern des gelben Stromes Statt fanden? Das chinesische Volk ist eine große Familie und der Hausfrieden muß ihr als solche von der größten Wichtigkeit seyn; der Kaiser kann nicht anders als dem großen, so wohlgerathenen Staatsorganismus jede Störung, die von Außen kommt, möglichst fern zu halten, und wenn sie sich eindrängt, dieselbe mit aller Macht zurückzudrängen.

Wenn dem Volke von Kantong der Anblick trunkener Matrosen widerwärtige Gesinnungen gegen die Europäer einflößte, so mußte dem kaiserlichen Hofe von Peking der Neid und die Eifersucht, welche zwischen den europäischen Botschaftern herrschten, und die gegenseitigen heimlichen Verdächtigungen eine höchst ungünstige Meinung über die Gesammtheit jener Nationen beibringen. Die protestantischen Holländer eiferten wider die katholischen Portugiesen, ja die französischen Dominicaner fingen Händel mit den französischen Jesuiten an — bis endlich der Papst durch sein Machtwort die ganze Sache verdarb.

Und so ist es denn keineswegs befremdend, daß China dem europäischen Ausland gegenüber, trotz der Humanität, welche alle seine Institutionen auszeichnet, eine so schroffe Stellung annimmt, zumal da ihm eben die Kaufleute jener Nation auch nicht ein dringendes Lebensbedürfniß zuzuführen haben. Wir sahen, wie China die Producte aller drei Reiche nicht allein in großer Fülle hervorbringt, sondern sie auch auszubeuten und zum Nutzen zu verwenden versteht, ja in vielen Fächern der Technik und Manufactur den Europäern weit überlegen ist. Nach den neusten Früchten der europäischen Civilisation, dem Communismus und der Weiberemancipation, dürfte weder die Regierung noch die Nation je ein ernsthaftes Gelüste bekommen.

Der öffentliche Verkehr

des chinesischen Volkes ist außerordentlich belebt und namentlich ist der Binnenhandel sehr bedeutend. Alle Reisenden, welche das innere Land gesehen haben, sind darüber einstimmig. Unter den Mauern von Yang-tschoo-fou sah Barrow (II. 297.) Tausende von Schiffen der verschiedensten Art. Die vielen Inseln, welche sich aus dem schönen Fluß Yang-tse-kiang erhoben, die Menge Kriegs-, Last- und Lustschiffe, die bald den Fluß hinabglitten, bald denselben hinansegelten, bald fortruderten, bald vor Anker lagen, so wie die belebten Ufer boten einen herrlichen Anblick dar. Auch war der Canal auf der gegenüberstehenden Seite nicht weniger lebhaft, denn die Gesandtschaft segelte zwei ganze Tage beständig durch Flotten von verschiedener Bauart und Größe, worunter die Schiffe, welche die Abgaben führten, die ansehnlichsten bis zu 200 Tonnen Last, waren.

Braam (I. 170.) bemerkte, daß die große Straße, die von Kantong nach Peking führt, mit unzähligen Dromedaren, Pferden, Mauleseln, andern Lastthieren und Karren und Wagen bedeckt war, die allerlei Waaren und Lebensbedürfnisse ab- und zuführten.

Das Canalsystem Chinas gehört unstreitig zu den großartigsten Schöpfungen menschlichen Fleißes, indem es nicht allein

dem Meere Boden für die Bewohner abgewonnen, sondern auch den Verkehr auf demselben im höchsten Grade befördert. Vernehmen wir die Ansicht von Carl Ritter*), dem unstreitig die gültigste Stimme in dieser Beziehung zusteht. Alle Flüsse Chinas kommen, wie die Zwillingsströme, der nördliche gelbe Fluß Hoangho, der blaue Fluß oder Yang-tse-kiang vom Hochlande und fließen im Parallelismus von Westen nach Osten in den Ocean; die künstliche Canalcommunication zur Binnenschifffahrt aber geht von Norden nach Süden und schneidet alle diese Systeme der Küstenströme in rechten Winkeln. Die kleineren Flüsse füllen die Canäle mit Wasser, die drei großen Ströme (im Norden der Euho) leiten die Ueberwucht in den Ocean. Den ganzen Küstenstrich durchlängt von Norden nach Süden, vom Golf von Petscheli südwärts bis zum Alpensee Schu an der ersten südlichen, hohen Gebürgskette im Süden von Hang-tschu-fu der mächtige Hauptstamm des Canalsystems, zu dem alle anderen wie Aeste und Zweige sich verhalten. Dieß ist der Große oder Kaisercanal, der in mannichfachen Krümmungen 10 Breitegrade durchschreitet und bald 200, bald 1000 Fuß Breite hat. Er hat fast nirgends stillstehendes Wasser, sein Gefälle beträgt oft 2—3 Fuß auf eine englische Meile, bald ist er tief in Berge eingeschnitten, bald läuft er auf erhöhetem bis 20 Fuß höheren Damme mit Granitquadern eingefaßt, über Seen und Moräste von ungeheurer Ausdehnung weg. Zur weitern Erklärung dieses wunderbaren Canalsystems wird dann folgende Beobachtung desselben Erdkundigen dienen: „der große Zug des Ostmeeres und dessen Strömungen finden südwestwärts gegen die Philippinen ihre Fluthenthore, aber an Chinas Küste den großen Fluthendamm. Alle Meeresfluth steigt an den Ostküsten der Continente höher, als an den entgegengesetzten; der constante Passatwind weht die oceanische Atmosphäre über Chinas Fläche hin, das Meerwasser dringt bei Fluthzeit mehr als 100 Meilen tief bis Kiankiang ins Land ein."

Da wo die Canäle über Flächen geführt wurden, die zu hügelig oder zu uneben waren, als daß man sie in einer ununterbrochenen Linie fortführen konnte, da fließen sie von einem zum andern Orte auf Stufen; die Höhe vom obern Canale bis zum unteren beträgt gemeiniglich 6—10 Fuß und der Winkel der Fläche 45—50 Grade. Alle Schiffe, die dergleichen Canäle befahren, müssen auf diese Flächen vermittelst aufrechter Schiffswinden gehoben werden, ohne welche es kaum möglich seyn würde, die großen Fahrzeuge mit ihrer Ladung aus einem Canale in den andern zu schaffen; auf gleiche Art werden sie allmälig niedergelassen. Die Canäle haben keine Schleusen, da durch diese eine Menge Menschen, welche sich von der Arbeit des Schiffziehens nähren, brodlos wer-

*) Ritters Erdkunde IV. 720. ff.

den würden. So aber wohnen an den Punkten, wo dergleichen stehende Winden beim Canal angebracht sind, viele Menschen, die zur Bedienung derselben bereit sind *).

Wo der Fall jedoch nur wenige Fuß beträgt, ist die Gewalt des Wassers durch Schleusen gemäßigt. Beim Durchgang durch diese Schleusen bekommen die Schiffe einen schnelleren Lauf, der noch eine geraume Strecke im Canal selbst fortdauert; um nun zu vermeiden, daß die Fahrzeuge nicht an die Wände der Schleusen geworfen werden und Schaden nehmen, stehen immer Leute da, welche große lederne Säcke oder Polster herablassen und dadurch die heftigen Stöße vermindern, die sonst unabwendbar seyn würden. Die Gesandtschaft passirte an einem Tage wenigstens durch 30 solcher Schleusen **).

An vielen Stellen geht der Canal in schnurgerader Richtung, und die Erde, die man ausgegraben, um dem Wasser ein Bett zu geben, ist an den Seiten aufgeschüttet und erhebt sich wohl 20 Fuß über den Wasserspiegel. Oben befindet sich nur ein schmaler Fußpfad und auf der Feldseite ist die Böschung mit Getreide besäet. An anderen Stellen ist der Damm sehr niedrig und erhebt sich nicht wesentlich über die Felder ***).

Bei Pou in Tschen geht der Canal an einem ansehnlichen See hin und ist hier durch einen Damm von dem See getrennt, der nicht mehr als 50 Fuß Breite hat; sein Wasser geht mindestens 8 Fuß über der Oberfläche des See's. Auf der Seeseite ist der Damm mit einer Mauer aus Ziegeln und Bruchsteinen bekleidet. Auf der Canalseite hat man Rohr in den Damm gesteckt und mit Thonerde Stufen gebildet, die bis an die Höhe reichen (Braam II. 58.).

Ueber den Canal, sowie über die Ströme sind eine Menge Brücken gelegt. Die Brücken mit einem Bogen zeichnen sich durch ihre seltsame Bauart aus, da sie größtentheils nur für Fußgänger bestimmt sind. Sie bilden nämlich einen so hohen Berg, daß ein Fahrzeug mit aufgepflanztem Mast darunter wegfahren kann. Auch in Kantong selbst steht man solche Brücken. Meyen (II. 369.) bemerkt, daß sie daselbst meist von Stein, selbst die Geländer darauf, gebaut sind. Er sah gehauene und gesägte Steine, welche 20 Fuß lang waren und wie Balken über die Gräben lagen; auch hölzerne Brücken mit Bronzenägeln konnte man bemerken.

Die chinesischen Bogenbrücken sind äußerst zierlich, nicht sehr breit, aber der Bogen erhebt sich in schlankem Oval; der Weg wird durch Stufen fortgeleitet, die Steinarbeit ist meisterhaft. An

*) Barrow II. 99. 294. In Malpière la Chine Tom. II. ist eine solche Anstalt abgebildet.

**) Anderson II. 76.

***) Braam II. 92. 94. Biot im Journal asiatique 3. Série, T. III. S. 83.

Reisen, wo die Straße über Thäler oder durch Gewässer geleitet ist, hat man aber auch Brücken von einer ungeheuern Länge, deren Bauart uns die Chinesen als sehr geschickte Baumeister erkennen lernt. (Abbildungen bei Macartney und Makpière.)

So sah Braam (II. 5.) bei der Stadt Tso-tscheou eine Brücke von 30 Fuß Breite und 960 Schritt Länge; an jedem Ende derselben befand sich ein Triumphbogen von Holz mit drei Durchgängen, an deren Seite sechseckige Pavillons von Stein angebracht waren, worin sich Inschriften zu Ehren des Erbauers der Brücke fanden. Am nördlichen Eingang sah man auf steinernen Piedestalen zwei grüne Bronzelöwen. Bei Hauki-ampo bemerkte derselbe Reisende (I. 138.) eine aus Stein und Ziegeln über einen ansehnlichen Strom in dieser Richtung gelegte Brücke von 20 Fuß Breite und 805 Fuß Länge. Sie bestand aus 15 Bogen; an manchen Stellen bildeten die Pfeiler wahre Dämme. Als Verbindung zweier Berge war eine Dammbrücke von 800 Toisen Länge und 35 Fuß Breite mit 100 Pfeilern ohne Bogen durch ein Thal gelegt. Das Geländer war aus Stein und in Absätzen von 15 zu 15 Fuß durch steinerne Löwen verziert. Jeder Ausgang der Brücke enthielt einen Ehrenbogen mit drei Durchgängen, und daneben waren in sechseckigen Pavillons die Inschriften, die darauf Bezug hatten, angebracht. Bei der Stadt Tong-ngo-tschen sah der genannte Reisende (II. 156.) eine steinerne Brücke, die sehr alt war und aus 28 ganz gothischen Bogen bestand. Man bediente sich derselben nicht mehr. Bei Hiong-tschen passirte Braam (I. 165.) einen See von $1\frac{1}{2}$ Stunden Breite auf neun ansehnlichen Brücken, die die Inseln verbanden.

Bei Tschi-ki-hyen sah unser Reisender (II. 95.) eine Canalbrücke, deren Pfeiler von gehauenem Stein 20 Fuß hoch senkrecht aus dem Wasser hervorragten und auf welchen die Verbindungsbalken ruheten. Als vorzüglich schön rühmt er (II. 107.) eine Brücke zu Sou-tscheou-fou, die aus drei Bogen bestand. Jeder Pfeiler hatte als Basis einen viereckigen, massiven Steinblock, dessen Länge der Breite der Brücke gleich war, was etwa 28 Fuß betrug. In der Mitte war der Gewölbbogen nicht stärker als $2\frac{1}{2}$ Fuß. Zwei andere Brücken (II. 124.) bestanden aus einem einzigen Pfeiler von 50—60 Fuß Durchmesser. Der Bogen ward nur aus 11 Steinen, in der Breite aber aus 6 gebildet *).

Außer den Steinbrücken benutzt man aber auch Holzbrücken mit Aufzug für die durchfahrenden Schiffe, fliegende Brücken, die aus zwei gekoppelten Fahrzeugen bestehen (Braam I. 138.) und wirkliche Schiffbrücken, die ebenfalls am Kabeltau geöffnet werden können (Braam II. 55.)

*) Vgl. noch Braam II. 104. 119. Le Comte I. 181.

Die Chineſen kennen auch ſchon ſeit langer Zeit die Kettenbrücken. Die berühmteſte iſt in Koei-tſcheou über den Pan-ho gelegt und durch einen General erbaut. Auf jedem Ufer dieſes reißenden, wenn auch nicht eben breiten Stromes ſieht man ein großes Thor zwiſchen zwei maſſiven Mauerwerken von 6—7 Fuß Breite und 17—18 Fuß Höhe. Von jedem dieſer Mauerwerke ſind vier Ketten aus großen Ringen nach der entgegengeſetzten Seite geſpannt, und dieſe großen Ketten wiederum durch kleinere unter einander verbunden, ſo daß das Ganze ein großartiges Netz bildet, auf welchem ein Boden von zuſammengefügten Planken ruht. Nach dieſem Muſter ſind noch mehrere Kettenbrücken in anderen Theilen des Reiches erbaut *).

Die berühmteſte aller chineſiſchen Brücken iſt aber die von Suen-tſcheou-fou, ſie iſt über die Vorgebürge eines Meerbuſens gelegt und 2520 chineſiſche Fuß lang, 20 Fuß breit und ruht auf 250 großen Pfeilern; alle Steine haben einerlei Größe und die Bogen ſind hoch genug, daß Fahrzeuge darunter hinwegfahren können. (du Halde II. 172.)

Wir lernten im Geſetzbuch die Verordnungen kennen, welche die Inſtandhaltung dieſer und anderer öffentlichen Werke anbefehlen, und die Reiſenden bemerkten, daß ſie durchgängig wohl erhalten waren, trotzdem daß die Thäler und Rinnſale Chinas von Zeit zu Zeit heftigen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt ſind. Die vorſichtigen Baumeiſter haben gegen derartige Uebel zweckmäßige Vorrichtungen getroffen, wie denn Braam (II. 17.) an einer Brücke von vier Pfeilern noch drei Nothbogen bemerkte, durch welche bei eintretender Fluth dem Ueberſchuß ein Abzug gewährt wird.

Nicht minder Sorgfalt iſt den Straßen zugewendet, welche, wenn auch in geringerem Maaße als die Canäle, das Land durchkreuzen. Sie ſind ſicher, nett und bequem, und da große Laſten in China zu Waſſer oder durch Menſchen fortgeſchafft werden, dem Verderben nicht ſo preisgegeben, wie die europäiſchen Kunſtſtraßen. Im Süden ſind ſie gut gepflaſtert. Sie führen über die höchſten Gebirge, durchſchneiden oftmals Felſen; an den Seiten ſind ſie theils mit Bäumen, theils mit Mauern eingefaßt; auch findet der Reiſende Ruheſitze **).

Die große Straße, welche von der Küſte des gelben Meeres nach Peking ***) führt, iſt 18—20 Fuß breit und mit Granitplatten von 6—16 Fuß Breite gepflaſtert, welche man aus einer Entfernung von 60 engl. Meilen herbeiſchaffen mußte. Nicht minder wohl unterhalten iſt die von Kantong nach Peking führende Hauptſtraße.

*) du Halde I. 72.
**) du Halde II. 60. ff.
***) Braam I. 109.

In der Mitte ist ein etwa 20 Fuß breites Pflaster von breiten viereckigen Steinen, an den Seiten aber noch Raum genug für Fußgänger; diese Seitenwege sind mit Sandsteinen belegt und durch zahlreiche Straßenarbeiter beaufsichtigt *).

Die Straße, welche von der chinesischen Mauer nach der Stadt Tschau-shonn-gue führt, ist 30 Fuß breit, ganz durch Felsen gehauen, so daß der Einschnitt vom Gipfel des Gebirges bis an den Boden der Straße 100 Fuß beträgt **).

Die Verbindungswege, welche durch die Felder von einem Orte zum andern führen, sind, da sie nur für die Menschen bestimmt sind, desto mehr mit Rücksicht auf Ersparung des fruchttragenden Bodens angelegt. Es sind schmale, zum Theil steinerne Fußsteige.

Neben der Straße sind zur Bequemlichkeit der Reisenden Gasthäuser angelegt oder sie finden auch über Tage in den Klöstern und Tempeln Aufnahme. Viele Mandarinen haben Stiftungen gemacht, damit armen Wanderern Thee oder Ingwerwasser unentgeldlich gereicht wird. Die Wirthshäuser bestehen in einem oder mehrern mit Höfen versehenen Gebäuden. An einigen Stellen sind Schirmdächer errichtet, wo die Lastträger, wenn ein heftiges Wetter sie überfällt, eintreten und ihre Waarenpakete vor der Nässe schützen können. Hie und da findet man Garküchen ***).

Für die Sicherheit der Reisenden ist durch Wachtposten gesorgt, die in gewissen Entfernungen an den Straßen stehen, eben so wie durch die Poststationen, die wir schon aus dem Gesetzbuch kennen lernten. Man hat auch, für außerordentliche Fälle, Signale mit Fahnen oder Glocken, wodurch eine Nachricht sehr schnell befördert werden kann. Sehr häufig bemerkt man an der Seite der Straßen Denksteine, welche die Einwohner wohlverdienten Beamten errichtet haben und die oft in einer Säule bestehen, welche auf dem Rücken einer Schildkröte aufgerichtet ist. Uebrigens hat man seit uralter Zeit genaue Verzeichnisse der Wege und Stationen.

Das Geld der Chinesen ist gegenwärtig nur von Bronze oder einer Mischung von Zinn und Kupfer, allein, wenn wir das chinesische Münzwesen betrachten, wie sich dasselbe von den frühesten Zeiten an gestaltet hat, so haben wir eine ziemlich vollständige Uebersicht der Erscheinungen, welche am Gelde überhaupt nur möglich sind.

Auch in China ist das älteste Geld die Kaurimuschel †), wie denn noch in der heutigen Schrift der Charakter Pei — Muschel,

*) Anderson I. 141.
**) Anderson I. 189.
***) Braam I. 68.
†) Vergl. E. G. Th. III. Ed. Biot mémoire sur le système monétaire des Chinois, im Journal asiatique 3. Série, Th. III. S. 422. ff. du Halde II. 191. le Comte II. 89.

Reichthum bezeichnet und die Basis aller auf Reichthum, Kauf und Verkauf Bezug habenden Charaktere ist. Unter den Dynastien der Hia und Tschang, d. i. vom 24. bis zum 12. Jahrhundert vor Chr. Geb. wurden noch andere Stoffe zur Herstellung des Geldes verwendet. Man findet rothes, weißes und gelbes Metall als Mittel im Handelsverkehr. Der Stifter der Dynastie der Hia, Jú hatte drei Arten von Stoffen zu diesem Zwecke bestimmt. 1) Perlen und den bei den Chinesen so hochgeschätzten Stein Jade. 2) Das gelbe Metall. 3) Die Stoffe Pou und Tao, Gewebe und Blech, und hatten eine seltsame Gestalt *), die bald den tungusischen Blechgötzen (s. C. G. III. Taf. 4.), theils einem Schwert oder Messer ähnlich sieht. Eine andere alte Münze hatte die Gestalt eines Vierecks und hieß Kou-ey, Schildkrötenschale. Kaiser Jú führte ein bestimmtes Gewicht im chinesischen Reiche ein, etwa 2400—2300 v. Chr. Geb. Damals öffnete man die Gold- und Silbergruben nur in Zeiten der Hungersnoth, um dann das Metall gegen Getreide auszutauschen und letzteres auf den Markt zu ziehen. Unter der Dynastie der Tscheou im 11. Jahrh. v. Chr. Geb. bemühte sich die Regierung, mehr Einheit und Bestimmung in die Tauschmittel zu bringen. Es erscheint zum ersten Male jetzt ein Kouan, der Münzbeamte. Als erste Münze nahm man gegossene Goldwürfel von einem Kin Gewicht, d. i. 147 Gramme. Die zweite Münze waren kleine Kupferstücke, rund in der Mitte, durchbohrt, um sie auf eine Schnur reihen zu können. Die Einheit dieser kleinen Stücke war der Tschú, der 24. Theil des Liang, der Liang aber war der 16. Theil des Kin oder heutigen chinesischen Pfundes. Außer den Goldwürfeln und den Kupferstücken hatte man als Tauschmittel auch noch Stücken Leinwand und Seidenstoffe, Poupe, deren Breite auf 2 Tschy und 2 Tsún. Ein Stück von dieser Breite und 4 Tschang oder 40 Tschy Breite dienten als Einheit **).

Das Kupfer blieb, bei der Seltenheit des Goldes, lange Zeit die vorzüglichste Münze. Kaiser Kingwang fand diese Kupfermünze zu klein für den Verkehr und gab daher im Jahre 544 v. Chr. G. den Befehl, größere Kupferstücke von runder Form, welche 12 Schú oder einen halben Liang schwer waren, zu gießen. Die Inschrift war: to tsauen ouschi, d. h. „große Münze fünfzig." Diese Münze war jedoch zu unbequem für den Handel und wurde daher wieder verändert.

Es ist bemerkenswerth, daß damals wie noch jetzt, die Münzen in China niemals geprägt, sondern stets gegossen worden sind, da-

*) Siehe Taf. V. die verschiedenen Formen.

**) Vgl. damit Th. III. S. 320., wo Zeile 7. von unten das „Pfd." zu streichen ist, Reis ist eine bekannte portug. Münze und nicht das Getreide.

her sie nicht allein sehr leicht nachzumachen sind, sondern auch nie vollkommen gleichmäßiges Caliber haben.

Als nun im Jahre 230 v. Chr. Geb. der Eroberer Tsin-chi-hoang-ti die verschiedenen Königreiche von China zu einem einzigen Reiche vereinigt hatte, wollte er auch für dasselbe ein gleichmäßiges Münzsystem herstellen. Er bildete zwei Classen; die Goldmünze, deren Einheit das Y oder 20 Liang war, welche das von den Tscheou aufgestellte Goldkin von 16 Liang ersetzte. Die zweite war die Kupfermünze Tsien, die der vom Kaiser Kingwang aus dem Hause Tscheou gleich kam und ein halbes Liang oder 12 Schú wog, mithin ihrem wahren Werthe gleich kam. Silber, Zinn, Jade, Perlen und Schildkrötenschale durften fortan gar nicht mehr als Tauschmittel oder Geld angewendet werden. Dieses Münzsystem erhielt sich bis zum Beginn der Dynastie Han, deren erster Kaiser Han-kao-tsou diesen Münzfuß noch anwendete, denselben aber bald darauf abschaffte und das Goldkin der Tscheou wiederum ins Leben treten ließ. Dieß geschah etwa 204 Jahre v. Chr. Geb. Da nun die Poen-liang betitelte Kupfermünze von 12 Schú Gewicht zu unbequem war, ließ er ganz leichte Kupferblättchen, Kie, d. i. Blätter genannt, gießen, welche die Inschrift Han-sching, d. i. Erhebung der Han, trugen. Damals herrschte so große Theurung, in Folge der zehnjährigen inneren Kriege, daß man 10,000 Kies zahlen mußte, um 120 Pfund Reis zu kaufen. Ein Pferd aber kostete 100 Koldkin.

187 vor Chr. Geb. ließ die Kaiserin Kao-heou Stücken von 8 Schú gießen, 5 Jahr nachher machte man Stücken von 5 Fen oder 5 Hundertheilen des Liang, welche den Kie oder Blättern verglichen werden. Seitdem vermehrte sich aber die falsche Münze dergestalt, daß Kaiser Wen-ty, der 177 J. v. Chr. Geb. den Thron bestieg, bemerkte, daß in jedem Landestheil eine verschiedene Münzsorte im Umlauf war, und er führte ein gleichmäßiges Münzsystem ein. Es würde zu viel Raum erfordern, wollten wir alle diejenigen Versuche im Einzelnen verfolgen, welche die chinesische Regierung nach und nach machte, um eine gewisse Ordnung in das Münzwesen zu bringen. Bald strafte man die Falschmünzer, bald gab man die Anfertigung der Münze ganz frei, bald nahm man auch Silber, Blei und Eisen unter die Zahl der münzbaren Metalle auf. Kaiser Wouty (140 J. v. Ch. G.), der für seine Kriege mit den Hiongnou Geld brauchte, sammelte in seinen Gärten weiße Hirsche zusammen, und wenn die Fürsten zu bestimmten Zeiten an den kaiserlichen Hof erschienen und Geschenke abgaben, so erhielten sie als Gegengabe ein Stück einer Haut dieser Hirsche, das auf 400,000 Tsien geschätzt war und Pfy-py, Hautgeld, benannt wurde. Man suchte sich später in Münzverlegenheiten damit zu helfen, daß man außer den Seidenstoffen von bestimmtem Maaß auch noch Perlen, Schildkrötenschale u. dergl. wieder einführte und Gold und Silber

in mannichfacher Mischung ausprägte. Als im Jahre 9 n. Ch. G. die Dynastie der Han fiel, führte der neue Kaiser Wang-mang ein neues System ein, das 5 Münzsorten in 28 Arten enthielt. Seit dem 7. Jahrh. kam nun auch durch den Handel fremdes Geld in das Reich, was neue Verlegenheiten bereitete.

Eine Maaßregel des Kaisers Hian-tsoung war der im Jahre 807 an die Kaufleute erlassene Befehl, ihr baares Metallgeld in den Schatz zu liefern und dafür eine Art Banknoten, Fey-tsien, leichte Münze, anzunehmen; die höhern Beamten folgten diesem Beispiel. Die Banknoten wurden bei Entrichtung der Abgaben angenommen. Späterhin machte die Regierung Anweisungen auf Salz und Eisen, bis denn schon in der Münzdynastie eigentliches Papiergeld, Zeddel, auf denen der Name des Kaisers und ihr Werth befindlich war, erscheint. Die Fälschung des Papiergeldes, die daraus entstehenden Streitigkeiten waren Ursach, daß man dasselbe wieder aufgab *). Die Regierung ist bei dem Kupfergelde stehen geblieben; dieses Kasch oder Tschen ist aus Bronze, rund, in der Mitte mit einem viereckigen Loche, an welchem die Stücken auf eine Rohrschnur gereihet werden. Ein solches Stück ist der zwölfte Theil eines englischen Pfennigs. Uebrigens wird im Binnenhandel, so wie bei der Steuer nach Unzen Silber gerechnet, das Tael ist 1½ Unze, aber nur nominell. In Kantong, Makao und Umgegend, so wie überhaupt im Handel mit dem Auslande, hat man die spanischen Piaster, deren einer mit sieben Schnuren Bronzegeld bezahlt wird. Die alten Piaster zieht man den neuen vor. Die beschäftigten Kaufleute übergeben sie, wenn sie Zahlungen erhalten haben, an einen Wechsler, der sie Stück für Stück durchzählt und ihre Aechtheit prüft, und zum Zeichen derselben mit einem kleinen Stempel versieht. Durch den Verkehr erhalten diese Piaster nach und nach so viele Privatstempel, daß sie endlich die ganze Form verlieren und ganz durchlöchert werden **).

Eigentliche Wechsel giebt es in China nicht. Da aber Geldgeschäfte unter der kaufmännischen Bevölkerung unvermeidlich sind, so giebt es auch schriftliche Verhandlungen darüber, die jedoch in nichts Anderem bestehen, als in einer Verschreibung über den Empfang des Geldes, nebst dem Versprechen, das Schuldige nach einer bestimmten Zeit zu bezahlen. Ereignet sich nun der Fall, daß die Schuld nicht bezahlt und der Schuldner deßhalb bei der Behörde verklagt wird, so zwingt ihn diese dazu, und wenn keine andern

*) Klaproth sur l'origine du papier-monnaie. u. s. Mémoires relatifs à l'Asie S. 375. u. Biot a. a. O.

**) Siehe Downing II. Meyen II. 313. du Halde II. 196. ff. Stephan Endlicher Verzeichniß der chinesischen und japanischen Münzen des K. K. Münz- u. Antiken-Cabinets in Wien. Wien 1837. 4.

Mittel vorhanden, so legt die Behörde Beschlag auf sein Vermögen und befriedigt den Gläubiger damit. Indessen sollen derartige Fälle nicht sehr häufig vorkommen, da man sich vor den Plackereien der Beamten fürchtet. (Krusenstern II. 371.).

Maaß und Gewicht der Chinesen sind nach dem Decimalsystem eingerichtet und entsprechen dem Gelde, dem Tael oder Liang. 16 Tael sind 1 Catty, 100 Catty 1 Pikul. Ein Catty hat 20 Unzen, 1 Pikul 133⅓ Pfund engl. Gewicht. Darnach wird Alles abgewogen, Thee wie Seide. Darnach werden aber auch Flüssigkeiten berechnet *).

Das Längenmaaß ist der Schee, etwas mehr als 14 engl. Zoll, es ist der chinesische Fuß, der in 10 Tsün oder chinesische Zolle eingetheilt ist. Der Schee ist 2 Decimeter 9 Centimeter und 3 Millimeter, französischen Normalmaßes. Die Wege rechnet man nach Lee, deren zehn drei geographische Meilen ausmachen. In den einzelnen Provinzen kommen mancherlei Abweichungen vor **).

Die chinesischen Waagen sind Schnellwaagen und bestehen aus einem geraden Stabe von hartem dunkelen Holze, der an einem Ende etwas dicker ist als an dem anderen und etwa 3 Fuß lang ist. In geringer Entfernung von dem dickeren Ende sind zwei Löcher gebohrt, durch welche Schnüre gezogen werden, die, an ihren Enden mit Knoten versehen, die Handgriffe bilden. Ganz dicht an demselben Ende ist eine andere Schnur befestigt, von welcher der Haken herabhängt, an welchem der zu wägende Gegenstand befestigt wird. Vom Handgriffe aus wird ein kleines Gewicht so weit als nöthig gegen das dünnere Ende hingeschoben. Anstatt nun den Wagebaum an den gebührenden Enden einzukerben, wie in Europa gebräuchlich, haben die Chinesen kleine Messingstifte, 1—2 Linien von einander entfernt, eingetrieben, welche Kreise um den Stock bilden; in derselben Weise sind geradlaufende Merkmale angebracht, durch welche die Kreise an einigen Stellen verbunden sind; an beiden Enden sind Blumen und Zierathen durch eben solche Stifte dargestellt; sind diese bis auf gleiche Fläche mit dem Holze abgefeilt, und ist dann das ganze Geräth polirt, so hat es ein überaus sauberes Ansehen. Aerzte, Apotheker und andere Personen, die in sehr genauem Maaße abwägen müssen, führen kleinere, aber nach demselben Grundsatze eingerichtete und viel zierlicher gearbeitete Waagen. Ein Exemplar meiner Sammlung (Nr. 1755.) besteht aus einem runden Wagbalken von Elfenbein, der genau 8 Zoll sächs. Maaßes lang, am obern Ende ein Achttheil, am unteren halb so lang ist. Ein und einen Achtel Zoll von dem dicken Ende beginnt eine aus feinen Silberstiften gebildete Linie, die bis zu

*) Downing II. 10.
**) Code pénal de la Chine I. 12. 15.

ein Achtel Zoll nach dem Ende sich fortzieht. Vom äußersten dicken Ende hängt an einem blauen Seidenfaden eine Messingschaale von 1½ Zoll Durchmesser herab. Daneben, nach der Linie zu sind zwei Fäden für die Handhabung der Waage. Die Linie ist in zwölf Haupt- und jede derselben in sechs Unterabtheilungen getheilt. Das dazu gehörige cubische Gewicht ist an einen Faden befestigt, womit man dasselbe am Wagbalken anhängen und nach dem Gewichte vor- und rückwärts schieben kann. Das Behälter dieser Waage ist sehr sauber gearbeitet und besteht in einem löffelförmigen polirten Holze, dessen breites Ende zur Aufnahme der Wagschaale dient, daneben ist für das Gewicht eine Vertiefung angebracht und der Wagebalken liegt über der Wagschaale hinweg, in der Vertiefung, welche der Griff enthält. Auf einem Wirbel dreht sich am dünnen Ende das aufpassende Deckelstück. Ein am Stiele befindlicher aus Bambus geflochtener Ring, der sich auf- und abschieben läßt, verschließt, gegen das breite Ende hin angeschoben, das Ganze sehr fest *).

Für die Unterstützung im Rechnenwesen haben die Chinesen ein ganz eigenes Instrument, Swan-pan oder Rechnenbret. Es besteht das Exemplar, welches sich in meiner Sammlung (N. 1754.) befindet, aus einem dunkelbraunrothen harten, schön polirten Holze. Es ist ein viereckiger, scharfkantiger Rahmen, an den Ecken mit Messing beschlagen und an der obern Seite mit einem beweglichen Messinghalbring versehen, um dasselbe an einen Nagel aufhängen zu können. Die Länge des Ganzen ist 20 Zoll sächsisch, die Breite 7¾ Zoll. Der Rahmen ist 1½ Z. hoch und fast ½ Zoll stark. Von der oberen schmalen Seite läuft im Innern ein Stab von gleicher Stärke hin, der dasselbe der Länge nach in zwei ungleiche Hälften theilt, deren breitere 4½ Zoll, deren schmale 2¼ Zoll im Lichten hat. Beide innere Abtheilungen werden durch 17 dünne Hornstäbchen in die Quere durchschnitten. An jedem Stabe sind an der breiten Seite fünf, in der schmalen aber nur je zwei bewegliche hölzerne abgerundete Ringe von ½ Zoll Stärke und 1 Zoll Durchmesser angebracht. Auf der Rückseite des Rahmens läuft ein Falz, in welchen ein Bret eingeschoben wird, das dem Ganzen das Ansehen eines nach oben hin offenen Kasten giebt. Andere, minder sauber gearbeitete Swan-pans haben anstatt der Hornstäbe Drath oder Darmsaiten für die Kugeln, und sind dann auch wohl kleiner. Die zwei Kugeln in der schmalen Abtheilung gelten jede für fünf Einheiten, und die in der breiten, welche die untere ist, jede für eine Einheit. Mit diesen Kugeln, die sie auf- und abschieben, rechnen sie die größten Summen aus und zwar mit außerordentlicher Raschheit und Geschwindigkeit *).

---

*) Vgl. du Halde II. 197. Downing II. 9.
**) Siehe du Halde III. 330. Davis II. 201. m. Abb. Langdons

Der Binnenhandel ist sehr bedeutend und der Transport findet meist auf den großen Flüssen und Canälen Statt. Da ein großer Theil der Abgaben in Natura gezahlt werden, auch im Ganzen nur kleine Münze im Umlauf ist, so ist der innere Handel auch mehr ein Austausch der Producte selbst. Die Kaufleute führen darüber Buch und Rechnung, und sollen darin, wie man Krusenstern (II. 376.) versicherte, sehr geschickt seyn und ihre Geschäfte mit großer Genauigkeit führen. Die Kaufleute führen ihre Geschäfte mit großer Pünktlichkeit und die größeren haben ihre Gehülfen, Diener und Arbeiter. Der Neujahrsabend ist zur Liquidation der Schulden bestimmt. Wer vor diesem Abende nicht zahlt, kann von seinem Gläubiger ungehindert geschlagen werden, wie man Krusenstern versicherte, ja es soll sogar das Hausgeräth des Schuldners Verletzungen ausgesetzt seyn. Nach der Mitternachtstunde hört aber Alles auf, man söhnt sich sogleich aus und trinkt zusammen auf das neue Jahr. Bei derartigen Schuldhändeln soll folgendes Verfahren gewöhnlich seyn. Kläger, wie Beklagter wählen sich jeder einen Bürgen, der für die gute Sache seines Clienten verantwortlich ist. Wer eine ungerechte oder ungewisse Sache hat, muß seinem Bürgen eine größere Summe zahlen, da dieser sich der Bambusstrafe für seinen Clienten aussetzen muß.

Der Verkehr von Peking und Kantong ist sehr belebt und in den Hauptstraßen reihet sich Laden an Laden an, auf deren Verschönerung die Chinesen sehr viel Werth legen. Der Obertheil des Ladens ist mit einer Reihe goldener Buchstaben verziert. Die Säulen, die an der Vorderseite hoch hinaufragen, sind mit bunten Flaggen geschmückt, worauf Name und Geschäfte des Eigenthümers bemerkt sind. Auf den chinesischen Originaldarstellungen im Kön. Kupferstichcabinet zu Dresden bemerkt man vor den Laden theils weiße, theils gefärbte Tafeln, die unseren Ofenschirmen gleichen und welche jedenfalls die Verzeichnisse der hier ausgelegten Waaren und deren Preise enthalten. Die Waaren selbst liegen theils auf Tischen, theils sind sie an Schnüren aufgehängt. Die Fleischladen, welche Anderson (I. 150.) in Peking sah, waren mit sehr reichen Vorräthen versehen und er bemerkte, wie auf dem Schlachttische eine irdene Feuerstätte nebst Rost stand, der Fleischer schnitt Fleischstückchen von der Größe eines Gulden ab und röstete sie alsbald. Vor den Häusern, welche Porzellanvorräthe enthielten, waren breite Bretergestelle errichtet, auf welchen man die schönsten Waaren ausgestellt sah. In Kantong hat fast jede Art von Händlern eine eigene Straße inne, wie z. B. D. Meyen die Alterthümerstraße

---

Chinese collection S. 54. Die Abbildung eines rechnenden Kaufmanns bei Malpière. Die Russen führen das Instrument ebenfalls. Siehe Kohl Irland I. 74.

besuchte, wo in jedem Hause Vorräthe von ächten und nachgemachten Antiken ausgestellt waren. Es waren Vasen, Drachen, Tafeln, Instrumente mit sehr alten Aufschriften, Bilder, Ringe, Becher und verschiedene andere Sachen, die alle aus einer früheren Kunstperiode der Chinesen herstammen, die jetzt seit der militairischen Regierung der Mandschuren gänzlich untergegangen ist. Die Preise dieser Dinge waren außerordentlich hoch. Außer den Antikenhandlungen fand man in entferntern Theilen der Stadt auch Trödelbuden.

In Peking haben die Buchhändler ebenfalls ihre besondere Gasse, wo eine große Anzahl Bücher, sämmtlich geheftet, zu sehen ist, nicht weit davon haben die Galanteriehändler ihre Läden. In der Stadt Hang-tschou-fu bemerkte Barrow sehr ansehnliche Läden und große Waarenlager, die in Absicht auf Größe und Vorrath mit den beßten in London wetteiferten. In einigen von ihnen verkauften nicht weniger als 10—12 Personen hinter dem Ladentisch. Obschon die Straßen der Stadt sehr eng und gedrängt voll Menschen waren, so schienen sie doch reinlich und wohl gehalten zu seyn. In jedem Laden lagen seidene Zeuche von verschiedenen Arten, gefärbte baumwollene Stoffe, Nangkings und englische Tücher, besonders in blau und Scharlach, die man zu Wintermänteln, Sänftendecken, Fußteppichen benutzt, dann auch Pelzwerk. Die Häuser der übrigen Straßen, durch welche die englische Gesandtschaft kam, enthielten die Läden der Fleischer, Bäcker, Fischhändler, Reis- und Getraideverkäufer, Elfenbeinarbeiter, Krämer mit lackirten Waaren, Theehändler, Garküchen, Sargmagazine *).

Außer den eigenen festen Kaufläden treiben sich eine Menge Kleinhändler, Herumträger und wandernde Kaufleute in den großen Straßen umher, die mit allen möglichen alten und neuen Artikeln handeln. Da sieht man einen Calender- oder Bücherhändler, der seinen Vorrath in einem Kasten herbeiträgt und auf einem Tisch ausbreitet, über den er wohl einen Schirm gegen Regen oder Sonnenbrand ausbreitet. Die Getränketrödler haben gleichfalls solche feste Sitze, die sie, wie unsere Obstweiber, Abends verlassen und ihren Vorrath mit sich nehmen. Andere, wie die Pfeifenhändler, Flötenverkäufer, die Verkäufer von Blumen, Brennholz, Eiern, Gemüße, kleinen Leckereien, Tüchern haben ein Joch von Bambusrohr über der Schulter, von welchem, wie von den Balken einer Waage die Wagschaalen, Körbe oder Kästen mit ihren Artikeln an Rotangschnüren herabhängen. Andere führen ihre Waaren in Säcken,

*) Meyen II. 358. Timkowski II. 131. Barrow II. 310. Vergl. die Ansicht der großen Straße von Peking bei Malpière.

die sie über die Schulter tragen und aus denen die Zipfel ihrer Tücher u. a. Artikel heraushängen *).

Die Straßen werden dann durch die Handwerker belebt, welche hier ihr Geschäft öffentlich und je nach dem augenblicklichen Bedürfniß verrichten, z. B. die Schuhmacher, Kesselflicker, Schmiede, die Porzellankitter, die Barbiere, die, wenn sie nicht einen eigenen Laden besitzen, einen ganz compendiös eingerichteten Apparat mit sich führen. Sie haben einen Sitz, der mit Kästen versehen ist, worin ihre Werkzeuge zum Haar- und Bartscheeren, zum Reinigen der Ohren und Nägel, Handtücher u. s. w. befindlich, so wie ein Kohlenbecken für die Bereitung des warmen Wassers. Sie haben, um sich bemerklich zu machen, stets eine stählerne Zange bei sich, die sie fortwährend öffnen und schließen, wodurch ein sehr heller, scharfer Laut hervorgebracht wird. Es kommen dazu die Lastträger, die Sammler von Mist und Abgängen, die hie und da Statt findenden öffentlichen Auctionen, so daß eine chinesische Straße ein überaus lebendiges Bild darstellt.

Wie in allen Geschäften, so sind auch im Handel die Chinesen sehr umständlich und bedachtsam, ohne jedoch dabei gerade viel Zeit zu verschwenden. Alle ihre Waarenvorräthe sind in der gewähltesten Ordnung, können in jedem Augenblick vorgezeigt werden und nicht der kleinste Artikel wird verlegt oder vernachlässigt. Sie sind sehr gefällig und zeigen gern vor, wenn auch nichts gekauft wird. Allein, namentlich Ausländern gegenüber, sind sie eben so auf ihren reichlichen Gewinn bedacht, wie die europäischen Kaufleute. Sie haben ebenfalls solche verfälschte, schlechte und unächte Waaren, wie sie auf unseren Märkten vorkommen. Ertappt man sie darüber, so sagen sie: ich bin sehr dumm, wie der sieht und der übertrifft mich doch in der Klugheit! Eben so wie in Europa, kommen auch in China die schlechten und verfälschten Waaren, vorzüglich im Kleinhandel vor. So giebt es Leute, die mit großer Geschicklichkeit einen Capaun ausschälen und anstatt des Fleisches mit anderen Stoffen ausfüllen, andere fertigen Schinken, deren Fleisch aus Holz oder Erde besteht und die von Außen das Ansehen der delikatesten Waare haben **). Da der Chinese sehr vorsichtig ist, bringen diese Künstler ihre Geschicklichkeit namentlich bei Europäern in Anwendung, von denen sie wissen, daß sie das erste Mal im Lande sind oder nicht wieder dahin zurückkommen werden.

Indessen kennt auch der Chinese ebenso wie der europäische Kaufmann den Werth eines ehrlichen Mannes, und er befleißigt sich der pünktlichsten und ehrenhaftesten Erfüllung der ihm gege-

*) Nach den Abbildungen bei Malpière u. chines. Bilderbüchern. Vgl. Anderson I. 150. Downing II. 278. Meyen II. 356.

**) du Halde II. 91.

benen Aufträge, wozu die große Concurrenz denselben ohnehin nöthigt. Ueber manchen Läden lieſt man mit großen Buchſtaben: Pou-hoa, d. i. „hier keine Prellerei“*). Sobald die Auswahl der einzelnen Artikel, die man kaufen will, in einem Laden getroffen iſt, zählt der Kaufmann auf ſeinem Rechenbret im Augenblick den Betrag zuſammen und die Ladendiener packen die Sachen ſauber ein, was mit bewundernswürdiger Geſchwindigkeit Statt findet. Für die nöthigen Verpackungsgegenſtände wird nie eine beſondere Rechnung gemacht, im Gegentheil ſind die Kaufleute ſehr freigebig in Ertheilung geeigneter Kiſten und Schachteln, ſelbſt für die geringfügigſten Dinge. Die Emballagen ſind oft ſchon an und für ſich ſehr intereſſant und überaus nett und ſauber ausgeſtattet. Iſt der Handel in Ordnung, ſo verlangt der Kaufherr vom Kaufmann auch noch ein Kum-ſchow oder Geſchenk, das er ſich in den zum Verkauf ausgeſtellten Waaren ausſucht, und deſſen Werth im Verhältniß zu ſeinem Einkaufe beſteht. So wie Jemand in einen Laden getreten iſt und das Geſchäft ſeinen Anfang genommen hat, ſo bringt der Aufwärter einen Theetopf mit zwei Taſſen herein und ſtellt ſie auf den Zählti ſch. Fremde, die in chineſiſchen Läden etwas kaufen und zwar nur nach den im Locale ausgeſtellten Proben, geben dem Kaufmanne den Tag ihrer Abreiſe an und werden einige Tage vor derſelben eingeladen, nach irgend einem Orte zu kommen und die beſtellten Sachen zu reviviren. Dort iſt nun das Ganze vollſtändig eingepackt, nur ſind die Deckel der Kiſten noch nicht geſchloſſen; der Kaufmann übergiebt nun ein Verzeichniß von allen Sachen und nach dieſem kann nun die Reviſion ihren Anfang nehmen**).

Der Handel Chinas nach Außen iſt im Verhältniß zu dem im Innern höchſt unbedeutend, wie denn ſchon ihre unvollkommene Schiffbaukunde für die See genugſam andeutet. In früherer Zeit war der Verkehr mit Indien, ja mit Perſien***) lebhafter. Gegenwärtig beſchränkt ſich die chineſiſche Handelsſchifffahrt nur auf die Küſten, und der Handel mit dem Auslande iſt in den Händen der Europäer und Nordamerikaner. Die Ausfuhr beſchränkt ſich auf Thee, Silber, Porzellan (für etwa 56000 bis 63000 Thlr.) und Curioſitäten. Der wichtigſte Ausfuhrartikel bleibt der Thee, von welchem im Jahre 1828 die oſtindiſche Compagnie für 7 Millionen Piaſter ausführte†). Die Ausfuhr von Kantong betrug vom 1. Octbr. 1836 bis zum 10. April 1837 allein 32,211,332 Pfund Thee. Die Einfuhr der Fremden in China beſteht außer dem Opium vorzugsweiſe in wollenen Tüchern, Uhren und dergl.

*) Downing II. 26.
**) Downing II. 24. Meyen II. 357.
***) Barrow I. 51.
†) S. über den Theehandel ſpecielle Nachweiſungen bei Downing I. 233. und Tabellen bei Meyen II. 379 u. 395.

Wir ersahen aus dem Strafgesetzbuch, daß für die gesetzmäßige Betreibung des Handels die Regierung in den verschiedenen Häfen und Handelsplätzen ihre besonderen verpflichteten Mäkler oder Agenten angestellt hat. Für den Verkehr mit dem Auslande zur See hatte die chinesische Regierung in Kantong das Institut der Poohing oder Sicherheitskaufleute eingerichtet, dergleichen sich denn auch in Maimaischin an der russisch-sibirischen Gränze und an den übrigen Gränzorten befinden. Die Sicherheitskaufleute haften der Regierung für das gute Betragen der Fremden, damit die Sitten der Bürger durch den Verkehr mit denselben nicht etwa verdorben würden. Das Opium und dessen erzwungene Einfuhr, so wie die Folgen, welche der Genuß desselben darbietet, sind ein genügender Beweis für den Scharfblick der chinesischen Regierung, und rechtfertigen ihr Verfahren vollkommen.

Die Sicherheitskaufleute von Kantong, die Hong, oder Jang-hong-schang, d. h. die Gesellschaft des Seehandels, hatte den ganzen Handel mit den Barbaren inne, d. h. sie haftet der Regierung gegenüber für deren Aufführung, und übernimmt daher einen bedenklichen Auftrag. Die Gesellschaft bestand ursprünglich aus zwölf Personen. Um ihrem Auftrage Genüge leisten zu können, übergab sie jedes in Macao landende Schiff einem besonderen Kaufmann, der persönlich für dasselbe verantwortlich war. Mit anderen, als solchen vom Jang-hong-schang autorisirten Kaufleuten Geschäfte zu machen, war streng verboten, und derartiger Verkehr hatte bedenkliche Folgen für die Fremden. Schloß ein nichtberechtigter Kaufmann seinen Laden, so war Alles verloren, und der Fremde würde sich, wenn er etwa klagbar geworden wäre, noch dazu einer schweren Strafe ausgesetzt haben. Zuweilen confiscirte die Regierung die Waare des unberechtigten chinesischen Kaufmanns, und diese ging dann auch für den europäischen Gläubiger verloren.

Neben dem an und für sich mäßigen Zolle der chinesischen Regierung erhob das Jang-hong-schang noch eine besondere Abgabe für sich von den vorzüglichsten Gegenständen der Ausfuhr, um die Schulden einzelner Mitglieder zu tilgen, welche ihre Zahlungen eingestellt hatten. Aus dieser Abgabe wurden auch die Summen bestritten, welche die Gesellschaft für ihr Privilegium an den Staat zu entrichten hatte. Der Kaiser verlangte zuweilen von ihr einen Beitrag zu Besoldung des Heeres, zu den Uferbauten und ein Geschenk für seine Cabinetscasse*).

Wer einmal Hongkaufmann ist, kann sich nicht willkührlich vom Dienste zurückziehen, sonder ist der von uns erwähnten Staatsdienerpflicht unterworfen. Nur Alter oder Dienstunfähigkeit können

*) Downing II. 247. Davis II. 300 ff., bes. aber C. F. Neumanns Geschichte des englisch-chinesischen Krieges. Leipzig 1846 8. S. 1 ff.

die kaiserlichen Behörden bestimmen, ihn seiner eingegangenen Verpflichtung zu entbinden*). Ein Hongkaufmann, der Bankerot macht, wird hart bestraft, wenn die in Macao und Kantong residirenden fremden Kaufleute eine Klage einreichen. Gemeiniglich wird er nach Ily in der nördlichen Tatarei in die Verbannung geschickt, was den an das warme Clima von Kantong gewöhnten Kaufleuten überaus unangenehm ist.

Die Sicherheitskaufleute haben die Verpflichtung, den ihrer Obhut anvertrauten Fremden alle neuerscheinenden kaiserlichen Befehle mitzutheilen und zu erklären, und stehen, wenn dieß nicht der Fall ist, für die Folgen ein. Die Europäer bereiteten durch ihre unruhige Gesinnung und ihr zum Theil unruhiges Betragen ihren Bürgen viel Noth. Die Fremden sagen: wir wollen verkehren, mit wem wir wollen, und bei vorkommenden Fällen wollen wir uns an die Gerichte des Landes wenden. Dagegen sagt die chinesische Regierung: durch die Gnade des Himmelssohnes ist es euch Barbaren vergönnt, die Producte des Mittelreiches einzutauschen, ohne die ihr nicht leben könnt, und sie weist auch in ihrer väterlichen Fürsorge Männer an, mit welchen ihr handeln sollet und müsset; mit euch Fremdlingen wollen wir als Regierung durchaus nichts zu thun haben, wir kennen euch gar nicht. Ihr sollt weder um die Sprache noch um die Literatur unseres Landes euch bekümmern, wir geben euch deshalb Dolmetschen, Tongiste, d. h. Linguisten genannt, die euere Sprache verstehen. Im Uebrigen bürgen uns unsere eigenen Unterthanen, die Sicherheitskaufleute, für euer gesetzmäßiges Betragen.

Abgesehen davon, daß diese Hongkaufleute in steter Sorge wegen des Betragens ihrer Clienten schweben, sind sie auch stets der eifersüchtigen Beobachtung ihrer Regierung ausgesetzt, weil letztere besorgt, sie möchten sich in eine zu große Freundschaft mit den Barbaren einlassen. Eine solche Freundschaft gränzt aber an das Verbrechen des Hochverraths am Vaterlande**). Indessen erwerben sich diese Mäkler und Sicherheitskaufleute durch ihre Stellung eine Art von Rang in der Hierarchie des Reiches und sind die Angesehensten ihres Standes, der die letzte Stelle in der bürgerlichen Ordnung des chinesischen Reiches einnimmt. Sie haben das Vorrecht, sich in Sänften tragen zu lassen, dürfen jedoch nicht mehr als zwei Träger halten, ein Fremder, selbst wenn er krank ist, darf dieß niemals. Die Regierung verwendet nur sehr zuverlässige, würdige und solche Männer zu diesen Stellen, welche ihr in ihrem Ver-

*) Also gerade umgekehrt wie in Europa, wo der Staatsdiener nicht ohne weiteres entlassen werden kann, wohl aber seine Entlassung zu jeder Zeit zu fordern berechtigt ist.

**) Das merkwürdige Beispiel des Schmugglers Aming, der zum Posten eines Hongkaufmanns gelangte, berichtet ausführlich Downing I. 254.

mögen eine genügende Bürgschaft gewähren und welche Landhäuser besitzen. Es gelingt auch wohl einigen, einen Rang und mit demselben das Vorrecht zu erwerben, einen Knopf als Zeichen desselben zu tragen. Sie machen übrigens ziemlichen Aufwand, und sie namentlich sind es, welche den nach Kantong kommenden Europäern jene glänzenden Gastmale geben, die wir kennen gelernt haben.

Das Kriegswesen

der Chinesen hat den doppelten Zweck, das Reich nach Außen gegen die Einfälle fremder Mächte und nach Innen gegen die Widersacher der bestehenden Ordnung sicher zu stellen. Zu diesem Zwecke ist denn ein Heer vorhanden, welches allerdings die Bevölkerung mancher europäischen souverainen Staaten an Anzahl übertrifft, dennoch aber nur wenig Individuen in Anspruch nimmt, wenn wir bedenken, daß die Mehrzahl des Heeres dem bürgerlichen Staatsdienst als Polizei- und Postbeamte angehört.

Der Chinese ist nicht kriegerisch gesinnt, er liebt den Frieden, der seine geistige Ausbildung, wie seinen Wohlstand befördert, und diese friedliche Gesinnung spricht sich denn auch bereits in den Liedern des Schiking aus. So heißt es (S. 132):

Nicht Aufschub will, noch Unterlassen
der Dienst des Kaisers uns vergönnen,
daher wir Haus und Hof verlassen
und unser Feld nicht bauen können.
Wer pflanzet unsre Aehren,
die Eltern zu ernähren;
wie lang, o blauer Himmel,
soll unser Umziehn währen?
die Vögel ziehn nach Osten
und dürfen kurze Ruhe nur verkosten.
Des Reiches Angelegenheiten
sind werth, den unsern vorzugehn;
es gilt für's große Reich zu streiten,
und unsre Pflüge bleiben stehn.
Wer sieht nach meinem Maise,
für's Elternpaar, das greise?
Wann, o du blauer Himmel
wird enden diese Reise?
Der Ruf der Pflicht hat mich entrissen
der stillen Ruh an meinem Heerde,
mein Feld muß seinen Pflüger missen,
und ihren Hirten meine Heerde.
Das Wasser fehlt dem Reise,
den Eltern fehlt die Speise!

wann, o du blauer Himmel,
kehr' ich in meine Gleise?

Aehnliche Klagen, allesammt aber sehr verständiger Natur, enthalten die übrigen Soldatenlieder des Schi-king — wir finden hier nirgend jene eitle Freude am bunten Rock, am eitlen Waffenglanz, womit in Europa der Soldat sich die Plackereien des Kamaschendienstes im Frieden, die Entbehrungen im Kriege, das glänzende Elend seines Standes überfirnißt. Der Chinese ist aber dennoch Soldat, weil er einsieht, daß es seine Pflicht ist, als solcher dazustehn und dem Vaterlande zu dienen. Er singt (Schi-king S. 264.):

Wohl dem, der nicht hinaus
in Wind und Wetter muß.
Ihr Feinde machet mir Verdruß.
Nun sagt mir endlich, wo seyd ihr zu Haus?

Er klagt unverholen seine Noth und gesteht, wie fatal ihm die Feldzüge sind (daselbst S. 264.):

Wo ist die Pflanze, die nicht schon verdorrte?
Wo ist ein Tag, da man uns Ruhe giebt?
Uns treibt ein schwer Gebot von Ort zu Orte,
wo eine Noth sich auf die andre schiebt.
Wo ist ein Kraut, nicht von der Gluth geschlagen,
wo ist ein Mann hier, dem sein Weib nicht fehlt?
O, weh uns, die wir müssen Waffen tragen!
Zu Menschen gleichsam sind wir nicht gezählt!
Wir sind nicht Tiger noch Rhinozerosse;
was gehn wir denn durch Wüsten immerzu?
O weh, man giebt uns armen Kriegertrosse
vom Morgen bis zum Abend keine Ruh.

Und so singen auch die Wachtposten an der Gränze des Reiches (S. 174.):

Wir suchen auf die Pflanze Wei, (der Heimkehr)
und wünschen, daß sie zeitig sey;
denn wenn wir sie gezeitigt sehen,
dann dürfen wir nach Hause gehen;
ein Jahr wird's, seit wir zogen aus,
verließen Weib und Kind und Haus,
des Reiches Gränzen hier zu hüten,
vor schrecklicher Barbaren Wüthen;
o wie wir Tag und Nacht uns in den Waffen mühten.

Die Sehnsucht nach der Heimath und der Familie ist der Grundton aller dieser Lieder, und er singt (Schiking S. 178.):

Süßer Birnbaum, deinen Schatten
dank ich unter Sommerduft,
süße Gattin, die dem Gatten

jetzt mit Sehnsuchtsstimme ruft;
durch der Trennung weite Kluft
einen Friedenshauch mir schicke,
der in Schlachten mich erquicke,
bis der Sieg die Heimkehr wird gestatten.

Ist die Gattin nun auch stolz, daß ihr „Gatte schön und kühn, zog in kriegerischen Kleidern", so vermag diese kurze Freude ihre Sehnsucht nicht zu trösten. Der Soldat sagt zum Feldherrn (S. 196.):

Du weißt, Ki-fu, ich bin des Kaisers Kralle,
ich bin der Arm, dem er vertraut,
was führtest du mich nun von Fall zu Falle,
wo keine Ruh mein Auge schaut!
Du weißt, Ki-fu, ich bin des Kaisers Klaue,
ich bin sein Schirm und bin sein Hort,
was führest du, wo ich kein Ende schaue,
von Mühsal mich zu Mühsal fort?

Selbst dann noch, wenn es heimwärts geht, ist der Soldat noch immer nicht ganz in's Gleichgewicht gebracht und auf dem Heimmarsch singt er:

Als wir zogen aus, blühten alle Bäume,
wenn wir ziehn nach Haus, sind verschneit die Räume.
Weite Wege, schlechte Pflege, Hunger, Durst genug!
Niemand kennet, was mich brennet, was für Kummer ich ertrug.
Als wir zogen aus, standen schön die Saaten,
kommen wir nach Haus, sind sie schlecht gerathen.
Lange Reise, schmale Speise, o was ich ertrug!
Ungebühren, seit man führen mich das Schwert ließ, statt den Pflug.
Schied ich ohne Noth mich von meinen Lieben?
Kaiserlich Gebot hat mich fortgetrieben.
Goldbuchstaben eingegraben in Platanenholz,
dieses schreckt uns, dies erweckt uns kriegerischen Geist und Stolz.

Derartige Gesinnungen treten auch aus den übrigen Liedern des Schiking hervor, die auf Heerwesen, Gränzwachdienst, Feldzüge u. s. w. Beziehung haben (z. B. S. 37. der Heerflüchtige, S. 81. Gränzwachtdienst, S. 118. des Kriegers Heimblick).

Diese Aeußerungen, so wie der Umstand, daß die zahlreiche Bevölkerung des chinesischen Reiches von so wenig Polizeibeamten in Ordnung gehalten wird, und daß Jedermann im Mittelreiche eine große Ehrfurcht vor dem Gesetz hat und die Befehle des Kaisers, die ihm durch die Beamten verkündet werden, willig und gern befolgt, haben die Europäer zu dem Urtheil bestimmt, die Chinesen für feig zu erklären*). Man hat zur Bestätigung den Befehl

*) So z. B. Meyen Reise um die Erde II. 334., der mit großem Be-

eines Vicekönigs angeführt, der Folgendes festsetzt: „Jeder, welcher flieht, wird enthauptet. Wer, wenn der Feind vorwärts geht, zittert, oder seinem Nebenmann in's Ohr flüstert, soll den Tod erleiden. Wenn der Kampf begonnen, soll Niemand weder Pulver noch Pfeile lüderlich verwerfen, sondern für den Streit aufbewahren. Wenn ein Anführer gefangen oder verwundet worden, sollen die Soldaten Alles aufbieten, um ihn zu befreien. Haben sie diesem Befehle nicht Folge geleistet, so werden sie mit dem Tode bestraft. Der Soldat, der einen Feind tapfer tödtet, wird belohnt werden, wer aber auf sein Verdienst lügt, wer sich die großen Thaten Anderer anmaßet, wird enthauptet. Wer die Trommel hört und nicht vorwärts geht, wer den Gong hört und im Rückzug nicht ficht, erleidet dieselbe Strafe."

Es sind dieß jedoch Befehle, die in allen Kriegsartikeln der europäischen Armeen ebenfalls zu lesen sind. Der chinesische Soldat ist im Felde wie der europäische, gut geführt thut er Wunder persönlicher Tapferkeit, überrascht, umgangen, entmuthigt läuft er davon, wie der Europäer auch in ähnlichen Fällen zu thun pflegt.

Vernehmen wir indessen, bevor wir zu dem Detail des chinesischen Kriegswesens und den Berichten der Europäer von demselben übergehen, das, was die Chinesen selbst über Krieg und Kriegführung geschrieben haben*).

Zuvörderst geschieht dieß in den zehn Lehren, welche im Jahre 1728 Kaiser Yong-Tscheng an die Kriegsbeamten erließ. „Seit dem entferntesten Alterthum bis auf unsere Tage, sagt der Kaiser, hatten die Menschen Beherrscher, welche sie ernährten, liebten, belehrten, die ihnen den Weg der Tugend zeigten, und die es als einen der vorzüglichsten Gegenstände ihrer Sorgfalt betrachteten, sie darauf wandeln zu lassen. Mein Vater Kang-hi hat mehr als 60 Jahre regiert. Er hat seine Unterthanen mit tausend Wohlthaten überhäuft, er hat sie zärtlich geliebt, er war sowohl ihr Vater, als ihr Meister. Vorzüglich waren die Mandschuren der besondere Gegenstand der fortwährenden Aufmerksamkeit seines großen Herzens. Er machte sich es zur Pflicht, selbst ihre alte Lehre zu prüfen, und verabsäumte nichts, sie wieder zu beleben und ihnen einzuprägen. Er beschränkte sich hierbei nicht einzig auf seine eigene Erleuchtung, sondern befahl auch noch allen Statthaltern, Oberbeamten und welche er übrigens für geschickt dazu hielt, sie zu studiren, sich darüber gründlich zu belehren und sie allen ihnen

---

hagen erzählt, wie ein fremder Schiffscapitain die Polizeisoldaten durch ein zusammengerolltes und als Pistole angelegtes Papier erschreckte und eine Dame ohne den üblichen Zoll mit Gewalt an das Land brachte. Dazu Davis I. 374.

*) Es sind diese Schriften sämmtlich im 7. Bande der mémoires concernant les Chinois aus dem Chinesischen übersetzt vorhanden.

untergeordneten Kriegsleuten erlernen zu lassen, auch alle Mittel anzuwenden, sie ihnen bis in's Einzelne in's Herz zu prägen. Was mich betrifft, so habe ich mich stets bemüht, die große Wissenschaft zu erfassen; mit dem Throne habe ich von meinem Vater gleichfalls seine Neigungen geerbt, und in allen Geschäften fühle ich, daß ich so denke, wie er gedacht hat. Wie er, liebe auch ich zärtlich meine Unterthanen; wie er, will auch ich nichts vernachlässigen, um die Mandschuren in ihren alten Sitten zu erhalten, damit sie immer die Stärke und Stütze des Reiches seyen. Als im verwichenen Jahre Hata, der Generalgouverneur von Ninguta, an den Hof kam, ermahnte ich denselben kräftig, nichts zu vernachlässigen, was zur Belehrung der Truppen dienen könnte. Ihr Oberofficiere, sagte ich ihm, von euch hängt die gute Ordnung ab, welche unter dem Kriegsvolke herrschen soll. Ihr sollet ihm bis in's genaueste Einzelne die Gesetze und Verordnungen auslegen, welche dasselbe angehen. Man muß sich nicht scheuen, dieselbe Sache öfter zu wiederholen; denn was ich euch empfehle, ist für das Wohl das Staates von der größten Wichtigkeit. Deine Aufgabe, Hata, ist es, daß du Alles, was in dieser Beziehung geschehen ist, zusammenfassest, daß du alle Belehrungen, welche du für die Soldaten für nützlich hältst, aufschreibest. Bist du mit dieser Arbeit zu Stande, so magst du mir sie vorlegen, damit ich sie im ganzen Reiche bekannt machen kann." Hata leistete meinem Gebote Gehorsam; da ich aber in seiner Schrift nichts als Unordnung, eine niedere Schreibart und nur die minder wichtigen Dinge fand, so beauftragte ich Tschang-scheou, eine einfache Belehrung in zehn Abschnitten abzufassen, die ich vor der Bekanntmachung mit großer Sorgfalt durchgesehen habe. Obschon nun dieses Werk eigentlich nur für den activen Theil des Heeres, für die, welche den Titel Soldat oder Officier tragen, bestimmt ist, so verlange ich nichts desto weniger, daß nicht allein alle Kriegsleute, sondern alle Mandschuren ohne Ausnahme dasselbe mit Bedacht lesen, daß es in allen Häusern zu finden sey, daß man es überall auswendig lerne, und daß man auf Mittel denke, es diejenigen auch auswendig lernen zu lassen, die nicht lesen können. Es geschieht dasselbe, daß man die alte Lehre der Mandschuren nicht vergesse, daß man sie vom Vater auf den Sohn überliefere, und daß man, indem man sie bewahret, das Glück bewahre, das an unser Volk gefesselt ist. „Ihr, Große des Reiches, Gouverneure der Provinzen, Mandarinen und Officiere, habt Acht, daß meine Verordnungen streng erfüllt werden; belehret die Mandschuren, meine Sclaven, und seyt, indem ihr sie unterrichtet, durchdrungen von der väterlichen Liebe, die ich selbst für sie und für euch alle habe. Gegeben am 12. Tage des 8. Mondes des 5. Jahres von Yong-tscheng."

Auf diese Vorrede folgt das Werk selbst. Die erste Lehre ist:

„Man muß seine Eltern lieben und ehren.“ Dieß ist die erste Pflicht und die wesentlichste vor allen, und sie wird durch eine Schilderung der elterlichen Sorgfalt für die Kinder erläutert. „Sehet, heißt es im Text, wie Vater und Mutter auf Alles aufmerksam sind, was auf ihre Kinder Bezug hat! Sie leihen ihr Ohr dem Ton euerer Stimme, sie betrachten euer Antlitz, sie sind in steter Sorge um ihrer willen; sie freuen sich, wenn sie lachen, sie trauern, wenn sie weinen. Wenn die Kinder zu laufen anfangen, so beobachten die Eltern ihre Schritte, folgen ihnen, und verlassen sie nie.“ Die zweite Lehre: „Man muß seine älteren Geschwister ehren und lieben,“ wird in ähnlicher Weise erläutert und die Leser ermahnt, sich zu bessern, im Fall sie sich in dieser Beziehung einer Vernachlässigung schuldig gemacht.“ Die dritte Lehre lautet: „Man soll mit der ganzen Welt in gutem Vernehmen leben. In allen Dingen, welche sich auf den Dienst beziehen oder die auch nicht damit zusammenhängen, soll man sich gegenseitig helfen, und alle diejenigen, mit welchen man an einem Orte beisammen lebt, wie eine einzige Person betrachten, der man Dienstleistungen schuldig ist, die man herzlich gern verrichtet. Habet für Jedermann dieselbe Aufmerksamkeit, wie für euch selbst. Freut euch mit den Freudigen, und trauert mit den Traurigen*). In den Garnisonen lebt friedfertig mit allen Leuten. Wenn ihr in überlegener Anzahl seyet, so bedränget nicht die schwächeren, wenn ihr reich seyet, verachtet nicht die Armen. Seyet stets bescheiden, und niemals übermüthig.“ Die vierte Lehre verlangt: „daß man seine Kinder und jüngeren Geschwister belehren soll, wenn sie nicht auf dem rechten Wege sind.“ Die fünfte Lehre sagt: „Man muß den Erdboden mit Sorgfalt bauen. Ihr, die ihr den Körper des Heeres bildet, sagt der Kaiser, vergesset niemals, daß ihr auf Kosten des Staates unterhalten werdet. Zur bestimmten Zeit in jedem Monat erhält jeder von euch pünctlich den Sold für den Rang oder die Stelle, die er einnimmt; ihr habet außerdem Land, das man euch in der Aussicht gegeben hat, daß ihr euer Leben behaglicher und bequemer hinbringen könnet. Die Erfahrung lehrt euch, daß unangebautes Land nichts hervorbringt. Wenn ihr euch der Faulheit überliefert, euer Land nicht bearbeitet, nicht zur rechten Zeit einsäet, wenn ihr nach der Saat das Nöthige nicht besorgt, kann die Ernte nur schlecht ausfallen. In der Zeit der Dürre müßt ihr der Natur nachhelfen. Ich selbst, der ich doch der Herr und Meister alles dessen bin, was unter dem Himmel ist, und der ich als solcher mehr als jeder Andere über den Man-

*) „Réjouissez-vous avec ceux qui sont dans la joie, affligez-vous avec ceux qui sont dans la tristesse,“ sind die Worte des französischen Uebersetzers, des gelehrten Jesuiten Pater Amiot.

gel und seine Folgen erhaben stehe, ich selbst bearbeite, in Gegenwart aller Prinzen und Großen mit meinen eigenen Händen die Erde. Das geschieht aber, damit ich die Welt überzeuge, daß die Sorgen und Arbeiten, welche der Erdboden erheischet, Jedermann angehen, und daß folglich Jedermann alle seine Kräfte anwenden müsse, weil Niemand vorhanden ist, der nicht Nutzen davon ziehe. Kriegsleute, hütet euch wohl, diesen Punct zu vernachlässigen. Oeffnet den Schoos der Erde, arbeitet, säet, erntet und freut euch der Ernte." Der sechste Lehrsatz befiehlt: „Man muß sich Geschicklichkeit in der Handhabung der Pfeile, zu Fuße wie zu Roß erwerben. Es gilt dieß als eine Hauptpflicht des Soldaten, wofür er seinen Unterhalt vom Staate erhält. Das Pfeilschießen aber wird nur durch anhaltende lange Uebung erlernt, und ist deshalb unablässig einzuüben, zumal da der Soldat durch andere Geschäfte nicht abgehalten ist. Wer sich durch Ungeschick stets die Vorwürfe und Strafen seiner Officiere zuzieht, ist ein Schandfleck für seine Familie. Das bedenke der Soldat, wenn er in den finstern Stunden der Nacht die Trommel rühren hört. Der Soldat muß jedesmal sein Ziel genau treffen." Der siebente Lehrsatz handelt von der Sparsamkeit. „Der Mensch soll nie müßig seyn und für die Zukunft sparen. Verschwendung ist die Ursache alles Elendes, worauf Schulden folgen. Seyet also sparsam, machet keine närrischen Ausgaben für Kleider, seyet mäßig in euren Mahlzeiten, machet bei Hochzeiten und andern Gelegenheiten keinen überflüssigen Aufwand." Die achte Lehre sagt: „Man muß sich des Weines und der berauschenden Getränke enthalten. Beim gewöhnlichen Mahle, sagt der Kaiser, an Festtagen, wenn man eingeladen, und bei anderen Gelegenheiten kann man nicht anders als Wein trinken, allein jedes Uebermaß schadet auch da. Die meisten Verbrechen, welche vor das Gericht gezogen werden, sind in der Trunkenheit begangen," und deshalb erfolgen denn hier auch sehr ernsthafte Ermahnungen. Die neunte Lehre befiehlt: „Man soll das Spiel vermeiden." Der Kaiser beklagt, daß das Spiel unter den Truppen eingerissen sey, ja daß es sogar Spieler von Profession unter ihnen gebe. Er schildert daher mit lebhaften Farben die Folgen des Spieles, die Verarmung, die es herbeiführt. Die zehnte Lehre ist gegen Streit und Zank gerichtet.

So ist es denn immer die Moral, welche auch hier, wie in der ganzen bürgerlichen Gesetzgebung die Grundlage des merkwürdigen Organismus des großen chinesischen Reiches mit seinen viertehalb Millionen Bewohnern bildet.

Ein anderes, gewissermaßen canonisches Buch für die Soldaten ist das der fünf Artikel des General (Sema) Jang-kiu über die Kriegskunst, die Kaiser Kang-si im Jahre 1710 aus dem Chinesischen in's Tatarische übersetzen ließ, und welche Se-ma-fa

gewöhnlich genannt werden*). Diese fünf Artikel beziehen sich auf diejenigen fünf Eigenschaften, welche die alten chinesischen Weisen als die Haupttugenden des Menschen ansehen, nämlich Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Klugheit, Ordnung und Rechtschaffenheit. Der erste Artikel von der Menschlichkeit beginnt mit den Worten: Die alten Weisen, die ersten Gesetzgeber betrachteten die Menschlichkeit (humanité) als den allgemeinen Grundsatz aller menschlichen Handlungsweise. Sie gründeten auf die Gerechtigkeit die erhabene Kunst des Herrschens; sie stellten die Ordnung her, um die Gerechtigkeit zu leiten, sie gaben Regeln der Klugheit, um die Ordnung zu befestigen, sie heiligten die Rechtschaffenheit, um Allem als Maßstab zu dienen. Um die Menschlichkeit wieder zu beleben, die in den Herzen der Menschen allmälig erloschen war, um der Gerechtigkeit Geltung zu verschaffen, deren unveränderliche Gesetze man verletzte, um die Ordnung wieder herzustellen, welche die glühenden Leidenschaften unter den leichtesten Vorwänden beunruhigten, um die Rechtschaffenheit, die man absichtlich verkannte, aufrecht zu erhalten, war man genöthigt, die Obrigkeit einzusetzen, und um die Obrigkeit zu sichern und zu befestigen, um sie zu rächen und zu vertheidigen, mußte man zum Kriege seine Zuflucht nehmen. Sie waren menschlich, gerecht, ordnungsliebend, klug und rechtschaffen, und sie machten den Krieg.

Man kann also den Krieg beginnen, Schlachten liefern, Städte berennen und Provinzen und Königreiche überfallen. Faßt man den gegenwärtigen Zustand der Menschen in's Auge, so braucht man sich kein Bedenken in dieser Rücksicht zu machen. Allein, ehe man zu diesem äußersten Mittel schreitet, muß man sicher seyn, daß die Menschlichkeit Grundlage, die Gerechtigkeit Gegenstand, die Rechtschaffenheit Richtschnur seiner Handlungsweise ist. Man darf sich nicht entschließen, das Leben einiger Menschen auf's Spiel zu setzen, als wenn es gilt, das noch mehrerer Andern zu erhalten; man soll die Ruhe einiger Einzelnen nur dann stören, wenn es gilt, die öffentliche Ruhe sicher zu stellen, man darf dem Einzelnen nur deshalb Schaden zufügen, um dem Ganzen Glück zu schaffen. Man soll nur das wollen, was nothwendige Pflicht, und zwar weil es gesetzlich ist, und dieß gesetz- und pflichtgemäß ausführen. Daraus folgt, daß es nur die Nothwendigkeit ist, welche uns die Waffen in die Hand geben darf. Wenn man aber den Krieg nur aus Nothwendigkeit beginnt, und unter den angedeuteten Bedingungen, so wird man auch diejenigen lieben,

*) Le cinq articles de Se-ma-fa ou principes de Se-ma sur l'art militaire, ouvrage composé en Chinois par Se-ma général d'armée, in den mémoires concernant les Chinois Tom. VII. p. 225 bis 302. Die Chinesen halten dieses Werk für eines der vorzüglichsten.

gegen welche man kämpft, man wird sich in den glänzendsten Eroberungen zu mäßigen wissen, um den Völkern, den siegenden, wie den besiegten, ihre ursprüngliche Ruhe und den Frieden wiederzugeben, dessen sie sich vorher erfreueten.

Derjenige, dem die Menschlichkeit als Grundsatz eigen ist, unternimmt keinen Krieg außerhalb der dazu geeigneten Zeit, unternimmt ihn nicht ohne gerechte Ursachen. Man unternimmt einen Krieg außer der geeigneten Zeit, wenn man die Heere zur Zeit der Aussaat oder der Ernte marschiren läßt, oder während der großen Hitze des Sommers und bei Winterkälte, zur Zeit der großen Trauer, während eines öffentlichen Unglücksfalles, wenn etwa verheerende Krankheiten im Volke wüthen, oder wenn bei einer Mißstimmung der Luft und bei Störung der gewöhnlichen Jahreszeiten des Erdbodens, gleichviel auf unserer oder auf feindlicher Seite die gewohnten Gaben verweigert. Man beginnt Krieg ohne gesetzmäßige Ursachen, wenn man etwas mit Gewalt der Waffen zu erzwingen sucht, ohne vorher alle friedliche Mittel angewendet zu haben, wenn man unter verschiedenen Vorwänden, die nur leichtsinnig, hartnäckig jede Vermittelung von sich weiset; so wie wenn man, nur seinem eigenen Gutdünken folgend, den Antrieben geheimer Leidenschaft, Rachsucht, des Ehrgeizes oder des Zornes nachgiebt*). Der Krieg ist für ein Volk das, was eine heftige Krankheit für den Körper ist. Beide erfordern große Vorkehrungen; bei Krankheiten giebt es einen Augenblick, wo man Mittel anwenden, die Zeit, wo man diese Mittel wirken lassen muß, und die, wo sie ihren Erfolg haben. Im Kriege hat man den Zeitpunct für den Anfang, für die Führung und für Aufhebung und Beendigung desselben. Wer diese Zeitpuncte nicht beobachtet, hat keinen wirklichen Zweck, setzt muthwillig Alles auf's Spiel, d. h. er hat keine Menschlichkeit. Wer aber Menschlichkeit hat, der wird wissen, wird fühlen, daß jeder Leidende Anspruch auf unsere Achtung hat, er wird nicht Leid auf Leiden, Schmerz auf Schmerzen, Unglück auf Unglück häufen. Bei derartiger Gelegenheit muß man keinen Feind haben. Wenn ihr Menschlichkeit habet, so werdet ihr, weit entfernt, eine billige Auseinandersetzung von euch zu weisen, ohne Schwierigkeit allen denen euch nahen, die nicht geradezu dem Ruhme eures Reiches oder dem wahren Vortheile eures Volkes zuwider sind; ihr werdet nichts unterlassen, um ihnen Erleichterung zu gewähren, ihr werdet die Gelegenheit dazu aufsuchen und herbeiführen. In alter Zeit verfolgte man die Flüchtlinge nur auf 100 Schritt weit, man verhing keine

*) Ich ersuche den geneigten Leser, die Staats- und Kriegsgeschichte der drei letzten Jahrhunderte Europas aus den hier aufgestellten Grundsätzen zu betrachten, und unter anderen auch den letzten britischen Anfall auf das chinesische Reich aus diesem Gesichtspuncte zu erwägen.

Strafe über die, welche in Folge von Krankheit oder Schwäche später auf dem bezeichneten Platze sich einfanden. Bei gewöhnlichen Märschen ging man niemals mehr als drei Tage hintereinander, und keine Tagereise war länger als 90 Li (9 französ. Meilen = $4\frac{1}{2}$ deutsche). War man am Ziele angelangt und war das Heercorps formirt, so machte man die Disciplinargesetze bekannt und prägte jedem die besonderen Pflichten ein, die er zu erfüllen hatte; man unterrichtete, man übte die Leute ein und ermunterte sie zum Wohlverhalten, und unterließ nichts, um sich Aufmerksamkeit und Gehorsam zu verschaffen. Durchdrungen von den zarten Gefühlen der Menschlichkeit, wendeten die Heerführer alle ihre Aufmerksamkeit darauf, den Soldaten vor Krankheiten zu bewahren, und ihn vor Hunger und andern Unannehmlichkeiten zu beschützen, damit er keine gerechte Ursache zu Unzufriedenheit und Murren habe. Da sie die Gerechtigkeit vor Augen hatten, straften sie nur für Fehler, aber sie thaten dieß ohne Grausamkeit, ohne Aufregung, ohne Zorn. Erfüllt von der Liebe zur Ordnung, bewahrten sie dieselbe ganz gewissenhaft bis in die geringsten Dinge, und brachten es dadurch dahin, daß die große Menge keine größere Genugthuung kannte, als die, sie nachahmen zu dürfen. War das Heer in Schlachtordnung aufgestellt, war beim ersten Trommelschlag, beim ersten Zeichen Alles zum Angriff bereit. Die Generale und Subalternen, die Officiere und Soldaten hielten sich, von gegenseitiger Achtung erfüllt und in Folge gegenseitiger Rechtschaffenheit, für unbesiegbar, und also entspringt aus den fünf Haupttugenden der Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Ordnung, Klugheit und Rechtschaffenheit oder dem gegenseitigen Vertrauen eine sechste, welche den Kriegsleuten ganz eigen angehört, die Tapferkeit. Die, welche sich zuerst zu Herrschern emporschwangen, baten den Himmel und die Erde, ihnen als Muster ihrer Regierung zu dienen. Der Himmel herrscht über die Erde, er bedeckt sie, erleuchtet sie, verschönert und befruchtet sie. Die Erde empfängt vom Himmel Kraft und Stärke, um ihre Eigenthümlichkeit geltend zu machen und in's Werk zu setzen, damit sie alle Dinge hervorbringe. Sie theilt an sie mit weiser Sparsamkeit die verschiedenen Säfte aus, welche sie nöthig haben, um sich zu bilden, zu nähren und ihre Vollkommenheit zu erlangen; sie ist niemals müßig, sie arbeitet unmerklich, aber ohne Unterbrechung, sie arbeitet langsam, aber mit Frucht. Die alten Weisen versammelten die Menschen, die noch nicht in Gesellschaft lebten, bedeckten ihre Blöße, unterrichteten sie, ließen sie ihre gegenseitigen Pflichten erkennen, klärten sie auf. Sie stellten die Gebräuche fest, setzten Obrigkeiten und Beamte ein, um sie beobachten zu lassen, setzten sich an die Spitze der andern, hatten Unterthanen und wurden Könige, darauf wurden die Gesetze der Unterordnung, Belohnungen und Strafen eingeführt. Man mußte den Leidenschaften einen Zaum anlegen,

man mußte die Tugend ermuntern und das Laster ableiten. Man setzte verschiedene Arten von Strafen fest, man bildete Auszeichnungen, Würden und Ehren. Man schuf eine neue Art von Gütern und Reichthümern, indem man gewissen Metallen bestimmten Werth beilegte, eingebildete Schätze, womit man sich wirkliche Güter, wahrhafte Reichthümer, und das zum Lebensunterhalte Nothwendige verschaffen konnte. Man stellte Titel für die Unterscheidung der verschiedenen Arten von Verdienst nach seinen verschiedenen Abstufungen fest. So entstanden Prinzen, Große, Mandarinen, Officiere der verschiedenen Ordnungen. Dann gab man ganze Provinzen mit dem Titel der Souverainität an solche, welche nach Beschaffenheit und Wichtigkeit ihrer Dienste der Gesellschaft besondere Wohlthaten erzeigt hatten. Wie nun alle Einrichtungen zum Nutzen der Menschheit hergestellt waren, so war es nöthig, nach dem Grundsatze der Menschlichkeit, zu verhindern, daß sie nicht ausarteten. Man mußte sie in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten, und deswegen die Verletzer derselben bestrafen, daher kommen die Degradationen und Erniedrigungen, die Entsetzung von Würden, die Entziehung der Einkünfte, die Schandzeichen, die Verweisungen, daher endlich die Kriege.

Die Kriege sind demnach den Menschen als eine Hülfe gesendet, als ein Mittel gegen die größten Uebel, aber als ein unvermeidliches Mittel. Aber welche große Vorsicht wendete man nicht in alten Zeiten an, bevor man einen Krieg unternahm! Wenn ein Wang, ein Heou, ein Po oder ein anderer ähnlicher kleiner, vom Kaiserthume lehnsabhängiger Herr sich eines Verbrechens schuldig gemacht hatte, so zeigte man dieß dem Ty (Kaiser), als dem unabhängigen Herrn, an, der das Recht hat, zu bessern, zu züchtigen, abzusetzen, ja nöthigenfalls die Todesstrafe zu verhängen. Der Kaiser sandte dagegen seinerseits geheime Beobachter aus, um nicht durch freche Verleumder betrogen zu werden und leichtsinnig zu handeln, und um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Wurde der Angeklagte in der That schuldig befunden, erfolgte eine ernste Vermahnung zu Abänderung seines Betragens. Der Kaiser gestattete nicht, daß man während der allgemeinen Versammlungen Gesänge ihm zu Ehren machte, im Gegentheil ließ er Gesänge machen, die ihn zu sich selbst zurückzuführen den Zweck hatten, und in denen man, unter dem Namen eines erdichteten Prinzen, die Verirrungen tadelte, von denen ihn zu heilen man beabsichtigte. Ein so sanftes Verfahren des höchsten Herrn gegen die Vasallen, die er doch streng hätte züchtigen können, veranlaßte mehrere zur Selbsterkenntniß und Besserung. Dann traten sie wieder in ihren frühern Stand. Diejenigen aber, welche hartnäckig beim Bösen verharrten, wurden entsetzt und abgestraft, nach Maßgabe ihrer Verbrechen. Nichts war menschlicher, nichts gerechter, als das Verfahren in solchen An-

gelegenheiten. Alles geschah in Ordnung, mit Klugheit und die Rechtschaffenheit vergnügte alle Herzen. Der Kaiser rief den an den Hof, den er züchtigen wollte; wenn er pünctlich und ohne Verzug gehorchte und der Fehler nicht von der Art war, welche keine Verzeihung verdienen, so behielt man ihn nach einer leichten Strafe zurück, um ihn zu irgend einem passenden Geschäft zu verwenden, wobei er nur den Titel Hiao-li, d. i. Pflicht-Lehrling, erhielt. So blieb er ohne Rang und Amt, bis er genügende Proben der Reue gegeben und durch neue Verdienste den Flecken vertilgt, den er auf sich geladen, sich würdig gemacht, neue Wohlthaten zu erhalten. Gehorchte er nicht oder suchte er durch allerlei Ausflüchte den gegebenen Befehl zu umgehen, so erklärte ihn der Kaiser für einen Empörer, allein diese Erklärung geschah so offen und langsam, daß der Schuldige wohl Zeit hatte, zu seiner Pflicht zurückzukehren. Man sagte eine allgemeine Versammlung an, setzte den Tag fest, an welchem Jedermann eingetroffen seyn mußte, und der Kaiser begab sich dann an der Spitze seiner Vasallen, Prinzen, Großen aller Ordnungen, und hundert der vornehmsten Staatsbeamten an den für diese Ceremonie bestimmten Ort. Hier setzte er die Fehler desjenigen auseinander, gegen welchen man das Verfahren einleitete. Er sprach: „Der Prinz, Wang, Heou oder Po von dem oder jenem Ort hat meinen Befehlen nicht gehorcht, er hat seine vorzüglichsten Pflichten nicht erfüllt, er hat die Tugend verlassen, um sich dem Laster zu überliefern; er hat die durch den Himmel eingesetzte Ordnung umgestürzt; er hat ohne gesetzmäßige Ursache denjenigen Kummer bereitet, denen durch ihre Tugenden oder Talente nur Belohnung gebührt hätte, oder die wenigstens Lob und Ermuthigung oder dergleichen verdient hätten. Er hat weder meine Befehle noch meine Drohungen beachtet und beharrt in Verbrechen und Ungehorsam. Ich benachrichtige Euch davon, Ihr, die Ihr vermöge Eurer Würden und Aemter mit mir zur Aufrechthaltung der Gesetze und guten Ordnung des Reiches verpflichtet seyet, damit wir uns über die Maßregeln vereinigen, welche zur Beseitigung dieses Uebels die wirksamsten sind." Nachdem nun der Kaiser so gesprochen hatte, beschloß diese erhabene Versammlung einmüthig den Tod des Empörers und die Bestrafung aller derer, die sich ihm angeschlossen hatten, wenn sie nicht sofort seine Partei verlassen würden. Man richtete nun gemeinschaftlich ein kurzes Gebet an den Himmel, an die Geister der Sonne, des Mondes, der Sterne, an alle Geister der Erde im Allgemeinen und an die Vorsteher der Erzeugungen insbesondere. Man richtete ferner ein Gebet an die Ahnen aller Könige, Prinzen, Großen und Beamten, um sie von diesem Vorhaben zu benachrichtigen, und sprach dann: „Es ist ganz wider unseren Willen, daß wir uns entschließen, zu zerstören und Blut zu vergießen; es komme dieses Verbrechen auf

den, der uns in diese traurige Nothwendigkeit versetzt hat; wir sind seiner Vergehungen und Hartnäckigkeit gewiß; seine Empörung ist offenbar; wir sind es dem Himmel, den Geistern, uns selbst und dem ganzen Reiche schuldig, den zu verderben, der so wenig Schonung verdient, und dem den Tod zu bringen, der des Lebens so wenig würdig ist." Nach dieser Rede ernannte der Kaiser die Heerführer; er wählte dazu aus seinen Vasallen diejenigen, die persönlich gegen den Empörer ziehen mußten; er bestimmte die Anzahl und Beschaffenheit der Soldaten, die jeder zu stellen hatte, setzte den Zeitpunct, wo der Feldzug zu beginnen sey, und gab dann, ehe er die Versammlung verabschiedete, noch folgende Belehrung: „Ihr seyt die Werkzeuge der Rache des Himmels geworden; labet nicht selbst durch Verbrechen die Rache des Himmels auf Euch, den Ihr rächen sollet. Schlaget mit Muth, aber mit Bedacht; schlagt mit aller Eurer Kraft, aber ohne Grausamkeit; mit einem Worte, sparet das Blut so viel als möglich, ohne euerem Zwecke zu schaden. Ich befehle Euch aber noch ganz besonders Folgendes, welches Ihr allen denen, die Euerem Befehle untergeben sind, zur Befolgung mittheilen sollt. Wenn Ihr in das von dem Empörer beherrschte Land eingerückt seyet, so sollt Ihr mit Ehrfurcht für die demselben vorstehenden Geister nichts vornehmen, was sie schmähen oder betrüben könnte. Findet Ihr Abbilder einiger derselben, so zerstört sie nicht. Marschirt nicht quer durch die Felder, wo Reis gebaut wird oder welche andere nothwendige Lebensmittel enthalten. Zerstört nicht die Forsten, schlaget keine fruchttragenden Bäume nieder und tretet nicht die Pflanzen und nutzbaren Kräuter zusammen. Beschädigt nicht die sechs Arten der Hausthiere*), wendet keine Gewalt an, um sie Euch zur Benutzung zu verschaffen, noch weniger um sie Euch anzueignen; die Ackerwerkzeuge, so wie alle zum Hauswesen nothwendigen Geräthschaften sollt Ihr nicht wegnehmen. Wenn Ihr eine Stadt eingenommen habt, sollt Ihr nicht die Mauern zerstören, sondern Alles, was mit Kunst gefertigt und zum Nutzen der Einwohner dient, erhalten. Wo Ihr mit dem Feind zusammenstoßt, legt niemals Feuer an, um Gefilde und Häuser zu zerstören. Greisen und Kindern gewährt Hülfe und greift die nicht an, welche nicht im Stande sind, sich zu vertheidigen. Nach jeder Schlacht sorget für die Verwundeten, laßt sie pflegen und gewährt ihnen jede Erleichterung; gleichermaßen behandelt auch die Feinde, wenn sie verwundet sind, bis zu ihrer vollkommenen Genesung; sendet sie nach Hause, gewährt ihnen Lebensmittel, damit sie ihre Verwandten trösten können und diesen als ein unzweideu-

*) Nämlich 1) Pferde, Esel, Maulthiere und alles Lastvieh; 2) Rinder; 3) Schaafe und Ziegen; 4) Hunde, Katzen; 5) Hühner, Gänse und Wasservögel; 6) das Schwein.

tiger Beweis Euerer Menschlichkeit dienen. Begegnet Ihr einer feindlichen Abtheilung, so schlagt sie nicht gleich, begünstigt ihre Flucht. Euere vornehmste Aufgabe ist, dem Empörer sein Recht zu thun; sucht sie so bald als möglich zu erfüllen, fanget ihn todt oder lebendig; so wie er in Euerer Gewalt ist, muß jede feindliche Handlung aufhören und man soll mir von Allem sogleich Nachricht geben."

In solcher Weise pflegte man es ehedem beim Beginn eines Krieges zu halten. In der Art und Weise, wie man den Krieg beschloß, erklärte, sich dazu vorbereitete, begann und endigte, lag nichts, was Leidenschaft anzeigte; Alles athmete im Gegentheile Menschlichkeit. Man schritt zu der harten Nothwendigkeit erst dann, nachdem man alle anderen Hülfsmittel erschöpft hatte, und blos um die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Gesetze geltend und die Tugend blühend zu machen. Es geschah, um das Volk vor jeder Bedrückung zu bewahren, um ihm den gesetzlichen Gebrauch der Annehmlichkeiten des Lebens zu erleichtern und jene sanfte Ruhe zu gewähren, welche Erwerb und Arbeit fördert und Jeden mit seinem Loose zufrieden stellt. So wie daher derjenige, der zum Kriege Anlaß gegeben, gefangen oder getödtet war, gab man der Welt den Frieden wieder und das besiegte Volk ergab sich freudig in blindem Gehorsam einem Sieger, von dessen Güte und Wohlthätigkeit es überzeugt war. Alles kehrte fortan zur Ordnung zurück. Man ernannte einen neuen Fürsten an die Stelle des abgesetzten, und arbeitete lebhaft an der Abschaffung der Mißbräuche, man beseitigte so viel als möglich das Ungehörige und suchte jeden Anlaß zu neuen Unruhen zu entfernen. Man setzte Ceremonien und eine Musik an, wies dem neuen Fürsten seinen Rang im Reiche an, machte ihm die neuen Verbrechen und die neuen Strafen bekannt, die er dagegen anzuwenden. Erfüllte er die Erwartung nicht, die man von ihm gehegt, so verfuhr man gegen ihn, wie man gegen seinen Vorgänger eingeschritten war, denn dieß war das allgemeine Gesetz des Reiches. Endlich gab man jedem neuernannten Prinzen, der Land mit dem Souverainitätstitel inne hatte, folgende Artikel:

1) Wer, stolz auf seine Macht, seine Geltung und Kraft, die Unschuldigen unterdrückt, oder gegen Schwache Ungerechtigkeiten übt, wird seines Amtes entsetzt und schmachvoll desselben enthoben, da er sich nicht geschämt hat, Mißbrauch damit zu treiben.

2) Man wird unnachläßlich alle diejenigen mit verhältnißmäßigen Strafen züchtigen, welche die öffentliche Ruhe stören oder den nach dem Gesetz lebenden Staatsbürgern Schaden zufügen.

3) Man soll auf dem Altar der allgemeinen Versammlung über das Loos derer entscheiden, welche hart und ungerecht gegen die Ihrigen, diese Härte und Ungerechtigkeit auf ihre Nachbarn aus-

dehnen, indem sie deren Gefilde betreten und deren Unterthanen belästigen.

4) Man soll das offene Land und die großen Straßen von Allen säubern, welche hier Verwüstungen anrichten und sie durch Raubzüge bedrohen.

5) Dringt mit gewaffneter Hand in das Gebiet aller derjenigen, die, auf ihre Stärke trotzend, den höhern Ordnungen zu gehorsamen sich weigern.

6) Man soll einen Fürsten zur Rede stellen, der einen seiner Verwandten sterben läßt, und das gewöhnliche Verfahren gegen ihn einleiten.

7) Man soll denjenigen vertilgen, der auf irgend eine Art den Tod seines gesetzmäßigen Herrn befördert hat.

8) Man soll jede Verbindung mit denen abbrechen, welche die eingesetzten Gebräuche nicht befolgen, die Gesetze verletzen oder Hindernisse gegen die Maßregeln der Regierung und deren gewöhnlichen Gang hervorrufen.

9) Man wird den ganzen Stamm derjenigen ausrotten, welche, ohne einer Ordnung sich zu fügen, sich mehr wie ein Thier, als wie Menschen im Innern und nach Außen umhertreiben.

Der zweite Artikel des Sema handelt von den besonderen Pflichten des Himmelssohnes, der, wie der Himmel selbst, ununterbrochen damit beschäftigt seyn soll, die Ordnung und den Glanz des Reiches aufrecht zu erhalten, der durch Lehre und Beispiel wirken soll; er soll strafen und belohnen nach Jedermanns Verdienst, und namentlich in der Handhabung der bewaffneten Macht zu Erhaltung der Ordnung dem Beispiele der alten Weisen folgen. Sema bemerkt, daß zur Zeit der Tscheou (12. bis 13. Jahrh. vor Ch. G.) der Heerführer den Eid vor der Schlacht an der Spitze des Heeres auf die Schneide ihres Schwertes leisteten.

Der dritte Artikel ist ein Abriß der besonderen Pflichten der Befehlshaber. Die gegenseitige Achtung ist die Grundlage, auf welche Alles gestützt ist, was auf die Regierung Bezug hat und wovon alle Erfolge abhängen. Es ist also die erste und wichtigste aller Pflichten, die ein Heerführer zu beobachten hat, die Herstellung und Befestigung der Achtung. Dieß geschieht, wenn er jede gute Handlung zu erkennen und richtig zu schätzen weiß, wenn er bei vorkommenden Fehlern, die wirklich schädlich werdenden von den unwichtigen zu unterscheiden und die Folgen derselben abzuwenden versteht; wenn er eine bewährte Festigkeit in Aufrechthaltung des Gehorsams besitzt; wenn er alle diejenigen ohne Ausnahme unterrichtet und übt, welche im Dienst verwendet werden; wenn er seinen Soldaten jeden Weg zur Entweichung versperrt; dagegen solche Wege für den feindlichen Soldaten eröffnet und erleichtert; wenn er die Leute des Feindes mit Güte empfängt und

sich derselben wie seiner eigenen Truppen bedienen kann; wenn er die Klugheit aller derer benutzt, die ihn mit gutem Rath unterstützen können, die Kunst versteht, ihre wahre Gesinnung zu durchdringen, im Fall sie aus Furcht, Politik oder Eigennutz nicht wagen, sie offen darzulegen; wenn er Geschicklichkeit und alle kriegerischen Talente begünstigt; wenn er die Tapferkeit belohnt, die Trägheit bestraft, den Wetteifer aufregt, das Murren beschwichtigt, alle Welt zu seinem Vortheil aufbietet, wenn und wie er es will — das ist Befestigung der Achtung. Allein, um diesen Zweck zu erreichen, muß er die Herzen gewinnen, sich Verehrung erwerben und sich Ehrerbietung und Furcht verschaffen. Er muß ferner es dahin bringen, daß, die das Heer bilden, in Gesinnung, wie in der That vereinigt sind, so daß sie sich gegenseitig einer als die Stütze des anderen betrachten, daß sie alle nur einen einzigen Zweck haben, daß sie Alles aufopfern, um dem General zu gehorchen. Der General soll aber selbst den Gesetzen und dem, was sie vorschreiben, gehorchen; er muß aufgeklärt, gerecht, unparteiisch, aufrichtig und rechtschaffen, uneigennützig seyn, und Alles nur um des allgemeinen Besten willen unternehmen. Unter allgemeinem Nutzen aber versteht man Alles, was auf die ganze Nation oder auch einfach auf die Armee Bezug hat. Ein solcher Vortheil ist der sicherste, wesentlichste und rühmlichste. Er ist nicht Untersuchungen unterworfen, welche immer gefährlich für die werden, welche Gegenstand derselben sind, unterliegt nicht den giftigen Zügen des Neides oder verleumderischen Beurtheilungen, Wechselfällen und Verdrehungen. Er wird vielmehr von der Menge unterstützt, vom Herrscher beschützt und hält sich selbst aufrecht. Ein kluger General ist wie eine brennende Flamme, die weithin ihren Glanz verbreitet, und die Leuchte, nach welcher die Officiere der verschiedenen Ordnungen ihre Untergebenen sicher hinführen. Ein gerechter unparteiischer General vernichtet jeden Gegenstand der Unzufriedenheit und des Murrens, er wird geliebt, selbst wenn er Strafen und Züchtigungen verhängt. Ein rechtschaffener General erröthet wohl auch über sich selbst, fürchtet nicht, seine Fehler zu erkennen, und schämt sich nicht, sie zu gestehen; er arbeitet aber emsig, um sie zu verbessern. Ein uneigennütziger General spart weder Sorgen noch Mühe, opfert Alles für das Wohl des Vaterlandes und läßt sich nie von der List des Feindes überraschen; er kennt keine Entwürfe des Ehrgeizes, sucht sich nicht zu bereichern, läßt sich nicht durch Anerbietung von Ehrenbezeigungen und Reichthümern bestechen und ist in jedem Dinge bewährt. Ein General, der in seiner Person alle diese Eigenschaften vereinigt, ist ohne Widerspruch ein guter Heerführer. Er weiß, daß der geringste Nachlaß in der Mannszucht die traurigsten Folgen haben kann, und sieht sich vor, daß sich ein solcher nicht einschleiche. Er weiß, daß trotz aller Aufmerksamkeit es nicht zu ver-

meiden ist, daß sich doch hie und da ein Mißbrauch einschleiche. Er bemerkt sie sofort und fürchtet nicht sie zu rügen. Er weiß, daß es ein eben so großes Uebel ist, wenn man kleine Vergehen zu streng und große Fehler zu leicht bestraft; daß eine zu ängstliche Aufmerksamkeit, alle zu bestrafen, eben so unzweckmäßig als gar keine, daß es den kriegerischen Feuereifer auslöschen heißt, wenn diejenigen in Vergessenheit gelassen werden, welche große Thaten verrichtet haben, und daß dieß die Liebe zum Ruhm erstickt; daß es dagegen die Tapferkeit herabsetzen und das wahre Verdienst unterdrücken heißt, wenn man jede militairische Handlung, die doch nur die Erfüllung einer gewöhnlichen Pflicht ist, erhebt, geltend macht und bezahlt. Da beide Extreme schädlich sind, vermeidet er das eine wie das andere, ergreift die rechte Mitte und belohnt nach Verdienst. Unter einem günstigen Himmel fehlt es nie an Vorräthen und die Freude herrscht in Aller Herzen; auf einem günstigen Terrain können sich die Truppen bequem bewegen und vor allen unangenehmen Zufällen hüten. Wenn der Himmel und das Terrain gleich günstig sind, kann man Alles zu seinem Vortheile einrichten. Die Heilsamkeit der Luft, die Leichtigkeit der Bewegungen, der freie Gebrauch der Waffen, die Fülle und Güte der Nahrungsmittel, die Bequemlichkeit und das Behagen, die allgemeine Zufriedenheit, alles das hängt von der Klugheit des Befehlenden und seiner Aufmerksamkeit ab, wodurch er Nutzen von Himmel und Erde zieht. Ein Heer, welches glühender Hitze oder strenger Kälte preisgegeben und heftigen Stürmen oder großen Regengüssen ausgesetzt ist, das in steile Orte und enge Ausgänge verwickelt, in unfruchtbaren, ungesunden Orten sich befindet, wo es Hunger, Durst und Mangel an Allem leidet, ist kaum durch etwas Anderes, als durch die Fehler des Generals aufs Aeußerste gebracht worden, weil dieser weder Himmel noch Erde kennt und es versäumt hat, sich diese Kenntniß vorher zu erwerben.

Ein guter General muß alle wichtige Puncte kennen, sie besetzen und mit Sorgfalt sie bewachen; er muß seine Truppen in der Art aufstellen, daß die, welche mit kurzer Waffe fechten, von denen unterstützt werden, welche Waffen tragen, die weit in die Ferne reichen. Er muß beide durch Armbrustschützen, so wie durch Pfeil- und Wurfspießschützen decken. Die Soldaten muß er so ordnen, daß allemal fünf nur einen Mann machen; auch muß er sie während des Gefechtes immer kreisen lassen, so daß sie sich unablässig erneuern und er stets frische Mannschaft hat. Fünf unzertrennliche Männer, die nach derselben Weise handeln und leben, die nur einen Zweck, einen Nutzen haben, nie anders als gemeinsam sehen, sprechen, merken, fühlen, die von demselben Ding gleichmäßig berührt werden, die, so zu sagen, dieselben Leidenschaften haben, werden nichts finden, was sie nicht ausführen könnten. Sie

sich derselben wie seiner eigenen Truppen bedienen kann; wenn er die Klugheit aller derer benutzt, die ihn mit gutem Rath unterstützen können, die Kunst versteht, ihre wahre Gesinnung zu durchdringen, im Fall sie aus Furcht, Politik oder Eigennutz nicht wagen, sie offen darzulegen; wenn er Geschicklichkeit und alle kriegerischen Talente begünstigt; wenn er die Tapferkeit belohnt, die Trägheit bestraft, den Wetteifer aufregt, das Murren beschwichtigt, alle Welt zu seinem Vortheil aufbietet, wenn und wie er es will — das ist Befestigung der Achtung. Allein, um diesen Zweck zu erreichen, muß er die Herzen gewinnen, sich Verehrung erwerben und sich Ehrerbietung und Furcht verschaffen. Er muß ferner es dahin bringen, daß, die das Heer bilden, in Gesinnung, wie in der That vereinigt sind, so daß sie sich gegenseitig einer als die Stütze des anderen betrachten, daß sie alle nur einen einzigen Zweck haben, daß sie Alles aufopfern, um dem General zu gehorchen. Der General soll aber selbst den Gesetzen und dem, was sie vorschreiben, gehorchen; er muß aufgeklärt, gerecht, unparteiisch, aufrichtig und rechtschaffen, uneigennützig seyn, und Alles nur um des allgemeinen Besten willen unternehmen. Unter allgemeinem Nutzen aber versteht man Alles, was auf die ganze Nation oder auch einfach auf die Armee Bezug hat. Ein solcher Vortheil ist der sicherste, wesentlichste und rühmlichste. Er ist nicht Untersuchungen unterworfen, welche immer gefährlich für die werden, welche Gegenstand derselben sind, unterliegt nicht den giftigen Zügen des Neides oder verleumderischen Beurtheilungen, Wechselfällen und Verdrehungen. Er wird vielmehr von der Menge unterstützt, vom Herrscher beschützt und hält sich selbst aufrecht. Ein kluger General ist wie eine brennende Flamme, die weithin ihren Glanz verbreitet, und die Leuchte, nach welcher die Officiere der verschiedenen Ordnungen ihre Untergebenen sicher hinführen. Ein gerechter unparteiischer General vernichtet jeden Gegenstand der Unzufriedenheit und des Murrens, er wird geliebt, selbst wenn er Strafen und Züchtigungen verhängt. Ein rechtschaffener General erröthet wohl auch über sich selbst, fürchtet nicht, seine Fehler zu erkennen, und schämt sich nicht, sie zu gestehen; er arbeitet aber emsig, um sie zu verbessern. Ein uneigennütziger General spart weder Sorgen noch Mühe, opfert Alles für das Wohl des Vaterlandes und läßt sich nie von der List des Feindes überraschen; er kennt keine Entwürfe des Ehrgeizes, sucht sich nicht zu bereichern, läßt sich nicht durch Anerbietung von Ehrenbezeigungen und Reichthümern bestechen und ist in jedem Dinge bewährt. Ein General, der in seiner Person alle diese Eigenschaften vereinigt, ist ohne Widerspruch ein guter Heerführer. Er weiß, daß der geringste Nachlaß in der Mannszucht die traurigsten Folgen haben kann, und sieht sich vor, daß sich ein solcher nicht einschleiche. Er weiß, daß trotz aller Aufmerksamkeit es nicht zu ver-

meiden ist, daß sich doch hie und da ein Mißbrauch einschleiche. Er bemerkt sie sofort und fürchtet nicht sie zu rügen. Er weiß, daß es ein eben so großes Uebel ist, wenn man kleine Vergehen zu streng und große Fehler zu leicht bestraft; daß eine zu ängstliche Aufmerksamkeit, alle zu bestrafen, eben so unzweckmäßig als gar keine, daß es den kriegerischen Feuereifer auslöschen heißt, wenn diejenigen in Vergessenheit gelassen werden, welche große Thaten verrichtet haben, und daß dieß die Liebe zum Ruhm erstickt; daß es dagegen die Tapferkeit herabsetzen und das wahre Verdienst unterdrücken heißt, wenn man jede militairische Handlung, die doch nur die Erfüllung einer gewöhnlichen Pflicht ist, erhebt, geltend macht und bezahlt. Da beide Extreme schädlich sind, vermeidet er das eine wie das andere, ergreift die rechte Mitte und belohnt nach Verdienst. Unter einem günstigen Himmel fehlt es nie an Vorräthen und die Freude herrscht in Aller Herzen; auf einem günstigen Terrain können sich die Truppen bequem bewegen und vor allen unangenehmen Zufällen hüten. Wenn der Himmel und das Terrain gleich günstig sind, kann man Alles zu seinem Vortheile einrichten. Die Heilsamkeit der Luft, die Leichtigkeit der Bewegungen, der freie Gebrauch der Waffen, die Fülle und Güte der Nahrungsmittel, die Bequemlichkeit und das Behagen, die allgemeine Zufriedenheit, alles das hängt von der Klugheit des Befehlenden und seiner Aufmerksamkeit ab, wodurch er Nutzen von Himmel und Erde zieht. Ein Heer, welches glühender Hitze oder strenger Kälte preisgegeben und heftigen Stürmen oder großen Regengüssen ausgesetzt ist, das in steile Orte und enge Ausgänge verwickelt, in unfruchtbaren, ungesunden Orten sich befindet, wo es Hunger, Durst und Mangel an Allem leidet, ist kaum durch etwas Anderes, als durch die Fehler des Generals aufs Aeußerste gebracht worden, weil dieser weder Himmel noch Erde kennt und es versäumt hat, sich diese Kenntniß vorher zu erwerben.

Ein guter General muß alle wichtige Puncte kennen, sie besetzen und mit Sorgfalt sie bewachen; er muß seine Truppen in der Art aufstellen, daß die, welche mit kurzer Waffe fechten, von denen unterstützt werden, welche Waffen tragen, die weit in die Ferne reichen. Er muß beide durch Armbrustschützen, so wie durch Pfeil- und Wurfspießschützen decken. Die Soldaten muß er so ordnen, daß allemal fünf nur einen Mann machen; auch muß er sie während des Gefechtes immer kreisen lassen, so daß sie sich unablässig erneuern und er stets frische Mannschaft hat. Fünf unzertrennliche Männer, die nach derselben Weise handeln und leben, die nur einen Zweck, einen Nutzen haben, nie anders als gemeinsam sehen, sprechen, merken, fühlen, die von demselben Ding gleichmäßig berührt werden, die, so zu sagen, dieselben Leidenschaften haben, werden nichts finden, was sie nicht ausführen könnten. Sie

ſich derſelben wie ſeiner eigenen Truppen bedienen kann; wenn er die Klugheit aller derer benutzt, die ihn mit gutem Rath unterſtützen können, die Kunſt verſteht, ihre wahre Geſinnung zu durchdringen, im Fall ſie aus Furcht, Politik oder Eigennutz nicht wagen, ſie offen darzulegen; wenn er Geſchicklichkeit und alle kriegeriſchen Talente begünſtigt; wenn er die Tapferkeit belohnt, die Trägheit beſtraft, den Wetteifer aufregt, das Murren beſchwichtigt, alle Welt zu ſeinem Vortheil aufbietet, wenn und wie er es will — das iſt Befeſtigung der Achtung. Allein, um dieſen Zweck zu erreichen, muß er die Herzen gewinnen, ſich Verehrung erwerben und ſich Ehrerbietung und Furcht verſchaffen. Er muß ferner es dahin bringen, daß, die das Heer bilden, in Geſinnung, wie in der That vereinigt ſind, ſo daß ſie ſich gegenſeitig einer als die Stütze des anderen betrachten, daß ſie alle nur einen einzigen Zweck haben, daß ſie Alles aufopfern, um dem General zu gehorchen. Der General ſoll aber ſelbſt den Geſetzen und dem, was ſie vorſchreiben, gehorchen; er muß aufgeklärt, gerecht, unparteiiſch, aufrichtig und rechtſchaffen, uneigennützig ſeyn, und Alles nur um des allgemeinen Beſten willen unternehmen. Unter allgemeinem Nutzen aber verſteht man Alles, was auf die ganze Nation oder auch einfach auf die Armee Bezug hat. Ein ſolcher Vortheil iſt der ſicherſte, weſentlichſte und rühmlichſte. Er iſt nicht Unterſuchungen unterworfen, welche immer gefährlich für die werden, welche Gegenſtand derſelben ſind, unterliegt nicht den giftigen Zügen des Neides oder verleumderiſchen Beurtheilungen, Wechſelfällen und Verdrehungen. Er wird vielmehr von der Menge unterſtützt, vom Herrſcher beſchützt und hält ſich ſelbſt aufrecht. Ein kluger General iſt wie eine brennende Flamme, die weithin ihren Glanz verbreitet, und die Leuchte, nach welcher die Officiere der verſchiedenen Ordnungen ihre Untergebenen ſicher hinführen. Ein gerechter unparteiiſcher General vernichtet jeden Gegenſtand der Unzufriedenheit und des Murrens, er wird geliebt, ſelbſt wenn er Strafen und Züchtigungen verhängt. Ein rechtſchaffener General erröthet wohl auch über ſich ſelbſt, fürchtet nicht, ſeine Fehler zu erkennen, und ſchämt ſich nicht, ſie zu geſtehen; er arbeitet aber emſig, um ſie zu verbeſſern. Ein uneigennütziger General ſpart weder Sorgen noch Mühe, opfert Alles für das Wohl des Vaterlandes und läßt ſich nie von der Liſt des Feindes überraſchen; er kennt keine Entwürfe des Ehrgeizes, ſucht ſich nicht zu bereichern, läßt ſich nicht durch Anerbietung von Ehrenbezeigungen und Reichthümern beſtechen und iſt in jedem Dinge bewährt. Ein General, der in ſeiner Perſon alle dieſe Eigenſchaften vereinigt, iſt ohne Widerſpruch ein guter Heerführer. Er weiß, daß der geringſte Nachlaß in der Mannszucht die traurigſten Folgen haben kann, und ſieht ſich vor, daß ſich ein ſolcher nicht einſchleiche. Er weiß, daß trotz aller Aufmerkſamkeit es nicht zu ver-

meiden ist, daß sich doch hie und da ein Mißbrauch einschleiche. Er bemerkt sie sofort und fürchtet nicht sie zu rügen. Er weiß, daß es ein eben so großes Uebel ist, wenn man kleine Vergehen zu streng und große Fehler zu leicht bestraft; daß eine zu ängstliche Aufmerksamkeit, alle zu bestrafen, eben so unzweckmäßig als gar keine, daß es den kriegerischen Feuereifer auslöschen heißt, wenn diejenigen in Vergessenheit gelassen werden, welche große Thaten verrichtet haben, und daß dieß die Liebe zum Ruhm erstickt; daß es dagegen die Tapferkeit herabsetzen und das wahre Verdienst unterdrücken heißt, wenn man jede militairische Handlung, die doch nur die Erfüllung einer gewöhnlichen Pflicht ist, erhebt, geltend macht und bezahlt. Da beide Extreme schädlich sind, vermeidet er das eine wie das andere, ergreift die rechte Mitte und belohnt nach Verdienst. Unter einem günstigen Himmel fehlt es nie an Vorräthen und die Freude herrscht in Aller Herzen; auf einem günstigen Terrain können sich die Truppen bequem bewegen und vor allen unangenehmen Zufällen hüten. Wenn der Himmel und das Terrain gleich günstig sind, kann man Alles zu seinem Vortheile einrichten. Die Heilsamkeit der Luft, die Leichtigkeit der Bewegungen, der freie Gebrauch der Waffen, die Fülle und Güte der Nahrungsmittel, die Bequemlichkeit und das Behagen, die allgemeine Zufriedenheit, alles das hängt von der Klugheit des Befehlenden und seiner Aufmerksamkeit ab, wodurch er Nutzen von Himmel und Erde zieht. Ein Heer, welches glühender Hitze oder strenger Kälte preisgegeben und heftigen Stürmen oder großen Regengüssen ausgesetzt ist, das in steile Orte und enge Ausgänge verwickelt, in unfruchtbaren, ungesunden Orten sich befindet, wo es Hunger, Durst und Mangel an Allem leidet, ist kaum durch etwas Anderes, als durch die Fehler des Generals aufs Aeußerste gebracht worden, weil dieser weder Himmel noch Erde kennt und es versäumt hat, sich diese Kenntniß vorher zu erwerben.

Ein guter General muß alle wichtige Puncte kennen, sie besetzen und mit Sorgfalt sie bewachen; er muß seine Truppen in der Art aufstellen, daß die, welche mit kurzer Waffe fechten, von denen unterstützt werden, welche Waffen tragen, die weit in die Ferne reichen. Er muß beide durch Armbruftschützen, so wie durch Pfeil- und Wurfspießschützen decken. Die Soldaten muß er so ordnen, daß allemal fünf nur einen Mann machen; auch muß er sie während des Gefechtes immer kreisen lassen, so daß sie sich unabläßig erneuern und er stets frische Mannschaft hat. Fünf unzertrennliche Männer, die nach derselben Weise handeln und leben, die nur einen Zweck, einen Nutzen haben, nie anders als gemeinsam sehen, sprechen, merken, fühlen, die von demselben Ding gleichmäßig berührt werden, die, so zu sagen, dieselben Leidenschaften haben, werden nichts finden, was sie nicht ausführen könnten. Sie

werden sich auf dem Marsche unterstützen, im Gefecht anfeuern, in Zweifelfällen aufklären, in der Noth erleichtern, bei der Furcht ermuthigen; sie werden sich gegenseitig von Diebstahl, Raub und jeder ungesetzlichen und ehrlosen Handlung abmahnen.

Der General hat seine eigenen Gedanken, und Officiere und Soldaten haben auch wiederum die ihrigen; stimmen sie aber nicht überein, wird nichts gelingen, wie im Gegentheile, wenn sie übereinstimmen, Alles gut gehen wird. Der General soll nun Vorräthe von Waffen und Lebensmitteln anlegen, Pferde, Wagen und Lastthiere anschaffen, Posten und Aemter einrichten, die Truppen ordnen, belehren, üben, sie geschickt, munter und tapfer machen; Spione zum Feind schicken, und deren auch im eigenen Lager halten, damit ihm nichts fremd sey, was darinnen vorgeht, Hand ans Werk legen, mit Eifer und ohne Ablaß arbeiten, Hunger, Durst und Beschwerde ohne Murren tragen, mit Treue empfangene Befehle ausführen, sich ohne Furcht allen Gefahren aussetzen, wenn es Gehorsam gilt, mit Genauigkeit bis ins Kleinste alle Pflichten erfüllen, das ist die Aufgabe der Officiere und Soldaten. Der General und die seinem Befehl untergebenen Truppen sind zusammen nur ein und derselbe Leib. Ein Heer ist wie ein großer Baum, dessen Stamm der General, dessen Aeste Soldaten und Officiere sind.

Um ein Heer gut zu führen und würdig zu befehlen, muß man nothwendiger Weise Tugend, Tapferkeit und Wissenschaft anwenden; die Tugend, um den Krieg im Allgemeinen zu führen; die Tapferkeit für Schlachten und Kämpfe; die Wissenschaft für Anordnung und Aufstellung der Truppen. Man muß die Menschen dazu verwenden, wozu sie Neigung haben, man muß ihnen Mittel darbieten, damit sie ihre Anlagen entfalten und geltend machen können, man muß in Allem dem Feind die Widerpart halten.

Die Himmel, die Vortheile und das Gute sind die Sachen, denen man eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden muß. Den Tag, an welchem man eine wichtige Unternehmung so wähle, daß man nie genöthigt wird, ihn mit einem andern zu wechseln, die Bewegung so einrichten, daß sie sicher und ohne Hinderniß Statt finde; den Augenblick des Sieges zu erfassen wissen — das ist Aufmerksamkeit auf den Himmel. Die nöthigen Vorräthe in Fülle zu jeder Zeit und an jedem Orte bereit haben, sich und den Seinigen die Tage gesund in fester Zufriedenheit dahin rinnen lassen, das heißt den wahren Vortheil absehen; den Kern des Heeres stets in einer günstigen Stellung und immer bereit auf jedes Ereigniß erhalten, alle Gesetze mit strenger Zucht handhaben, in jeder Lage und unter allen Umständen einen allgemeinen Eifer für den Dienst erwecken, denselben ohne Furcht und mit Sorgfalt üben

lassen, alle Geschäfte führen, als gingen sie von selbst, stets gleichmäßige Ordnung bewahren — das heißt das Gute gefunden haben.

Im Allgemeinen kann man wohl sagen, daß ein zahlreiches Heer auch ein starkes sey; allein man kann auch sagen, daß ein zu zahlreiches Kriegsheer schwer zu erhalten, zu stellen, zu leiten, zu bewegen, und daß es nur durch unendliche Mühe möglich ist, ein zu starkes Heer in den Gränzen der Mannszucht und der Pflicht zu erhalten. Die hauptsächliche Stärke eines Heeres besteht weniger in der Anzahl als in der Auswahl.

Ein Kriegsheer ist stets stark, wenn es leichte Wagen, geschickte Reiterei, ein starkes und erfahrenes Fußvolk besitzt, wenn Alle, welche dazu gehören, gelehrig und wohlgeübt sind, wenn dasselbe nach Innen immer in guter Ordnung und nach Außen im Stande ist, alle Bewegungen zweckmäßig auszuführen, auch sich, wie und wenn es nothwendig, auszubreiten oder zusammenzuziehen. Die Unwissenheit in wissenswerthen Dingen, Nachlässigkeit in der Mannszucht, zu großer Troß, Verwirrung aller Art, das findet man gemeiniglich bei einem zu zahlreichen Heere. Wie viel Leute sind da nicht allein nothwendig, um Alles zu beaufsichtigen, zu besorgen; welch ein Flächenraum wird nicht für so viel Menschen, Wagen, Thiere, Vorräthe und Gepäck erfordert! Wie viel Menschen braucht man nicht, um nur Alles zu bewachen, herzustellen, zu beendigen, abzuwenden, einzuschüchtern u. s. w. Wie kann ein General solch ein Heer mit einem Blicke ganz übersehen? Wie kann er eine günstige Aufstellung bewirken? Wie kann er die Zeichen der verschiedenen Abtheilungen gehörig beachten, wie in wichtigen Augenblicken zwei verschiedene und sich entsprechende Befehle, je wie es die Umstände erheischen, an zwei verschiedene Abtheilungen richtig gelangen lassen? Er bemerkt seinen Fehler, er will denselben verbessern, er bemerkt den Schaden, er will ihn abwenden, aber es ist ihm unmöglich; die Maschine ist in Bewegung und er muß sie gehen lassen.

Nichts ist trauriger für ein Heer, als der Ungehorsam bei den Führern, als Uneinigkeit unter den Mitgliedern, wenn gegenseitiger Verdacht und Mißtrauen, übel begründete Befürchtung, Nachlässigkeit, Faulheit und andere Leidenschaften sich der meisten Herzen bemächtigt haben. Unordnung und allgemeine Auflösung ist die Folge davon; Verluste und fortgesetzte Stöße sind die traurigen Wirkungen davon. Daher ersticke man den Hochmuth im Anfange, und vernichte die Trägheit in der Quelle, und man hat Alles abgewendet. Hochmuth paart sich mit Eitelkeit, Eitelkeit mit Eigenliebe; Trägheit kommt von der Furcht, Furcht von einer übermäßigen falschen Voraussicht. Aber Hochmuth und Trägheit bringen alle Arten Laster hervor, die alles Unglück in ihrem Gefolge haben. Ein General, der Eitelkeit besitzt, strebt nach Beifall. Von sich

daß sein erworbener Ruhm nicht ein ephemerer ist, den derselbe Tag entstehen und wieder vergehen sieht; er muß den Trost haben, daß er auf seine Ahnen zurückglänzt, und die Hoffnung, daß er sich auf seine Nachkommen vererben wird.

Für diesen Fall habt ihr ohngefähr so zu verfahren. In den Berichten, welche ihr an den Souverain sendet, um ihn gewissenhaft zu benachrichtigen und Rechenschaft von den Ereignissen abzulegen, sagt ihm: Der .. Sohn des .. aus der Provinz .. aus der Stadt .. Commandant des Corps, Officier der Garde, oder einfache Soldat hat folgende That ausgeführt und dabei diese Schwierigkeiten überwunden. Um ihn zu belohnen, habe ich ihm das oder jenes Vorrecht, diese Auszeichnung gegeben, ich habe ihn zu der erledigten Stelle erhoben und melde dieß Ew. Majestät, damit dieselbe aus der Fülle Ihrer Macht das im Großen ausführe, was ich im Kleinen thun konnte u. s. w. Wenn nun der Soldat erwarten kann, daß er auf solche Weise belohnt wird, so ist einem solchen nichts unmöglich, vor Allem, wenn der Fürst zu den in solchen Fällen gewöhnlichen Wohlthaten noch eine jener ehrenden Inschriften*) beifügt, welche den Schmuck eines Hauses und den Schmuck einer ganzen Familie ausmachen.

Mit Aufmerksamkeit wachen, heißt mit Sorgfalt alle mehr oder weniger wichtige Stellungen bewachen, ohne sich zu sehr auf den Schein zu verlassen, sie vor den Anfällen des Feindes behaupten, indem ihr euch die Möglichkeit verschafft, ihnen beim ersten Angriff von feindlicher Seite zu Hülfe zu kommen; es besteht ferner in der Vertheilung von Kundschaftern, in so großer Anzahl und an so vielen Orten, daß ihr immer zur rechten Zeit, zur günstigen Gelegenheit Nachricht haben könnt; es ist immer und zu Allem bereit seyn, in steter Achtsamkeit verharren und selbst schlafend wachen.

Die Rechnung macht derjenige richtig, der Tag für Tag weiß, was er nöthig hat, wie viel Mundvorrath und Kriegsbedarf wirklich aufgeht, der denselben sicher vorbereitet zur Stelle hat, daß er durch keinen Zufall in Mangel versetzt wird, sondern immer den Vorrath in Fülle besitzt. Er weiß ferner genau Zeit und Stunde, wo der Feind frische Mannschaft, Geld oder Munition erhalten werde, und kann sie ihm abschneiden, ja wegnehmen, wenn es die Umstände gestatten. Er weiß Alles, was der Feind vorhat, welche Posten er bekommt, welche Unternehmungen er vorgenommen. Für Alles hat er zweckmäßige Vorsichtsmaßregeln, damit Alles zur rechten Zeit Statt finde.

Die Dauer eines Dinges, eines Treffens, eines Gebrauches, so wie jeder Sache ist der sicherste Maßstab für seine Güte. Alles, was nicht gut ist, kann auch nicht lange dauern; Alles, was nicht

*) Der bereits oben von uns erwähnte Pien.

gerecht ist, wird auch gewiß gar bald zerstört. Und so müssen wir denn auch im bürgerlichen wie im kriegerischen Fache alles das als geheiligt ansehen, was wir von unseren Ahnen überkommen haben; sein Bestehen ist die Probe seiner Tüchtigkeit und seine Dauer verbürgt uns dessen Güte. Man muß also niemals eine Neuerung machen, man muß die gebahnten Wege gehen, es sey denn, daß eine gänzliche Veränderung der Sitten und Einrichtungen der Dinge euch ebenfalls zur Aenderung nöthigt. In diesem Falle werdet ihr nichts von euch selbst vornehmen, ohne eine reifliche Prüfung, ohne lange und häufige Erwägungen vorhergehen zu lassen.

Die Vorherkenntniß aller der Gefahren, denen man ausgesetzt ist, ist wie ein Präservativ. Die Erwartung der bevorstehenden Mühe mildert die Härte derselben. Die Maßregeln, die man ergriffen hat, um alle Arten von Beschwerden und Arbeiten zu überwinden, erheben den Muth, geben Kraft, zu machen, daß man sich nicht werfen läßt. Ihr müsset also, bevor ihr euern Truppen den Eid *) abnehmet, sie von Allem in Kenntniß setzen, sie klar über Alles unterrichten und ihnen nichts von dem unbekannt lassen, wozu ihr Stand sie verpflichtet. Ihre Ausdauer und ihr Muth werden dann jede Probe aushalten, sie werden sich bei vorkommender Gelegenheit nicht verläugnen und immer dieselben seyn.

Gute Vorhersagungen flößen Freude und Vertrauen ein; Freude und Vertrauen sollen in eurem Lager herrschen und im Herzen jedes eurer Soldaten. Ihr müßt also Allem, was etwa ungewöhnlicherweise sich zuträgt, eine günstige Auslegung geben. Man soll widerwärtige Ausdeutungen von Ereignissen vermeiden, die entweder die Wirkung irgend einer natürlichen Ursache sind oder deren Wesen man nicht ergründen kann. Die beßten und ohne Widerrede die sichersten Verkündigungen eines glücklichen Erfolges sind die, welche in der Gerechtigkeit euerer Sache, in den Maßregeln, die ihr ergriffen, in der Rechtschaffenheit eurer Absichten, in eurer Geschicklichkeit, in der Erfahrung und Tapferkeit euerer Hauptleute, in der Gelehrigkeit und Pünctlichkeit eurer Soldaten in der innigen Vereinigung aller derer, welche euer Heer ausmachen.

Die Einheit der Regierung erhält alle Dinge in ihrem natürlichen Zustande, sie ist die Grundlage der guten Ordnung und die Quelle glücklicher Erfolge. Es ist also nothwendig, daß die Weise eurer Regierung immer dieselbe, daß sie keinem Wechsel unterworfen sey, und daß ihr die Ueberzeugung habet, daß euere Handlungsweise unter allen Umständen die allgemeine Billigung habe. Laßt also nichts zu, was über die gewöhnlichen Kräfte des Menschen

*) Wir sahen oben, wie vor chinesischen Gerichten der Eid niemals als Beweismittel angewendet wird; wohl aber gilt er im Civil, wie im Militair als das feierlichste Versprechen.

geht, keine Ungerechtigkeit, nichts, was widerwärtig oder zu schwierig ist. Seyet fleißig in der Untersuchung, klar und bestimmt in euren Befehlen, beständig, wenn ihr fordert, und genau und unbeugsam, wenn ihr etwas ausführen laßt. Seyet niemals übler Laune, niemals eigensinnig oder eigennützig. Seyet immer freundlich, wohlthuend und voll jenes thatsächlichen Wohlwollens, in welches Niemand einen Zweifel setzen kann.

Behaltet stets in euerem Gedächtnisse die vier Worte: Mann, Rechtschaffenheit, Unterbrechung und Wachsamkeit.

Wenn ihr im Begriff seyet, eine Schlacht zu beginnen, so suchet euere Leute durch Beweggründe zu ermuntern, die ihr für die zweckmäßigsten haltet, um einen Eindruck zu machen. Erforscht ihr Herz, erkennet, was sie lieben, damit ihr sie gleichmäßig leiten könnt. Bestimmt den Raum des Terrains, den jede Abtheilung einnehmen, die Art, wie es sich ausdehnen und schließen soll; setzt eine Gränze fest, über welche hinaus keiner vordringen darf, und eine andere, bis zu welcher der Rückzug gestattet ist. Macht den Feind durch falsche Signale oder verstellte Wendungen irre; geht selbst von Glied zu Glied, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung ist. Solche Vorkehrungen werden euch in den Stand setzen, euren Soldaten bis auf den Grund in's Herz zu sehen. Wenn ihr bemerkt, daß sie vor Eifer brennen, in's Handgemenge zu kommen, verliert dann nicht den günstigen Augenblick, laßt das letzte Signal geben und schlaget los. Bemerkt ihr im Gegentheile Furcht, Mattigkeit, Gleichgültigkeit, so erfaßt den ersten Vorwand und beharrt in der Unthätigkeit bis zu einer günstigeren Zeit.

Der Mensch sucht von Natur nachzuahmen; wenn er Gutes thun sieht, so will er von selbst es auch thun; sieht er schlecht handeln, so giebt er sich hin und macht es wie sein Vorbild. Es giebt keinen Menschen, der nicht gern eines guten Rufes genießen möchte. Wenn ihr wollet, daß es euern Leuten Freude machen soll, sich gut zu betragen, so müßt ihr ihnen selbst mit einer vorwurffreien Aufführung vorangehen. Wenn ihr wollet, daß sie mit allen ihren Kräften arbeiten sollen, einen ehrenvollen Ruf und den Namen tapferer Krieger sich zu erwerben, so gebt ihnen selbst das Beispiel. Verrichtet außerordentliche Thaten, übertreffe euch selbst in Allem, was euere Pflicht ist, in Allem, was euch die Bewunderung der Menschen erwerben kann. Ihr könnt überzeugt seyn, daß ihr für jede euerer Thaten, setzen sie nun gut oder böse, eine Menge von Nachahmern finden werdet, die wiederum Andern als Beispiel dienen werden.

Wie aufmerksam auch ein General, wie trefflich auch seine Handlungsweise seyn mag, so schleicht sich doch hin und wieder eine Unordnung bei seinen Truppen ein. Dawider sind aber folgende die bewährtesten unter allen Mitteln. Es sind deren sieben und

ich will sie nur andeuten; euere eigene Ueberlegung wird euch den Gebrauch lehren, den ihr davon zu machen habt: 1) Menschlichkeit; 2) Festigkeit; 3) Rechtschaffenheit; 4) Uebereinstimmung; 5) Gerechtigkeit; 6) Abänderung und 7) Fleiß. Die Menschlichkeit soll alle Bewegungen des Aergers, des Zornes, der Rachsucht niederschlagen, die bei gewissen Gelegenheiten im Herzen eines Generals sich regen und ihn abhalten, daß seine Strenge nicht in übertriebene Härte oder gar in Grausamkeit ausarte. Die Festigkeit soll ihn abhalten, sich durch Furcht oder durch die mannichfachen Schwierigkeiten nicht schrecken, oder durch Bitten und Ränke von Protectoren bestimmen zu lassen. Die Rechtschaffenheit soll ihn über Vorurtheile erheben und ihn vor der Täuschung bei Beurtheilung von Fehlern und der Untersuchung der Urheber derselben bewahren. Die Uebereinstimmung oder Gleichmäßigkeit soll die Leute lehren, wie sie sich in Beziehung auf euch zu benehmen haben, um sicher und wirksam zu handeln, um allen Vorwand zu Verdacht, zu Ränken, zu Verdrehungen und übel begründeten Befürchtungen zu heben. Die Gerechtigkeit giebt Jedem, was ihm gebührt, das Verbrechen dem Schuldigen, Unschuld dem Unschuldigen, Züchtigung den falschen Anklägern, Belohnung dem Ueberbringer guter Nachrichten. Abänderung ist nothwendig, um den Gang von Cabalen und Verschwörungen zu brechen, um Trennungsmauern zwischen die Schuldigen zu setzen, damit man die vor Ansteckung bewahren kann, die davon berührt werden könnten, und den Theilnehmern Gelegenheit zu geben, die einen wie die andern zu entdecken, und zwar durch gegenseitige Furcht, daß einer dem andern in der Anzeige zuvorkommen möchte. Fleiß verhütet, daß man nicht einschlafe oder sich überraschen lasse, und die nothwendigen Maßregeln gegen den Ausbruch einer Gefahr zu verhindern, oder wenn sie ausgebrochen, gegen deren Weitergreifen. Dieses wird genügen, um zu zeigen, wie man die sieben Mittel gegen Empörung, Unzufriedenheit, inneren Zwiespalt und alle anderen Arten von Unordnungen anzuwenden habe.

Außer solchen allgemeinen Regeln der Disciplin, die allen Kriegsleuten gemeinsam sind, soll und kann ein guter General auch besondere Maßregeln anordnen, die der Natur der Truppen angemessen sind, die er befehligt, und sich nach deren Anzahl, nach Ort, Zeit und anderen Umständen richten. Sie müssen aber klar, in kleiner Zahl, augenscheinlich vortheilhaft und leicht auszuführen sein; sie müssen gleichmäßig Jedermann angehen; man muß dabei die gute Ordnung und das öffentliche Wohl vor Augen haben. Die Strafen müssen exemplarisch und unwiderruflich sein, welchen Rang auch die Verbrecher einnehmen mögen. Die Beobachtung, wie die Ueberschreitung solcher Verordnungen hängen gleichmäßig vom General ab; wenn die, welche sein Heer zusammensetzen, von

seiner Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Fähigkeit, von der Genauigkeit, womit er die Gesetze durchführt und seine besonderen Pflichten erfüllt, so wie von seiner Rechtschaffenheit, Zuverlässigkeit, seiner Unparteilichkeit und allen jenen kostbaren Eigenschaften überzeugt sind, welche zugleich einen Mann zum guten Bürger und großen Kriegsmann machen, so werden sie voll Vertrauen und Ehrfurcht kein größeres Vergnügen haben, als allen seinen Befehlen zu gehorchen. Wenn sie aber im Gegentheil die Ansicht gewinnen, daß der Mann an ihrer Spitze steht ohne Tugend und Rechtschaffenheit, ohne Sitten, oder eitel, hochmüthig und voll Eigenliebe die Erfahrnen nicht um Rath fragt oder ein zorniger, heftiger, rachsüchtiger, grausamer Mann ist, dem nichts gefällt, der Alles hemmt und bei der geringsten Veranlassung sich den heftigsten Ausbrüchen überläßt, oder auch unaufmerksam, nachlässig, begierig auf kleinen Gewinn, den er bei jeder Gelegenheit verfolgt, selbst zum Nachtheil des öffentlichen Nutzens, so werden sie ihm wohl gehorchen, weil er die Gewalt in Händen hat, allein das ist dann ein Gehorsam, der gezwungen ist und dessen Joch sie so bald als möglich zu zerbrechen suchen werden. Wenn sie nun aber gar einem solchen Vorsteher gern gehorchen sollten, so wäre das Unglück noch viel größer, da es der Beweis wäre, daß sie diesem Mann selbst ähnlich sind. In solchem Falle ist der Staat nach meiner Ansicht seinem Untergange nahe und eine Umwälzung desselben kann unmöglich lange ausbleiben. Das ist nun eure Sache, die ihr die Heere befehligt, durch eure gute Handlungsweise zu verhindern, daß die Nachwelt euch nie den gehässigen Vorwurf machen kann, zum Umsturz eures Vaterlandes beigetragen zu haben; von euch erwartet der Kaiser und die Völker, die ihm unterthan sind, mit Recht der eine einen Theil des Ruhmes seiner Regierung, die anderen einen Theil ihres Wohlbefindens.

Der vierte Artikel handelt von der Majestät der Truppen. Die Majestät der Truppen, beginnt Sema, ist eine gewisse Art, sich zu zeigen und zu handeln, die ihnen die Achtung und das Vertrauen aller derer verschafft, die von ihnen Schutz und Vertheidigung erwarten, und zu gleicher Zeit Schrecken und Furcht bei allen denen erweckt, die von ihnen gebändigt und gezüchtigt werden sollen. Ein Heer muß also stolz in seiner Haltung, fest in der Führung, verhältnißmäßig in seinen Kräften, gemäßigt in seinem Betragen und einig in seinen Gefühlen seyn.

Unter Stolz in der Haltung darf man aber ja nicht das verächtliche und hochfahrende Aeußere, das übermüthige und stolze Betragen, den groben und sich überhebenden Ton der Stimme, die herausfordernden Sitten, mit einem Wort, ein Betragen verstehen, das mehr empört, als Achtung einflößt, eher Verachtung als Furcht erweckt und vielmehr sich blutige Händel als Ehrfurcht und Ach-

tung zuzieht. Ein solcher Stolz findet sich kaum wo anders als bei den Poltrons und Prahlern. Der Stolz, von dem ich spreche, ist ganz anderer Natur; es ist ein edler Stolz, der, ohne Jemand zu verachten, ohne sich über irgend Jemand zu überheben, jenes Uebertragen und jene Würde giebt, die man dem wahren Verdienst niemals verweigern wird und welche die nothwendige Wirkung einer Handlungsweise sind, die aus Würde, Anstand, guten Sitten, der Liebe zum wahren Ruhm und der strengen Pflicht hervorgehen. Mit der eben bezeichneten stolzen Haltung muß sich die Festigkeit in der Leitung verbinden. Unter dieser Festigkeit verstehe ich nicht etwa eine übertriebene Strenge, die Keinem Gnade angedeihen läßt, die keinen Unterschied macht und die kleinsten Fehler wie Capitalverbrechen behandelt, die unwillkürliche Versehen zu absichtlichen Verbrechen stempelt. Eine solche Festigkeit wird, anstatt die Regierung zu befestigen und zu zieren, sie verhaßt machen und zerstören. Sie ist ein Fehler am Befehlshaber und ich verlange eine Tugend von ihm. Lasset die Gesetze beobachten, indem ihr sie beliebt und leicht ausführbar macht; lasset alle Pflichten erfüllen, indem ihr sie bis in die kleinsten Dinge beobachten lasset; gestattet nichts, was der bestehenden Ordnung zuwider läuft. Unter Festigkeit im Regieren verstehe ich Bestrafung der Schuldigen ohne Nachlaß, aber in solcher Art, daß sie ihre Strafe dem Gesetze, nicht aber euch zuschreiben können und daß sie ihre Strafe als wohlverdient ansehen müssen.

Ein richtiges Verhältniß in der Kraft findet Statt, wenn es keine Art des Kampfes giebt, den das Heer nicht annehmen könnte, wenn es keine Art Waffen giebt, womit es nicht angreifen oder sich vertheidigen könnte, wenn der Feind keine Waffengattung hat, die es nicht auch bei sich aufzuweisen hätte, wenn die Zahl der Soldaten hinreichend ist, um Alles auszuführen, was man beabsichtigt, wenn die Anzahl der Officiere, der oberen wie der unteren, weder zu groß noch zu gering ist, wenn die verschiednen Heerestheile so geübt, so vertheilt sind, daß sie ein wohlgeordnetes Ganze ausmachen, das Alles zu unternehmen und bei vorkommender Gelegenheit auszuführen im Stande ist.

Mäßigung im Betragen ist eine Tugend, deren Quelle in der Ruhe der Seele liegt. Man dränge die Gluth der Leidenschaften zurück, man gewöhne sich, alle Zufälle des Lebens mit kaltem Blute zu betrachten, man sey stets auf der Huth gegen jeden unangenehmen Eindruck, man entschlage sich unabläßig der ersten Eindrücke eines blinden Zornes, man gönne sich Muße, Alles reiflich abzuwägen, zu überlegen, und man wird sich der Seelenruhe erfreuen, deren Frucht Mäßigung in allen Dingen ist.

Einheit in den Gefühlen erwächst aus der gegenseitigen Achtung der Officiere, die von den Fähigkeiten ihres Generals überzeugt

sind, und der Soldaten, die auf die Talente ihrer Offiziere vertrauen. Ein General, der auf die einen wie auf die andern rechnen kann, bildet ein Heer, in welchem die Ruhe, gute Ordnung, Vertrauen und Einmüthigkeit herrschen.

Die Wissenschaft des Krieges läßt sich auf gewisse Grundsätze zurückführen, diese auf gewisse Regeln und die Regeln auf gewisse bestimmte Gebräuche. Die Wissenschaft lehrt diese Grundsätze und die Anwendung derselben. Aus der Kenntniß und Anwendung derselben bilden sich die kriegerischen Gesetze und die Regeln der Disciplin. Beide sind einer unendlichen Mannichfaltigkeit fähig, beide sind auf gewisse Gebräuche gegründet, deren Anwendung am zweckmäßigsten und nützlichsten schien. Man muß sie aber kennen, ehe man sie anwendet, man muß die geheiligten Gebräuche kennen, um sich ohne Rückhalt darnach richten zu können.

Die Art, sich zu versammeln, die Glieder zu bilden, sich aufrecht oder sitzend zu halten, sich zu beugen, zu erheben, vorzugehen, zurückzuziehen, anzugreifen und sich zu vertheidigen, muß den vornehmsten Gegenstand der Aufmerksamkeit seyn, sowohl bei den Befehlenden, als bei den Gehorchenden. Bei den Befehlenden, damit sie die Zeit, den Ort und die verschiedenen Umstände beachten und keine unangemessenen Befehle geben; bei den Gehorchenden, damit sie rasch und mit Verstand den Befehl ausführen.

Nachdem die verschiedenen Heerestheile ihre bestimmten Stellungen eingenommen und die Glieder gebildet sind, darf man keine Art von Geräusch hören. Jeder muß aufmerksam, in ernster aufrechter Haltung dastehen und so vorbereitet seyn, daß er auf den ersten Wink jede Bewegung oder Schwenkung bequem, und ohne Verwirrung zu veranlassen, ausführen kann. Gilt es, gegen den Feind vorzugehen, so muß das Signal ganz deutlich die gebotene Richtung angeben. Man soll mit Würde einherschreiten, doch ohne Schwerfälligkeit, unverzagt und ohne Hast. Man macht nur eine bestimmte Anzahl Schritte, nach denen man anhält und die Knie beugt, als wollte man sich setzen; in dieser Stellung verharrt man, bis neue Signale gegeben werden*).

Wenn sich die Feinde in Bewegung setzen, so muß man unbeweglich stehen und sich Zeit gönnen, sie kommen zu sehen. Der Muth wie die Furcht haben beide gleichermaßen ihren Eingang durch die Augen. Es ist nothwendig, daß die Augen Muße haben, die zu erkennen, aus denen man sich seine Opfer wählen soll, und daß

*) On ne doit faire, qu' un nombre de pas déterminés, après lesquels il faut s' arrêter et fléchir les génoux, comme si on voulait s'asseois. Es kann dieß kaum etwas Anderes seyn als das „Los" in unseren deutschen Heeren, nur daß der Chinese sich dann wirklich ausruht, indem er auf den Hacken sitzt, während unsere Soldaten stehn bleiben müssen.

man ihr Bild auffasse, um sich davon das Besitz als Beute auszusuchen. Soldaten, welche der Anblick derer, mit denen sie sich schlagen sollen, in Schrecken versetzt, werden wenig ausrichten; Truppen dagegen, die den Feind ohne Unruhe anrücken sehen und keine Bewegung machen, um ihm zuvorzukommen, oder sich in Vertheidigungstand zu setzen, das sind Truppen, die sich mit Ordnung schlagen.

Die Truppen des linken und des rechten Flügels sind dem Heere, was die Fittige den Vögeln. Mit Hülfe ihrer Flügel vermögen sie sich rasch von einem Ort an den andern zu versetzen, und indem sie die Lüfte spalten, nach jeder beliebigen Richtung hinzugelangen. Durch das Hülfsmittel der Flügel kann der General sein Heer sofort in jede ihm beliebige Stellung versetzen. Die Beweglichkeit und die Kraft der Vögel sind in der Regel im Verhältniß mit der Größe und Stärke ihrer Flügel; so soll es auch in einem Heere der Fall seyn. Man muß daher die Flügel des Heeres aus den flinksten, kriegsgewohntesten und bestdisciplinirten Soldaten bilden. Die schweren Truppen, wie z. B. die Gepanzerten, müssen den Körper bilden, und die Reiterei muß das Ganze umgeben.

Sobald es Zeit ist, den Kampf zu beginnen, so muß der General eine Anrede von wenig Worten sprechen und dann seine Befehle geben. Die Truppen gehen in gemessenem Schritte vor, um den Athem nicht zu verlieren und sich kaltes Blut zu bewahren; die Reiterei aber erfüllt die Luft mit dem Klang ihrer Instrumente und ihrem Schlachtgeschrei, womit sich das Gewieher ihrer Pferde vermischt. Dann setzen sich die Schwerbewaffneten in Bewegung und führen die ersten Hiebe. Der General muß auf diesen ersten Gang große Aufmerksamkeit verwenden. Die Haltung der Feinden, wie die des Feindes, werden ihn ersehen lassen, ob eine Aenderung in seiner Aufstellung nöthig wird. Ohne an dem Körper eine Veränderung vorzunehmen, wird er dessen Flügeln die Gestalt geben, die er für nothwendig erachtet, und einen Theil seiner Reiterei anwenden, um die zu unterstützen, die einer schnellen Hülfe bedürfen, wenn sie dem Feinde nicht erliegen sollen. Die Soldaten müssen, wenn sie auf den Feind anrücken und seinen ersten Angriff erwarten, niemals ihre volle Fronte demselben zuwenden, sondern stets in einer Achtelwendung, mit gesenktem Kopf und vorgebeugtem Leibe rasch, ohne Hast, würdig, doch nicht schwerfällig ihre angeordneten Bewegungen ausführen*).

*) Eben so greifen die Araber an, wie es auch bei unseren Fechtübungen eben so gehalten wird, und wie man namentlich zum Hiebe sich noch jetzt nicht anders auszulegen pflegt, weil diese Stellung dem Arme die größte Freiheit gewährt.

Helm und Panzer dürfen weder zu eng noch zu schwer seyn. Wenn sie Kopf und Leib zwängen oder unnützes Uebergewicht haben, wird der gelenkigste Mann schwerfällig und seine Kraft, sein Geschick und seine Tapferkeit gehemmt. Ein Soldat, dessen Kopf und Leib keine Bequemlichkeit haben, ist nur ein halber Mann, der nicht vortheilhaft sich schlagen kann.

Wenn gegen den Feind vorgerückt werden soll, giebt man eine bestimmte Anzahl Schläge auf der Trommel, in den gehörigen Zwischenräumen. Beim Beginn des Kampfes wird rascher und heftiger geschlagen (Wirbel). Um das Vorrücken oder den Angriff zu hemmen, wird der Lo, ein 3 Fuß im Durchmesser haltendes und 6 Zoll tiefes Erzbecken geschlagen. Soll der frühere Schritt wieder angenommen werden, so giebt die Trommel das Zeichen dazu und den Tact des Schrittes an. Es giebt kein besseres Mittel, um die Ordnung zu erhalten und von einem ehrenhaften Rückzug das Ansehen der Flucht abzuwenden, in welche er wohl ausarten kann, wenn der Schritt zu hastig und ungleichmäßig ist, so daß der Feind Anlaß nimmt, mit verdoppelter Kraft seinen Angriff zu erneuern.

Will man während der Nacht einen Handstreich ausführen, wozu die Umstände Veranlassung geben, wenn man den Feind in seinem Lager aufheben oder angreifen kann, wo er am wenigsten in Vertheidigungsstande ist, so müssen die Soldaten den Knebel in den Mund nehmen, den sie für diesen Gebrauch stets an ihrem Halse hängen haben, und den Pferden der Kappzaum angelegt werden, damit sie nicht wiehern können.

Wenn die Truppen bei Eilmärschen der Erholung oder Nahrung bedürfen, muß man ihnen dieß gestatten; allein sie dürfen sich dabei nicht aufhalten, wenn es sonst möglich ist. Haben die Mannschaften, die an der Spitze marschiren, den nachfolgenden eine nothwendige Nachricht zu geben, oder dem General etwas zu melden, so muß dieß mit gedämpfter Stimme in's erste Glied gemeldet werden. Das erste Glied giebt eben so die Nachricht an das zweite, und so gelangt die Meldung von einem Glied zum andern bis zum General. Niemand darf den Kopf wenden, um zu sehen, was hinter ihm vorgeht; dieser Befehl, dessen Uebertretung die schrecklichsten Folgen haben kann, muß ganz streng, zumal während des Gefechts aufrecht erhalten werden. Todtschlagen, oder todtgeschlagen werden, siegen oder sterben, das ist es, worunter man hier zu wählen hat. Und so muß denn die ganze Aufmerksamkeit, die ganze Kraft auf diesen großen Zweck gerichtet werden, und Keiner darf anders, als auf das gegebene Zeichen zurückgehen.

Unter allen Umständen, selbst in der größten Hitze des Streites, soll man denjenigen stets das Leben zugestehen, welche darum bitten und sich für besiegt erklären. Gleichermaßen soll man auch Jeden unter die Zahl der Seinigen aufnehmen, der sich freiwillig

ergeben, hat, oder gefangen genommen, oder vom Feinde entflohen ist. Ein guter General kann einen herrlichen Vortheil aus dieser Art Leute ziehen, indem er sie seinen eignen Schaaren nach ihren Talenten und dem Rang einverleibt, den sie in ihrem Vaterlande einnehmen würden, wenn sie unter dem Befehle ihres Fürsten kämpften.

Wenn der General seine Befehle für die Schlachtordnung giebt, so muß dieß klar, ohne die mindeste Zweideutigkeit, bestimmt, mit wenig Worten und in dem Augenblicke geschehen, der dem Beginne der Schlacht vorausgeht. Es ist wesentlich, daß nichts von dem, was sich bei euch zuträgt, beim Feinde bekannt werde. Ist euer Plan einmal gegeben, so handelt gleichmäßig fort, und laßt nur dann eine Aenderung eintreten, wenn es die offenbare Gefahr erheischt. Sollte aber, wenn die Schlacht schon vorbereitet, ein Aufschub derselben Statt finden, so muß man sofort einen neuen, andern Plan entwerfen, der den Truppen nicht eher bekannt gemacht wird, als bis es zum Angriffe kommt.

Die Soldaten dürfen nie unmittelbar vor einer Schlacht ihre Mahlzeit einnehmen, es muß eine Zwischenzeit Statt finden, die aber auch nie zu groß seyn darf. Im ersten Falle würden die Soldaten schwerfällig, träge, gleichgültig und schläfrig, im zweiten schwach seyn, und ihr Muth würde sich mit ihrer Kraft vermindert haben. Daher muß 5 bis 6 Stunden vor der Schlacht Jedermann seine Mahlzeit einnehmen. Generale, Officiere und Soldaten, alle müssen sie zur selben Zeit beginnen und endigen, alle müssen, doch nur an diesem Tage dieselben Speisen und Getränke genießen, weil sie alle sich derselben Gefahr aussetzen und dieselben Beschwerden ertragen müssen. Die Truppen dürfen sich niemals überraschen lassen. Habt ihr Ursache, zu glauben, daß der Feind euch anzugreifen gedenkt und sich dazu anschickt, so überlaßt euch nicht dem Zweifel, sondern bereitet euch zur Schlacht und greift ihn so bald als möglich selbst an. Ihr habt den Vortheil dadurch, daß euere Maßregeln genommen sind, bevor er selbst dazu Zeit gewonnen hat. Wenn ihr euch auf ihn werfet, so kann er nur auf seine Vertheidigung denken, und wird diese mit Verwirrung ausführen. Bemächtigt euch sofort aller Posten, die für ihn wichtig sind, und vertreibt ihn daraus.

In einem Kriegsheere muß Alles wohl geordnet seyn, es muß Alles gut und tüchtig seyn; die Soldaten müssen wohl genährt, wohl disciplinirt, und nach Maßgabe belohnt und bestraft, durch das gute Beispiel der Officiere angefeuert werden; sie müssen auf ihre Generale vertrauen und nur ein Herz, einen Willen, einen Zweck haben. Es müssen kräftige Männer, tapfre und unverzagte Leute seyn, die mit ihrem Loose zufrieden und bereit sind, Alles zu unternehmen, und im Stande, auch das Schwerste und Gefahrvollste mit Erfolg auszuführen. Den Pferden gebe man nur gute Weide, tränke

sie nur mit süßem und hellem Wasser; sie müssen stets zur selben Zeit und stets in gleicher Anzahl auf die Weide gehn und niemals übermäßig angestrengt werden; sie müssen immer mit derselben Aufmerksamkeit behandelt werden, und jeden Tag nur einen mäßigen Weg zurücklegen, so wird man kräftige Rosse haben, denen man bei vorkommender Gelegenheit auch die wesentlichsten Dienste zumuthen kann. Die Wagen und alle zum Krieg nothwendigen Maschinen, die sowohl zur Schlacht, als auch zur Fortschaffung der Lebensmittel, Munition und anderm Heeresbedarf gebraucht werden, müssen eine ihrem Gebrauch angemessene Festigkeit haben. Sie dürfen nur von einem Holze gemacht seyn, das noch nicht vorher gebraucht war, die gehörige Stärke haben; das Eisenwerk und die Nägel müssen neugeschmiedet und tüchtig seyn, wie es das Bedürfniß erfordert. Man betrüge sich darin nicht, weil man durch die Aufmerksamkeit auf kleine Dinge zur Erreichung der größten Zwecke gelangt. Ein General und Officiere, die hierin nachlässig sind, scheitern oft in ihren Unternehmungen, wenn sie auch übrigens noch so wohl berechnet sind und es den Anschein hat, als müßten sie den günstigsten Erfolg gewinnen.

Zunächst muß alles das, was die Leute selbst betrifft, mit der größten Sorgfalt gearbeitet seyn. Die Kleider, die Waffen, die Helme, die Panzer, die Schilde müssen so beschaffen seyn, daß sie, ohne ihren Trägern zum Hemmniß zu werden, den Hieben der Feinde widerstehen. Scharfgeschliffene Waffen, starke Helme und Panzer flößen Vertrauen ein, mehren den Muth und dienen den gewöhnlichen Kräften zur Verstärkung. Möge niemals der Geist schmutziger Sparsamkeit euch einen schlechten Rath einflößen, der unter gewissen Gesichtspuncten wohl den Schein uneigennütziger und guter Absichten annimmt. Unter solchen scheinbar augenblicklichen Vortheilen verbergen sich oft die traurigsten Verluste.

Der Mensch hat niemals Lust, zu sterben, wenn er nur weiß, daß er das Leben, das ihm nicht zur Last ist, ohne Schmach führen kann. Die Tugend, die Tapferkeit, die Liebe zur Pflicht, zum Ruhme, zum Vaterlande treiben ihn wohl zur Verachtung von Gefahr und Tod; allein er wird stets im Grunde seines Herzens jenen natürlichen Widerwillen behalten, der ihn wider seinen Willen erzittern macht, wenn der verhängnißvolle Augenblick naht, der ihm das Leben rauben kann. Ich berufe mich hier auf die Erfahrung der unerschütterlichsten Männer, und sie werden mir nicht widersprechen, wenn sie die reine Wahrheit lieben. Man muß also nichts vernachlässigen, um die Soldaten sicher zu machen und ihnen eine gewisse Sicherheit gegen das Abschneiden ihres Lebensfadens einzuflößen; sie werden aber diese Sicherheit und dieses Vertrauen bekommen, wenn sie so bewaffnet sind, daß sie die tüchtigsten Hiebe austheilen und pariren können.

Wenn die Truppen auf dem Marsche sind und ihre Bewegungen machen, müssen sie leicht seyn, wie die Vögel; wenn sie ruhig stehen, müssen sie wie angenagelt auf ihrer Stelle stehen. Wenn sie sich schlagen, müssen sie sich unterstützen und einer dem andern folgen, wie die Speichen eines Rades, das sich dreht. Die außer dem Gefecht aufgestellten Soldaten, so wie die Lastthiere und Wagen müssen an dem Ende des Heeres so aufgestellt seyn, daß sie in wichtigen Fällen den Flüchtlingen als Stützpunct, dem Feinde als ein hemmender Damm dienen können.

Um zu wissen, ob euer Heer wirklich den Willen hat, zu siegen, müßt ihr das Gefühl aller derer, die dasselbe bilden, zu erforschen suchen, namentlich ihre Haltung vor dem Feind und die des Feindes euern Truppen gegenüber. Die Vorläufer des Sieges sind der Eifer zum Siege, aber ein gemäßigter und den Gesetzen der Mannszucht unterworfener Eifer, so wie die Furcht, besiegt zu werden, aber eine vernünftige Furcht, die, indem sie den Muth nicht beeinträchtigt, nur gesetzmäßige Vorsichtsmaßregeln ergreifen läßt. Ein General darf nie versäumen, diese Gefühle seinen Soldaten einzuflößen, muß sich aber bemühen, sie bei denen des Feindes zu vernichten. Die Mittel dazu werden ihm nicht entgehen, wenn er das menschliche Herz kennt und den Krieg zu führen versteht.

Man muß den Unterschied zwischen Wichtigem und Unbedeutendem, zwischen Gleichgültigem und Folgereichem kennen. Wenn ihr euch vor dem Feinde befindet, so wendet häufig die leichten Truppen an; im eigenen Lande aber die schweren. Die ersten sind geeigneter, um herauszufordern und anzugreifen, die letzteren, um zu schützen und zu vertheidigen.

Ziehet niemals in die Länge, was rasch abgethan werden muß, übereilt aber auch nichts, was Ueberlegung und Vorsichtsmaßregeln verlangt. Wagt euch niemals im Lande des Feindes zu weit vor und berücksichtigt für den Fall eines Unglücks die Schwierigkeit des Rückzugs. Ihr habt zu befürchten Mangel an Lebensmitteln, Hinterhalte, Verrath, Treulosigkeit, Unbestand von Seiten derer, die sich euch freiwillig unterworfen haben, den Geist der Empörung bei denen, die ihr bezwungen, die Schwächung euerer eigenen Truppen, welche zur Auflösung eueres ganzen Heeres werden kann, und im Fall aller dieser Unglücksfälle einen schmachvollen Rückzug, nachdem ihr Zeit und Menschen nutzlos vergeudet.

Auf dem Marsch muß man die Bewegungen üben, welche vor, während und nach der Schlacht auszuführen sind. Beim Halt muß man das Lagern nachahmen, und dabei Mannszucht halten und auf Alles aufmerksam seyn. Beim Angriff oder bei der Vertheidigung muß man die empfangenen Befehle befolgen, immer auf der Hut seyn, sich gegenseitig unterstützen und nie sich selbst vergessen. Trübselige, traurige und keifende Generale sind nicht im Stande,

Seelengröße, Vertrauen und Freudigkeit einzuflößen. Officiere, die nur mit Noth und Nachläſſigkeit gehorchen, werden auch nur verſtümmelten und verdroſſenen Gehorſam finden. Langſame, unentſchloſſene Hauptleute können keine thätigen und entſchloſſenen Soldaten haben. Die Häupter geben Gewalt und Bewegung — die Glieder fügen ſich Allem.

Wenn die Hauptleute unter ſich einig, die Wagen ſtark, die Pferde munter, der Kriegsbedarf reichlich, ſo iſt auch ein kleines Heer als unbeſiegbar zu betrachten. Als beſiegt iſt ein Heer dagegen dann anzuſehen, wenn die Hauptleute eiferſüchtig auf einander ſich nicht trauen und verſchiedener Anſicht ſind. Wenn die Generale ſichtbare Vorliebe für die eine oder die andere Heeresabtheilung haben, ſo werden ſie nur mittelmäßig durch die übrige Menge unterſtützt werden; ſind ſie von ihren eigenen Ideen eingenommen, werden ſie viel Leute opfern; wenn ſie den Tod fürchten, haben ſie keine Tapferkeit; wenn ſie ſich aber leichtſinnig der Gefahr ausſetzen, haben ſie wohl in der That Muth, aber es fehlt ihnen an Kopf.

Es giebt blos fünf geſetzmäßige Urſachen, wegen deren der General ſich dem Tode ausſetzen darf: die Liebe zum Ruhm und die Hoffnung, ſeinen Namen der Nachwelt ehrwürdig zu machen; den gerechten Zorn, wenn ohne Grund ſein Muth in Zweifel gezogen, oder er der Feigheit angeklagt, oder wenn er vom Feinde auf ſchmachvolle und verächtliche Weiſe herausgefordert worden; die Furcht, mit der ganzen Strenge des Geſetzes beſtraft zu werden, wenn er ſeine Pflicht vernachläſſigt oder überſchritten hat und er nun mit der Ungnade des Kaiſers oder der Oberfeldherrn und dem Spotte ſeiner Cameraden bedroht, ſeine Ahnen, Nachkommen und ſeine ganze Familie mit Schmach bedeckt werden; die Gerechtigkeit, weil man ſeinem Fürſten und dem Staate noch mehr als ſich ſelbſt ſchuldig iſt; endlich aber die väterliche Liebe, um ſeinen Kindern einen bedeutenden Namen zu hinterlaſſen, und jene Belohnungen zu verſchaffen, welche der Staat gemeiniglich der Familie desjenigen zuerkennt, der im Dienſte ſeines Vaterlandes einen rühmlichen Tod erlangt hat*).

Der Himmel iſt nicht weniger als der Menſch beim Gewinn oder Verluſt einer Schlacht betheiligt. Der Himmel kann noch ſo günſtig ſeyn, ſo iſt doch Alles verloren, wenn ihn der Menſch nicht unterſtützt. Was der Menſch auch thut, ſo iſt doch ebenfalls alles

*) P. Amiot bemerkt dabei, daß der Kaiſer nach jedem Kriege das Verzeichniß der ausgezeichneten Männer macht, und ihnen angemeſſene Belohnungen ausſetzt. Die Todten erhalten Ehrentitel, die auf ihre Kinder übergehen, und die eine angemeſſene Penſion erhalten, bis ſie ſelbſt in den Staatsdienſt treten können. Er bemerkt ferner, daß Kaiſer Kieng-long nach den Feldzügen gegen die Eleuten mit der größten Gewiſſenhaftigkeit dieſe ſeine Pflicht erfüllt und über 500 Belohnungen angeordnet habe.

verloren, wenn der Himmel sich seinen Absichten widersetzt. Zum Gelingen gehört die Uebereinstimmung zwischen allen beiden; um zu scheitern, genügt, daß ein Theil derselben nicht beitrage. Daraus folgt, daß bei aller aufgewendeten Sorgfalt, allen getroffenen Maßregeln, bei aller Geschicklichkeit eines Generals und bei aller Erfahrung der Officiere und der Kriegsgeübtheit der Soldaten, sich doch die traurigsten Unglücksfälle ereignen können, wenn der Himmel den Menschen nicht begünstigt, oder der Mensch den Himmel nicht unterstützt. In solchem Falle nennt man die traurigen Ereigniſſe Unglücksfälle, — indessen kann ein großer General selbst aus dem Unglück Vortheil ziehen.

Wenn man Anordnungen zu ertheilen, Verweise zu geben, Befehle oder Verbote bekannt zu machen hat, so muß man Folgendes beobachten, um eine augenblickliche Wirkung derselben Statt finden zu lassen. Betreffen sie eine ganze Heeresabtheilung, so muß zwischen einer Schlacht und den Befehlen, Verboten und Verweisen selbst nicht über drei Tage Zwischenzeit verfließen. Bei kleineren Abtheilungen genügt eine Zwischenzeit von wenigen Stunden, den Einzelnen kann man auf der Stelle, selbst während der Schlacht vernehmen. Lasset die, denen ihr etwas zu sagen habt, nicht lange harren, sagt ihnen rasch, was nöthig ist.

Die vollendete Kriegskunst besteht darin, daß man sich von Anfang bis zu Ende so hält, daß man sich keinen Fehler vorwerfen kann. Daher muß, ehe man etwas beginnt, Alles vorher berechnet und vorgesehen seyn. Vor dem Anfange muß man Alles wohlgeordnet fertig haben; wenn eine Sache einmal begonnen, Alles zum Vortheil derselben wenden; denn sie ist nie beendigt, bis ein wirklicher Vortheil erlangt worden ist.

Der Sieg, den ein Kriegsheer davon trägt, ist der Sieg der Einzelnen, die dasselbe zusammensetzen. Es ist keiner darunter, den man nicht mit Recht einen Siegreichen nennen könnte, welchen Posten er auch einnehmen möge, vorausgesetzt, daß er seine Pflicht gehörig erfüllt hat. Die sieben Arten der Trommeln, die Fahnen aller Farben und jeder Gestalt sind die Leiter und Führer eines wohl gezogenen Heeres. In dem Heere ist keiner, der ihnen nicht die größte Aufmerksamkeit schuldig wäre, um zum erforderlichen Zeitpuncte die durch sie befohlnen Bewegungen zu machen. Die besonderen Abtheilungen des Heeres müssen die Trommeln und die Fahnen kennen. Es giebt Fahnentrommler, Trommler der Wagen, Trommler der Reiterei, Trommler für das Fußvolk, gemeine Trommler, Trommler der Vorhut und Trommler der Nachhut. Alle diese Trommler müssen an einem und demselben Orte stehen, wenn man die Schlacht beginnen will, und sie sind es, an welche sich der General wendet, um seine Befehle bekannt zu machen. Von dem Augenblicke an, wo sich diese Trommelschläger an ihren Platz begeben haben, befiehlt

ihnen der General, zum Angriff zu schlagen. Sofort setzt sich die Reiterei und die Wagen an die Spitze des Heeres, und das Fußvolk zieht sich im Schritte bis auf Schußweite vor, um den Kampf in der Weise beginnen, die bereits befohlen worden, oder die erst auf dem Schlachtfelde befohlen werden soll. Die Wagen öffnen sich, die Reiterei zieht sich auf die Flanken, und das Fußvolk geht immer vorwärts, bis es mit dem Feinde zusammengetroffen.

Ein Heer, welches stark und gut disciplinirt ist, darf seine Zeit nicht mit Ueberlegungen, Scharmützeln und kleinen Gefechten verlieren, die keine Entscheidung herbeiführen. Es muß, sobald nur immer möglich, zu einer großen Schlacht zu gelangen suchen. Indem man die Schlacht beginnt, brauchen nicht alle Mannschaften auf einmal in's Treffen zu kommen, denn sonst würde Verwirrung und Unordnung unfehlbar eintreten, und darauf würde eine allgemeine Auflösung folgen müssen.

Ein Kriegsheer in Schlachtordnung aufstellen, ist keine schwierige Sache; die Schwierigkeit besteht darin, daß man sich schlägt, ohne sich von dem Plane abwendig zu machen, den man für die Schlacht sich entworfen hat. Es ist leicht, gute Befehle und zwar zur rechten Zeit zu geben; aber es ist sehr schwer, sie gut ausführen zu lassen und ihre vollkommene Ausführung zu bewerkstelligen. Die Soldaten auf den oder jenen Posten, der wichtig ist, aufzustellen, das kann Jedermann ausführen; sie aber zur rechten Zeit aufstellen und mit solchen Leuten zu besetzen, die im Stande sind, sie zu bewahren und zu vertheidigen, das ist nicht so leicht. Es sind viele Leute im Stande, guten Rath zu geben; man wird aber wenig finden, welche geneigt sind, denselben zu befolgen. Jedermann kann gut sprechen, aber nicht Jedermann kann gut handeln.

Die Menschen sind nicht alle gleich; es herrscht so viel Verschiedenheit unter der Natur der einen und der andern, unter den Sitten, ihren Neigungen, ihren Gebräuchen, ihren Anlagen, ihrer Erziehung, ihrer Kraft, ihren guten oder bösen Eigenschaften, als unter den verschiedenen Ländern, in welchen sie geboren wurden. Die Bewohner der Städte sind von den Landleuten verschieden und diese unterscheiden sich wieder vom einfachen Bauer. Es wäre abgeschmackt, wenn man verlangen wollte, daß Alle gleichmäßig zu allen Dingen geschickt sein sollten, oder wenn man ohne Unterschied sie zu allen verwenden wollte.

Es ist wesentlich, daß der gemeine Soldat niemals den guten oder schlechten Zustand des Heeres kenne; der gemeine Soldat und der Unterofficier darf niemals vollkommen von der Ueberlegenheit seiner Kräfte über die des Feindes unterrichtet seyn, weil er sich sonst einer anmaßenden Sicherheit leicht überlassen könnte. Gleichermaßen darf er aber sich auch nicht seiner schwachen Seite bewußt werden, denn sonst würde sich eine feige Furcht seiner bemächtigen.

Wenn man in der Schlacht gesiegt hat, muß man die Früchte und Ehren des Sieges gleichmäßig vertheilen. Es darf nicht Statt finden, daß sich das eine oder das andere Corps ausschließlich den Ruhm anmaße, der doch allen gleichmäßig und gemeinschaftlich zukommt; denn wenn alle ihre Schuldigkeit gethan haben, so haben auch alle gesiegt. Das ist aber kein Hinderniß, daß nichtsdestoweniger die persönlichen Thaten die Auszeichnung und Belohnung erhalten, welche sie verdient haben. Hier ist blos die Rede vom allgemeinen Antheil an dem Siege.

Will der General nach der gewonnenen Schlacht einen neuen Kampf beginnen, um den Feind zur Verzweiflung zu treiben, weil er noch Hülfsmittel hat, die er wider ihn anwenden könnte, so nehme er seine Maßregeln so, daß er eines sichern Erfolges gewiß ist; denn wenn er besiegt wird, so fällt die ganze Schande des Verlustes blos auf ihn. Dann muß er sich an die Spitze seiner Truppen stellen und als gemeiner Soldat kämpfen, um Sieg oder Tod zu finden.

Wenn das Kriegsheer im Lager sich befindet, so muß es sich jeder Zeit, an jedem Orte, unter allen Umständen so betragen, daß das Volk die Ueberzeugung gewinnt, es habe der Soldat die Waffen nur zu seiner Vertheidigung in der Hand; wenn der Soldat seine Vorräthe verzehrt oder zerstört, muß das Volk glauben, daß dieß nur geschieht, um seine Ernte zu schützen, daß er den Krieg nur des Friedens wegen führt, und daß er den vorübergehenden Schaden nur anstiftet, um wirkliche Vortheile herbeizuführen, die sein Glück begründen werden. Das Volk wird aber diese Ueberzeugung gewinnen, wenn die Menschlichkeit, die Gerechtigkeit, Anstand, Würde, gute Sitten bei den Officieren und Soldaten herrschen. Dann wird das Volk sich auch fügen und Alles willig für den Soldaten thun. Es wird mit Vergnügen einen Theil seiner Bedürfnisse hergeben, um dem Soldaten Ueberfluß zu verschaffen, und seine Kräfte, seine Gesundheit und sogar sein Leben wagen, um ihm zu dem Erfolge zu verhelfen, dessen Frucht es mit dem Soldaten einst theilen zu können glaubt.

Es ist wider die Würde eines Kriegsheeres, wenn es sich unanständig beträgt. Der Ruhm oder die Schmach eines Volkes, die Ehre oder Unehre eines Fürsten, der Schaden oder das Heil eines Reiches hängen von dem Betragen seines Heeres ab. Es darf sich niemals zur Unzeit Gefahren aussetzen, es darf keinen falschen Weg einschlagen, ja keinen falschen Schritt thun; es darf keine Schlacht liefern, keinen Kampf, kein Scharmützel eingehen, weder vor- noch rückwärts sich bewegen, ohne daß von zehn Theilen acht so stehen, daß der offenbare Vortheil auf seiner Seite steht. Es muß also stets auf seiner Huth und nach Möglichkeit gegen alle übeln Zufälle gerüstet und vorbereitet seyn. Das sind die Grundlehren unserer Alten.

Im fünften Artikel faßt der Sema die Grundsätze der chinesischen Kriegskunst in folgende 19 Hauptregeln zusammen.

1) Wenn das Heer nicht zahlreich ist, muß man jedes Glied so viel als möglich schützen und dasselbe nur einen geringen Raum einnehmen lassen. Ist das Heer dagegen zahlreich, muß man die Glieder ausdehnen, vervielfältigen und mit der ganzen Strenge des Gesetzes beherrschen. Ein kleines Heer kann blos kleine Vortheile erringen; wenn aber diese kleinen Vortheile vervielfältigt werden, so führen sie doch zum Ziele. Ein großes Heer kann mit einem einzigen Schlage zu seinem Zwecke gelangen; es kann aber auch auf einen Schlag sein Ziel verlieren.

2) Ein zahlreiches Heer muß fest und unbeweglich in seinem Lager bleiben; es darf den Ort niemals verändern, wenn es nicht durch eine unabweisbare Nothwendigkeit dazu gezwungen ist; es darf aus dem Lager gehen, nur um zu schlagen. Ein kleines Heer darf keinen festen Standpunct haben, es muß immer in Bewegung und auf den Beinen seyn.

3) Wenn ein zahlreiches Heer dem Feinde gegenüber angelangt ist, so muß es Halt machen und entweder den Streit selbst beginnen, oder warten, bis der Feind dieß thut. Mit einem kleinen Heere kann man aber nicht so verfahren, es muß immer rastlos hin und herziehen, um den Feind zu ermüden und ihm einzelne Schläge beizubringen.

4) Wo es immer möglich ist, muß die große Zahl die kleinere angreifen und der Stärkere den Schwachen. Man muß frische Truppen den ermüdeten oder entkräfteten entgegensetzen.

5) Man muß den Truppen Ruhe gegönnt haben, bevor man sie in den Kampf führt; dieselben Truppen dürfen nicht zu lange dem Gefecht ausgesetzt werden, man muß sie zu jeder Zeit unterstützen und sie, wenn es nöthig, ablösen.

6) Wenn der Kern des Heeres am Siege zweifelt, oder besiegt zu werden befürchtet, so muß man der Furcht oder dem Schreck keine Zeit lassen, daß er sich befestigt. Der General muß seine Maßregeln darnach nehmen und die Schlacht entweder aufschieben oder den Befehl wechseln, oder anderswo sein Lager aufschlagen.

7) Gilt es einen Handstreich, um etwa Vorräthe oder einen Heerestheil aufzuheben, so muß in tiefstem Geheimniß gehandelt werden, mit Klugheit, Sicherheit und ohne Geräusch. Es darf dann keine Fahne entfaltet, kein Wort gesprochen werden. Außerdem müssen noch ansehnliche Heerestheile sich in der Nähe des Haufens halten, der zum Plündern bestimmt ist, um ihn, im Fall er zu schwach sein sollte, zu Hülfe zu kommen, oder wenn er geworfen wird, aufzunehmen, auch um die errungene Beute in Sicherheit zu bringen.

8) Bemerkt man, daß sich die Anzahl der Feinde bedeutend verringert, und daß sich mithin die Furcht der übriggebliebenen be-

meistert hat, so muß man sich selbst furchtsam stellen; man muß sich anschicken, als verlasse man das Lager, um einer Schlacht auszuweichen. Ihr werdet dem Feinde dadurch Muth machen, er wird nicht mehr auf seiner Huth seyn und ihr könnt ihn angreifen, wenn er es am wenigsten vermuthet.

9) In jedem Gefecht, in jeder Schlacht muß man den Wind im Rücken haben; man muß stets einen erhabenen Ort im Auge behalten, auf den man sich zurückziehen und befestigen kann, wenn man Unglück haben sollte. Man muß stets zur Rechten oder zur Linken ein Gebürge oder ein Thal haben, dessen man Herr ist.

10) Lasset euch niemals in sumpfige Gegenden verlocken, kämpfet niemals auf einem Gefilde, das die Gestalt einer umgekehrten Schildkröte hat; dort könnt ihr höchstens für kurze Zeit euer Lager aufschlagen.

11) Wenn Alles zur Schlacht bereit ist, so beeilet niemals den Beginn derselben; sehet aufmerksam auf Alles, was der Feind vornimmt. Rückt er auf euch an, so erwartet ihn festen Fußes, und erforscht, womit er anfangen wird; zuvörderst haltet euch nur in der Vertheidigung, um zu sehen, was er auf seine Weise etwa ausrichten kann. Habt ihr daraus seine Stärke oder Schwäche erkannt, so könnt ihr Proben euerer Geschicklichkeit dadurch geben, daß ihr ihn schlagt, bis ihr den vollständigen Sieg errungen habt. Ergreift aber der Feind, eben so aufmerksam und listig wie ihr, Maßregeln, die den eurigen gleich kommen, so hüthet euch, in seine Fallen zu gehen; ihr werdet sonst das Opfer euerer Ungeduld und eueres ungezügelten Eifers. Ihr zieht euch dann in euer Lager zurück, verschanzt euch und wartet hier, bis sich die Umstände so gestalten, daß ihr daraus zum Siege hervorschreiten könnt.

12) Richtet euch niemals nach leeren Redensarten, die von feindlicher Seite zu euch gelangen; richtet euch nie nach seinem Betragen; glaubt nichts, was man euch sagt, sondern sehet selbst.

13) Wendet Allem, was der Feind thut, euere Aufmerksamkeit zu; folgt ihm in allen seinen Handlungen; wenn er sich in Bewegung setzt, setzt euch ebenfalls in Bewegung; macht er einen Schritt, so sucht die Richtung desselben zu erforschen, folgt ihm; ist er zweifelhaft, so thut, als ob ihr es auch wäret; überlegt er, so überlegt auch ihr; stellt der Gewalt Gewalt, List der List, Verstellung der Verstellung entgegen. Jagt ihm mögliche Furcht ein, ohne daß ihr euch selbst fürchtet. Findet es aber doch Statt, so lasset euch, selbst wenn ihr begründete Ursach haben solltet, nichts merken.

14) Wenn der Feind besiegt ist, und er will sich durch die Flucht retten, so hindert ihn nicht daran; folgt ihm in einiger Entfernung nach und bleibt stets in guter Ordnung. Euere Soldaten werden Zeit gewinnen, sich auszuruhen, die des Feindes ihre Furcht

zu vermehren, und wenn es abermals zum Streit kommt, so werdet ihr neuen Ruhm erwerben.

15) Wenn der Feind zu fliehen scheint, ist dieß nicht immer wirkliche Flucht. Oft ist es ein vorsichtiger Rückzug, oft eine List, um die heranzulocken, die man schlagen und in gelegte Fallen locken will. Darum muß man sich niemals mit der Verfolgung beeilen. Vertrauet niemals zu sehr. Kennet die Wege genau, die man gehen, und auf denen man sich im Nothfall zurückziehen kann. Diese Aufmerksamkeit wird unerläßlich, wenn ihr euch in der Nähe einer Stadt befindet, deren Einwohner euerem Fürsten nicht unterthan sind.

16) Jedes kriegerische Unternehmen hat seine Gefahren, seine Verluste und seine Unfälle; das, welches die wenigsten hat, ist das ruhmreichste und nützlichste. So stark auch ein Kriegsheer ist, so gut es auch geführt wird, welche Maßregeln man auch genommen habe, so giebt es doch immer irgend einen Unfall, ein unvorhergesehenes Unglück, ein unerwartetes Hinderniß. Es werden sich stets Fehler, Mängel einstellen, und man bedarf aller Stärke der Seele, um nicht muthlos zu werden, und das mit Ruhe zu verbessern, was man noch bessern kann.

17) Der Mensch ist das Kostbarste, was es unter dem Himmel giebt. Man muß daher sein Blut schonen, seine Leiden abkürzen; folglich muß man den Krieg nicht in die Länge ziehen, sondern ihn, so bald man nur kann, beendigen, selbst wenn man einen Theil seines eigenen Vortheils aufopfern müßte, selbst mit Geldsummen das Ende erkaufen, wenn der Ruhm des Staates und der Nutzen der Völker es so verlangen.

18) Jeder Kriegsmann, der im Heere ist, darf ferner kein eigenes Interesse, keine besonderen Angelegenheiten, keine beunruhigenden Wünsche, keine Verwandten, keine Freunde haben. Die Angelegenheiten des Staates, der Nutzen des Staates, der Wunsch, den Ruhm des Staates zu mehren, indem er ihm mit allen Kräften dient, das sind die einzigen Dinge, die ihn beschäftigen dürfen. Seine Eltern, seine Freunde, seine Frau, seine Kinder, seine ganze Familie ist der Staat; der Staat muß ihm Alles seyn, und außer demselben muß es nichts für ihn geben.

19) Ein aus solchen Kriegern zusammengesetztes Heer wird ein zu Allem fähiges Heer seyn, ein starkes Heer, ein unbesiegbares Heer; es wird Belagerungen nur nach genommenen Städten und Schlachten nach Siegen berechnen.

Alles, was ich gesagt habe, ist nur eine Zusammenstellung der Lehre und der Gebräuche der großen Männer, welche unser Reich verherrlicht haben seit den ältesten Zeiten bis auf die unsrigen. Könnten wir doch auch unseren Nachkommen dieselben Beispiele hinterlassen, welche unsere Ahnen uns überliefert haben.

So weit Sema. Außer diesem merkwürdigen Buche haben die Chinesen noch mehrere andere Werke, worin sie ihre Erfahrungen über die Kriegführung niedergelegt haben; dieß sind zunächst die 13 Artikel des Sun-tse, Generals des Königreiches Ou, eine Frucht seiner eignen reichen Kriegserfahrung*). Er war so sehr von der Vortrefflichkeit seiner Lehren überzeugt, und von so festem Charakter, daß er sogar 180 Frauen des Königs zu gehorsamen Soldaten abrichtete, nachdem er freilich zweien derselben mit eigner Hand die Köpfe abgeschlagen hatte**). Sein Werk beginnt Sun-tse mit den fünf Grundbedingungen der Kriegskunst, der Belehrung, dem Himmel, der Erde, dem General und der Mannszucht. Dann geht er auf die Vorsichtsmaßregeln und Vorbereitungen über, die einem Feldzug vorausgehen müssen, worauf er sich mit den Eigenschaften der Soldaten und ihrer Führer beschäftigt. Das Terrain theilt er in neun Arten, und handelt dieses Thema mit der größten Gründlichkeit ab. Unter den Mitteln, wodurch man dem Feinde schaden kann, nennt er auch das Feuer und die Zwietracht, deren jedem er einen besondern Abschnitt widmet.

Ein anderes Werk über die Kriegskunst ist aus den Erinnerungen des Generals Ou-tse zusammengefaßt, und wie das vorige auf Befehl des Kaisers Kang-ti im Jahre 1710 in die mandschurische Sprache übersetzt worden***). Es besteht aus 6 Artikeln, 1) von der Regierung des Staates in Bezug auf die Truppen, 2) von der genauen Kenntniß des Feindes, 3) von der Beherrschung der Truppen, 4) vom Heerführer, der nicht minder geschickt in den Wissenschaften, als im Gebrauch der Waffen sein soll, 5) von den Maaßregeln, die bei den verschiedenen Wechselfällen zu ergreifen sind, 6) von den Mitteln, sich gute Truppen zu verschaffen.

Nächstdem enthält das Buch Lou-tao†), welches in 60 Artikel getheilt ist, eine Abhandlung über die Kriegskunst in eben so vielen Gesprächen. Der Inhalt ist im Wesentlichen aus den vorhergenannten Werken gezogen, weshalb es denn auch die französischen Missionäre nur im Auszug und die Abschnitte mittheilen, welche über die Weise handeln, wie man ehedem Generale nannte, und wie diese dem Kaiser auf sichere Art ihre Mittheilungen machen und seine Befehle in die Ferne erhalten können, ohne daß die Minister, die Großen des Hofes, noch das feindliche und das eigene Heer davon etwas erfahren.

Das erste Mittel ist, daß der General, bevor er sich zum Heere begiebt, eine besondere Audienz beim Kaiser hat, bei welcher keine

*) Mémoires conc. les Chinois VII. 45 — 160.
**) Die seltsame Geschichte in den genannten Memoiren S. 49 ff.
***) Mémoires conc. les Chinois VII. S. 161 — 224.
†) Mémoires conc. les Chinois VII. S. 393.

dritte Person zugegen seyn darf. Dann nimmt der Kaiser 8 kleine Stäbe aus gemeinem Holze, auf welche er oder der General auf beiden Seiten einige Charaktere schreiben. Dann spaltet man die Breter so, daß der Riß durch die Charaktere der Länge nach hindurchgeht, wie es eben der Zufall will, und ohne irgend ein Ebenmaß zu beobachten. Die eine Hälfte der gespaltenen Stäbe behält der Kaiser, die andere der General. Will nun der eine eine Nachricht an den andern gelangen lassen, so schreibt er in seinem Bericht nur — „der Stab von 10 Zoll," — woraus der andere ersieht, daß der gemeint ist, auf welchem „vollständiger Sieg" geschrieben steht. So ist denn das Holz von 9 Zoll mit „Verlust des Feindes, Gefangennehmung des Generals," das von 8 Zoll „Eroberung der Stadt," das von 7 „Abzug des Feindes" u. s. w. bezeichnet. Will der General dem Kaiser keinen Brief senden, so kann er ihm auch das Holz selbst überschicken. Man kann diese Breter oder Stäbe in größerer oder geringerer Anzahl machen und so seine Mittel der geheimen Mittheilung vermehren.

Die zweite Art geheimer Mittheilung besteht darin, einen für jeden Dritten unverständlichen Brief zu schreiben. Der General schreibt drei Briefe; im ersten erkundigt er sich nach der Gesundheit des Kaisers, im zweiten macht er einen wahren oder falschen Bericht, und im dritten theilt er das eigentliche Geheimniß mit. Nun nimmt er ein besonderes Blatt und setzt den ersten Charakter des ersten Briefes, dann den ersten des zweiten, und darauf den ersten des dritten auf das Papier. Es folgt nun als vierter Charakter der zweite des ersten, der zweite des zweiten, der zweite des dritten Briefes, so daß der siebente Charakter der dritte des ersten Briefes wird. Dann theilt er den so aus drei Briefen zusammengesetzten in drei Theile, und schickt jeden dieser Theile durch einen besondern Courier ab. Wenn nun auch einer oder der andere gefangen wird, so kann doch Niemand aus dem einzelnen Streifen etwas ersehen.

Pater Amiot theilt nun ferner noch das vollständige Exercierreglement der chinesischen Truppen und die zur Erläuterung desselben nothwendigen Abbildungen mit*). Die tatarischen Soldaten haben ihr besonderes Exercitium. Ein chinesisches Armeecorps bestand ehedem aus 40 Compagnien, jede zu 500 Mann. Sechs davon waren Reiter, acht Bogenschützen, fünf führten nur Säbel und Schild, fünf Partisanen, zwölf Flinten, dazu kamen vier Compagnien Artillerie. Jede Truppengattung hatte ihre Fahne von besonderer Farbe, gelb, weiß, grün, blau, roth und schwarz. Die Bogenschützen hatten drei gelbe, eine weiße, zwei blaue und eine rothe und schwarze Fahne. Wenn die Truppen im Felde waren, bildete das Zelt des Generals den Mittelpunct des Heeres. Es war des-

*) Mémoires conc. les Chinois VII. 321 ff.

halb auf einem erhabenen Orte angelegt, so daß es weithin sichtbar war. Dabei stand der Signalthurm, wo außer der Hauptfahne noch besondere Fahnen angebracht waren, die denen der verschiedenen Corps ähnlich waren. Hier sah man ferner Trompeter, Trommler, die Lo- oder Gongschläger, Musiker und einige Stücke Geschütz. Auf der großen Rolle des Königl. Kupferstichcabinets zu Dresden, welche einen großen kaiserlichen Jagdzug darstellt, erblicken wir in der Nähe des kaiserlichen Zeltes eine riesige Pauke, welche ein Mann mit zwei Stöcken schlägt, und eine etwa 3 — 4 Ellen hohe, zwischen einem rothen Balkengerüst aufgehangene metallne Glocke, die ein Mann mit einer rothen, hölzernen Keule ertönen läßt, um ein Signal für die entfernten Leute zu geben. Hatte nun der General einige Befehle zu ertheilen, so sendete er einen Officier nach dem Signalthurm. Auf der entgegengesetzten Seite befand sich das Hauptthor des Lagers, dessen Zelte theils im Viereck, theils im Halbkreise aufgestellt waren.

In der Nähe von King-fu sah Anderson ein kleines Lager für die Garden des Beamten, der mit der Bewillkommnung der englischen Gesandtschaft beauftragt war. Die Zelte waren ganz nahe an einander in kreisförmiger Gestalt aufgestellt, und zu dem in der Mitte befindlichen Zelte des Beamten führte nur eine ganz schmale Oeffnung. Jedes Zelt hatte eine grünseidne Fahne mit goldnen Figuren und chinesischen Charakteren. (Anderson II. 92.)

Was nun die Bekleidung und Bewaffnung der chinesischen Soldaten betrifft, so geben uns die Berichte von Amiot, der neuern Reisenden, die Vasenbilder und die anderweiten chinesischen Abbildungen, nebst den im hiesigen Königl. historischen Museum aufbewahrten Originalen genügenden Aufschluß.

Im Allgemeinen ist die Kleidung des chinesischen Soldaten die bequeme Tracht, deren sich das übrige Volk ebenfalls bedient, nur in einigen Stücken theils dauerhafter, theils noch bequemer eingerichtet und dem Zwecke mehr angepaßt. Alles, was auf bloßen Schein hinausläuft und nicht dazu dient, dem Soldaten die Handhabung der Waffen zu erleichtern und seinen Körper zu schützen, ist davon entfernt. Daher ist denn auch die Haltung des Soldaten einfach und natürlich, wozu freilich seine ganze Stellung, die er zum Staate, wie zu den übrigen Bürgern hat, wesentlich beiträgt. Sie haben, wie europäische Reisende bemerken, jedoch ein würdiges und kriegerisches Ansehn *).

Der Soldat ist in China nicht ein dem Volke fremd, dem Bürger feindselig gegenüberstehender Mensch, der ohne Familienbande, ohne Arbeit, außer den wenigen Stunden, wo er sich in den

*) Soldats et officiers tous ont une bonne tenue et l'air martial. Braam II. 162.

Waffen übt, den Tag in Müssiggang verbringt. Der chinesische Soldat ist der bewaffnete Bürger, und weit entfernt, den Kriegsdienst zu fliehen, drängen sich die Bewohner derjenigen Provinzen, die für dem Ackerbau nicht so günstig gelegen sind, wie die andern, zum Soldatenstande, so daß es nie an Mannschaft fehlt. Der Soldat wird verhältnißmäßig gut bezahlt. Der Infanterist bekommt monatlich zwei Unzen Silber an baarem Gelde und Reis, alljährlich eine neue Montur. Der Cavalerist erhält für sein Pferd noch zwei Unzen Silber in Geld und Futter *). Demnächst hat nun jeder Soldat im Innern des Reiches ein Stück Land, das er mit seiner Familie bebaut und das ihn vom Müssiggange abhalten muß. Er bleibt daher auch stets, wenn nicht besondere Kriegszüge eintreten, in derselben Stadt. Hier sind aber die Truppen getrennt von den übrigen Einwohnern in einer Art von Caserne, die gewissermaßen ein besonderes Stadtviertel bildet. Dieser Stadttheil hat seine besondere Umzäunung, innerhalb welcher jeder Soldat sein Häuschen von 10 Quadratfuß hat. Vor jedem Häuschen befindet sich ein kleiner Hof und dahinter ein Garten, der etwa denselben Flächenraum wie das Haus einnimmt. Hier kann er sich, wenn auch nicht Alles, was er braucht, doch manherlei Früchte erbauen. Daher sind denn auch die Soldaten in der Regel verheirathet. Jedes Haus mit seinem Zubehör ist von dem andern durch eine Mauer von 6—7 Fuß Höhe gesondert, so daß jede Soldatenfamilie abgeschlossen für sich leben kann **). In den Städten des zweiten Ranges besteht die Garnison aus etwa 250—300 Mann, die von Peking soll nicht über 6000 betragen. Die Infanterie besorgt die Bewachung der Städte, die Befestigung von Unordnungen, die in China freilich nicht so häufig sind wie in den civilisirten Städten Europa's, sie versieht großentheils den Polizeidienst; die Cavalerie aber dient dem Staate als Post. An den Gränzen des Landes sind die Garnisonen allerdings stärker; allein trotz der ungeheuern Ausdehnung des Reiches beträgt die Anzahl des gesammten Heeres doch nur eine Million Fußvolk und 800,0000 Reiter, so daß also etwa auf 300 Menschen ein Soldat kommt und der ganze Kriegsetat mit etwa 350 Millionen Thaler bestritten werden kann. Da nun der gesammte Postdienst durch die Cavalerie, dann der Dienst in den Zollämtern, bei den Gerichtsstätten, den Gefängnissen, den Kornmagazinen, kurz Alles, was auf Beschützung und Bewachung des Staatseigenthums bei Transporten und Aufrechterhaltung der Würde des Staates Bezug hat, ja da sogar ein Theil der Einnehmerstellen mit dem Fußvolk besetzt ist, so kommt

*) Staunton II. 683.

**) P. Amiot in den Mémoires conc. les Chinois VII. 93. Barrow II. 174.

ein namhafter Theil derjenigen Summen in China auf den Militairetat, der in Europa dem Fache der Finanzen, der Justiz und des Innern anheimfällt.

Außer den Stadtgarnisonen ist ein Theil des Fußvolks in die Wohnhäuser an den öffentlichen Heerstraßen und an den Canälen, namentlich bei den Zollstätten und Gränzen verwendet. Diese Wachthäuser bestehen aus kleinen viereckigen Gebäuden, deren jedes seinen Wachtthurm hat, der auf der Zinne mit einer Signalfahne am Tage, mit einer Laterne in der Nacht versehen ist. Daneben befinden sich einige kleine, etwa 30 Zoll lange Kanonen mit der Mündung nach oben gerichtet, um in besonderen Fällen Signale zu geben oder vorbeireisende Beamte, Gesandte u. s. w. zu begrüßen. Durch die senkrechte Richtung der Kanonen werden bei dem lebhaften Verkehr, der an solchen Orten Statt findet, Unglücksfälle verhindert, ohne dem eigentlichen Zwecke irgendwie Eintrag zu thun*). Diese Wachtposten stehen in einer Entfernung von 1½ bis 2 Stunden von einander und ein jeder ist mit mindestens fünf Soldaten und einem Officier besetzt, die ihre Fahnen haben, welche bei feierlichen Gelegenheiten in der Luft flagget. So werden alle Unordnungen, Räubereien u. dergl. verhindert, ja es können Unfälle, die mit Pferden und Wagen, mit Gepäck vorkommen, auf diese Weise, wenn auch nicht verhütet, doch gemildert werden, und der Reisende findet hier Schutz und Unterstützung.

Die Tracht des chinesischen Soldaten ist theils nach den Provinzen, theils nach der Waffengattung, welcher er angehört, verschieden. Die Reiterei besteht aus Tataren und bildet theils Dragoner, die nur mit dem Säbel bewaffnet sind, theils reitende Bogenschützen. Lanziers haben die Chinesen nicht.

Das Fußvolk besteht aus Säbelträgern, Bogenschützen, Musketieren und der Artillerie. Die Reiter haben tüchtige, starknochige Pferde von mittler Taille, deren Zäumung sehr einfach ist. Sie haben keine Kantharen, scheinen auch nach den Vasenbildern und den Kupferstichen, die Kaiser Kheng-long über die Feldzüge gegen die Eleuthen festigen ließ, keinen Hufbeschlag zu haben. Der Reiter sitzt mit kurzem Bügel im Sattel, führt keine Sporen, wohl aber eine kurze Karbatsche, die dem Kantschu der Russen zum Modell gedient zu haben scheint. Die Pferde haben allesammt lange volle Mähnen und Schweife. An der Stirn und auf der Nase, so wie auf der Gruppe sind rothwollene Quasten angebracht, eben so an der Brust. Anstatt des Schwanzriemens bemerkt man, wenigstens auf alten Vasenbildern, einen breiten, bunten, verzierten Riemen, der von einer Seite der Satteldecke, unter dem Schweife hinweg bis zur anderen geht. Die Satteldecke reicht bis auf das Knie des

*) Anderson I. 102. Barrow II. 173. u. Abb. bei Macartney.

Pferdes. Die Pferde erscheinen auf den chinesischen Bildern in allen Farben, die Falben scheinen vorzugsweise beliebt zu seyn, wenigstens kommen sie als Bespannung bei den kaiserlichen Wagen mehrmals vor.

Die Fußvölker, welche mit Schild und Säbel bewaffnet sind, tragen lange Beinkleider und eine kurze Jacke von gelber Farbe, so wie einen runden Helm mit zwei ohrenartigen Erhöhungen. Die ganze Kleidung ist erbsfarben oder strohgelb mit schwarzen Streifen. Diese Leute heißen daher auch Kriegstiger. Der Schild ist mit einer entsetzlichen, tigerartigen Fratze mit großen Augen und geöffnetem Rachen bemalt und kreisrund. Ihr Ansehen und Exercitium hat für den Europäer allerdings viel Lächerliches *). Auf den ersten Schlag mit dem Lo bedeckt sich jeder Soldat mit dem Schild und kauert nieder. Auf den Trommelschlag erhebt sich der Mann und macht nun mit Säbel und Schild allerlei Bewegungen. Auf den Trompetenstoß nimmt jeder den Schild über den Kopf, legt sich mit dem Säbel aus und läßt einen Kriegsschrei ertönen, den die Infanteristen überhaupt bei jeder angreifenden Bewegung von sich geben, wenn sie vor- oder zur Seite springen. Ihr Reglement besteht aus 17 Artikeln, aus denen hervorgeht, daß sie immer als leichte Infanterie verwendet werden. Deßhalb ist auch ihre Kleidung so leicht und zu jeder Bewegung günstig.

Die schwere Infanterie ist anders bekleidet. Diese Soldaten haben lange Stiefeln von Baumwolle, über welche sie die Schuhe ziehen, während die Tiger lange bis auf die Schuh reichende Beinkleider tragen. Darüber tragen sie einen langen, vorn offnen Rock, der bis auf die Waden reicht und ebenfalls wattirt ist. Der Rock ist meist weiß und über denselben wird entweder, namentlich bei einigen Musketierabtheilungen ein meist dunkelblauer, auf den Nähten rothbesetzter Rock, oder der Panzer getragen, den wir später näher betrachten. Den Kopf bedeckt entweder der Helm oder eine Mütze, die mit Pelz oder einem farbigen Rand verbrämt ist. Reiterei und Fußvolk hat dieselbe Kleidung; aus den Kupferstichen des Kaisers Kieng-long geht hervor, daß die Cavallerieofficiere stets Helme tragen, während der gemeine Mann die erwähnte Mütze führt. Die Dragoner oder Schützen ziehen über den Rock noch eine kurze weite Jacke, die je die Farbe der Fahne hat, zu welcher der Soldat gehört, und also weiß, gelb, blau, roth, grün oder dunkelblau seyn kann **).

Anderson (I. 100.) sah Soldaten, welche weite Hosen von schwarzem Nanking trugen, die in die weiten Zeuchstiefel reichten,

*) Mémoires conc. les Chinois VII. 323. Abb. der Tigergarde bei Malpière.

**) Barrow II. 176. Timkowski II. 137. Dazu die Abb. bei Malpière.

über welche die bequemen Schuhe mit den zolldicken, aber leichten Strohsohlen gezogen werden. Die Hosen wurden durch einen Strick gegürtet, an welchem die Geldbörsen hingen. Sie hatten weder Hemd noch Halstuch, sondern einen weiten Oberrock von schwarzem Nanking, der mit rothem Zeuche verbrämt war. Um den Leib war ein breiter Gurt gewunden, an welchem Tabakpfeife und Beutel nebst dem Fächer hingen. Der Säbel wird so getragen, daß der Griff nach hinten, die Spitze nach vorne gekehrt ist. Sie führen ihn an der linken Seite und fassen ihn dann hinter dem Rücken, um ihn mit großer Schnelligkeit zu ziehen. Unter dem linken Arme hängt ein Köcher, der Bogen und auf dem Rücken der andere Köcher mit 12 Pfeilen. Den Kopf bedeckt ein Strohhut mit einem rothen Büschel Camelhaar; unterm Kinn wird er mit einer Schnur festgehalten.

Betrachten wir nun die Waffen der Chinesen, wie ich sie auf der 7. u. 8. Tafel nach chinesischen Quellen zusammengestellt habe. Auf der 7. Tafel sind die gewöhnlichsten Formen der Helme, Panzer und Schilde.

Den Mittelpunct nimmt die Armatur eines Cavaleristen ein, zu oberst der Helm, dessen trichterförmiges Kopfstück aus blankem Eisen besteht, an welches sich die aus Leder gemachten Nacken-, Ohr- und Halsbergen anschließen, die theils mit Blechdeckeln, theils mit blanken Zwecken beschlagen und dadurch dauerhafter gemacht sind*). Der Stutz ist aus rothem Haar. Links vom Eisenhelme ist der Helm der Tigergarde. Das Kopfstück ist aus Kupfer getrieben, wiegt wie am vorigen 8 Unzen und ist gelb bemalt, die Hals- und Nackenberge besteht aus gelbem Zeuch. Darunter ist die Dienstmütze der Reiter und Armbrustschützen, der Füsiliere und Infanterie. Sie ist schwarz.

Der Harnisch ist aus violetter Seide oder Leinwand, weiß gefüttert und mit 60 Stücken Eisen und 400 großen und 600 kleinen Nägeln von Kupfer beschlagen. Helm und Harnisch zusammen kosten nicht mehr als fünf Thaler (20 Liv. 9 S. 6 Den. nach Amiot). Die Farbe ist bei den Musketieren Schwarz mit Blau. Vorn auf der Brust ist das Rang- und Dienstzeichen gestickt. Der ganze Panzer ist leicht und schützt gegen Pfeile, Lanzenstöße und Hiebe, doch natürlich nicht gegen Kugeln.

Unter dem Panzer habe ich einen Helm aus buntem Leder und vergoldetem Kupfer abgebildet, wie er auf Vasenbildern des 16. Jahrhunderts vorkommt. Der Nacken ist durch Krebsschienen wohl verwahrt und an der Seite stehen Helmzierden empor. Je

*) An dem Helme des hist. Museums zu Dresden bestehen Hals- und Nackenberge aus Blechschienen, die mit buntem, dicken Seidenstoffe auf beiden Seiten überzogen sind. Auf der Außenseite sitzen dann die Kupfernägel.

nach den verschiedenen Corps sind denn auch die Waffen verschieden. Höhere Officiere haben wohl auch noch manche Besonderheit in ihrer Bewaffnung, wie denn z. B. auf den großen Schalen des 16. Saales der K. P. u. G. S. in Dresden Panzer vorkommen, die theils mit Metallschienen, theils mit Schuppen bedeckt und reich mit Gold verziert sind. Andere sind mit Franzen oder mit Falbeln eingefaßt, bunt bemalt, andere offenbar aus Flechtwerk von Rohr, wie denn das Panzerhemd und der Sturmhut, der sich über der Innenseite des Schildes auf unserer 7. Tafel darstellt, aus gleichem Stoff gefertigt ist.

Zum Schutze der Infanterie, denn die Cavalerie führt keine Schilde, kommt auch auf den Vasenbildern nie mit dergleichen vor, dient der Schild. Ich habe den Schild der Tigergarde nach Macartney abgebildet. Er besteht aus leichtem Holze, ist mit Leder überzogen und in roth und gelb buntbemalt. Innen sind zwei geflochtene Riemen für die Arme und dann noch einer am Rande, um ihn um den Hals zu hängen. Der schwalbenschwanzförmige Schild ist aus gleichem Stoff und war ehedem ebenfalls für die leichte Infanterie bestimmt; er ist gegenwärtig nicht mehr im Gebrauch.

Die Angriffswaffen der Chinesen sind zunächst der Säbel (s. Taf. 7.). Der gewöhnliche Säbel wird regelmentmäßig aus 4 Pfund Eisen und 9 Unzen Stahl geschmiedet, wozu man 20 Pfd. Steinkohle gebraucht. Der Griff ist gemeiniglich aus schwarzem Holze, das runde Stichblatt, so wie das Beschläge der Scheide aus Kupfer *). Die Scheide ist aus Holz, mit der Haut des Fisches Yse-yu überzogen und lackirt. Ein ganzer Säbel kostet etwa einen Speciesthaler (4 Liv. 19 S. 6 Den.) **).

Die alten Vasenbilder, so wie die Darstellungen von Schauspielen bringen außer diesem zweckmäßigen Säbel noch andere Formen, die ich auf der 7. Tafel nach zwei alten 22 Zoll im Durchmesser haltenden Schalen des 16. Saales (N. 284. 285.) der K. P. u. Gef. S. zu Dresden dargestellt habe, deren eine aus dem Zeitalter des Kaisers Sching-tsou (1662—1723.) stammt und welche beide ritterliche Uebungen darstellen. Die hier abgebildeten Säbel und Schwerter sind von sehr mannichfaltiger Gestalt; die Säbel namentlich sind meist sensenklingenartig, mehr oder minder gekrümmt und zur Vermehrung des Zuges auf der Rückseite mannichfach verstärkt. Manche dieser Säbel sind sehr gerade, einige enden in eine zweifache, einer sogar in eine dreifache Spitze. Einzelne sind sehr lang und wohl über 3 Fuß vom Griff bis zur Spitze. Be-

*) Die chines. Säbel des hist. Museums zu Dresden haben Griffe von Elfenbein und sind wohl an 10 Zoll lang.

**) Mémoires conc. les Chinois VII. 368.

merkenswerth ist, daß viele der dargestellten Krieger zwei Säbel, einen kürzeren, geraden Degen, eine Art Jagdmesser, neben dem langen Säbel führen. Die Schwerter, welche auf den beiden genannten Schalen vorkommen, sind theils ganz gerade, wie das unterste der auf der 8. Tafel mitgetheilten, theils haben sie geflammte Schneiden. Das oberste geflammte Schwert wird von einem Feldherrn geführt, der auf seinem Roß galoppirt. Er hält das Schwert zum Hiebe ausholend hoch in die Höhe. Die Klinge ist durchbrochen, von schwarzem Metall und etwa 4 Fuß lang, der Griff ist golden. Der mittelste Flammberg ist kleiner und wird von einem Fußgänger geführt, die Klinge ist mit Goldfarbe bemalt, um anzudeuten, daß sie entweder aus Bronze besteht oder daß der Stahl vergoldet ist.

Merkwürdig ist, daß unter den chinesischen Waffen kein Dolch vorkommt. Er wird durch das kurze Seitengewehr ersetzt, das man zuweilen auf der rechten Seite der Bewaffneten auf den Vasenbildern antrifft und das in europäischen Sammlungen mehrfach vorkommt. Dieses kurze Gewehr hat eine zweischneidige Klinge von ziemlich weichem Eisen und an meinem Exemplar (M. 1746. m. S.) 18½ Zoll Länge und 1¼ Zoll Breite. Der Griff ist aus schwarzem, der Länge nach gerieftem Holz, mit plattem Knopf und plattem Stichplattel aus Messing. Die Scheide besteht aus gepreßtem und sauber, als Schildkrotschale lackirtem Bambus, das mit fünf Messingbeschlägen versehen ist, von denen zwei dazu dienen, die Schnur zu fassen, mit welcher die Waffe an den Gürtel befestigt ist. Da dieses Gewehr von weichem Eisen und ganz stumpf ist, so führt es wahrscheinlich der Kämpfende in der linken Hand und bedient sich desselben nur zur Parade, während er den eigentlichen Säbel mit der Rechten handhabt. Ich habe Exemplare dieser Waffe gesehen, deren Scheiden mit Fischhaut von kupfergrüner Farbe überzogen waren, die übrigens aber genau die Form des meinigen hatten.

Die Lanze oder der Spieß kommt auf den Vasenbildern sehr häufig und in sehr mannichfaltigen Formen als Reiterwaffe vor, er scheint, wie aus den Kupferstichen des Kieng-long erhellt, aber in jetziger Zeit weniger als eigentliche, probemäßige Kriegswaffe Anwendung zu finden. In den genannten Blättern sind nur die Feinde mit Lanzen bewaffnet, die denen der Kosaken gleichkommen.

Die Alten machten die Spieße *) aus gewöhnlichem hartem Holze, das die Faust ausfüllte und nach oben und unten zu sich verjüngte, auch mit Bambus belegt war. Das Eisen mußte 4 Unzen wiegen. Dieß ist der erste Spieß unserer Tafel. Der daneben-

*) Mémoires concr. les Chinois VIII. 372. u. Af. XXVII. F. 117. 118.

nach den verschiedenen Corps sind denn auch die Waffen verschieden. Höhere Officiere haben wohl auch noch manche Besonderheit in ihrer Bewaffnung, wie denn z. B. auf den großen Schalen des 16. Saales der K. P. u. G. S. in Dresden Panzer vorkommen, die theils mit Metallschienen, theils mit Schuppen besetzt und reich mit Gold verziert sind. Andere sind mit Franzen oder mit Falbeln eingefaßt, bunt bemalt, andere offenbar aus Flechtwerk von Rohr, wie denn das Panzerhemd und der Sturmhut, der sich über der Innenseite des Schildes auf unserer 7. Tafel darstellt, aus gleichem Stoff gefertigt ist.

Zum Schutze der Infanterie, denn die Cavalerie führt keine Schilde, kommt auch auf den Vasenbildern nie mit dergleichen vor, dient der Schild. Ich habe den Schild der Tigergarde nach Macartney abgebildet. Er besteht aus leichtem Holze, ist mit Leder überzogen und in roth und gelb buntbemalt. Innen sind zwei geflochtene Riemen für die Arme und dann noch einer am Rande, um ihn um den Hals zu hängen. Der schwalbenschwanzförmige Schild ist aus gleichem Stoff und war ehedem ebenfalls für die leichte Infanterie bestimmt; er ist gegenwärtig nicht mehr im Gebrauch.

Die Angriffswaffen der Chinesen sind zunächst der Säbel (s. Taf. 7.). Der gewöhnliche Säbel wird regleimentmäßig aus 4 Pfund Eisen und 9 Unzen Stahl geschmiedet, wozu man 20 Pfd. Steinkohle gebraucht. Der Griff ist gemeiniglich aus schwarzem Holze, das runde Stichblatt, so wie das Beschläge der Scheide aus Kupfer *). Die Scheide ist aus Holz, mit der Haut des Fisches Yse-yu überzogen und lackirt. Ein ganzer Säbel kostet etwa einen Speciesthaler (4 Liv. 19 S. 6 Den.) **).

Die alten Vasenbilder, so wie die Darstellungen von Schauspielen bringen außer diesem zweckmäßigen Säbel noch andere Formen, die ich auf der 7. Tafel nach zwei alten 22 Zoll im Durchmesser haltenden Schalen des 16. Saales (N. 284. 285.) der K. P. u. Gef. S. zu Dresden dargestellt habe, deren eine aus dem Zeitalter des Kaisers Sching-tsou (1662—1723.) stammt und welche beide ritterliche Uebungen darstellen. Die hier abgebildeten Säbel und Schwerter sind von sehr mannichfaltiger Gestalt; die Säbel namentlich sind meist sensenklingenartig, mehr oder minder gekrümmt und zur Vermehrung des Zuges auf der Rückseite mannichfach verstärkt. Manche dieser Säbel sind sehr gerade, einige enden in eine zweifache, einer sogar in eine dreifache Spitze. Einzelne sind sehr lang und wohl über 3 Fuß vom Griff bis zur Spitze. Be-

*) Die chines. Säbel des hist. Museums zu Dresden haben Griffe von Elfenbein und sind wohl an 10 Zoll lang.

**) Mémoires conc. les Chinois VII. 368.

merkenswerth ist, daß viele der dargestellten Krieger zwei Säbel, einen kürzeren, geraden Degen, eine Art Jagdmesser, neben dem langen Säbel führen. Die Schwerter, welche auf den beiden, genannten Schalen vorkommen, sind theils ganz gerade, wie das unterste der auf der 8. Tafel mitgetheilten, theils haben sie geflammte Schneiden. Das oberste geflammte Schwert wird von einem Feldherrn geführt, der auf seinem Roß galoppirt. Er hält das Schwert zum Hiebe ausholend hoch in die Höhe. Die Klinge ist durchbrochen, von schwarzem Metall und etwa 4 Fuß lang, der Griff ist golden. Der mittelste Flammberg ist kleiner und wird von einem Fußgänger geführt, die Klinge ist mit Goldfarbe bemalt, um anzudeuten, daß sie entweder aus Bronze besteht oder daß der Stahl vergoldet ist.

Merkwürdig ist, daß unter den chinesischen Waffen kein Dolch vorkommt. Er wird durch das kurze Seitengewehr ersetzt, das man zuweilen auf der rechten Seite der Bewaffneten auf den Vasenbildern antrifft und das in europäischen Sammlungen mehrfach vorkommt. Dieses kurze Gewehr hat eine zweischneidige Klinge von ziemlich weichem Eisen und an meinem Exemplar (N. 1746. m. S.) 18½ Zoll Länge und 1¼ Zoll Breite. Der Griff ist aus schwarzem, der Länge nach gerieftem Holz, mit plattem Knopf und plattem Stichplatte aus Messing. Die Scheide besteht aus gepreßtem und sauber, als Schildkrotschale lackirtem Bambus, das mit fünf Messingbeschlägen versehen ist, von denen zwei dazu dienen, die Schnur zu fassen, mit welcher die Waffe an den Gürtel befestigt ist. Da dieses Gewehr von weichem Eisen und ganz stumpf ist, so führt es wahrscheinlich der Kämpfende in der linken Hand und bedient sich desselben nur zur Parade, während er den eigentlichen Säbel mit der Rechten handhabt. Ich habe Exemplare dieser Waffe gesehen, deren Scheiden mit Fischhaut von kupfergrüner Farbe überzogen waren, die übrigens aber genau die Form des meinigen hatten.

Die Lanze oder der Spieß kommt auf den Vasenbildern sehr häufig und in sehr mannichfaltigen Formen als Reiterwaffe vor, er scheint, wie aus den Kupferstichen des Kieng-long erhellt, aber in jetziger Zeit weniger als eigentliche, probemäßige Kriegswaffe Anwendung zu finden. In den genannten Blättern sind nur die Feinde mit Lanzen bewaffnet, die denen der Kosaken gleichkommen.

Die Alten machten die Spieße*) aus gewöhnlichem harten Holze, das die Faust ausfüllte und nach oben und unten zu sich verjüngte, auch mit Bambus belegt war. Das Eisen mußte 4 Unzen wiegen. Dieß ist der erste Spieß unserer Tafel. Der daneben-

*) Mémoires conc. les Chinois VIII. 372. u. Af. XXVII. F. 117. 118.

stehende geflammte Spieß hieß Meou; die Klinge mußte 4 Unzen wiegen und 6 Zoll lang seyn. Die beiden sensenförmigen Spieße nennen die Chinesen Säbel mit Sensenklinge. Das historische Museum zu Dresden besitzt deren, welche die Form der Säbelklingen haben und die durch einen kupfernen Reifen am Stiele festgehalten werden. Auf den Vasengemälden finden wir sie mit vergoldeter Klinge. Eine Rolle des Königl. Kupferstichcabinets zu Dresden, welche den Paradeaufzug eines Kaisers darstellt, zeigt uns im Gefolge desselben auch mehrere Soldaten, die derartige langgriffige Säbel auf der Schulter tragen, deren Klingen reich ciselirt und theilweise vergoldet, auch mit großen Quasten von bunter Seide noch weiter ausgeschmückt sind.

Die übrigen seltsamen Lanzenformen der 8. Tafel sind den Vasenbildern der Dresdener Sammlung entlehnt und dort sämmtlich vergoldet dargestellt, vielleicht um anzudeuten, daß sie aus Kupfer sind. Diese, theils kreuz- und theils gabelförmigen Kriegsgeräthe hatten den Zweck, dem Feinde die Waffen aus der Hand zu reißen, wie das Bild einer Schale des 16. Saales (N. 421.) ganz deutlich zeigt, wo ein Reiter dem anderen den Säbel mit der an unsere Sturmsensen, Wallmesser und Hellebarden erinnernden langstieligen Lanze entreißt.

Eine besonders merkwürdige Waffe ist das Beil, welches auf eine Lanzenstange so befestigt ist, daß die Schneide desselben nicht zum Hieb, sondern zum Stoß eingerichtet ist. Diese Waffe, die an unsere altgermanischen Meisellanzen oder Framen erinnert, kommt nur einmal auf einer Schale vor (XVI. 284.)

Eben so ungewöhnlich ist die auf eine Lanzenstange befestigte Keule, welche mit goldenen Zähnen auf vier Seiten befestigt ist, und die an die (C. G. Band IV. Taf. III. Fig. 3.) früher bereits besprochenen Schwerter der Südsee, deren Holzklinge mit Haifischzähnen besetzt ist, so wie an die aztekischen Lanzen, die mit Obsidian bewehrt waren (s. C. G. Bd. V. Taf. III. Fig. 9.), erinnern. Außer diesen Formen kommen nun noch mehrere Lanzen vor, deren Klinge aus einfachen, fünffachen Haken, in der Art unserer Feuerhaken, bestehen, und die sämmtlich den Zweck hatten, den Feind zu entwaffnen, vom Pferde zu reißen oder sonst wehrlos zu machen.

Eine altchinesische Waffe war ferner die Streitart, die ebenfalls, doch nur dreimal auf unseren Vasenbildern erscheint. Der Stiel ist kurz, aus rothem Holze; die Klinge schwarz mit weißer Schneide. Gegenwärtig führen die Musketiere eiserne Aexte von ähnlicher Form, um sich, wenn ihre Munition verschossen, derselben nöthigenfalls als Waffe zu bedienen; übrigens gebrauchen sie die Art zum Holzfällen u. dgl. Arbeiten. Die Art wird aus 3 Pfunden 8 Unzen Eisen und 3 Unzen Stahl gefertigt. Dazu gehört

eine Lederscheide, die denen unserer Sappeurs gleichkommt. Die Herstellung einer solchen Axt, nebst Zubehör, kostet dem Staate nicht mehr als etwa 12 Neugroschen.

Die Schießwaffen der Chinesen bestehen aus Bogen und Pfeil, der Armbrust, der Flinte und dem Canon. In alter Zeit bediente man sich auch der Schleuder und des Lasso. Der Lasso oder die Wurfkugel bestand aus einer Kugel, welche mit Metall umreift war und an welcher noch vier oder sechs kleinere metallne Kugeln befestigt sind (s. Taf. VIII. Fig. 19.) Diese Kugeln waren an einer langen Schnur befestigt, womit der Reiter im Vorbeijagen den Schild, Helm oder die Knochen seines Feindes zerschmetterte. Diese Waffe kommt jedoch nur einmal auf einer Schale (Nr. 237.) des 16. Saales der Dresdener Sammlung vor.

Bogen und Pfeil*) bildeten noch im letzten Kriege den wesentlichsten Theil der chinesischen Kriegsbewaffnung, wie sie denn die einzigen Waffen sind, deren man sich zur Jagd bedient, da sie das Wild durch kein heftiges Geräusch verscheuchen und dem Einflusse der Feuchtigkeit weniger ausgesetzt sind, als die in China üblichen Luntenflinten.

Die Bögen der chinesischen Soldaten sind mit großer Sorgfalt aus Bambusholz gearbeitet und schön lackirt, so daß einer dem Staate selbst über zwei Thaler herzustellen kostet. Die Sehne ist aus Seide gedreht. Der Bogen wird in einer Hülle aus gefirnißter und zierlich, buntbemalter Leinwand an einem um den Leib gehenden Ledergürtel unter dem linken Arme so getragen, daß die eine Spitze vorn emporragt. Der schwächste Bogen hat, wie die Chinesen sagen, 70 Pfund, d. h. der Schütze muß so viel Kraft anwenden, um ihn zu spannen, als wollte er ein Gewicht von 70 Pfund heben. Man hat ferner Bogen von 80, 90, 100 Pfund. Die Bogen, welche dieses Maß überschreiten, dienen blos zum Staate, und es giebt nur selten einen Mann, der sie zu führen im Stande ist.

Die Pfeile sind aus schlichtem Holze und haben meist eine rautenförmige Spitze; an dem entgegengesetzten Ende sind sie mit Federn besetzt. Man führt sie in einem viereckigen Köcher, der mehrere Längenabtheilungen hat, worin die verschiednen Arten, im Ganzen meist 12 Stück beisammen, in gehöriger Ordnung stecken. Eine Art hat an der Stelle der Metallklinge ein hartes, mehrfach durchbohrtes Holz. Man braucht diese Art zur Uebung. Im Kriege benutzt man sie, um in das Holz ein Briefchen einzufügen und die-

*) Ich habe Bogen und Pfeile der Chinesen nicht abgebildet, weil sie im Wesentlichen mit den von uns im 3. Bande der C. G. und daselbst auf Taf. I. abgebildeten übereinstimmen. Siehe Mémoires conc. les Chinois Bd. VII. p. 386. u. Taf. XXX.

ſes den bedrängten Freunden, oder den Feinden, die man zum Uebertritt verlocken will, zuzuſtellen. Eine Art Pfeile hat eine gabelförmige Spitze und kürzeren Schaft.

Der Bogenſchütze faßt den Bogen mit der linken Hand und den Pfeil mit der rechten, deren Daumen er mit einem Ringe aus Hirſchhorn, Elfenbein, Carneol bewehrt, um die Sehne darauf gleichmäßiger abgleiten zu laſſen. Die Chineſen üben ſich ſehr fleißig im Bogenſchießen und treffen mit großer Sicherheit ihr Ziel, das fürs Exercitium in einem mit Sand oder Stroh gefüllten Faſſe beſteht, welches horizontal auf einem Bocke aufgelegt iſt und deſſen Boden die Schüſſe aufnimmt.

Die Armbruſt iſt eine uralte Erfindung der Chineſen, und ſie wurde von Tſchou-ko im 2. Jahrh. vor Chr. Geb. bereits ſo ausgebildet, daß man zehn Bolzen auf einmal damit abſchießen konnte. In der Geſtalt gleicht ſie unſeren Kugelſchneppern *). Da ſie in den Kupferſtichen des Kaiſers Kieng-long nirgends vorkommt, ſo iſt ſie wohl auch nicht eine allgemein übliche Heereswaffe.

Die Armbruſt hat man aber auch, ebenfalls ſeit uralter Zeit, zum Geſchütz ausgebildet, das man, im Gegenſatz zu dem Feuergeſchütz, kaltes Geſchütz nennen könnte. Da jedoch das Schießpulver ſeit langer Zeit in China bekannt iſt, ſo hat dieſes die anderweitigen Wurfgeſchoſſe verdrängt.

Das Schießpulver iſt eine den Chineſen ganz eigenthümlich angehörende Erfindung; ſie verwendeten daſſelbe jedoch vorzugsweiſe nur zu Feuerwerken, worin ſie außerordentlich erfahren ſind. Im Jahre 1621 beſchenkte die Stadt Makao den Kaiſer mit den erſten größeren Geſchützen, welche durch die Portugieſen geſchenkt und ſofort gegen die Tataren angewendet wurden, welche ihre Anfälle auf die große Mauer begonnen hatten. Die Tataren unterließen auch die ferneren Einfälle, bis ſie im J. 1636 wiederkehrten. Der Kaiſer trug daher den beiden Jeſuiten Adam Schaal und Verbieſt auf, Kanonen anzufertigen, und ſie brachten denn auch, nachdem ſie ſich lange geweigert hatten, 130 Stück zu Stande. Im nächſten Jahre goß Verbieſt noch 320 Kanonen, wofür ihm der Kaiſer mit einem Ehrentitel und einem Ehrenkleide belohnte **), nachdem man 20,000 Kugeln zur Probe damit verſchoſſen hatte. Das waren denn die erſten Kanonen, welche man in China gefertigt hat. Bis dahin bediente man ſich des Schießpulvers im Kriege zur Anfertigung von Signalſchlägen, Minen u. dergl., und zur Bedienung der Musketen, Drehbaſſen und Feldſchlangen.

Jeder Soldat muß ſein Schießpulver ſich ſelbſt machen; um 100 Pfund herzuſtellen, nimmt man 50 Pfund Salpeter, 25 Pfund

*) Mémoires conc. les Chinois Th. VIII. Th. XVI. S. 114. 115.
**) du Halde II. 55.

Schwefel und 23 Pfund Holzkohle; der Teig wird aber nicht gekörnt, sondern bildet ein grobes Pulver, das leicht die in der Luft enthaltene Feuchtigkeit an sich zieht *).

Die Geschütze, welche der Pater Amiot beschreibt und in Abbildung mittheilt, erinnern sehr an die alten Feldschlangen und die Schiffkanonen; so namentlich das Geschütz, welches die Chinesen Pi-schang-pao, Gebürgsspalter, nennen; es ist 35 Zoll lang und hat ein Caliber von 25 Linien und wiegt 60 Pfund. Es ist, wie alles chinesische Geschütz, von Eisen und bedarf zur Ladung über 3 Unzen Pulver. Das Rohr ruht in der Art der alten Feldschlangen auf einem Bock mit zwei Füßen. Dem ähnlich ist auch das Geschütz Kouo-schang-niao, d. h. das über die Berge reicht; es ist 4 Fuß 5 Zoll lang, hat 1 Zoll 5 Linien Durchmesser und wiegt 28 Pfund, und bedarf zur Ladung 1 Unze Pulver. Es wird mit dem Luntenschloß abgefeuert und ruht, wie die vorige, auf einem Bock mit zwei Füßen **).

Außer diesen Feldschlangen hat man auch noch gröberes Geschütz, was auf einer Lafette mit vier kleinen Rädern, gleich den Schiffkanonen ruht. Diese Kanonen sind 3 Fuß 2 Zoll bis 3 Fuß 9 Zoll lang und haben 2 Zoll bis 1½ Zoll Caliber. Das Gewicht ist 250—400 Pfd. und sie bedürfen 8 Unzen bis 2 Pfd. Pulver. Es sind dieß die Kanonen vom J. 1636 (s. Mém. conc. les Chinois VII. 381.)

Die größte Kanone, von welcher die Memoiren der Jesuiten (VIII. 360.) berichten, heißt Ta-scheng-tschoung, großer Geist. Die Lafette ist 9 Fuß lang und 9 Zoll breit und ruht auf zwei Speichenrädern von 3 Fuß 2 Zoll Durchmesser. Das Canon ist 4½ Fuß lang und mit 9 Eisenringen umgeben.

Man hat auch Kanonen aus Bambus, die man den unvergleichlichen General nennt und sich leicht transportiren lassen.

Das Mittel zwischen Kanone und Flinte hält das Bienennest, ein eisernes Rohr, das mit 100 Kugeln geladen wird, die bis auf 400—500 Schritt tödten. Ein Mann trägt es auf dem Rücken fort.

In den Kupferstichen des Kaiser Kieng-long sehen wir, wie die Kanonen auf dem Rücken von Kamelen fortgetragen werden. Der Sattel der Kamele enthält einen Bock, worin das Canon ruht, das nicht länger als etwa 3 Fuß ist. Die Kanoniere heben es ab und legen das Rohr platt auf die Erde und feuern so gegen den Feind. Es sind dieß die Kanonen, welche Amiot (VII. 382.) beschreibt und abbildet. Der Lauf ist mit eisernen Reifen umgeben, um das Reißen zu verhüten.

*) Barrow II. 71.

**) Mémoires conc. les Chinois II. 375. Vgl. Atlas zu Macartney Taf. 19.

Die Luntenflinten der Chineſen erinnern an die altportugieſiſchen, die ihnen als Modell gedient haben. Der Ladſtock iſt von Holz. Am Ende des Schaftes iſt ein beweglicher Bock, um beim Zielen als Ruhepunct zu dienen. Die Flinte hat ein aus geölter Leinwand gefertigtes Futteral. Der Schütze hat eine lederne Patrontaſche und ein Pulverhorn für das Zündkraut, ſo wie ein anderes für die Ladung. Einige dieſer Flinten ruhen auch auf einem zweifüßigen Bocke, dem man die Geſtalt eines Tigers gegeben hat.

Das Piſtol hat der Chineſe eben ſo wenig als den Dolch unter ſeine Kriegswaffen aufgenommen.

Seit alter Zeit bedient man ſich der Kriegswagen, auf denen theils der Feldherr mit der Heeresfahne befindlich war, die aber meiſt bei Belagerungen gebraucht wurden. Pater Amiot*) giebt Abbildung und Beſchreibung von Kriegswagen, die man mit Leitern verſah, um ſich der feindlichen Mauer zu nähern und eine Escalade vorzunehmen; andere waren eingerichtet, um mit Flinten daraus zu ſchießen; noch andere waren die Heerde für Feuerpfeile, Brandraketen, Feuerkugeln, womit man das feindliche Lager in Brand zu ſtecken verſuchte. Dieſe Karren gehen meiſt auf vier Rädern und einige derſelben bilden Dächer, unter deren Schutze man bis an die Mauer herankommen kann, um ſie mit groben Lanzen zu untergraben oder das Gefüge der Steine zu zerſtören.

Nächſtdem hat man auch Strickleitern, einfache Holzleitern und andere Vorrichtungen für die Escalade, ſo wie ſpaniſche Reiter, Schirme u. dergl., um das Lager an den ſchwachen Stellen gegen plötzlichen Ueberfall ſicher zu ſtellen. Das Alles führte das Heer theils mit ſich, theils wurde es an Ort und Stelle angefertigt.

General Sema hat in ſeinem uns bekannten Werke folgende Stelle über die Kriegswagen: „Die Wagen dürfen nicht von einer und derſelben Art ſeyn; man hatte ſie von verſchiedener Geſtalt, je nach dem verſchiedenen Gebrauche, für welchen ſie beſtimmt waren. Unter den drei erſten Dynaſtien hatte man Wagen mit Haken, Wagen mit dem Tigerkopf, Vorläuferwagen, gekoppelte Wagen und Wagen mit dem Drachenkopf, und jede Art hatte noch ihre beſondere Zeichen, die der Herrſcher beſtimmte.“ Die Wagen der Feldherrn waren mit 3 — 6 Pferden beſpannt und enthielten einen Vorrath namentlich von Lanzen, wie auch anderen Waffen. Der Feldherr lenkte ſeine Pferde ſelbſt**).

Die Zelte der chineſiſchen Soldaten beſtehen aus Leinwand, für welche ein viereckiger Rahmen als Stütze dient. Jedes Zelt muß probemäßig 5 Fuß 5 Zoll hoch ſeyn und 40 Fuß Länge haben. Die Decke beſteht aus grober, weißer Leinwand, von der

*) Mémoires conc. les Chinois VIII. 356. ff.
**) Abb. bei Grosier descr. de la Chine II. 18.

man für jedes Zelt 100 Fuß braucht. Das Zelt ist dachförmig und die Thüren dreieckig, und aus verschiedenen Streifen zusammengenäht. Das Zelt wird mit ledernen Riemen und Pflöcken am Boden befestigt. Zum Zelt gehört Hammer, Beil und Schaufel.*). Zum übrigen Lagergeräth gehören nun ferner Sägen, von der Gestalt der unsrigen, Eimer, Wassergefäße, die man an einem über den Nacken gelegten Joch trägt, Anker, Laternen, Feuerlöschgeräthe, namentlich Feuerhaken und Gabeln, so wie ein dem Kanonierwischer ähnliches Instrument, eine Art Bürste, um brennendes Holz mit Wasser zu bestreichen. Und so ist denn für Alles nicht minder sorgfältig gesorgt, als in unseren Armeeverwaltungen.

Die Fahnen der Chinesen sind theils dreieckig, theils viereckig. Eine Abtheilung von 25 Mann hat eine grünseidene Fahne, auf welche der Drache genäht ist, so wie fünf kleinere für je 5 Mann und eine kleine viereckige, die der Schließende trägt. Auf der Spitze des Stockes ist ein Flocken von Haar, über welche eine kupferne Krönung emporsteigt.

Nächstdem hat das Heer fünf große Heerfahnen, die gelbe, rothe, grüne, blaue und weiße, sie sind viereckig und 2 Fuß 4 Zoll lang und ebenfalls mit dem Drachen gestickt, auch mit Kupfer und Kuhhaar verziert. Die kleine Fahne trägt der Soldat dergestalt auf dem Rücken, daß sie hinter der Schulter emporragt.

Vor dem Zelte des Generals wird der Leopardenschwanz aufgepflanzt, wenn er allein seyn will, und sobald dieß geschehen, ist es bei Todesstrafe verboten, daselbst einzutreten. Diese Fahne von 7 Fuß Länge ist aus Seide, in der Form eines Leopardenschwanzes, gefertigt.

Die Signalfahnen für die fünf verschiedenen Corps bestehen aus einem Seidenstoffe von 16 Fuß Länge und der Farbe des Corps, für das sie bestimmt sind. Für die Nacht sind zwei Laternen von 7 Zoll Höhe und 3 Zoll Durchmesser aus geöltem Papier oben neben der Fahne angebracht.

Am Zelte des Generals ist nun noch die allgemeine, grünseidene Heeresfahne, von viereckiger Gestalt und an einem hohen Stock angebracht.

Die musikalischen Instrumente der chinesischen Heere bestehen in dem Kin-lo, oder dem großen Becken, das wir als Tamtam oder Gong auch in Europa kennen. Es ist aus Metall, wiegt 8 Pfund und kostet etwa 5 Thlr. Es wird mit einem hölzernen Stock geschlagen und an einer Schnur gehalten. Die Wachen müssen es in der Nacht zu bestimmter Zeit anschlagen, um zu zeigen, daß sie munter sind. Man hat auch noch kleinere Becken zu 4 Pfund.

*) Mémoires conc. les Chinois VII. 377.

Die Trommel oder vielmehr die Pauke ist aus kesselförmig ausgehohltem Holz gefertigt und mit Fell bespannt. Sie steht auf einem vierfüßigen Gestelle, in das sie an zwei Ringen eingehängt ist. Sie wird ebenfalls mit Klöpfeln geschlagen.

Bei dem Zelte des Generals und der Stabsofficiere ist ein ganz eigenthümliches Instrument aufgestellt, das in einem auf zwei Füßen ruhenden Rahmen schwebt und die Gestalt eines Fisches hat. Es ist 2 Fuß 8 Zoll lang und hat 1 Fuß 7 Zoll im Durchmesser. Es besteht aus tönendem Holze, ist inwendig hohl und an zwei Ringen mit Schnure befestigt. Man schlägt es mit zwei Stäben. Will nun Jemand Audienz bei einem der Generale oder Stabsofficiere haben, so schlägt er das Instrument und er kann eben so sicher darauf rechnen, daß er vorgelassen wird, als derjenige, der die vor den Civiltribunalen aufgestellte Trommel anschlägt.

Die Blaseinstrumente sind theils aus Metall, theils aus Muscheln. Die Muschel, ein großes Buccinum, wird geblasen, wenn das Exercitium beginnen oder der Rückzug angetreten werden soll. Jedes Armeecorps hat eine. Die Trompeten (s. Taf. VIII. Fig. 20.) bestehen aus geschlagenem Kupfer und wiegen 7 Pfund. Die eine ist um eine Octave höher als die andere *).

In China rechnet man an 2000 befestigte Orte; der Wachthürme an den Straßen und Canälen gedachten wir bereits. Die Städte sind mit Mauern, Thoren, Thürmen und Forts befestigt, auch stehen hin und wieder im Lande einzelne Forts. Die Residenz Peking ist mit einer tüchtigen, viereckigen Mauer umgeben, die einen Umkreis von 12 Stunden einschließt. An jeder Seite befindet sich in der Mitte ein großes und in jeder Ecke ein kleineres Thor. Diese Thore sind gut gewölbt und durch ein viereckiges Gebäude, einen Thurm befestigt, der von der Spitze des Thorweges in sieben Stockwerken emporsteigt. Neben dem Thor ist eine gemauerte Brustwehr mit Schießscharten für die Kanonen. Die Fenster des Thurms sind nur von Holz, aber mit der Mündung einer großen Kanone so täuschend bemalt, daß man ganz nahe herantreten muß, um sich davon zu überzeugen. Die Thore selbst sind doppelt und der erste Bogen ist aus einer Art von Quadersteinen erbaut. Die Tiefe beträgt 30 Fuß und in der Mitte ist eine 6 Zoll starke Holzthüre, die außerdem mit eisernen Riegeln versehen ist. Aus diesem Thorwege gelangt man auf einen viereckigen Platz, welcher mit hölzernen, zwei Stock hohen Soldatenbaracken besetzt ist. Links davon ist ein zweiter Thorweg.

Die Stadtmauer hat eine Höhe von 30 Fuß und ist oben 10 Fuß breit. Sie ist aus Backsteinen nach oben sich verjüngend

*) Das Alles nach Amiot in den Mémoires conc. les Chinois VII. 376. ff.

gebaut und ruht auf einem 2 Fuß hohen Sockel aus Mauerstein. Längs der ganzen Mauer zieht sich eine 3 Fuß hohe, mit Schießscharten versehene Brustwehr hin. An den Thoren befinden sich außen halbmondförmige Außenwerke, die mit Batterien und Soldaten besetzt sind. In dieser Weise ist die Befestigung aller chinesischen Städte *).

Die gewöhnlichen Wachtposten schildert Hauptmann Parish (bei Staunton II. 208.) mit folgenden Worten: Die Soldatenposten sind gemeiniglich Thürme von verschiedener Größe und sie befinden sich am Eingange der Hohlwege, auf schwer zugänglichen Höhen und bei Engpässen über die Flüsse. Sie haben von 4—40 Quadratfuß Flächenraum und 6—40 Fuß Höhe. Zu den höhern Thürmen steigt man auf einer Reihe Stufen hinan, die mehrentheils aus losen Steinen bestehen, und gelangt in der Mittelhöhe des Thurms auf einen kleinen Boden. Zur Vertheidigung scheint nur die obere Plattform des Thurmes bestimmt zu seyn, die mit Brustwehr und Zinnen versehen ist. Manche bestehen nur aus Erde, die mit Wand bemauert ist. Die Außenseiten sind zuweilen angestrichen und mit einem bunten Drachen verziert. Nahe am Thurm lehnen an einem Gestell Musketen und Lanzen, ein schwarz, weiß und roth angestrichener Ehrenbogen und mehrere Erhöhungen von Mauerwerk, in denen Brennstoff für die Signale steckt. Sie sind bald elliptisch, bald conisch und sehen fast wie Vasen, sie stehen auf würfelförmigen Füßen. Auch finden sich Signalkanonen dabei.

Das merkwürdigste, älteste Befestigungswerk Chinas aber ist die große Mauer, die an Alter, Umfang, Trefflichkeit der Bauart Alles übertrifft, was jemals Aehnliches auf Erden gebaut wurde. Als sich die englische Gesandtschaft von Peking aus nach der Tatarei begab, um dem Kaiser Kieng-long vorgestellt zu werden, entdeckten die Mitglieder derselben am Morgen des vierten Tages auf den Seiten der entlegenen Gebürge eine hervorragende Linie, eine schmale, ungleiche Spur, die sich bis auf die tatarischen Bergspitzen fortsetzte, und sie konnten in kurzer Zeit unterscheiden, daß sich eine Mauer mit Zinnen da befand, wo man eine solche Anlage weder erwartet, noch für ausführbar gehalten hätte. Die Mauer geht die Bergrücken entlang, steigt bald zu den höchsten Gipfeln hinauf, bald in die tiefsten Thäler hinab, ist an manchen Orten zu mehrerer Sicherheit doppelt, ja dreifach und fast aller hundert Ruthen mit Thürmen oder starken Bastionen versehen. Es war ihnen unbegreiflich, wie man die Baustoffe auf diese unzugänglichen Gipfel geschafft hatte, da der höchste Berggipfel, den sie überschreitet, nach sorgfältiger Messung 5225 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist. Die Länge des ganzen Werkes soll 1500 englische Meilen betragen. Sie

*) Anderson I. 166. ff. Braam II. 15. Barrow I. 109.

deckt die Nordprovinzen Petscheli, Schan-si und Schen-si. Den Anfang macht ein großes Bollwerk in der See östlich von Peking. Die Thore werden nach dem Innern Chinas hin durch große Festungen vertheidigt, deren erste eine Meile westlich von dem genannten Bollwerk gelegen ist und Schan-hay-guan genannt wird. In Petscheli sind dann noch vier Festungen. Sie sind aus Erde aufgeführt und mit Ziegelmauer bekleidet. In Schan-si besteht die Mauer nur aus Erde und ist hier nicht über 15 Fuß hoch. An der Gränze von Schan-si und Schen-si ersetzt der Hoang-ho die Stelle der Mauer und am Ufer hin stehen die Wachthäuser der Gränzsoldaten. Westlich davon besteht ein Theil nur aus Erde, doch sind hier namhafte Festungen mit zahlreicher Garnison gelegen. Diese Erdschanze geht bis Si-ning-schew, wo ein großer Graben ihre Stelle vertritt. Hier ist das Ende der Mauer. Der chinesische Name der Mauer ist Van-li-schang, die Mauer von 10,000 Feldwegen. Der Erbauer dieses Riesenwerkes war der Kaiser Tsin-schi-hoang-ti, im 3. Jahrh. vor Chr. Geb. Einige Millionen Menschen waren 10 Jahre lang dabei beschäftigt. Ihren Zweck, die im Norden des Reiches nomadisirenden Tataren abzuhalten, hat sie erreicht und dem Lande damit Ruhe und Frieden zu seiner innern Entwickelung und namentlich zum Aufblühen des Ackerbaues gewährt. Denn als im 13. Jahrh. der gewaltige Koublaikhan die Dynastie der Soung gestürzt hatte und eine eigene, die der Young im J. 1279 gründete, war die eigenthümliche Cultur Chinas bereits so befestigt, daß durchaus kein Rückschritt im Wesentlichen dadurch Statt fand. Die mongolische Dynastie hielt sich bis in die Mitte des 14. Jahrh. und nun bewahrte die große Mauer abermals 300 Jahr lang das Reich vor den Einbrüchen der Tataren. Sie hat seitdem allerdings für den Augenblick ihre Bedeutung verloren, und Staunton bemerkt, daß die chinesischen Beamten, welche die Gesandtschaft begleiteten, das große, von ihnen freilich zu oft gesehene Werk mit großer Gleichgültigkeit betrachteten und keinen besonderen Werth darauf zu legen schienen.

Die Engländer kamen durch das südliche Thor in die Mauer. Hier war es denn auch, wo Hauptmann Parish den Stoff zu der genauen Beschreibung der Mauer sammelte. Die Chinesen hatten nichts dawider, daß dieser Officier genaue Messungen vornahm. Seinen Beobachtungen zufolge besteht der Körper der Mauer aus einer Aufschüttung von Erde, die an beiden Seiten von einer Ziegelsteinmauer zusammengehalten und oben von einer Plattform von gebrannten viereckigen Fließen bedeckt war. Von den einschließenden und über die Plattform emporsteigenden Mauern werden auch die Brustwehren gebildet. Das Mauerwerk bis unten an den Kranz hat 20 Fuß; vom untern Mauerkranz bis an den Rand der Brustwehr hat es 5 Fuß, so daß die ganze Ziegelsteinmauer 25 englische

Fuß mißt. Die Ziegelsteinmauer ruht auf einer Basis von gehauenem Steine, die 2 Fuß über die Unterlage herausragt, deren Höhe unregelmäßig ist, so wie der Boden, worauf sie steht. Doch ragen nie mehr als zwei Lagen Quadersteine über den Boden empor, die etwa 2 Fuß Höhe haben.

Die Mauer ist an ihrer Basis 25 Fuß dick, die Erdausfüllung hat überall 11 Fuß Breite, da wo sich die steinerne Basis an die Ziegelmauer anschließt, ist die Dicke der Mauer 21 Fuß, am Kranze 15 Fuß 6 Zoll. Die Brustwehr an beiden Seiten ist 1 Fuß 6 Zoll. Die Schießscharten sind 2 Fuß breit, eben so die Zinnen zwischen denselben. Die untere Höhe der Schartenöffnung ist in gleicher Höhe mit der Terrepleine und von dort schrägt sich die Schießscharte hinab, so daß man einen Feind innerhalb weniger Ruthen von der Mauerbasis erkennen kann.

Die in der Mauer angebrachten Thürme stehen etwa 100 Ruthen auseinander; da aber der Plan der Mauer eine krumme Linie ist, so wird diese Entfernung verschieden und merklich an einigen Stellen vergrößert. An Orten, wo mehr Schutz nöthig zu seyn schien, sind die Thürme dichter bei einander, und sie sind auch nach ihrer Größe und Bauart verschieden. Der erste Thurm, den Parish besuchte, war an der Basis 40 und oben 30 Fuß lang und breit, und im Ganzen 37 Fuß hoch. Die Schießscharten hatten 3 Fuß, deren unten 3, oben in der Brustwehr 2 angebracht waren.

Der zweite Thurm, den Parish genau untersuchte, bestand aus zwei Geschossen und einer darüber befindlichen Fläche. Der Fußboden des untern Stockwerkes war gleich hoch mit der Terrepleine auf der Mauer und es bestand dieses Stockwerk aus einer viereckigen, beinahe dichten Masse von gehauenen Steinen: gewölbte Gänge durchschnitten es in Gestalt eines Kreuzes, wovon jedes Ende auf eine große Fensteröffnung mitten in jeder Seite des Vierecks hinauslief. Mittels zweier dieser Oeffnungen stand es auf jeder Seite mit der Terrepleine in Verbindung, und es überschauen also zwei Thurmseiten die Mauer. Zwischen dem Eingange und dem Mittelpuncte des Kreuzgewölbes ist eine enge Treppe, die mit der Richtung der Mauer rechte Winkel bildet und in das zweite Geschoß hinaufführt. Man kann dieß wohl als ein einzelnes Gemach betrachten, welches aus drei parallel laufenden und senkrecht mit dem Eingange aufgeführten Bogen gebildet ist, die durch drei querübergehende Wölbungen verbunden sind. Die mittleren sind in der Durchschnittslinie des Thurmes, und haben eine Richtung mit der Mauer; die andern stehen an jeder Seite parallel mit derselben. So bildet sich ein viereckiges Zimmer, das aus drei gleichen, einander parallel laufenden Bogen und aus drei Reihen von Communicationsbogen besteht, welche vier viereckige, aus Ziegelstein aufgeführte Pfeiler um die Mitte herum lassen. Die Enden jedes Parallelbogens sind für

Schießscharten durchbrochen, wovon drei auf beiden Seiten nach der Mauer zu gehen, und wovon die mittlere unmittelbar die Terrepleine der Mauer auf jeder Seite überschauen, so wie die andern mit den Seiten der Mauer in einer Linie stehen. Die Fensteröffnungen in den andern Seiten des Thurmes sind nach Norden und Süden gerichtet. In der Brustwehr der Oberfläche sind zwölf Schießscharten, in jeder Seite also drei, und eine kleine längliche Oeffnung in jeder Zinne. Es hat demnach jede Seite dieses Thurmes im untern Stockwerk eine Fensteröffnung, im zweiten drei, und auf der Oberfläche des dritten drei Schießscharten und fünf kleinere längliche Oeffnungen. Der Thurm steht nahe beim Flusse und nicht weit vom äußern Thore, und ist deshalb so stark befestigt. Deswegen sind auch die beiden nach der Mauer gerichteten Seiten stärker, weil von der einen Thurmseite die Mauer nach dem Flusse zu, und von der andern, falls jene gestürmt würde, der Eingang des Thores bedeckt wird. Der ganze Thurm ist an jeder Seite der Basis 42, oben bei den Zinnen 36 Fuß breit, und im Ganzen 48 Fuß 2 Zoll hoch. Die Basis aus gehauenem Steine hat 4 Fuß, das erste Gestock 16 Fuß Höhe. Die Thürgewände, die Ecken der Fenster und Schießscharten, andere Ecken und die Treppen der Thürme, so wie die sämmtlichen Schwellen sind von festem grauen Granit. Das Uebrige besteht aus blaulichen Mauersteinen, die in regelmäßigen Bogen über einander liegen. Die Ziegelsteine sind $3\frac{1}{4}$ Zoll dick, $7\frac{1}{2}$ Zoll breit und 1 Fuß 3 Zoll lang. An den Orten, wo Ziegel von der gewöhnlichen Größe und Gestalt für die spitz zulaufenden Brustwehren nicht würden gepaßt haben, fertigte man ganz neue Ziegel, wie sie der Zweck eben erforderte, und brachte die vorhandenen gewöhnlichen nicht durch Abschlagen und Zuspitzen in die erforderliche Form; der Mörtel der Steinlagen war über einen halben Zoll dick, und der gelöschte Kalk hatte nur eine sehr geringe Beimischung erhalten, so daß seine ursprüngliche Weiße beinahe unverändert war. Wegen der blauen Farbe der Mauersteine vermuthete man, sagt Hauptmann Parish, daß sie vielleicht nie gebrannt, sondern bloß an der Sonnenhitze gedörrt seyn möchten. Allein sie veränderten sich nicht am Steinkohlenfeuer, und man bemerkte überdem in der Nähe der großen Mauer auch noch mehrere Ziegelöfen*).

Die Mauer scheint nicht zur Vertheidigung wider grobes Geschütz bestimmt gewesen zu seyn, denn die Brustwehr kann der Gewalt einer Kanonenkugel nicht widerstehen. Allein unten an den

*) Auch in unseren alten Bauten bemerken wir bläuliche, oder blaugraue Ziegelsteine, wie ich deren aus Closter Altenzelle und der Festung Stolpen selbst vor mir habe. Diese Farbe kommt von dem dem Thone beigemischten Eisen, und tritt durch den scharfen Brand hervor. Denn alle diese Ziegel sind auch im Innern fast verglaset.

Schießscharten der Thürme bemerkte man kleine Oeffnungen, die denen glichen, welche man in Europa für die Angeln der Drehbassen macht. Diese Oeffnungen schienen gleich anfänglich bei Erbauung der Mauer angebracht worden zu seyn. Nun besteht ein großer Theil des chinesischen Geschützes in solchen Drehbassen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß also bereits im 3. Jahrhundert vor Christi Geburt die Chinesen mit kleinerem Geschütze feuerten, wie denn auch die ältesten europäischen Geschütze nur sehr kleines Caliber hatten, und die großen Kanonen erst später ausgeführt wurden, je nachdem eine kriegführende Macht die andere zu überbieten suchte. Da die Chinesen keinen Gegner hatten, der ihnen etwas Aehnliches entgegensetzen konnte, kamen sie mit ihren kleinen Geschützen, die sich übrigens durch die Leichtigkeit empfahlen, mit der sie fortgeschafft werden konnten, ganz gut aus*).

Wir sehen also, daß das Kriegswesen in China nicht minder organisch und weise geordnet ist, als die übrigen Staatseinrichtungen, denn China ist bis jetzt nur der Uebermacht, doch auch dieser niemals so überlegen, daß es seine Eigenthümlichkeit hätte aufgeben müssen. Wir sahen, wie sowohl Koublaikhan, als auch die neutatarische Dynastie dem Lande eine neue Herrscherfamilie geben konnten, daß diese sich aber nur dadurch zu halten vermochte, daß sie ganz zu Chinesen sich umgestaltete und ihre frühere Lebensweise ganz aufgab.

Gegen die schwimmenden, von Dampfkraft getriebenen, eisernen Batterien der Engländer hatte China freilich keine zweckmäßige Abwehr aufzuweisen, wie ihm zuvörderst eine tüchtige Kriegsflotte gewährt haben würde. Die Chinesen aber, die sich so streng gegen Alles abschließen, was aus der Fremde kommend ihrem Lebenselement gefährlich werden könnte, haben daher auch nur die Flußschifffahrt ausgebildet, und ihre Kriegsschiffe sind daher auch nur für die Flüsse berechnet. Die Staatsmarine Chinas besteht aus 10,000 Schiffen, welche für den Transport der Staatsgüter, der Einkünfte an Reis, Getreide und andern Einnahmen, der Beamten, der Sendungen von Vorräthen, der Bewachung der Zollstätten und Küstenpuncte bestimmt sind. Für diese Zwecke, für Abwehr feindlicher Anfälle auf die Küsten oder in die Mündungen der Flüsse genügen auch diese Schiffe, wenn der Gegner nicht den seefahrenden europäischen Nationen angehört. Pater Amiot theilt 14 Abbildungen verschiedener chinesischer, meist dem Kriegsdienst gewidmeter Schiffe mit, und die Kaiser waren stets darauf bedacht, der Einrichtung der Schiffe die möglichste Vollendung und Zweck-

*) S. du Halde I. 45 ff. Le comte I. 129. Barrow II. 100. Anderson I. 184. Hüttner S. 47. Staunton II. 212. Die Abbildungen im Atlas zu Lord Macartney.

mäßigkeit zu geben*), wie denn Kaiser Kang-hi, als er das erste Mal die südlichen Provinzen besuchte, jede Barke bestieg und ihre Beschaffenheit genau untersuchte. Er fand keine zu seiner vollkommenen Zufriedenheit, und ließ nun, nachdem er den Arbeitern seine Ansicht mitgetheilt, eine Barke nach seiner Angabe bauen, die außerordentlich schön war, und so stark, daß sie allen Winden und Wellen Widerstand leisten konnte. In den „erhabenen Belehrungen" desselben Kaisers sind die außerordentlichen Arbeiten beschrieben, welche er zur Regulirung der beiden Flüsse, des Hoang-ho und Pecho unternommen hat, und die Summen genannt, welche diese Bauten gekostet haben.

Die bewaffneten Schiffe, welche P. Amiot in Abbildung mittheilt, sind, wie alle übrigen Schiffe der Chinesen, Flachboote, nur daß ihr Bord höher ist. Die Soldaten befinden sich auf dem Verdeck und sind mit Bogen und Pfeil, Säbel und Schild, besonders aber auch mit langen Lanzen bewaffnet. Die größten und besten Schiffe baut man in Kantong, aus Eisenholz, Tie-ly-mou, während die Schiffe von Fou-kien nur aus Kiefer-, Fichten- oder Tannenholz gezimmert sind. Dadurch werden aber auch die Schiffe von Kantong etwas schwerfällig und lassen sich, wenn ihnen ein Unfall begegnet, nicht so leicht ausbessern. Ihr Vordertheil ist sehr hoch, und so kommt es, daß sie auf der See gar nicht zu gebrauchen sind. Sie führen Kanonen und sind schön gemalt und reich verziert.

Die Postfregatten dagegen werden aus leichterem Stoffe gemacht und die Seiten mit Bambus benagelt. Sie gehen 6—7 Fuß im Wasser. Diese Schiffe haben den Dienst gegen die Piraten und Schmuggler an der Küste. Eine besonders leichte Art Schiffe heißen die Wogenöffner (vaisseau à ouvrir les vagues); sie gehen nur 3 bis 4 Fuß im Wasser, haben eine scharfe Spitze, ein Steuer und vier Seitenruder, zwei Masten und führen 30 bis 50 Soldaten. An den Seiten ist ein Drache gemalt. Die Chinesen haben auch Schiffe, die auf den Kiel gebaut sind. Sie heißen Pa-la-hou-tschouen, und sind hinten so breit wie vorn, 10 Fuß breit und 40 Fuß lang. An jeder Seite führen sie 8 bis 10 Ruder, einen Mast in der Mitte mit einem Segel aus grober Leinwand, und widerstehen dem Sturm besser als alle anderen. In Fou-kien, Tsche-kien und Kantong liegen immer mehrere Schiffe zu 8 Rudern, die außerordentlich schnell gehen und als Courierschiffe verwendet werden. Die leichteste und schnellste Art von Schiffen nennt man Sperberschnabel; sie haben ein sehr hohes Vordertheil, das mit dem Hintertheil gleiche Höhe hat. Hinten wie vorn ist ein Steuer angebracht, so daß das Fahrzeug niemals zu wenden braucht. Soldaten und Ruderer, deren auf jeder Seite 6 sind, werden unter einem Verdeck von Bambus

*) Mémoires concernant les Chinois VIII. 342 u. ff. IX. 191.

verborgen. Es hat keinen Mast. Sandläufer nennt man die flachgebauten Schiffe, welche nur mit geringer Tiefe im Wasser gehen und mit Leichtigkeit über die Sandbänke und Untiefen hingleiten. Man bedient sich derselben nur im nördlichen Meer. Im nördlichen Meere hat man auch eiserne Anker, während man in dem bei weitem tieferen südlichen nur große Anker aus Eisenholz anwendet. Das zweiköpfige Schiff wird ein Fahrzeug genannt, welches hinten und vorn gleich breit und hoch ist, und in der Mitte ein hohes Verdeck hat, an welchem außen die Schilde der Soldaten angehängt sind. Es segelt bei jeder Art von Wind mit ziemlicher Sicherheit; ehedem brauchte man diese Schiffe vorzugsweise zum Fortschaffen von Tribut. Die kleinen, Fischerböte genannten Schiffe, die man zur Verfolgung von Raubschiffen, Verbrechern und dergl. benutzt, werden von drei Matrosen geführt und entwickeln große Schnelligkeit.

Sehr schnell und sicher segelt auch das Schiff Ou-koung, „Tausendfuß," das so genannt wird, weil es, wie dieses Insect, viele Füße, d. h. Ruder, und das Bild desselben an seinem Vordertheile hat. Das Schiff haben die Chinesen von den Malayen angenommen. Es ist auf den Kiel gebaut. Es ist mit großen Drehbassen Foulang-ki besetzt, hat zwei Maste mit Mattensegeln, und widersteht bei großer Schnelligkeit dennoch allen Stürmen. Es fliegt gleich dem Vogel über die Wellen, und „deshalb," sagt ein chinesischer Schriftsteller, „haben wir auch dasselbe von den Fremden angenommen*).

Das merkwürdigste aller von Pater Amiot beschriebenen, und durch eine Abbildung erläuterte Schiff ist eine Barke mit vier Rädern, die auf den ersten Anblick vollkommen unseren Dampfschiffen gleicht; das Schiff ist 42 Fuß lang und 13 breit. Die Axen der Räder gehen durch das Innere des Schiffes und werden hier

*) Ich besitze das Modell eines solchen Schnellseglers, und gebe nach Dresdner Maaß die Verhältnisse desselben. Die ganze Länge des hinten und vorn zugespitzten Schiffskörpers ist 2 Ellen 2½ Zoll, des Kiels 1 Elle 20 Zoll, Höhe vom Kiel zum Verdeck 6 Zoll, größte Breite 11 Zoll, Masthöhe 1 E. 20 Zoll, Breite der Mattensegel 24 Zoll. Auf dem Hintertheil ist eine Cajüte von Holz aufgebaut, hinter welcher das Steuerruder befindlich, über welches ein Strabgerüste für den Aufenthalt des Steuermanns aufsitzt. Das Gerüst tritt 4 Zoll über das Ende des Kiels heraus und ist 8 Zoll breit. Eben so lang schließt sich beim Vordertheil an den Kiel eine Verlängerung desselben an, wodurch der Schnitt der Wellen gefördert wird, zumal da noch eine 7 Zoll lange Stange darüber hinausragt. An den Seitenbretern läuft ein leichtes Geländer hin, auf welchem 6 Drehbassen von 7 Zoll Länge befestigt sind. Dazu gehören sechs kleine spatenförmige, und zehn 7 Zoll lange schaufelförmige Ruder von hartem Holz. Es sind dieß die bei den malayischen Piraten gewöhnlichen Schnellsegler, die den europäischen Schiffen oft gefährlich werden, da ihr Raum meist eine namhafte Anzahl von entschlossenen Kriegern enthält.

von Menschen in Bewegung gesetzt. Die Räder werden, wie an unseren Dampfschiffen, durch Kästen verborgen, welche aber die Länge des Schiffes in 27 Fuß Ausdehnung von hinten nach vorn bedecken, so daß auch die auf dem Fahrzeug befindlichen Soldaten dem Anblick des Feindes entzogen sind. Dieses Verdeck besteht aus lackirtem Leder, das mit Tigerköpfen bemalt ist. Am Hintertheil erhebt sich über dem Steuer ein 7 Fuß hohes Gerüst, das den Steuermann verbirgt; auf beiden Seiten desselben befinden sich zwei dreieckige Fahnen mit dem Drachen. Am Vordertheil steigt eine Lanze auf, welche eine Flagge hält.

Der Bericht des Pater Amiot ist zu Peking den 1. Septbr. 1778 ausgestellt, und 1782 in Paris gedruckt, also lange Zeit bevor die ersten Dampf- und Rad-Schiffe in Europa oder Amerika erfunden wurden.

Wir sehen also, daß die Chinesen auch ihre Kriegsmarine dem Bedürfniß gemäß fleißig ausgebildet haben. Pater Amiot theilt nächstdem auch die Disposition der Kriegsschiffe mit, wie sie bei vorkommenden Fällen in den Flüssen und Häfen Statt findet. Vorgus stehen dann 3 Wachtschiffe, dann folgen der rechte und der linke Flügel, zwischen denen der Admiral mit seinem Stabe hält. Daran schließt sich die Nachhuth in zwei kleineren Flügeln.

Das Heer der Chinesen besteht theils aus den eigentlichen Chinesen, theils aus den im 17. Jahrhundert eingedrungenen Tataren, welche letztere ein kräftiger, ausdauernder Menschenschlag seyn sollen. Im innern Staatsdienste als Gränz- und Zollwächter, als Stadtwache erfüllen diese Leute ihre Schuldigkeit vortrefflich. Wir sahen oben aus den Liedern des Schiking, daß der Chinese nicht gern aus der Heimath von Weib und Kind in's Feld zieht, und daß der bunte Rock und das Waffengeklirr ihm nicht die Freuden des behaglichen und wohlgeordneten Familienlebens ersetzt. Indessen ist der Chinese von Jugend auf viel zu sehr von seinem Pflichtgefühl durchdrungen, als daß er nicht im Nothfall, wenn das geliebte Vaterland und dessen hochverehrte Vorsteher in Gefahr sind, mit Entschlossenheit der Gefahr die Stirn bieten sollte. Wir ersahen aus den weisen Lehren der chinesischen Kriegsgelehrten, daß die Heerführer vor Allem sich über den Umfang der Streitkräfte und der Macht ihrer Feinde zu unterrichten suchen, weil sie wohl wissen, daß der Mann nicht so leicht der Gefahr unterliegt, die er genau kennt, und daß unvorhergesehene Vorfälle das Loos der Schlachten entscheiden.

Es war also kein Wunder, daß die Chinesen, als sie im Jahre 1840 von einer englischen Flotte überfallen und aus den europäischen Kanonen mit Kartätschen und Bomben überschüttet wurden, der Gewalt wichen. Allein die englischen Berichterstatter stimmen darin überein, daß die Chinesen erst dann das Feld räumten, als sie sich

überzeugt hatten, daß sie solchen Geschützen keine geeigneten Wehrmittel entgegensetzen, am allerwenigsten aber in Besitz von Streitwaffen wären, womit sie dem Feinde solche empfindliche Wunden beibringen könnten, dergleichen sie empfangen hatten. Sie wichen also der Uebermacht; allein sie wichen wie Männer; sie wichen mit Ehren, nachdem sie alle ihre Kräfte aufgeboten hatten. Kein einziger Chinese ging zum Feinde über, keiner von allen 360 Millionen wurde zum Verräther an seinem Vaterlande. Wohl aber fochten die chinesischen Soldaten, nachdem schon Alles verloren, noch wie wüthende, angeschossene Löwen gegen ihre Feinde, und nur wenige, durch Wunden außer Vertheidigungsstand gesetzte Leute ergaben sich. Ein chinesischer Officier, der beide Arme verloren, vertheidigte sich noch mit den Zähnen*). Die Marinesoldaten, deren in Brand gesteckte Schiffe den Engländern in die Hände fielen, suchten über Bord zu springen, und klammerten sich, so lange das brennende Schiff es gestattete, an das Steuerruder, oder an andere Theile desselben an, und verschwanden blos mit den letzten Trümmern ihrer schwachen, hölzernen Mauern. In manchen Fällen war es unmöglich, sie zu retten; in vielen wollten sie gar nicht gerettet seyn. Der Tod dünkte ihnen leichter, als die Gefangenschaft in den Händen wilder Barbaren. Der Verlust der Chinesen war ungeheuer. Bei Tschapu wurden einige Fischerböte genommen und ihre Bemannung über die Anzahl der in der Stadt befindlichen Truppen befragt. Der eine sagte: ich bin ein Knecht des Kaisers und sage es nicht; ihr möget mich umbringen, ich sage es nicht. Seine Genossen aber erzählten, daß die beßten Truppen in großer Anzahl vorhanden und entschlossen wären, den Platz auf das Aeußerste zu vertheidigen. Als sodann die Schlacht begonnen hatte und eine Reihe Mandschuren sich abgeschnitten, zwischen dem Feuer der Schiffe und der Landsoldaten fanden, schnitten sie sich den Hals ab. Nachdem die Stadt Tschapu genommen, hielten sich dennoch mehrere Außenwerke, und unter diesen ein ringsum mit einem Walle umgebenes großes Haus, das am Ausgang eines kleinen lieblichen Thales lag. Dreihundert Mandschuren, welche einsahen, daß jeder Rückzug ihnen abgeschnitten war, warfen sich da hinein mit dem Entschlusse, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen und keinen Pardon zu nehmen. Sie stellten sich in Masse vor Fenster und Thüren, und feuerten so schnell und so sicher, daß die heranstürmenden Engländer in Schußweite niedergestreckt wurden, unter ihnen auch Oberst Tomlinson. Ein Sechspfünder wurde herbeigebracht und wider den Wall gerichtet; es wurden Raketen gegen das Haus geschleudert; Alles vergebens. Vergebens sprengte man mit Pulversäcken Bresche

*) Vergl. allgemeine Zeitung 1840 Nr. 103. S. 823. und Neumann englisch-chinesischer Krieg S. 199. 274.

in den Wall, die nachdringenden Soldaten wurden wieder herausgeworfen. Endlich warf man einen Pulversack in den hölzernen Dachstuhl des Gebäudes; das massenhafte Gebälk stürzte mit ungeheuerem Gekrach und Gepraſſel zusammen, riß einen Theil der Mauer nieder, und begrub einen ansehnlichen Theil der mandschurischen Helden unter den Trümmern. Nun erst war es möglich, den Wall und das Haus zu stürmen und die etwa fünfzig übriggebliebenen Soldaten gefangen zu nehmen.

Ich glaube nicht, daß europäische Soldaten diesem Benehmen ihre Bewunderung und Anerkennung versagen werden.

Die Religion

des chinesischen Reiches bietet nicht minder merkwürdige Erscheinungen dar, als die übrigen Institutionen desselben. Sie steht zunächst in der innigsten Harmonie mit den politischen Einrichtungen desselben, ja sie ist ein wesentlicher Theil davon. Diese Religion aber, deren Vorsteher der Kaiser, deren Priester die Beamten und Hausväter sind, ist die Moral, wie sie Kongtseu oder Confucius lehrte. Was den Lehren derselben widerspricht, verfällt der durch das Gesetz verordneten Strafe. Eine vom bürgerlichen Leben getrennte, oder gar dem Staate wetteifernd und feindlich gegenüberstehende Priesterschaft giebt es in China nicht. Der Mensch kann dort thun und glauben, was er für gut findet, wenn es nur den vom Staate als die Grundlage des häuslichen und öffentlichen Wohlergehens anerkannten Grundsätzen nicht widerspricht. Wir finden daher außer der Staatsreligion des Confucius die Bekenner der Lehren des Taosse, des Fo, ja Schamanen, Mahomedaner geduldet. Auch das Christenthum hat in China Aufnahme und Schutz gefunden.

Der oberste Grundsatz der chinesischen Staatsreligion ist derselbe, der dem bürgerlichen, wie dem häuslichen Leben als Grundlage dient, nämlich: so wie das Kind den Großeltern, Eltern und älteren Geschwistern, so wie der niedere Beamte dem höheren, eben so ist auch die Erde dem Himmel, der Mensch der Gottheit die größte Verehrung und den Geboten der Verehrung und Liebe, der Pflicht und Ehre, die sie in die Brust des Menschen gepflanzt hat, Gehorsam schuldig. Der Kaiser hat den Staat, der Familienvater die Seinigen der Gottheit gegenüber zu vertreten und die Zeichen der Ehrfurcht und des Dankes zu verrichten, die ihr gebühren.

Der Himmel aber war ehedem mit der Erde zu einem allgemeinen Chaos verbunden; dieses Chaos entwickelte sich allgemach zu zweien Naturen, Yin und Yang, männlichem und weiblichem Urwesen, dessen innere Elemente emporstiegen und zu ausgebreiteten

Himmeln wurden, während die roheren herabkamen und die untere liegende Erde bildeten. Der Himmel ist der Vater, die Erde die Mutter aller Dinge. Beide erschufen auch die Menschen, welche durch die Weisen, namentlich die Herrscher Yao und Schoh, so wie durch Yán-wang, Tschon-kong und Kung-tseu unterrichtet und belehrt wurden, daher man ihnen ebenfalls Verehrung schuldig ist.

Die Flüsse, welche die Gefilde tränken, die Quellen, denen sie entströmen, der Erdboden, das Getreide, die Winde, das Feuer, das Gewitter, die See, die Orte, die Herrscherfamilien, — sie alle gelten als moralische Personen, denen man wohl zu Dank und Ehrerbietung verpflichtet ist, denen man Denkmale des Dankes, Tempel, so wie zu bestimmten Zeiten Beweise der dankbaren Verehrung, Opfer darbringen kann. Vor Allem aber soll der Mensch seinen Vorfahren, auch wenn sie bereits längst verstorben, in seiner Brust ein dankbares Andenken, in seinem Hause eine ihnen gewidmete Stätte halten.

Wenn die Schüler den Confucius fragten: wie sie dem geistigen Wesen dienen sollten, so erwiderte er: Da du nicht im Stande bist, den Menschen zu dienen, wie kannst du den Geistern dienen? Fragte aber ein Schüler nach dem Zustande der Verstorbenen, so war die Antwort: „Du kennst den Zustand der Lebendigen nicht, wie willst du den der Gestorbenen kennen? Achte die Götter, aber halte dich fern von ihnen*)."

Wir können also die Grundlehren des Confucius in folgende Sätze zusammenfassen: Der Mensch ist das Kind des Himmels und der Bewohner der Erde, beiden also zu Danke und Ehrerbietung verpflichtet. Die Vorfahren und Eltern des Menschen als dessen Erzeuger haben Anspruch auf seine Dankbarkeit, Ehrfurcht und Gehorsam; gleichermaßen hat der sichtbare Stellvertreter des Himmels, der oberste Pfleger der Nation, der Kaiser, Anspruch auf dieselbe Dankbarkeit, Ehrfurcht und Gehorsam. Alle anderen Menschen aber soll der Mensch als seines Gleichen eben so ehren und lieben, wie er sich selbst ehrt und liebt, und ihnen nichts zufügen, was ihn, von anderen zugefügt, schmerzen würde.

Das Gesetzbuch, das wir oben kennen lernten, ist ganz im Einklange mit diesen Lehren, die auf das Familienleben, auf den Verkehr, auf die Staatsverwaltung den größten Einfluß üben. Was diesen Lehren nicht zuwider ist, das ist erlaubt, und verboten und strafbar ist nur das, was ihnen widerspricht. Es sind die höchsten Principien der moralischen Cultur.

Den Vorfahren, den Geistern, dem Himmel werden besondere Stätten gewidmet, wo zu gewissen Zeiten ihre Güte gepriesen, ihr

*) S. bes. du Halde II. 340. ff. Le Comte I. 326., von Neueren Medhurst S. 98. und 132. ff. Pauthier la Chine S. 110.

Schutz angerufen, ihre Gunst erfleht, ihre Wohlthat dankbar verehrt wird. Namentlich ist in jedem Hause ein Saal der Vorfahren, worüber wir schon oben Bericht erstattet haben. Die verdienten Männer und Frauen, die dem Staate wesentliche Dienste geleistet, oder durch hohe Tugenden sich im Privatleben ausgezeichnet haben, werden zuvörderst durch Ehrenbogen im Gedächtniß des Volkes erhalten, können aber auch durch besondere Capellen, die man ihnen errichtet, oder an ihren Grabstätten durch allerlei Opfer verehrt werden.

In jeder Stadt befindet sich ein öffentliches Gebäude, eine Art von Collegium, worin die bei der Uebernahme eines Amtes üblichen Prüfungen vorgenommen werden, welches das Haus des Confucius genannt wird. Hier versammeln sich die Gelehrten an gewissen Tagen, um dem Andenken des ehrwürdigen Weisen ihre Hochachtung zu zollen. In dem großen zu dieser Ceremonie bestimmten Saale ist eine schlichte Tafel errichtet, auf welcher in goldenen Charakteren die Worte stehen: „O Kung-tseu, unser verehrter Lehrer, laß deinen geistigen Theil herabsteigen, und laß dir unsere Hochachtung, welche wir dir jetzt demuthvoll darbringen, gefallen.“ Es werden dann Obst, Wein, Blumen, Wohlgerüche und andere Sachen auf die Tafel gestellt, und Kerzen aus Sandelholz, wohlriechende Harze, Weihrauch und vergoldete Papierblättchen angezündet*). Dieselbe Ceremonie hatte Confucius für das Andenken an die Vorfahren angeordnet.

In solcher Weise opferte man nun auch den Schutzgottheiten oder Genien der Flüsse, Berge, Pflanzen, der Provinzen, der Städte, und diese öffentlichen Opfer verrichtet der Beamte, je nach dem Range, den er einnimmt. Der Vicekönig opfert für die Provinz, der Stadtgouverneur für die Stadt, der Schiffscapitän für die Mannschaft u. s. w.

Der Kaiser opfert dem Himmel bei seinem Regierungsantritt, beim Beginn einer jeden der vier Jahreszeiten, in Zeiten des Dankes oder der Noth. Ursprünglich fanden diese Opfer auf den hohen Bergen Statt, die dem Himmel näher liegen, als das flache Land, und zwar stets auf einem großen Stein, oder auf mehreren Steinen, die man auf einem Berggipfel aufgeschichtet hatte. Aus diesen Steinaltären erwuchsen in China die Tan oder thurmartigen, aus mehrern Stockwerken bestehenden Tempel, deren Bauart wir später näher in's Auge fassen werden. Auf allen chinesischen Landschaften, seyen sie nun von den Eingebornen oder von Europäern aufgenommen, sehen wir namentlich die Hügel und Berge mit diesen Thürmen gekrönt. Diese Tan sind meist dem Himmel, dem Tien gewidmet. Demnächst sind aber auch der Mutter-Erde,

*) Barrow II. 232.

Tee, Tempel errichtet. An dem von dem Cultusministerium oder dem Rathe der Gebräuche festgesetzten Tage wird hier eine Kuh geopfert. Dann hält der Kaiser das bereits erwähnte Fest des Pflügens ab, was die Vicekönige in allen Provinzen ebenfalls als seine Stellvertreter feiern*).

Es ist bemerkenswerth, daß die Lehre des Confucius in Bezug auf den Himmel oder die Gottheit gar kein Dogma aufstellt, sondern es dem Menschen überläßt, sich eine Vorstellung davon zu bilden. Daher kennt denn auch die Lehre des Confucius kein Götterbild, keinen Bilderdienst, wie wir denselben in Aegypten und Mexico antrafen. Es ist die reine Moral, die sich bestrebt, durch ihre Lehren den Menschen mit sich und seiner sichtbaren Umgebung in Einklang zu setzen, die die Grundlage aller Einrichtungen des Staates, im Frieden wie im Kriege ist, und mithin bei allen Gebildeten Eingang gefunden, und sich länger denn zwei Jahrtausende erhalten hat. Sie wird jedem Chinesen von Jugend an eingeprägt, die Beamten predigen ihre Lehren monatlich dem Volke zweimal, alle Gesetze, alle Verordnungen beziehen sich auf die Grundsätze derselben, die so einfach sind, daß sie von Jedermann begriffen werden und von Niemand mehr verlangen, als er leisten kann, zumal da die Einrichtungen des Staates, freilich eben nur, weil sie aus denselben Lehren hervorgegangen sind, die Erfüllung der verlangten Pflicht nur erleichtern, und nirgend mit den Geboten des Confucius in Widerspruch stehen. Zugleich aber stellt die Lehre des Confucius der freiesten wissenschaftlichen Forschung nirgend ein Hemmniß in den Weg, indem sie über Zustände, welche den von der Vorsehung dem Menschen gebotenen Hülfsmitteln unzugänglich sind, durchaus kein Dogma aufstellt. Sie stellt kein Dogma über das Wesen der Gottheit, über die Art der Entstehung der Erde, über den Zustand der Menschen nach dem Tode auf, dergleichen wir bei den bisher von uns betrachteten Völkern gefunden haben. Sie ist eine Frucht der menschlichen Erfahrung, und stellt eben so wenig der schaffenden, bildenden Fantasie eine Schranke, als sie dem klaren Verstande einen Weg vorschreibt, den er zu nehmen hat, wenn er die höheren Dinge betrachten will. Sie giebt dem Menschen einen reichen Schatz der Erfahrung für sein Glück, und überläßt ihm dann, unter dem Schutze des Himmels damit zu verfahren. Ich möchte die Religion des Confucius die Religion des gereiften Mannes nennen. Aber eben deshalb, und weil sie denen, die diesen Stand der Cultur noch nicht erreicht haben, oder deren Lebensberuf eigene Forschung nicht gestattet, oder deren Fantasie einer Leitung bedarf, kein positives Dogma

*) Siehe auch S. 69., vergl. damit den Bericht des Missionär Marette im Journ. As. 3. Série, Tom. V. S. 146.

darbietet, haben auch andere Arten der Gottesverehrung, andere Religionen neben dieser Staatsreligion Raum, wenn sie nur den Lehren des Confucius nicht feindselig sich gegenüber stellen. Und so finden wir denn auch in der That in keinem Reiche der Erde eine so große Anzahl von verschiedenen Religionen friedlich und geduldet neben einander, als in dem von China. Bevor wir jedoch diese, aus der Fremde eingedrungenen Religionen näher betrachten, müssen wir dem Lebensgang dieses großen Weisen*) unsere Aufmerksamkeit zuwenden**).

Kung-tseu,

oder wie er in Europa genannt wird, Confucius, stammte aus der fürstlichen Familie, welche vom Hoang-ty ihre Herkunft ableitet, der im 26. Jahrhundert vor Christi Geburt in China herrschte. Der Vater unseres Weisen war Tschou-Leang-ho, der von seiner ersten Gemahlin neun Töchter hatte und Statthalter der Provinz Tseou war. Er war schon ein bejahrter Mann, als der Wunsch, einen Sohn zu besitzen, ihn vermochte, ein junges Mädchen aus dem Hause Yen zu heirathen. Nach 10 Monaten genas sie eines Knaben, der der Gründer einer Familie wurde, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und deren Ehren und Würden selbst die jetzt regierende Mandschudynastie anerkennt und aufrecht erhält. Confucius wurde geboren um die Winternachtgleiche des Jahres 551 vor Christus.

Einige Tage vor seinem Eintritt in die Welt zeigte sich das Wunderthier Kilin in einem der Höfe des Hauses. Yen-tsche, die künftige Mutter, wollte es selbst sehen, ging in den Garten, und nahm dem Thiere den kostbaren Chalcedon (den Yu), den es zwischen den Zähnen hielt, aus dem Munde, und las die Inschrift, die in denselben gegraben war: „Wenn die Tscheou ihrem Ende sich nahen, wird ein Kind, rein wie ein Cristal, geboren werden; es wird König, doch ohne ein Reich zu besitzen.“ Zwei Tage darauf war der Kilin verschwunden, und im Augenblicke der Geburt sah man unmittelbar über dem Zimmer der Mutter zwei Drachen in der Luft, und an dem Eingang des Hauses die Gestalten fünf königlicher Greise eintreten. Die Luft aber ertönte vom Klange der herrlichsten Instrumente. Das Kind trug 49 außerordentliche Zeichen an seinem Körper, deren nähere Beschreibung Pater Amiot

*) Voltaire sagt von Koung-tseu:
de la seule raison salutaire interprête,
sans éblouir le monde éclairant les esprits,
il ne parla qu'en sage et jamais en prophète:
cependant on le crut et même en son pays.

**) Ich folge dabei der vom Pater Amiot im 12. Bande der mémoires concern. les Chinois mitgetheilten, und aus den besten chinesischen Schriftstellern entnommenen Lebensbeschreibung des Kung-tseu.

ebenfalls aus den chinesischen Schriftstellern mittheilt, und worunter die Erhöhung auf dem Schädel des Neugebornen besonders hervorgehoben wird.

Als der Knabe 3 Jahr alt war, starb sein Vater, und seine Erziehung fiel nun ganz seiner Mutter anheim. Yen-tsche aber führte ein strenges Leben, wie es der Witwenstand verlangt, und beschäftigte sich ausschließlich mit ihrem Hauswesen und der Pflege ihres Knaben. Sie sah mit hoher Freude die Keime jeglicher Tugend in ihm sich entfalten. Der junge Confucius zeichnete sich vor allen Knaben seines Alters durch seine große Demuth und Bescheidenheit, so wie durch sein würdevolles Benehmen aus. Er erfüllte gewissenhaft alle Ehrfurchtsbeweise, welche jüngere Personen den Bejahrteren, und die Lebenden den Todten schuldig sind. Dieses Ceremoniel war ihm wie von der Natur angeboren. Yen-tsche übertrug keine der Sorgen, die die Mutter ihrem Kinde schuldig ist, einer anderen Person. Als nun Confucius 7 Jahr alt geworden, übergab sie ihn einer öffentlichen Schule, da ihre Jugend und ihr Witwenstand sie verhinderten, einen Lehrer in ihr Haus zu nehmen. Der Vorsteher dieser Schule war Ping-tschoung, einer der Oberbeamten, der es aber nicht unter seiner Würde hielt, der Jugend als Lehrer zu dienen. Der Knabe zeichnete sich unter allen seinen Mitschülern durch seine Bescheidenheit, Sanftmuth, Tugend, durch seinen Fleiß, und vornehmlich durch seine Fortschritte aus. Der Lehrer belohnte seine Aufmerksamkeit durch die Sorgfalt, die er seinem Schüler widmete, und er übertrug ihm oft, seine Mitschüler zu unterrichten; aber diese Auszeichnung machte den Knaben nur sanfter, bescheidener und gefälliger, anstatt ihn mit Stolz zu erfüllen, obschon er mit aller einem Lehrer gebührenden Würde seinen Auftrag ausführte.

Unter solchen Beschäftigungen erreichte er das 17. Lebensjahr, und fuhr fort, seine Kenntnisse zu vermehren, indem er die Schriften der Alten studirte und ihre Lehren sich in das Herz einprägte. Namentlich waren es die Züge bürgerlicher und sittlicher Tugend, die er in ihnen aufsuchte, und die er trotz der Entsittlichung seiner Zeit, wo das Laster unumschränkte Herrschaft erlangt hatte, auszuführen sich vornahm. Obschon er nun sich gern noch mehrere Jahre dem Studium der Wissenschaften hingegeben hätte, so gab er doch dem Wunsche seiner Mutter nach, und trat in den Staatsdienst, zu dessen höchsten Stellen ihn seine Geburt berechtigte. Er begnügte sich indessen mit einer Unterbeamtenstelle, und war Aufseher bei dem Verkauf und der Vertheilung des Getreides. Ein gewöhnlicher Mensch hätte gethan, was die Pflicht von ihm verlangt. Confucius aber erwog die Umstände, Vortheile und Nachtheile, Gewinn und Verlust, beobachtete das Vergangene, um die Zukunft vorauszusehen, und versäumte nichts, um seine Amtspflicht

in höchster Vollkommenheit zu erfüllen. Er diente mit Eifer dem Fürsten und dem Vaterlande. Damals war es Sitte, daß die Oberbeamten sich nicht um die Einzelheiten des Dienstes bekümmerten, sondern die Ausführung ihren Untergebenen, oder wohl gar Miethlingen übertrugen.

Confuctus hielt dieß für einen Mißbrauch. Er wollte Alles selbst sehen, erkennen und selbst ausführen. Er war bei frühem Morgen der Erste auf dem Platze, wo die Ankäufe und Verkäufe gemacht wurden. Er prüfte mit der ängstlichsten Genauigkeit Alles, was auf die Nahrungsmittel Bezug hatte. Er erwarb sich die genauesten Kenntnisse über das Getreide, fragte erfahrne Männer um Rath, unterschied sorgfältig die verschiedenen Arten der Güte jeder Ernte, und stellte einen solchen Preis fest, daß er weder dem Käufer noch dem Verkäufer Schaden zufügte. Er verwarf ohne alle Rücksicht Alles, was der Gesundheit der Bürger hätte gefährlich werden können. Und so brachte er es bald dahin, daß auf dem Markte, wo ehedem Lärm und Verwirrung herrschte, die Ordnung und das gegenseitige Vertrauen hergestellt war. Die Monopole und jede Art von Betrug hörten gänzlich auf. Er entdeckte jede Hinterziehung, und wer sich etwas zu Schulden kommen ließ, wurde sofort gestraft. Obschon ihn diese beschwerliche Arbeit nur in den ersten Morgenstunden festhielt, verlor er doch nicht den übrigen Theil des Tages. Er studirte dann die Schriften über Haus- und Landwirthschaft, bemerkte sich das Wichtigste, und ließ sich das ihm Unverständliche durch unterrichtete Personen erklären. Er suchte sich bei den Bauern der Umgegend Belehrung, er begab sich in die Niederlagen für Reis und die verschiedenen Getreidearten. Er befragte die Leute über den Boden, Dünger, und worüber ihn sonst die Bücher im Stich ließen, über Aufbewahrung des Getreides und den Schutz desselben gegen Gährung, Insecten, den Preis des ersten Einkaufs, über Verlust und Gewinn, und ging in die kleinsten Einzelheiten ein. Jedermann gab ihm mit Freuden erwünschte Auskunft, da man wohl einsah, daß es ihm um ernste Belehrung zu thun war, und man freute sich über den Eifer des jungen Beamten.

Als er 19 Jahre alt geworden, glaubte seine Mutter, daß es Zeit sey, ihm eine Gattin zu suchen. Confucius heirathete also die Ki-koan-sche, und hatte im nächsten Jahre von ihr einen Sohn, den er Pe-yu nannte. König Tschao-koung beehrte ihn bei dieser Gelegenheit mit einem kostbaren Fisch, den er am letzten Tage des ersten Monats nach der Geburt Pe-yu's in des Vaters Hause mit verzehren helfen wollte.

Trotz der kleinen häuslichen Sorgen, die sich nun einstellten, fuhr Confucius dennoch fort, seinem Amte mit dem gewohnten Eifer vorzustehen, und die Oberbeamten beriefen ihn nun zu einem

höheren Posten. Sie trugen ihm auf, die unzähligen Mißbräuche abzustellen, die auf dem Lande, namentlich in Bezug auf Rinder und Schaafe eingerissen waren. Der Minister ernannte ihn also zum Oberaufseher der Landgüter und Heerden, mit voller Gewalt, solche Einrichtungen zu treffen, die er für zweckmäßig halten würde. Confucius war erst 21 Jahr alt, als er dieses wichtige Amt übernahm, dessen Einzelheiten er schon ziemlich genau kannte, so wie auch die Schwierigkeiten ihm nicht fremd waren, die er zu bekämpfen haben würde. Zuvörderst bereisete er das Gebiet, und da man seinen guten Ruf kannte, ward er überall wohlwollend aufgenommen, und man kam ihm als einem Freund und Wohlthäter entgegen. Seine erste Sorge war, sich über Alles zu unterrichten, dessen Kenntniß ihm wünschenswerth schien; seine zweite, Alles aufzubieten, damit man einsehe, sein Zweck sey nur Wohlthun, seine Absicht, alle seine Kräfte und Einsicht anzuwenden, sein Glück, seine Ruhe zu opfern. Er wollte beweisen, daß man sich ganz auf ihn verlassen könne. Er wollte alle Landeigenthümer kennen lernen und sich mit ihnen unterhalten. Er entwickelte ihnen die großen Grundlehren, von denen das Wohl der zur Gesellschaft vereinigten Menschen abhängt; er setzte ihnen die Pflichten ihres Standes ausführlich auseinander. Er befragte sie über die Eigenthümlichkeiten des von ihnen gebauten Bodens, über den jährlichen Ertrag, den sie daraus gewinnen, und ob sie bei noch sorgsamerer Bearbeitung mehr Nutzen daraus ziehen könnten, oder auch dadurch, daß sie andere Früchte, statt der gewohnten, darauf anbauten. Nach den Antworten, die er erhalten, richtete er nun seine weiteren Anordnungen ein, und nahm seine Maßregeln für die sorgfältige Ausführung derselben. Es war sehr selten, daß man ihm nicht gehorsamte, da er immer den Beifall der Mehrzahl hatte.

Kamen die Landleute in unsauberer Kleidung zu ihm, so erkundigte er sich nach der Ursache ihres Elendes. War das Wetter, Insectenfraß, oder irgend ein unvorhergesehenes Unglück die Ursache, so beklagte, tröstete, ermuthigte er sie, und gab ihnen genügende Mittel an die Hand, um sich wieder in's Gleichgewicht setzen zu können. Merkte er aber aus ihren Winkelzügen und verdächtigen Angaben, daß Arbeitscheu und schlechte Aufführung sie dahin gebracht, so machte er ihnen heilsame Vorwürfe, aber mit einer Güte und Schonung, die ihm die Achtung, ja sogar die Liebe der Getadelten verschafften. Sie faßten den Entschluß, sich zu bessern, und er gab ihnen nun Rath, wie sie dieß anzufangen hätten.

Er hatte viel Mühe, die Bearbeitung solcher Ländereien zu erlangen, die das alte Vorurtheil für ganz unfruchtbar erklärt hatte, so wie der, welche lange Zeit ohne Besitzer und ohne Bearbeitung geblieben waren. Er ermahnte, bat, tröstete, drohete, er schonte weder seine eigne, noch die Börse seiner Freunde, und bediente sich sei-

nes Credits bei den Großen und Beamten, um nöthigenfalls Befehle von Seiten der Minister und Fürsten zu bewirken, und gelangte auf diese Art glücklich zu seinem Ziele.

Nachdem nun Confucius Alles, was den Ackerbau betrifft, in Ordnung gebracht hatte, so wendete er seine Aufmerksamkeit auf die Besitzer von Heerden und die Hirten. Es handelte sich darum, letztere abzuhalten, über die Weiden Streitigkeiten zu erheben, in die von den Wohnungen entfernten Gefilde zu treiben und das angebaute Land zu beschädigen, auch sich anderen ähnlichen Mißbräuchen zu überlassen, welche, weil man sie lange gelitten und nicht bestraft hatte, eingerissen waren. Er mußte also vor Allem die Herren der Hirten unterrichten und ihnen begreiflich machen, daß sie ihre Aufmerksamkeit weiter, als auf den augenblicklichen Gewinn, womit sie sich einzig beschäftigten, richten müßten, und sie überzeugen, daß ihr wahrer und wirklicher Vortheil in dem Nutzen bestehe, den sie dem Ganzen bringen. Er bewies ihnen, daß ihr Gewinn um so größer sey, je mehr Pflege sie auf Besserung und Mehrung ihrer Heerde wendeten, und er belehrte sie über alle diese Dinge, nachdem er sich von erfahrnen Männern darüber hatte unterrichten lassen. Seine Mühe, Geduld und unwandelbare Sanftmuth hatten den glücklichsten Erfolg.

Er hatte vier Jahre auf dieses mühevolle Geschäft verwendet und das offne Land gewann ein anderes Ansehen, es wurde fruchtbar, die Heerden mehrten sich, Ackerleute und Hirten beschäftigten sich nur mit ihrer Arbeit, lebten in Frieden beisammen, und Unschuld und Freude, die so lange verbannt gewesen, kehrten zurück.

Als Confucius 24 Jahr alt war, hatte er sich schon vor allen Beamten ausgezeichnet, und seine Handlungsweise berechtigte auch ferner zu den schönsten Hoffnungen, daß er auch die übrigen Zweige der Staatsverwaltung in Ordnung bringen werde. Er sollte eben in die höheren Stellen einrücken, als ein Unglück sich ihm hemmend in den Weg stellte. Seine Mutter starb, nachdem sie kaum 40 Jahr alt geworden, und somit war ihm vor der Hand die Uebernahme eines jeden Geschäftes untersagt. Er zog sich also zurück und ließ die theuern Ueberreste in Ou-fou vorläufig beisetzen, um sie später nach Fang-schan zu bringen, wo die Leiche seines Vaters ruhete. „Vater und Mutter, sagte er, haben gleichmäßig beigetragen, uns das Daseyn zu geben; wir sind ihnen daher auch gleiche Dankbarkeit schuldig; es ist nothwendig, daß wir sie ihnen beweisen, indem wir ihnen zu gleicher Zeit unsere Huldigungen darbringen. Es gebührt sich übrigens, daß die, welche derselbe Bund im Leben vereinigte, im Tode nicht getrennt werden." Sobald es ihm nur möglich war, bereitete er sich auf die Versetzung der Leiche vor. Diese Ceremonie wurde mit einem für jenes Zeitalter so ungewöhnlichen Anstande, so bemerkenswerther Feierlichkeit bewerkstelligt, daß alle

Augenzeugen bewundernd staunten. Jedermann pries sein Lob. „Sehet, sprachen die Eltern zu ihren Kindern, sehet ein Beispiel kindlicher Ehrerbietung, dessen Erinnerung niemals aus euerm Geiste entweichen möge. Grabet dieß tief in euer Herz, damit ihr euch nach einem so herrlichen Beispiele richten möget, wenn die Gelegenheit dazu kommt."

Wenn nun auch dieses Beispiel nicht überall vollständige Nachahmung fand, so nahm man doch allgemein den Grundsatz an, daß man nach ihrem Tode niemals die Gattin von dem Gatten trennte. Man begrub den einen neben die andern, den Mann nach Osten, die Frau nach Westen, beide hatten die Häupter nach Norden, die Füße nach Süden. Man entzog ihre Leiber der Gefräßigkeit der Raubthiere, indem man sie in Särge schloß, deren Pfosten gut mit einander verbunden, mit Firniß überzogen und einen Zoll dick waren. Um sie desto länger dem Verderben zu entziehen, so grub man sie auf kleinen Bergen oder künstlichen Hügeln in die Erde. Die alten Gebräuche in Hinsicht auf die Todten waren in Vergessenheit gekommen, und man begnügte sich, die Leichen in einem Winkel der Felder beizusetzen und ein Paar Tage sie zu betrauern. Diese geringe Hochachtung, die man den Todten bezeigte, war eine der Wirkungen der Verdorbenheit jener Zeit; im ganzen Reiche waren die Sitten durch die verheerenden Kriege, namentlich aber seitdem die lehntragenden Fürsten ihr Joch gebrochen hatten, dergestalt verdorben, daß man über nichts mehr erröthete und daß man die ungeheuersten Mißbräuche mit gleichgültigem Auge betrachtete. Die meisten Menschen übergaben ihre Todten der Vergessenheit, der Herrscher bekümmerte sich nicht darum, und die Regierung schien das Alles gut zu heißen. Was konnte also ein einfacher Privatmann thun, der keine andere Gewalt hatte, als diejenige ist, welche die großen Seelen über die kleinen haben, der keine Geltung hatte, als die seiner Tugend, seines persönlichen Verdienstes und seines Namens, der keine Kräfte anwenden konnte, als die der Vernunft, und keinen Erfolg hoffen konnte, als der war, der aus seinen Anstrengungen hervorgehen würde. Und dennoch unternahm Confucius die Umgestaltung. Er wagte zu hoffen, daß er mit Zeit und Geduld, und durch eine, nur vom Vertrauen unterstützte einfache Ueberredung dennoch seinen Zweck erreichen würde. So wandte er denn alle seine Kräfte an, und vergaß nichts, was ihm Wohlwollen und Gehör verschaffen konnte. Vor Allem bemühete er sich, dem Geiste derjenigen, die er zu sprechen Gelegenheit fand, die Ansicht einzuprägen, daß der Mensch das Herrlichste unter dem Himmel sey, und daß Alles, was ihn betrifft, der höchsten Ehrfurcht würdig sey; daß ferner ihm in seiner Eigenschaft als König der Erde Alles unterthan und seinen Gesetzen unterworfen sey, daß es daher ihn entwürdigen und den Thieren gleichstellen hieße,

wenn man, sobald er nicht mehr athme, seine Reste gleichgültig betrachte.

Er sprach mit Begeisterung von der Pflicht der Menschen, daß jeder mit verständiger und thätiger Liebe das ganze Menschengeschlecht und jedes einzelne Wesen, das ein Glied dieser Kette ist, umfassen solle. Er lehrte, daß die Lebenden den Todten als ihren Vorfahren, Lehrern und Wohlthätern Dank schuldig, und daß das einfachste Mittel, diesen Dank zu bethätigen, in den Ehren bestehe, die man ihnen alljährlich zur bestimmten Zeit erzeige. Man müsse, lehrte er ferner, nicht allein ihre Gräber schmücken, sondern auch in seiner eignen Wohnung einen Ort haben, der geeignet sey, den Vorfahren die schuldige Ehrfurcht darzulegen und sich ihrer Wohlthaten dabei zu erinnern; denn dadurch würden die Gefühle der zarten Zuneigung und des Dankes in wohlwollenden Herzen erweckt und genährt. Ueberdem sey die den Verstorbenen gezollte Verehrung ja ein Mittel, wodurch ein Jeder die Erhaltung seines eigenen Andenkens bei den Nachkommen sichere. Denn, sagte er, es ist ohne Zweifel, daß die Nachkommen das thun werden, was sie von ihren Vorfahren thun sahen. Die Ehren, die ihr denen erzeigt, deren Stelle ihr einnehmt, werden euch in gleichem Maaße von eueren Nachkommen erwiesen werden. In solcher Weise lenkte er die Aufmerksamkeit auf den wichtigen Gegenstand der Todtenceremonien, die seitdem mehr denn 2000 Jahre nach seiner Weise in China begangen und ein Gegenstand der Gesetzgebung geworden sind.

Confucius betrauerte seine Mutter 3 Jahre lang, und benutzte diese Zeit der Zurückgezogenheit zum Studiren. Der Wunsch, sich gründlich über den wichtigsten Gegenstand der menschlichen Erkenntniß zu unterrichten, erfüllte sein ganzes Herz. Er kam abermals auf das zurück, was er in seinem zarten Alter gelernt hatte, und lernte von Neuem mit dem dem gereiften Alter eigenthümlichen Eifer. Er erforschte die unveränderlichen Gesetze der Moral, ging bis zu ihrer Quelle zurück, ergründete die Verpflichtungen, die sie allen Menschen auflegen, und bildete darnach das Ziel, welchem er zustrebte. Er suchte deshalb in den King*) und den Geschichtbüchern sich über den Weg zu belehren, den die alten Weisen betreten hatten. Nächstdem suchte er auch allgemein nützliche Fertigkeiten und Kenntnisse zu erwerben, — namentlich Kenntniß der Natur und practischer Weisheit, Kenntniß der Musik, der religiösen und bürgerlichen Gebräuche, Rechnenkunst, Schreibkunst; dann vervollkommnete er sich in der Führung der Waffen und in der Kunst, mit Geschick einen mit Stieren, Pferden und anderen Zugthieren bespannten Wagen

*) Der Name der durch Alter und Werth ausgezeichneten und allgemein anerkannten Bücher.

zu lenken. So verlebte er 3 Jahre, dann legte er seine Trauerkleider auf das Grab seiner Mutter und zog die bürgerliche Kleidung wieder an. Er sammelte seinen Geist und kehrte nach einiger Zeit in den Verkehr der Menschen zurück, nachdem er durch Musik sein Herz aufgeheitert. Er öffnete seine Thüren den Menschen und es strömten nun von allen Seiten Lernbegierige nach seinem Hause.

Hätte er nun, um zum höheren Staatsdienste zu gelangen, den gewöhnlichen Weg einschlagen wollen, so hätte er sich dem Fürsten oder seinen Ministern vorstellen und ihnen anzeigen müssen, daß nun seinem Diensteifer kein Hinderniß weiter im Wege stehe. Seine Verwandten sahen diesem Schritt mit Verlangen entgegen; er aber antwortete auf ihre Fragen, daß er zuvörderst noch einige Jahre vollkommener Freiheit bedürfe, um zu seinem Ziele zu gelangen. Er studirte die alten Denkmale seiner Nation fortwährend mit dem bisherigen Eifer.

Der Ruhm, den er sich erworben, gewährte ihm nicht die Ruhe, die er sich wünschte. Man unterbrach ihn oft, um seine Ansicht über irgend eine Frage der Sittenlehre oder der Staatskunst zu vernehmen. Er antwortete Jedem mit bereitwilliger Güte und wies Keinen von sich. Legte man ihm verfängliche oder alberne Fragen vor, so bat er um Bedenkzeit und bedachte sie, wenn er Muße dazu gewonnen hatte. Als ihn der König von Yen durch einen besonders damit beauftragten Officier befragen ließ, durch welche Mittel er seine Unterthanen wohl regieren könnte, antwortete Confucius: ich kenne weder euern Herrn noch seine Unterthanen; wie könnt' ich also sagen, was ihm zum Nutzen sey oder nicht. Hätte er von mir zu wissen verlangt, wie sich die alten Herrscher in diesem oder jenem Falle benommen und wie sie das Reich leiteten, so würde es mir eine angenehme Pflicht gewesen seyn, seinem Wunsche Genüge zu leisten, da ich gesagt hätte, was ich wußte. Hinterbringt ihm also genau, was ihr gehört habt, und leget ihm meine unterthänigste Ehrfurcht dar.

Ein Jahr später begab er sich an den Hof jenes Fürsten und arbeitete hier mit Erfolg an der Erneuerung der Gesetze und der Sitten, führte auch das Ceremonial ein, das man in seinem Vaterlande Lou beobachtete. Als seine Arbeit beendigt, kehrte er, trotz aller wiederholter Bitten, zu bleiben, nach Hause zurück. Ich bin mich, sagte er, meiner Familie und den Meinigen schuldig, ich that meine Pflicht, indem ich hierher kam. Ich erfülle sie ebenfalls, wenn ich von hier fortgehe, da ich anderwärts mehr nützen kann. Ich lasse euch zum Abschied den Spruch eines alten Weisen: „Ein Fürst, der in seinen Staaten neue Einrichtungen zu machen hat, muß nichts unternehmen, bis er nicht weiß, wie die Gebräuche bei den Nachbarn auf den vier Seiten sind."

Confucius hatte sich von der Nothwendigkeit der Reisen überzeugt. Er war jetzt 28 Jahr alt, und sein Ruhm war vollkommen begründet. Man betrachtete ihn als einen geschickten Staatsmann, einen Gelehrten vom ersten Rang, einen Weisen. Er selbst sah sich jedoch für einen gewöhnlichen Menschen, für einen guten Schüler an, der nur eine oberflächliche Kenntniß von dem, was ihm zu wissen nothwendig ist, besitzt, und an dem man nur den guten Willen zu loben hat. In der Musik hatte er noch die meisten Kenntnisse. Da er aber von dem großen Musikgelehrten Siang im Königreiche King hörte, so begab er sich zu diesem und ließ sich unter die Zahl seiner Schüler aufnehmen. Und nachdem er sich dort vervollkommnet, kehrte er in sein Vaterland zurück, und begann nun, 30 Jahr alt, sein mühsames Werk, das darin bestand, die eingerissenen Unordnungen abzustellen, die Menschen zu ihrer Pflicht zurückzuführen und ihnen den Weg der Tugend zu zeigen. Er opferte dem öffentlichen Wohle jedes persönliche und Familieninteresse, und achtete durchaus nicht auf die Abmahnungen seiner Freunde. „Ihr gebt euch, sagte er ihnen, vergebliche Mühe, meine Ideen umzuwandeln; ich werde sie bis zu ihrem Ziele verfolgen. Ich betrachte mich als allen Menschen ohne Unterschied angehörig, weil ich die Menschen als eine und dieselbe Familie ansehe, mit deren Belehrung ich beauftragt bin. Lasset also euren Widerstand, ihr werdet nichts über mich gewinnen. Ich bin im 30. Jahre meines Lebens und dieß ist das Alter, wo der Geist in seiner vollen Kraft dasteht, so wie auch der Körper seine volle Ausbildung hat. Ich weiß, wozu ich mich verbindlich mache."

Er begnügte sich jetzt nicht mehr, wie im Vorbeigehen, denen, die sich um Belehrung an ihn wendeten, einige Aufklärung zu geben, sondern er verwandelte sein Haus in eine Art von Akademie, zu welcher Jedermann Zutritt hatte und wo Jedermann gute Aufnahme fand. Ausgeschlossen waren nur übelberüchtigte und unverbesserliche Menschen. Junge und Alte, Arme und Reiche, Beamte und Krieger, kamen alsbald in Menge herbei, wie es eben ihre Zeit erlaubte, um sich Kenntnisse und Lebensregeln zu holen. Sein Ruhm verbreitete sich auch alsbald über alle Gegenden des Reiches. Der König von Tsi, King-koung, sendete auch bald darauf einen Botschafter an Confucius und ließ ihn zu sich einladen, um die Reform des sittlichen Zustandes vorzunehmen.

Nachdem Confucius seine Angelegenheit geordnet, reisete er, begleitet von einigen seiner Schüler, nach Tsi ab, und kaum hatte er seine Vaterstadt verlassen, als sich ihm eine Menge junger Leute anschloß, um von seiner Weisheit zu lernen. Er wies keinen zurück, da er wohl wußte, jeder werde gar bald von selbst wieder gehen, wenn er einen andern als den angegebenen Zweck im Auge habe.

Er hatte kaum die Gränze des Königreiches Tsi betreten, als er einen Mann fand, der sich aus Verzweiflung aufhängen wollte, weil er Weisheit suchend das Vaterhaus verlassen, die Erziehung seines Sohnes vernachlässigt hatte und nun von seinem Sohne und seinen Freunden verlassen worden war, dann auch, weil er am üppigen Hofe des Königs von Tsi kein Gehör gefunden hatte. Confucius tröstete ihn und sagte zu ihm: Mein lieber Freund, so viel Unrecht man auch gethan, das größte bleibt doch das, wenn man sich der Verzweiflung überläßt; denn jedes andere läßt sich wieder gut machen, dieses aber nicht. Ihr habt Euch vom ersten Schritt an verirrt und einen falschen Weg eingeschlagen, den Ihr für den Weg zur Weisheit hieltet. Man muß damit beginnen, ein gewöhnlicher Mensch seyn zu wollen, bevor man ein Weiser seyn will; denn man kann kein Weiser werden, bevor man nicht alle die Pflichten genau erfüllt hat, welche die Natur allen Menschen auferlegt hat. Die lieben und bedienen, von denen Ihr das Leben habt, das war die wesentlichste Eurer Pflichten. Ihr habt sie vernachlässigt und diese Vernachlässigung ist die Ursache Eures Unglückes. Glaubt jedoch nicht, daß Alles für Euch verloren ist; fasset Muth und bemühet Euch, von einer Wahrheit Euch zu überzeugen, welche die Erfahrung aller Jahrhunderte über jeden Zweifel erhoben hat; die Wahrheit: daß, so lange ein Mensch das Leben hat, er in keiner Weise verzweifeln soll. Es ist möglich, daß der Mensch aus dem Zustand der Trauer in den der Freude, aus der Mitte der Mühen auf den höchsten Gipfel des Glückes erhoben werde. Nochmals also, fasset Muth, kehret heim, und da Ihr heute den Werth des Lebens kennen gelernt habt, so arbeitet die Umstände benutzend. Ihr könnt noch ein Weiser werden. Darauf aber wandte er sich an sein Gefolge und sagte: Was Ihr aus dem Munde dieses Mannes gehört habt, ist eine herrliche Lehre für Euch: bedenkt sie reiflich, und Jeder nach seinen Umständen. Das Unglück der Anderen soll dazu beitragen, uns vor dem zu bewahren, in welches wir eben zu verfallen im Begriff sind. Man hat schon einen großen Fortschritt in der Weisheit gemacht, wenn man somit Nutzen aus den Fehlern der Anderen zieht.

Nach diesen Worten bestieg er seinen Wagen wieder und setzte seine Reise fort. Er war aber kaum ein Ly gefahren, als einige aus seinem Gefolge zu ihm herantraten, ihn ehrfurchtsvoll grüßten und Abschied von ihm sich erbaten. Bald darauf kamen andere und thaten desgleichen, und als er am Ziele seiner Reise eintrat, fand er, daß dreizehn ihn verlassen hatten, um ihren Eltern zu dienen und die kindliche Pflicht zu erfüllen.

Der König von Tsi wies ihm eine Wohnung in der Nähe seines Palastes an und gab Befehl, ihn wohl zu halten, gestattete ihm auch stets vollkommenen Zutritt zu seiner Person. Confucius

ward sehr wohl bei ihm aufgenommen. Dieser Fürst, etwas leichten Geistes, fragte unseren Weisen nur über Kleinigkeiten, über welche ihn der erste, beßte Höfling hätte gründlich belehren können. Der Weise verlor die Geduld jedoch keineswegs und antwortete, als ob es die wichtigsten Dinge beträfe. Diese erste Audienz gab ihm jedoch keine sonderliche Meinung von diesem Hofe; er fühlte, daß eine Reform nothwendig, und nahm sich vor, sie mit der Zeit und mit Geduld durchzuführen. Obschon er alle Mittel aufbot, so hatte er doch keinen Erfolg. Nachdem ein Jahr verflossen war und Confucius häufige Unterhaltungen mit dem König gehabt hatte, wobei dieser jeden Ausspruch des Weisen sehr gelobt, bot ihm der König eine Stadt dritten Ranges zum Geschenk an, damit er über jede Nahrungssorge erhaben seyn könne. Confucius lehnte das Geschenk jedoch ab, weil er dem Könige noch keinen irgend bedeutenden Dienst erwiesen. Der König wiederholte dasselbe Anerbieten. Confucius schlug dasselbe zur Verwunderung seiner Schüler abermals aus. Als sie ihm ihr Erstaunen ausdrückten, sagte er: „Ihr kennt mich nicht, wenn Ihr glaubt, daß meine Weigerung aus Verachtung gegen den König entspringt, der mich mit einer Wohlthat beehren will. Der König von Tsi kennt mich aber eben so wenig, wenn er sich einbildet, daß ich in sein Reich gekommen bin, um irgend einen zeitigen und persönlichen Vortheil zu erlangen. Ich bin nun ein Jahr bei ihm, sein Hof ist noch so, wie ich denselben gefunden habe, sein Königreich in derselben Unordnung, wie vorher. Wenn er doch nur die Einfachheit und die guten Sitten der weisen Fürsten wieder aufleben lassen wollte, die ich ihm so oft als Muster aufgestellt habe, wenn er ernstlich und wirksam zur Verbesserung dieser vielen Mißbräuche schreiten wollte, die ich nicht bemerken konnte, ohne für ihn schamroth zu werden! dann würde ich mit Dank alle seine Geschenke annehmen. Wenn man es übernimmt, Verirrte zu ihrer Pflicht zurückzubringen, so muß es gelingen oder man muß Unannehmlichkeiten vielfacher Art auf sich laden. Merkt Euch diese wenigen Worte, durchdringet den Sinn derselben und beruhigt Euch wegen des Uebrigen." Die Schüler schlugen die Augen nieder und keiner wagte etwas zu antworten.

Dasselbe Jahr (519 v. Chr. G.) starb Kaiser King-wang aus der Dynastie der Tscheou, nachdem er 25 Jahr regiert hatte. Nach seinem Tode entstanden Unruhen, die Confucius bestimmten, noch länger am Hofe von Tsi zu verweilen, wo man ihm, da die Zahl seiner Schüler immerfort im Zunehmen war, ein großes Gebäude in der Nähe des kaiserlichen Palastes anwies. Als nun eines Tages der König die Nachricht erhielt, daß der Blitz einen der Ahnensäle des Kaisers vernichtet und daß darob alle Welt eine böse Vorbedeutung für den neuen Kaiser erblickte, fragte der König

unseren Weisen um seine Ansicht. Confucius sagte: Zweifelt nicht, daß dieser Saal dem Ly-wang gewidmet war, denn ich bin überzeugt, daß der Himmel gerade das Andenken dieses Fürsten brandmarken wollte, um allen Herrschern eine nützliche Lehre zu geben. Denn so lange die Herren dieser Erde im Stande sind, Böses zu thun, verschließt eine schlecht verstandene Rücksicht, eine knechtische Furcht jeden Mund über ihre Fehler; aber der Himmel giebt früher oder später Zeichen seiner Unzufriedenheit mit den Verletzern der Gesetze kund. Ly-wang *) war ein böser Fürst; er hat die meisten weisen Anordnungen des Ven-wang abgeschafft. Er war der erste Kaiser, der es wagte, reichverzierte Kleider von gelber Farbe zu tragen, der erste, der sich umfangreiche, hohe, prachtvolle Paläste bauen ließ, der erste, der seine Zimmer mit kostbaren Geräthen schmückte, der ausgeschnitzte Wagen hatte, die von reichbedeckten Pferden geführt wurden; der erste, der an dem kaiserlichen Hof eine Verschwendung einführte, über welche die weisen Fürsten des tugendhaften Alterthums schamroth geworden wären. Indem der Himmel seine Donner auf den Ort fallen ließ, dessen Bestimmung die Ehrenbezeigungen für Ly-wang sind, wollte er die Menschen erkennen lassen, daß ein solcher Fürst der ihm gewidmeten Ehren unwürdig sey. Er wollte demnächst, daß alle anderen Fürsten zur Selbsterkenntniß gelangen, die etwa versucht seyn sollten, ihm nachzuahmen. Zweifelt nicht, Herr, daß es der Saal des Ly-wang ist, der durch das Feuer des Himmels verzehrt worden.

Der König erwiderte nichts, sprach von andern Dingen, entließ den Confucius, schickte aber alsbald einen Eilboten ab, der über den Ort und alle Umstände dieser Feuersbrunst Nachricht einziehen mußte. Der Bote kehrte mit der Nachricht zurück, daß der Saal des Ly-wang durch Blitzschlag in Brand gerathen. Der König fiel in tiefes Nachsinnen; dann sprach er zu seiner Umgebung: Wünschet mir Glück zur Erwerbung eines unschätzbaren Kleinods. Ich besitze in der Person des Confucius den größten Mann, der im ganzen Reiche lebt. Confucius ist kein gewöhnlicher Mensch, er ist ein Denker, welcher den höchsten Gipfel der Weisheit erreicht hat; er ist ein Heiliger. Er sieht Dinge, die fern von ihm sich zutragen, als geschähen sie unter seinen Augen.

Trotz der Verehrung und Lobsprüche, die der König dem Confucius spendete, wurde er doch nicht gelehriger wie vorher und beharrte mit seinen Hofleuten in der gewohnten Lebensweise. Confucius erspähete eine Gelegenheit, um sich an den kaiserlichen Hof begeben zu können, damit er mit eignen Augen sich überzeugen könnte, bis zu welchem Puncte das Reich von seinem alten

*) Lebte 878 vor Chr. Geb.

Glanze herabgekommen wäre, und diese Gelegenheit fand sich auch gar bald.

Einer der vornehmsten Herren des Königreiches Lou, Namens Mong-hi-tsee, hatte auf dem Sterbelager seinen beiden Söhnen Mong-y-tsee und Nam-koung-king-schou dringend angerathen, sich unter die Schüler des Confucius zu begeben und ganz seinem Rathe zu folgen. Diesem Befehl kam der jüngere nach und begab sich ins Königreich Tsi, wo Confucius noch verweilte. Confucius erinnerte sich seiner und versprach, ihm mit seinem Rathe beizustehen. Der junge Mann dagegen übernahm es, ihm einen Urlaub vom Könige auszuwirken, und so reiseten auch in der That Lehrer und Schüler in einem vom Könige gelieferten Wagen nach der kaiserlichen Hauptstadt ab. Zuerst kamen die Reisenden zu dem Gelehrten Tschang-houng, der sich durch seine tiefen Kenntnisse in der Musik auszeichnete. Confucius schloß bald innige Freundschaft mit diesem Manne, der ihn mit einem der kaiserlichen Minister bekannt machte. Der Minister aber wünschte von Confucius zu wissen, womit man beginnen müsse, wenn man die Weisheit erwerben wolle. Confucius machte ihn auf die Schwierigkeiten aufmerksam, welche die Beantwortung dieser Frage mit sich führt, und fuhr dann fort: Merkt vornehmlich vier Dinge, die einem hochgestellten Manne besonders nützlich sind. „Man zerbricht den Stahl, wie hart er auch sey; das, was am festesten gegründet scheint, ist oft am leichtesten zu zerstören. Der stolze Mann stellt sich hoch über die Andern und glaubt, daß man ihm Alles schuldig sey. Die andern dagegen weisen ihm die letzte Stelle an und gestehen ihm nichts zu. Der Mensch, der allzu gefällig, gesteht Alles zu, um Alles zu haben. Er ist der Narr seiner Gefälligkeit. Diese Grundsätze, so gemein sie auch scheinen mögen, können die auf den höchsten Gipfel der Weisheit führen, die den Sinn derselben durchdringen und ihre Handlungsweise darnach einrichten."

Als man bei Hofe sich nach Confucius erkundigte, erwiderte Tschang-houng: Das ist ein Mann, dem sich kein anderer Zeitgenosse vergleichen kann. Sein Gesicht bezeichnet die höchste Weisheit, seine Augen sind wie zwei Lichtströme und seine Kehle ist wie die des Drachen. So war Hoang-ty. Er ist 9 Fuß 6 Zoll (franz. Maaß 6 Fuß 7 Zoll) lang; er hat lange Arme; er ist gewölbt und sein Leib ist ein wenig gebeugt; seine Worte haben nur den Zweck, Tugend einzuflößen. Er gleicht den berühmtesten Weisen des hohen Alterthums. Er schämt sich nicht, bei denen sich zu unterrichten, die weniger weise und weniger erleuchtet sind als er; er zieht Nutzen aus Allem, was man ihm sagt. Er bemüht sich, Alles auf die weise Lehre der Alten zurückzuführen. Er wird die Bewunderung aller Jahrhunderte seyn und als das größte Muster dastehen, wornach man sich bilden kann. Und wenn dereinst die herrlichen

Lehren von Yao und Schün verloren seyn werden, wenn die weisen Verordnungen der ersten Gründer unseres Reiches vergessen sind, wenn die Gebräuche und die Musik vernachlässigt und verdorben, wenn die Menschen ganz schlecht geworden seyn werden — dann werden die Schriften, welche Confucius hinterläßt, die Leute zur Erfüllung ihrer Pflicht zurückrufen und sie wieder daran erinnern, was die Alten wußten, lehrten und als das Nützlichste und Würdigste übten.

Confucius erhielt nun auch die gewünschte Erlaubniß, die Gegenstände zu betrachten, die er für seiner Aufmerksamkeit würdig hielt. Vor Allem besuchte er die erhabenen Orte, wo man den Himmel und die Ahnen der regierenden Kaiserfamilie verehrte. Er ließ sich in den Tempel des Lichtes führen, und betrachtete hier Alles auf das Genaueste, vor Allem aber die Bildnisse der alten Kaiser, die in zwei Reihen, die guten neben den schlechten Fürsten ohne Unterschied neben einander an der Wand angebracht waren. Confucius sprach seufzend: Hier sehen wir die Bilder von Yao und Schün an demselben Ort, wo die der Kie und Tscheou sich befinden. Beide waren wohl Kaiser und das ist das Einzige, worin sie sich gleichen. Die ersten waren Günstlinge des Himmels und den Menschen eine Freude; die letzten waren aber dem Himmel verhaßt und den Menschen ein Gräuel. Denn die Yao und Schün ehrten den Himmel, lehrten die Menschen und erzeigten ihnen Wohlthaten; während die Kie und Tscheou den Himmel verachteten und den Menschen so viel Böses zufügten, als ihnen nur möglich war. Nun wollte Confucius auch den Saal sehen, der dem Stifter der Tscheou, dem Heou-tsi, gewidmet war. Nachdem er die Erlaubniß erhalten, trat er ein. An einer Seite des Saales sah man eine goldene Statue, deren Lippen durch drei Nadeln verschlossen waren. Auf dem Rücken las man folgende Inschrift: „In alter Zeit waren die Menschen sehr vorsichtig in ihren Reden, man muß sie nachahmen. Sprecht nicht zu viel, denn wer viel spricht, sagt fast immer etwas, was er nicht hätte sagen sollen. Beladet euch nicht mit zu vielen Geschäften, viel Geschäfte bringen viel Kummer und mehr oder weniger Sorgen. Uebernehmt kein Geschäft, das nicht eure unerläßliche Pflicht ist. Suchet nicht euch zu viel Freude oder zu große Ruhe zu verschaffen, denn das macht Mühe und ist ein Hemmniß der Ruhe. Hüthet euch, etwas zu thun, was ihr später bereuen würdet. Vernachlässigt nicht, einem Uebel abzuhelfen, wie klein es auch seyn möge; ein vernachlässigtes Uebel wächst allgemach und wird sehr groß. Wenn ihr euch nicht gegen kleine Beeinträchtigungen wehrt, so wird man euch bald großes Unrecht zufügen. Bei euern Reden und Handlungen glaubt nie, obschon ihr allein, daß ihr nicht gesehen würdet; die Geister sind Zeugen von Allem. Ein lang verheimlichtes Feuer wird zu einem schwer

zu löschenden Brande. Ein Feuer, dessen Flamme an den Tag tritt, löscht sich leicht. Mehrere vereinte Bäche bilden einen Fluß; mehrere zusammengedrehte Faden einen Strick, den man nicht leicht zerreißen kann, so daß man Netze u. a. Dinge daraus zu fertigen vermag. Ein junger Baum, der noch keine tiefen Wurzeln hat, läßt sich leicht ausreißen; man muß die Axt anwenden, wenn er groß geworden. Aus dem Munde können spitze Pfeile hervorgehen, welche verwunden, und brennend Feuer, das verzehrt. Aeußerste Wachsamkeit kann den Pfeilen wie dem Feuer eine Abwehr bieten, daß sie nicht schaden. Glaubet nicht, daß ein Mensch, dessen Erbtheil die Kraft, sich, ohne sein Leben zu wagen, allen Gefahren aussetzen kann. Der Starke findet einen Stärkeren, der ihn zu Boden wirft. Wer seinen rechtmäßigen Herrn haßt, ist wie ein Räuber und Spitzbube, und der, welcher gegen die Regierung murret, setzt sich dem gemeinen Volke gleich. Man darf dem Herrscher nur widerstehen, wenn er zuviel verlangt; begnügt er sich mit Wenigem, so gehorcht Jeder gern. Die gewöhnlichen Menschen sind nie die ersten, wenn es gilt, etwas zu thun, was noch nicht dagewesen, oder den Plan zu einer neuen Unternehmung zu bilden. Sie machen nur nach, was sie thun sehen; sie brauchen Beispiele. Sehen sie oft umsichtige und ehrfurchtsvolle Menschen, tugendhafte und unterrichtete Männer, so werden sie selbst so werden und wiederum Nachahmer finden. Mein Mund ist verschlossen; ich kann nicht sprechen. Vergebens legt man mir Zweifel vor, ich kann sie nicht lösen. Meine Wissenschaft ist zwar verborgen, dennoch aber wahrhaftig. Obgleich ich auf hohem Standpuncte stehe, können mir die Menschen doch nicht schaden. Der Himmel hat keine Verwandten, er behandelt alle Menschen gleichmäßig. Wie voll auch die Ki-ang und die See ist, sie nehmen doch alle andern Gewässer auf und laufen niemals über. Bedenkt das, was ihr gelesen."

Confucius hatte diese Worte mit lauter Stimme gelesen und war darüber entzückt; er nannte sie den Inbegriff aller nützlichen Weisheit. Heimgekehrt zu Tschang-houng, ergab er sich ganz dem Studium der Musik und blieb ein ganzes Jahr bei ihm. Dann aber beschloß er, den berühmten Lehrer kennen zu lernen, der ganz andere Grundsätze aufstellte, als die seinigen waren, den Lao-tsee, der auch Lao-jan oder Lao-kiün genannt wird, den Stifter der Tao-Secte, welcher in See-tai sich aufhielt. Dorthin begab sich nun Confucius mit einigen seiner Schüler. Lao-tsee nahm ihn gleichgültig auf und blieb ruhig auf seinem Sitze, als Confucius eintrat; ja er würdigte ihn kaum eines Blickes. Endlich sagte er: Ich habe von euch sprechen hören und kenne euch dem Rufe nach. Man sagt, ihr sprächet nur von den Alten; warum bemüht ihr euch so sehr, diese Männer wieder aufleben zu lassen, von denen keine Spur mehr auf Erden ist? Der Weise soll sich nur mit dem

Zeitalter beschäftigen, worin er lebt, und soll nur die Gegenwart beachten. Begünstigt ihn die Zeit nicht, so mag er sich zurückziehen und sich nicht durch das irren lassen, was die Anderen treiben. Wer einen Schatz bewacht, soll es nicht der ganzen Welt verkünden. Eure Handlungsweise ist zu offenbar und ihr werdet hoffährtig. Bessert diesen Fehler, reinigt euer Herz von jedem Vergnügen; das wird euch mehr nützen, als wenn ihr das Alterthum erforschet. Das ist meine Lehre, ich hab' euch weiter nichts zu sagen.

Als er nun mit seinen Schülern, ungeirrt von der unfreundlichen Aufnahme, von Lao-tsee fortging, sagte er zu ihnen: „Ich habe Lao-tsee gesehen, und ich kenne ihn dennoch eben so wenig, als ich den Drachen kenne. Die Vögel spalten die Luft mit ihrem Flügeln, die Fische schwimmen im Wasser, die Vierfüßer treten gehend die Erde mit ihren Füßen; ich weiß wohl, wie Alles das zugeht. Was aber den Drachen betrifft, so weiß ich nicht, wie er aus der Luft herab- und wieder hinaufkommt. Ich weiß auch, wie man es anfangen muß, um die Vögel in Netzen, die Fische mit der Leine, die Vierfüßer in Fallen zu fangen; wie man aber die Drachen fangen soll, weiß ich nicht. Gerade so geht es mir auch mit Lao-tsee."

Lao-tsee wollte nur für sich arbeiten, Confucius wollte im Gegentheil, daß der Mensch sich mit den Mitteln beschäftigen sollte, wodurch er sich seines Gleichen nützlich machen könne. Er lehrte die Menschen ihre gegenseitigen Pflichten und führte sie zur practischen Tugend.

Als er einige Tage nachher am Flusse hingehend aufmerksam die Wellen betrachtete, fragte ihn sein Schüler Tse-koung, was er denn an einem so natürlichen Gegenstande beobachten könne? Confucius erwiderte: Das Dahinströmen der Wässer in einem Rinnsal, den ihnen Menschen oder die Natur gegraben, nennst du mit Recht eine sehr einfache Sache, deren Grund wohl Jedermann einzusehen vermag. Allein, was nicht Jedermann weiß, ist die Beziehung, welche zwischen dem Wasser und der Lehre Statt findet, und das ist es denn, womit ich mich beschäftige. Die Wässer, sagte ich zu mir, rinnen ohne Rast, bis sie mit allen andern im Schooße des Meeres vereinigt werden. Seit Yao und Schün ist die gesunde Lehre ohne Unterbrechung bis zu uns gelangt. Lassen auch wir sie rinnen, damit sie zu unseren Nachkommen gelange und so fort bis ans Ende der Jahrhunderte allen kommenden Geschlechtern zu Theil werde. Ahmen wir nicht jene Einsiedler nach, die nur für sich selbst weise seyn wollen. Das, was wir von unserer geringen Wissenschaft und Tugend weggeben, macht uns nicht arm.

In solcher Weise lehrte er immer seine Schüler, wo sich nur Gelegenheit dazu bot; denn er war überzeugt, daß scheinbar ab-

sichtslos hingeworfene Lehren bei weitem bessere Aufnahme finden, als solche, die als scheinbare Belehrung bedachtsam gegeben werden, da sie durch die Sinne in den Geist dringen. So lehrte er, indem er den Gebrauch erläuterte, mit einem einfachen Eimer Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen, das System von der richtigen Mitte, die bei allen Dingen zu beobachten ist.

Bevor er das Land der Tscheou verließ, wollte er noch Alles sehen, was aus dem tugendreichen Alterthume übrig geblieben, namentlich die Instrumente und Geräthe, die zu den Opfern gebraucht worden, und die, welche in den Sälen aufbewahrt wurden, wo der Sohn des Himmels sich mit seinen Großen über die gute Verwaltung des Reiches zu unterhalten pflegte.

Man sagte, daß in dem, dem Thron gegenüber gelegenen Hofe ein Brunnen sich befinde und daß der Eimer, womit man das Wasser aus dem Brunnen zog, gleich neben dem Throne seine Stelle habe. Confucius ließ seine Schüler Versuche machen, den Eimer im Brunnen zu füllen; da sie aber theils zu sanft, theils zu heftig ins Wasser warfen und ihren Zweck nicht erreichten, so ließ er denselben, wie sich gehört, hinab und knüpfte daran folgende Betrachtungen. Sehet hier das Bild einer guten Regierung und der rechten Mitte, die man in allen Dingen beobachten muß. Ein Fürst, der seine Geschäfte zu gelinde abmacht, wird nichts mit Erfolg ausrichten. Ein Fürst, ein Beamter, ein Hausvater, die ihren Untergebenen alle Freiheit gewähren, zu leben, wie sie es für gut befinden, welche die Beobachtung der Gesetze und die Erfüllung der Pflichten, welche der Staat Jedem auferlegt, nicht verlangen, werden nur eine sehr schwache Geltung haben und weder für sich selbst noch für Andere einen wirklichen Nutzen bewirken; so ist es, wenn der Eimer sanft in den Brunnen hinabgeht und sich nicht mit einem einzigen Tropfen Wasser beladet. Wenn man die Geschäfte überstürzt, ohne sich Zeit zu gönnen, etwas zu bedenken, noch die Folgen voraus zu berechnen, wenn man sich durch den Zorn beherrschen oder durch irgend eine andere Leidenschaft verleiten läßt, so handelt man allerdings wirksam; allein diese Wirksamkeit kann nur zerstören, sie verdirbt mit sicherem Schlage Alles; so ist's, wenn man den Eimer vom Rande in den Brunnen stürzt, er füllt sich wohl augenblicklich, senkt sich aber auch sofort auf den Grund, ohne daß man ihn sehen kann.

Allein ein Fürst, ein Beamter, ein Familienvater, ein Mann, wer es auch sey, der aufmerksam auf Alles ist, was er thut, der die Folgen voraussieht, sehen sie gut oder schlimm, der nicht zu nachsichtig ist, noch zu streng in dem, was er verlangt, das ist der Mann, dem man gehorcht, wenn er befiehlt, der in allen Plänen, die er unternimmt, Glück hat, und der stets seinen Zweck erreicht; ein Mann, der stets auf seinem Platze ist und denselben würdig

ausfällt, das ist der Eimer, der halb voll ist, der ein gerechtes Gleichgewicht in dem Wasser bewahrt, weder nutzlos auf der Oberfläche umherschwankt, noch darinnen untergeht. Beim Beginn einer jeden Herrschaft machte man einmal in Gegenwart des Fürsten den Versuch, wovon ihr eben Zeugen gewesen, und diese nützliche Lehre, die man mit großer Flüchtigkeit überlieferte, grub sich mit unauslöschlichen Zügen in seinen Geist, und da der Eimer an der Seite des Thrones aufgehangen war, so wurde er täglich an diese Lehre erinnert. Ich habe aber damit nur einen alten Gebrauch andeuten und einige Betrachtungen über die Weisheit, die er enthält, daran knüpfen wollen. Jeder kann sich daraus eine Lebensregel bilden und seine Handlungsweise darnach einrichten.

Während der Weise also sprach, sahen sich die Beamten stillschweigend an. Bewunderung mit Beschämung gemischt verschloß allen den Mund und viele derselben faßten den Entschluß, Confucius als ihren Lehrer zu bekennen und sich auf den Weg der Tugend zu begeben.

Nachdem Confucius einige Monate am Hofe der Tscheou zugebracht und Alles gesehen, was er gewollt, auch neue Kenntnisse erworben hatte, begab er sich nach dem Königreiche Tsi zurück. Er verließ einen Hof, der ein sehr entstelltes Bild der Zustände gab, wie sie zur Zeit der ersten Kaiser der Dynastie gewesen waren, und begab sich an einen, der noch mehr Auflösung zeigte.

Das Erste, was er nach seiner Rückkehr vornahm, war, dem Könige seine Ehrfurcht zu bezeigen. Als man ihn in den Palast einführte, wohnte der König einem Concerte bei, in welchem man ein Stück aus der Zeit des Schün, des Nachfolgers von Yao, aufführte, was also 1730 Jahre alt und Schao-yo genannt war, d. h. Musik, welche die Finsternisse des Verständnisses zerstreut und das Herz in der Liebe zur Pflicht befestigt.

Der Beamte, der Confucius einführte, brachte ihn in einen Saal, wo er Alles deutlich hören konnte, ohne jedoch selbst gesehen zu werden, und wo der König hindurchkommen mußte, wenn die Musik beendigt. Als er nun wirklich kam, bemerkte Confucius denselben gar nicht und die Wachen mußten ihn erst auf die Anwesenheit des Fürsten aufmerksam machen, so großen Eindruck hatte die Musik Schao-yo auf ihn geübt. Er bat den König um Entschuldigung und sprach dann: Die Musik, die ich so eben gehört habe, bringt mir die angenehme Erinnerung dessen, was ich von den alten Zeiten gelesen habe, und ich war nur damit beschäftigt, als Ihr in den Saal tratet. Es war mir, als sähe ich Schün bei Kuei sich von den mühevollen Sorgen der Regierung erholen und neue Kraft zu Wiederaufnahme seiner Last schöpfen. Fahret aber auch selbst fort, Herr, euch an dem süßen Genusse ähnlicher Musik zu erfreuen, und wir werden bald euer wahres Glück und das

Glück derer, die euch unterthan sind, erblühen und jegliche Tugend emporkeimen sehen. Ihr werdet euch wahrhaft würdig machen, zu herrschen, und eure Unterthanen werden würdig, euch als Herrscher zu besitzen.

Der König lächelte und sprach gütig, daß ihm dieß eine gute Vorbedeutung seyn solle. Er befragte ihn dann über seine Reise und ladete ihn dann ein, so oft wie nur möglich zu ihm zu kommen. Es blieb aber Alles beim Alten und die Musik hatte durchaus keinen tiefen Eindruck auf den König gemacht. Anders war es bei Confucius, der ganz von der Musik erfüllt war, so daß die köstlichsten Gerichte seinem Geschmack vollkommen gleichgültig waren.

Bei Hofe bewunderte man die Weisheit wie die Tugend des Confucius, richtete sich aber keineswegs darnach. Confucius war davon wenig befriedigt, er wollte nicht leere Anerkennung, sondern die Wiederherstellung der gesunden Lehre und der guten Sitten. Er kehrte daher in seine Heimath zurück. Der Herr von Lou, Tschao-koung freute sich herzlich darob; aber seine Minister, die die Zügel der Regierung führten, waren desto weniger damit zufrieden; denn sie fürchteten, der Weise, dessen Ruf so fest begründet war, möchte dem Könige die Augen öffnen. Sie beschlossen also, Confucius fern vom Könige zu halten. Sie boten ihm daher eine untergeordnete Stelle im Staatsdienste an, welche ihm wohl einen Rang im Staate sicherte, ihm aber keinen wesentlichen Einfluß auf die Geschäfte gewährte, ihn aber abhängig von ihnen erhielt.

Die Schüler von Confucius waren darüber empört und wollten ihn bereden, diesen Antrag abzuweisen, er aber erwiderte ihnen: „Ich muß auf meiner Huth seyn, man würde meine ablehnende Antwort für Stolz auslegen, und wie könnte man mich, wenn man mich als einen solchen Menschen betrachtete, als Lehrer der Weisheit anerkennen? Wenn wir Andern den Weg, der zur Tugend führt, zeigen wollen, müssen wir denselben selbst einschlagen und man wird uns folgen. Ich nehme also die Stelle an; ich nehme sogar mit Dank dieses kleine Amt an. Ich werde mit eben so großem Vergnügen die Zeichen meiner Würde tragen, als nur die größten Herren des Königreiches die ihrigen tragen. Der Rath, den ihr mir gegeben, liefert mir den deutlichen Beweis, daß ihr noch gar weit von dem Ziele entfernt sehet, das ihr euch vorgesetzt habt. Haltet euch also nur an mich."

Diese Worte sagte Confucius mit ernster Miene, aber mit festem Tone, ja sogar mit etwas Heftigkeit, und sie verschlossen so den in sich gehenden Rathgebern den Mund. Sie sahen ein, daß die wahre Ehre, die an einen wohlbegründeten Ruf geknüpft ist, unendlich erhaben über die Menge kleiner Ehrenpuncte ist, welche der gemeine Haufen für wichtige Gegenstände ansieht. So begriffen

sie nach und nach das Wesentliche in Wissen und Thun und lernten die wahre Tugend von dem Scheinbild derselben unterscheiden, worin sie denn Confucius fortwährend unterrichtete.

Eines Tages ging Confucius mit seinen Schülern in's Freie, und sie bemerkten nicht weit vom großen Wege einen Vogelsteller, der seine Netze eben zusammengerafft hatte und die gefangenen Vögel in die Käfige vertheilte. Sie traten hinzu, den Ertrag seines Fanges zu betrachten. Confucius richtete die größte Aufmerksamkeit vor Allem auf die vergeblichen Versuche, welche die dummen Gefangenen zur Wiedererlangung ihrer Freiheit machten. Die Schüler waren nicht minder aufmerksam auf ihren Lehrer und dieser sprach nun zum Vogelsteller: Ich sehe hier nur junge Vögel, wohin hast du denn die Alten gethan? Die Alten? bemerkte der Vogelsteller, die sind viel zu mißtrauisch, um sich fangen zu lassen. Die merken auf Alles und weichen jedem Dinge aus, was einem Netze oder einem Käfig ähnlich sieht, und eilen flüchtig davon. Diejenigen unter den Jungen, welche bei den Alten sind, machen es eben so. Ich bekomme nur die, welche sich von der Bande getrennt haben, und die, kühner als die andern, sich unbedachtsam nähern. Erwische ich zufällig einen Alten, so ists ein solcher, der den Jungen gefolgt ist.

Da habt ihr es gehört, sprach nun Confucius, sich zu seinen Schülern wendend, die Worte des Vogelfängers sind für uns ein reicher Stoff der Belehrung. Es würde aber zu lang dauern, wollte ich euch im Einzelnen den Sinn dessen auseinandersetzen, was sie Belehrendes enthalten. Ich begnüge mich, euch auf den Gesichtspunct zu stellen; euer Nachdenken mag euch das Uebrige ergänzen. Die jungen Vögel meiden die Fallen, die man ihnen stellt, wenn sie sich nicht von den Alten trennen. Die Alten werden gefangen, wenn sie den Jungen folgen. Eben so ist es mit den Menschen. Hochmuth, Kühnheit, Mangel an Vorsicht, Unachtsamkeit, das sind die vornehmsten Ursachen der Unfälle, welche jungen Leuten widerfahren. Aufgeschwellt von ihrem geringen Verdienst, meinen sie, wenn sie kaum die Anfangsgründe der Wissenschaft begriffen haben, doch Alles schon zu wissen. Kaum haben sie einige Handlungen der allergemeinsten Tugenden geübt, so wähnen sie sich schon auf dem höchsten Gipfel der Weisheit angelangt. In dieser falschen Ueberzeugung zweifeln sie an nichts, verweilen sie nirgends und achten auch auf nichts. Leichtsinnig unternehmen sie Sachen, ohne die Weisen zu Rathe zu ziehen oder die Greise und Personen, die älter als sie selbst sind. Sie schlagen einen falschen Weg ein und gehen mit Sicherheit und ohne das geringste Mißtrauen darauf vorwärts; sie verirren sich, straucheln und gehen in die erste Falle, die man ihnen gelegt hat. Unter den Greisen und Personen von gereiftem Alter finden sich wohl einige, die sich vom

plötzlichen Glanze einiger Funken bleiben lassen, die in einem Gespräche mit jungen Leuten aufleuchten oder in der Handlungsweise derselben und die sich ihnen hingeben, sich an sie anschließen, ihnen folgen, sich mit ihnen verirren und dann mit ihnen in den Netzen gefangen werden. Vergesset nicht meine Worte und denket ihnen nach.

Ein andermal befand sich Confucius mit seinen Schülern auf dem Lande und man begegnete einem Haufen bewaffneter Leute. Da sprach er: dieß sind Jäger, ich werde mich ihnen anschließen, um mich über diese Uebung zu belehren, damit ich selbst jagen kann, wenn es seyn muß. So denkt also, unterbrach ihn einer der Schüler, unser Meister, daß die Jagd der Aufmerksamkeit eines Weisen würdig ist. Die Zeit, die man darauf verwendet, ist wenigstens für Erwerbung der Wissenschaften und für den Fortschritt in der Tugend verloren!

Alles ist der Aufmerksamkeit des Weisen würdig, antwortete Confucius, und es giebt nichts, womit sich der Weise nicht einige Zeit lang beschäftigen könnte und sollte. Die Jagd ist eine der ersten Beschäftigungen des Menschen; durch die Jagd vertheidigen sie das Land, aus welchem sie ihren Unterhalt zogen und das sie von der Gefräßigkeit jeder Art von Thieren reinigten, die dasselbe verwüsteten. Durch die Jagd haben sich die erlauchten Beherrscher im hohen Alterthum von Zeit zu Zeit von den mühevollen Sorgen der Regierung erholt; durch sie haben sie ihren Unterthanen die Kunst gelehrt, sich der Wuth der schrecklichen Thiere zu entziehen, die sie verschlungen haben würden, gelernt, den ungerechten Angreifern zu widerstehen, die Uebelthäter und Empörer zu bändigen, in den Gränzen der Pflicht diejenigen zu erhalten, die es versucht haben würden, sich daraus zu entfernen. Durch die Jagd vermag der Weise seinem durch die tiefen Betrachtungen ermatteten Geist einige Erholung zu gewähren und neue Kraft zu schöpfen, um mit Frucht und ohne Ekel seine mühsamen Arbeiten fortzusetzen. Endlich ist es die Jagd, durch welche Jedermann sich den kostbaren Vortheil erwerben kann, sich Thiere zu verschaffen, die er selbst getödtet hat und die er, wie das alte Ceremonial vorschreibt, in dem zur Ehre seiner Ahnen bestimmten Saale opfern kann. Confucius schloß sich den Jägern an, nachdem sie ihm mit Vergnügen Erlaubniß dazu ertheilt hatten. Solche Jagden wurden zweimal im Jahre von den Beamten angestellt; im Sommer, um die Ernte gegen das Wild zu sichern; im Herbste, um sich mit Vorräthen zu versehen. Die Jagd war durch die alten Gesetze des Reiches geheiligt, weil in der Zeit von Yao und Schün eine ungeheure Menge von Vierfüßern und Vögeln nach der großen Ueberschwemmung das Land belästigte. Auf den Gebürgen und hochgelegenen Orten, wohin sich die Thiere geflüchtet hatten, vermehrten sie sich dergestalt, daß sie hier nicht mehr genügende Nahrung vorfanden und sich in die von Menschen

bebauten Orte wendeten und die Gefilde und deren Producte verwüsteten. Man mußte ihnen also den Krieg erklären, man bewaffnete sich, zog sich in Haufen zusammen und erlegte oder vertrieb sie. Um aber die Vermehrung des Wildes zu verhüten, gebot man durch ein Gesetz eine zweimalige Jagd in jedem Jahre. Die Herrscher selbst stellten sich an die Spitze, sie ordneten besondere Beamte dafür an, denen sie große Ehren beilegten, indem sie die damit Bekleideten an ihre Person banden. Ferner bestimmte man als die beste Art, die Vorfahren zu ehren, daß man ihnen Opfer von Thieren darbrachte, welche man auf der Jagd mit eigener Hand erlegt hatte. So verpflichtete man wenigstens alle Familienhäupter gewissermaßen zur Jagd. Zur Zeit von Confucius betrachtete man freilich die Jagd nicht mehr aus diesem Gesichtspuncte, sondern sah sie für eine Belustigung für vornehme Herren an. Confucius, der die alten Gebräuche wieder zu Ehren bringen wollte, beschäftigte sich deßhalb mit der Jagd.

Nachdem er nun zehn bis funfzehn Tage auf der Jagd zugebracht hatte, kehrten die Jäger zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurück und Confucius überließ sich mit erneuertem Eifer seinen Studien. Er hatte es unternommen, die Kriegs- oder Gesetzbücher zu reinigen, da Mehreres in denselben durch die Umwandlung in den Sitten unnütz geworden war. Er wünschte diese wichtige Arbeit zu Ende zu bringen. Er hatte diese Bücher vom Morgen bis zum Abend in der Hand und las so fleißig, daß er die Schnüre der Tafeln, worauf sie geschrieben oder gegraben waren, dreimal erneuern mußte. Er brachte nun die verschiedenen Arten dieser Schriften in einen Auszug. Den Schi-king oder das Liederbuch brachte er von 3000 auf 311 Stücke zurück. Er brachte ferner das Buch der Regierung oder den berühmten Schu-king in seine jetzige Gestalt, worin das Wesentlichste und Wichtigste enthalten war, was die alten Kaiser, Minister, Großen und Weisen des hohen Alterthums über Moral und Politik gesagt hatten. Confucius schnitt Alles davon ab, was keinen wesentlichen Nutzen für die Reform der Regierung und der Sitten haben konnte, so daß er aus 100 nur 50 Abschnitte bildete.

Indem er so seiner Arbeit jede Sorgfalt widmete, blieben seine Schüler nicht müssig. Sie mußten die Schriftzüge corrigiren und den Text in gehörige Capitel ordnen. Jeder wurde beschäftigt und dabei gab er ihnen mannichfache Belehrung.

Die Ausarbeitung des Schi-king und Schu-king war eine Erholung gegen die des Yking, welcher Alles enthält, was der Mensch auf Erden wissen und thun soll, dessen Schlüssel aber verloren ist; er arbeitete Tag und Nacht daran und sagte oft: wenn ich zu leben wünsche, so ist es vornehmlich, um die Arbeit zu vollenden, die auf den Yking Bezug hat.

Diese Arbeiten würden seine Kräfte erschöpft haben, wenn er sich nicht von Zeit zu Zeit eine Erholung vergönnt hätte, indem er sich mit seinen Schülern unterhielt, oder auf musikalischen Instrumenten spielte, oder mit seinen Freunden Ausflüge machte. Denn das kleine Amt, womit man ihn bekleidete, kostete ihm keinen Augenblick, da es nur ein Titel war, der ihm seine ganze Freiheit ließ. Nachdem er aber durch die Annahme desselben der Regierung den Beweis seiner Bescheidenheit und seinen Schülern ein Beispiel der Weisheit gegeben, beschloß er, es niederzulegen. Eine schickliche Gelegenheit fand sich bald dazu.

Im Jahre 509 v. Chr. G. starb der König von Lou, Tschaokoung, und hatte den Ting-koung zum Nachfolger. Der Minister Ki-sche brachte die ganze Staatsgewalt an sich. Er hielt seinen Herrn unter einer gewissen Bevormundung, reinigte den Hof von allen Großen, die ihm schaden konnten, und überließ sich allen Ausbrüchen eines ungezügelten Ehrgeizes, wie es Personen zu thun pflegen, die sich über die Gesetze erhaben dünken. Ki-sche wurde aber seinerseits wiederum von zwei anderen Männern tyrannisirt, vom Tschoung-leang-hoai und vom Yang-hou, die sich jedoch selbst feindselig einander gegenüber standen, so daß Yang-hou die Verbannung seines Nebenbuhlers verlangte, und als ihm dieß nicht bewilligt wurde, sich mit Gewalt desselben bemächtigte und offenbar feindselig gegen seinen Minister auftrat. Ki-sche wollte ihn zwar darob züchtigen, allein es war schon zu spät, Yang-hou war zu mächtig geworden, so daß man ohne große Gefahr nichts wider ihn unternehmen konnte. Ki-sche scheiterte mit seinem Unternehmen, wurde gefangen genommen und in ein Staatsgefängniß gesteckt. Von nun an herrschte Yang-hou selbst im Namen des Königs so lange, bis er sich mit Ki-sche und Tschoung-leang-hoai verglichen hatte, und diese drei Männer fortan gemeinsam die Angelegenheiten des Staates leiteten.

Unter diesen schwierigen Umständen faßte Confucius einen Entschluß, der seine Schüler in's größte Erstaunen setzte; er gab seine niedere Stellung auf, ohne eine höhere dafür zu verlangen. Als sie ihm ihr Befremden mittheilten, erwiderte Confucius: Als man mir jene kleine Stelle antrug, die nicht für einen Mann würdig war, der Anspruch auf die höchsten Staatsämter hat, durfte ich sie des guten Beispiels wegen nicht ausschlagen. Denn diejenigen, welche mir die Stelle antrugen, waren die gesetzmäßigen Diener der königlichen Gewalt. Als solche mußte ich sie wie Männer betrachten, die mir den Willen dessen verkündeten, zu dessen Dienste wir, wie alle seine Unterthanen, verpflichtet sind. In welcher Art und in welcher Stellung man nun auch seinem Herrn dient, erfüllt man immer seine Pflicht, wenn man ihm nur so dient, wie er es will und verlangt, vorausgesetzt, daß dieser Dienst nichts enthält,

was offenbar unrecht oder schlecht ist. Ich bemerkte nun in der mir angebotenen Stelle nichts Aehnliches und machte mir es daher zur Pflicht, sie anzunehmen. Die Umstände haben sich geändert. Diejenigen, welche die Würden, Stellen und Aemter vertheilen, sind keine gesetzmäßigen Beamten der königlichen Gewalt; es sind vielmehr unwürdige und verhaßte Usurpatoren, und es würde gewissermaßen eine Gutheißung ihrer Anmaßung sein, wenn man das geringste Amt unter ihrer ungerechten Herrschaft führen wollte. Daher muß ich jetzt sowohl des guten Beispiels wegen, als auch um meine Pflicht zu erfüllen, mit Verachtung das von mir werfen, was ich früher mit Dank angenommen. Glaubt ihr nun, daß meine gegenwärtige Handlungsweise mit meiner frühern in Widerspruch stehe?

Diese Auseinandersetzung reichte vollkommen hin, die Schüler zu beruhigen. Die drei Tyrannen aber waren mit ihren schlechten Streichen zu sehr beschäftigt, als daß sie der kleinen Angelegenheit, wie es die Dienstentlassung des Confucius war, einige Aufmerksamkeit hätten widmen können. Aber ihre Anhänger, ihre Geschöpfe und Freunde zeigten nicht dieselbe Gleichgültigkeit. Sie fürchteten, daß das, was ein Weiser von so hohem Rufe gethan hatte, die ärgerlichsten Folgen gegen die haben könnte, die im Besitz einer Macht waren, unter der sich Alles beugen mußte, die aber auch bereits wankend geworden und beim ersten Anstoß zusammenfallen konnte. Sie riethen daher den Tyrannen, einen Mann ja nicht zu vernachlässigen, der im Stande war, viel Nutzen oder großen Schaden zu bringen, je nachdem er sich für oder gegen sie erklärte, sondern ihn vielmehr möglichst für sich zu gewinnen zu suchen.

Diesen Rath fand besonders Yang-hou für gut und beschloß, jede sich darbietende Gelegenheit zu seiner Ausführung zu benutzen; ja er beschloß, diese Gelegenheit herbeizuführen, ohne daß es den Schein davon hätte. Er gelangte auch bald zum Ziele damit. Es war gewöhnlich, ja es war ein wesentlicher Punct der Gebräuche, daß man, nachdem im Frühjahr und Herbste das Opfer der Ahnen Statt gefunden, diejenigen Personen, die man liebte oder besonders ehren wollte, mit Fleisch und anderen Sachen beschenkte. Die so beehrten Personen konnten anständiger Weise ein solches Geschenk, welches gewissermaßen heilig war, nicht anders als mit Dank annehmen. Yang-hou übersandte also am Tage des Opfers der Ahnen ein derartiges Geschenk an die Großen und auch an Confucius. Confucius wollte allerdings keine Gemeinschaft mit diesem Menschen haben, allein die Sitte gestattete ihm nicht, das Geschenk zurückzuschicken, sie verlangte vielmehr, daß er ihm einen Danksagungsbesuch abstattete. Er beschloß, diesen zu einer Zeit vorzunehmen, wo er Yang-hou nicht zu Haus antreffen würde; allein es kam anders.

Als er es am wenigsten erwartete, begegnete er dem, den er

nicht suchte, und zwar an einem Orte ausserhalb der Stadt. So wie Yang-hou den Weisen erblickte, machte er ihm freundschaftliche Vorwürfe, daß er von ihm so vernachlässigt würde, versicherte, daß er sich unter die Zahl seiner Schüler würde aufnehmen lassen, wenn es nur seine Zeit gestatten wollte, und fügte bei: Ein Mann, der, wie ihr, den köstlichsten der Schätze besitzt, die Weisheit, soll diesen nicht vergraben.

Confucius erwiderte mit Ernst, doch mit Bescheidenheit: Der, welcher den Schatz der Weisheit besitzt, thut allerdings unrecht, wenn er ihn vergraben läßt; er soll allen denen davon mittheilen, die ihn zu benutzen verstehen.

Wer die Fackel der Wissenschaft hält, entgegnete Yang-hou, soll sie nicht in seiner Hand verlöschen lassen. Soll er nicht die aufklären, welche in der Finsterniß wandeln?

Ein aufgeklärter Mann, sprach Confucius, soll sich bemühen, die Anderen aufzuklären.

Wohlan denn, bemerkte Yang-hou, da verdammt ihr euch selbst. Ihr besitzt einen aufgeklärten, scharfsinnigen und erhabenen Geist; nichts ist, was ihr nicht unternehmen, nichts, worüber ihr nicht Belehrung ertheilen könntet; Ihr habt Talente, womit Ihr die, welche am Staatsruder sitzen, unterstützen könntet, Ihr thut es aber nicht. Handelt wohl aber ein Mann so, der am öffentlichen Wohl regen Antheil nimmt?

Jedermann, der das öffentliche Wohl liebt, erwiderte Confucius, muß dieß durch seine Handlungsweise darthun.

Yang-hao forderte ihn nun auf, fernerhin sich weniger zurückzuziehen und ihm Gelegenheit zu geben, ihm seine hohe Achtung an den Tag zu legen, und zwar so bald als möglich.

Confucius schied mit den Worten: Ihr saget sehr richtig, daß man die Gegenwart benutzen muß, und ich bin fest entschlossen, dieß auch zu thun.

So zog sich Confucius aus der Verlegenheit, ohne der Ehrfurcht, die er jenem schuldig war, zu nahe getreten zu seyn. Er aber beschäftigte sich fortan nur mit seinen Studien. Er stand frühzeitig auf und ging spät zur Ruhe, und mit Ausnahme von einer oder zwei Stunden, die er Mittags ruhete, arbeitete er einsam in seinem Zimmer oder unterrichtete seine Schüler, die sich, seitdem er in die Heimath zurückgekehrt, außerordentlich vermehrt hatten. Diese Schüler waren jedoch keineswegs Jünglinge, sondern meistens gemachte Leute von jedem Alter und jedem Stande, die auch nicht in seinem Hause wohnten; sie besuchten ihn von Zeit zu Zeit, und unterhielten sich mit ihm über Gegenstände der Moral oder der Geschichte und die Lehren, die in den Kings enthalten sind. Sie wohnten im Schooße ihrer Familie, erfüllten ihre bürgerlichen Pflichten, wohnten an verschiedenen Orten des Reiches. Nur wenige waren,

die näher um ihn waren und ihn überall hin begleiteten. Sein Haus war Jedermann offen, allein es konnte ihn nicht Jedermann zu jeder Zeit sprechen. Man wartete in einer Galerie, in einem Vorzimmer, bis der Meister sich selbst zeigte, oder bis er einen zu sich rufen ließ.

Als nun eines Tages Min-tse und Tseng-tse eben so auf Confucius warteten, begann er um die Mitte des Tages auf dem Kin zu spielen, aber so leise, daß seine beiden Schüler fürchteten, es möge ihn eine schwere Sorge beläſtigen. Confucius antwortete auf diese Anfrage: die zarte Aufmerksamkeit, die ihr mir zuwendet, ist mir ein Beweis eurer Liebe. Sie freut mich sehr, und ich danke euch dafür. Was mich aber ganz besonders freut, ist, daß ich daraus ersehe, Min-tse werde den Gipfel der Weisheit erreichen. Er denkt nach, seine Unterscheidungsgabe ist sicher, und er benutzt, was er gelernt hat. Die Aufmerksamkeit, die er auf die Töne meines Kin gerichtet, der Schluß, den er daraus gezogen, zeigen mir, daß er ein Mensch ist, der sich nicht begnügt, die Dinge, womit er sich beschäftigt, nur flüchtig zu betrachten, sondern daß er tiefer eingeht und bis auf ihren Grund zurückgeht. Die Musikstücke sind für ihn nicht leere Töne, die, nachdem sie sein Ohr einige Augenblicke angenehm berührt haben, sich zerstreuen, ohne die geringste Spur ihres Daseins zurückzulassen. Sie sind im Gegentheil für ihn eben so viele Meisel, die das in sein Herz graben, was sie auszudrücken beabsichtigten. Ich aber habe jetzt gar keine Ursache zur Trauer, und wenn ich auf meinem Kin traurige Töne angeschlagen, so geschah dieß, weil ich leise spielte und etwas zerstreut war. Ich sah eine Ratte, die auf der Seite ging, wo die Katze ist, und dachte darüber nach. Ich war in Erwartung dessen, was geschehen würde, und aus Furcht, die Katze oder die Ratte zu stören, machte ich nur halb so viel Geräusch, als ich gekonnt hätte. Das ist die einzige und wahrhaftige Ursache der trüben Töne, die euch beunruhigt haben. Dennoch aber war die Bemerkung von Min-tse ganz richtig, da ich mich in der That nicht in meiner gewöhnlichen Stimmung befand. Ich beschäftigte mich mehr mit der Katze und mit der Ratte, als mit dem Kin. Wir können also den Schluß ziehen, daß es Gelegenheiten giebt, wo man sich doch täuscht, obschon man über Erscheinungen urtheilt, die den Stempel der Gewißheit an sich zu tragen scheinen. Ziehen wir ferner den Schluß, daß man sich gar wohl in Acht zu nehmen hat, bevor man sein Urtheil ausspricht, zumal wenn dieses Urtheil für Andere oder für uns von einigen Folgen seyn könnte. Hättet ihr euch mir nicht mitgetheilt, so hättet ihr die Meinung festgehalten, daß ich mich in irgend einer schwierigen Lage befinde, die mir nicht erlaube, heiter zu seyn, oder daß ich irgend eine wichtige Angelegenheit in meinem Kopfe abwäge. Ihr würdet nie die Ursache meiner Zerstreuung errathen haben, und

so ist's oft im gewöhnlichen Laufe der Dinge. Denket also daran, meine Freunde, was heute unter uns vorgefallen, und diese Erinnerung wird euch nützlicher seyn, als viele Bedenken, die ihr für sehr wichtig haltet.

Nachdem nun Confucius einige Jahre in seiner Heimath gelebt hatte, und die Anzahl seiner Schüler bedeutend angewachsen war, beschloß er, die verschiedenen Königreiche, in welche China damals getheilt war, zu bereisen, um in Erfahrung zu bringen, welche Fortschritte die gesunde Lehre der Alten, deren Herstellung er durch seine Schüler beabsichtigte, bisher gemacht habe. Er begab sich zuvörderst nach dem Königreiche Tschen, das mit Lou gränzte. Zugleich wünschte er sich durch diese Reise eine Erholung von seinen schweren Studien zu gewähren. Als er nun nach Tschen kam, achtete Niemand sonderlich auf ihn, und blos seine Bekannten zeigten Freude, ihn wieder zu sehen. Sie führten ihn überall ein, und er war Zeuge von dem Stolz der Großen, dem Elende des Volkes und der allgemeinen Unzufriedenheit. Die ehrwürdigen alten Gebräuche waren in einen sehr beschränkten Kreis von Familien zurückgedrängt, die Sitten waren verdorbener als je, und jeder dachte nur an sich. Confucius ging also weiter. Er kam in's Königreich Tsi; es war auch nicht in besserem Zustande, Alles befand sich in der größten Unordnung. König King-koung, der hier herrschte, hatte zwar vortreffliche persönliche Eigenschaften, es fehlten ihm aber die, welche für einen guten Regenten nothwendig sind. Er überließ Alles seinen Ministern, und die Minister mißbrauchten die ihnen anvertraute Gewalt. Er hatte nicht einmal den Wunsch, sich über den Stand der Dinge aufzuklären, was, wie er sagte, ihm doch nur langweilige Einzelheiten vorführen werde. Dennoch aber kannte er ganz genau die weisen Regierungsgrundsätze, welche die drei Wang und die fünf Ty geübt hatten. Uebrigens war King-koung ein wohlwollender, guter Herr, und ehrte alle Männer, die sich mit den Wissenschaften beschäftigten.

Dieser Fürst war mit seinem Minister Yen-yng nach dem Königreiche Lou gekommen, und da Confucius ihn von früher her persönlich kannte, so wollte er ihm jetzt seine Aufwartung machen. Allein der König kam ihm zuvor, sandte ihm einen Officier nebst seinem Wagen, ja er ging ihm bis an die Thür entgegen, und empfing ihn außerordentlich gütig mit den Worten: Ich wünsche mich mit euch über einige wichtige Gegenstände zu unterhalten, und durchaus nicht zu verfehlen, euch die Ehrfurcht zu bezeigen, die ein Schüler seinem Meister schuldig ist. Der König fuhr dann fort und fragte, wie es denn gekommen, daß das kleine Königreich Tsin zu einem Reiche ersten Ranges in Bezug auf Wohlstand und Umfang geworden, seitdem Mou-koung den Thron desselben bestiegen? Confucius erwiderte, daß Mou-koung seine Unterthanen geliebt habe,

daß er sehr umsichtig gewesen und ein großes Herz gehabt habe. Als nun der König versicherte, daß er von Herzen wünsche dem Mou-koung nachzuahmen, hob Confucius an:

„Diese Gesinnung ist vortrefflich; allein es bedarf noch etwas mehr als der Gesinnung. Es bedarf einer Handlungsweise, welche der Gesinnung entspricht, und wenn Ew. Majestät die Absicht haben, ihr Reich blühend und ihre Unterthanen glücklich zu machen, indem sie das Beispiel des großen Mou-koung nachahmen, so will ich ihnen in zwei Worten darlegen, was dieser erhabene Fürst für das innere Glück seiner Völker und für die Achtung seines Reiches nach außen hin und seinen Nachbarn gegenüber gethan hat. Er wählte sich einen guten Minister, und das Uebrige folgte von selbst daraus."

Der König fragte, welchen Mann der Mou-koung zu dieser Stelle erwählt habe, und Confucius berichtete ferner: „Es war dieß ein Weiser, der auf dem Lande von seiner Hände Arbeit lebte, er hieß Po-ly-si und war geborner Unterthan des Königs von Tsin. Da er aber sah, daß er seinen Landsleuten unnütz war, weil sie ihn nicht beachteten, so hatte er sich in's Königreich Tschou zurückgezogen, wo er eben auch keine bessere Aufnahme fand. Zurückgewiesen von allen denen, welchen er Gutes thun wollte, glaubte er den besten Theil zu erwählen, wenn er in Frieden die Weisheit pflegte und unter den Landleuten lebte. Mou-koung hatte von diesem Weisen sprechen hören, und was er gehört, hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Schon hatte er sich einen Plan zur guten Regierung seiner Staaten gebildet, aber er glaubte, daß die Ausführung desselben besseren Händen kaum anvertraut werden könne. Er ließ ihn aufsuchen, und nachdem er seinen Aufenthaltsort erfahren, wechselte er ihn vom Könige von Tschou gegen fünf Hammelfelle aus, wie er jeden seiner geringsten Unterthanen ausgetauscht haben würde. Er wandte diese List an, damit der König von Tschou nicht merken möge, in welcher Absicht er den Po-ly-si wieder haben wollte. Die List gelang vollkommen. Der Weise kam an den Hof, und wurde trotz aller Ränke der Hofleute zum ersten Minister ernannt. Alsbald nahm die ganze Verwaltung eine andere Gestalt an. Die guten Sitten, der Gehorsam gegen die Gesetze, die Beobachtung der Gebräuche, die Liebe zur Ordnung und zur Arbeit kehrten in jedem Stande und allen Zweigen des Staates zurück, und das Königreich wurde blühend nach Innen. Die Unerschrockenheit und die strenge Zucht der Kriegsleute machten dasselbe nach Außen geachtet, brachten Sieg gegen die Feinde und vergrößerten seine Gränzen. Das Alles war die Folge der guten Wahl, die der Fürst getroffen hatte, und der Festigkeit, womit er dieselbe gegen die Widersprüche seiner Günstlinge behauptete.

Als King-koung diese letzten Worte vernahm, schlug er die Augen nieder, erröthete, und ging auf andere Dinge über, ohne den

gütigen Ton zu verändern, den er angenommen hatte, obschon er wohl fühlte, daß die Erzählung von der Handlungsweise des Mou-koung eine indirecte Satyre auf ihn selbst war. Er ließ Confucius in derselben Weise nach Hause bringen, wie er ihn hatte holen lassen, und sagte ihm beim Abschied: „Ich werde nichts unterlassen, um Mou-koung nachzuahmen. Das ist ein Muster, nach welchem sich alle Herrscher bilden sollen."

Indem er dieß sprach, war es sein voller Ernst, und er hatte die Absicht, sein Wort zu halten, bis er wieder in seine Staaten kam, wo er denn Alles beim Alten ließ, und sich nicht mehr wie vorher um die Geschäfte bekümmerte. Confucius hatte also Recht, wenn er zu denen, die ihm Glück wünschten, sagte, daß er sich nicht täusche, daß der König von Tsi ein vortrefflicher Mensch sey, der nur den Fehler habe, kein Privatmann zu seyn. Indessen versicherte er, daß er von der Zukunft noch Einiges hoffe.

Confucius gab sich seinen Studien wiederum hin, die er blos durch Spaziergänge mit seinen Schülern unterbrach. So sah er eines Tages in einiger Entfernung von der Stadt Landleute, welche sich im Bogenschießen übten. Er sagte zu seinem Gefolge: Zu den Zeiten der weisen Fürsten des hohen Alterthums übten sich die Landleute nicht in solchen Spielen. Heutiges Tages will Jedermann den Krieger machen. Man führt deshalb nicht etwa den Krieg besser, besorgt aber das Feld nur um so schlechter. Indessen sind dennoch Krieger nothwendig, es ist dieß ein Uebel, das alle Tage nothwendiger wird. Dabei denke ich an die Worte im Schi-king: „Man erreicht das Ziel nicht, wenn man's nicht gut in's Auge faßt; und nur wenn man das Ziel erreicht hat, erhält man den Preis." Bewundernswerthe Worte, die Jeder von uns auf sich anwenden kann. Nur wer sie von sich sagen kann, ist ein Weiser zu nennen.

Nachdem der König von Tsi in sein Reich zurückgekehrt war, dachte er weder mehr an Mou-koung, noch an Confucius; aber Confucius dachte an ihn. Die Güte seines Charakters, sein Alter, das nicht mehr das der Vergnügungen war, gaben ihm noch einen Schimmer von Hoffnung, und daher begab sich Confucius zu ihm und nahm den Tsee-koung und noch einige seiner Schüler mit sich. Er nahm seinen Weg über das berühmte Gebürge Tay-schan. Dort vernahm er einen Schrei und sandte den Tsee-koung ab, um sich zu erkundigen. Tay-koung traf eine Frau, die hier ihren Schwiegervater, ihren Mann und ihren Sohn beklagte, den ein Tiger zerrissen hatte. Als nun der Schüler sie darauf aufmerksam machte, daß der Tiger auch sie fangen und zerreißen könnte, und daß es besser sey, wenn sie sich anders wohin wendete, erwiderte sie: das kann nicht geschehen, an dem Orte, wo ich wohne, athmet Alles die Tugend, man übt hier noch die alten Gebräuche, man leistet sich in Fällen, wo man dessen bedarf, gegenseitig Hülfe und lebt in

Frieden. Ich habe gehört, daß dem nicht so sey außerhalb des Gebürges, und daß man dort im Gegentheil lasterhaft und bösartig ist. Wohin soll ich also gehen? Ich fürchte weniger die Tiger, als lasterhafte und böse Menschen. Lasset mich also hier in meinen Thränen und meinem Schmerzensrufe fortfahren, es sind dieß keine Klagen, noch viel weniger murre ich gegen den Himmel. Nach diesen Worten begann sie wieder zu weinen, und Tsee-koung kehrte zu seinem Meister zurück, der auf den Bericht desselben eine Zeit lang wie unbeweglich stand und dann seufzend sprach: „Diese Frau hat sich der Ordnung des Himmels unterworfen. Sie weint, sie jammert, aber sie beklagt sich nicht. Warum begnügen sich nicht alle Unglücklichen, eben so zu handeln, da Allen freisteht, sich auf gleiche Weise ihren Schmerz zu erleichtern? Das, was sie thut, kann von der großen Mehrzahl nachgeahmt werden, das, was sie gesagt hat, soll mit unauslöschlichen Charakteren in alle Herzen gegraben werden. Die Lasterhaften und die Bösen sind in der That mehr zu fürchten, als Tiger und Bären. Benutzen wir aber die Gelegenheit, und besuchen wir alle Flecken und Dörfer dieses Gebürges, um zu sehen, ob die Einwohner desselben denen gleichen, bei welchen diese gute Frau wohnt.

Und so thaten sie auch; sie verweilten an den Orten, um sich ein richtiges Urtheil zu bilden, und sie überzeugten sich, daß sich die alten Sitten in die Gränzen dieses berühmten Gebürges und seine Umgegend geflüchtet hatten. Confucius war vor Freude entzückt, und Alle unterhielten sich vom Glücke derjenigen, welche standhaft dem von den Weisen des Alterthums vorgeschriebenen Wege folgen, und so gelangten sie unmerklich an das Ziel ihrer Reise. Confucius ließ sich beim Könige melden, und war sehr erstaunt, als dieser ihm mit allem fürstlichen Glanze und umgeben von den Garden bis an den Eingang seines Palastes entgegen kam und ihn also anredete: Ich wußte, daß ihr aus eurem berühmten Königreiche in meine kleine Staaten kamt, um mir nützlich zu seyn; ich ging euch entgegen, um euch meinen Dank auszudrücken. Der Eifer, womit dieß geschieht, wird euch mehr als alle Worte die Freude darlegen, mit der mich eure Anwesenheit erfüllt. Kommt, ehrwürdiger Fremder, und gebt mir Lehren der Weisheit. Der König wollte Confucius den Vortritt lassen, der ihn dagegen darauf aufmerksam machte, daß dieß gegen seine königliche Würde sey. Der König erwiderte: Ich erniedrige mich keineswegs, wenn ich einen Weisen ehre. Der Weise steht über dem Könige.

Die Worte, entgegnete Confucius, wodurch ihr die Weisheit so hoch stellet, erheben euch weit über den Rang, den ihr einnehmet; allein es giebt Regeln der Wohlanständigkeit für Jedermann. Die Könige haben eben so wohl dergleichen, wie alle anderen Leute. Ihr verfehlet eure Pflicht, und ich verlasse die meinige, wenn einer

von uns die bestehende Ordnung umkehrt. Euch gebührt der Vortritt, wo ihr auch seyn mögt, es ist dieß ein Vorrecht, das unzertrennlich von eurer Würde ist. Freuet euch desselben und zwingt mich nicht durch Befehle, die mir schwer zu erfüllen seyn würden, aus den Gränzen meines Standes zu schreiten.

Der König gab nach, und sie gingen nun zusammen in ein inneres Gemach und sprachen lange zusammen. Der König aber versprach Confucius bei der Regierung anzustellen und ihm eine der ersten Stellen im Ministerium zu geben, und ließ ihm deshalb eine für die Gesandten fremder Staaten bestimmte Wohnung anweisen.

Confucius lebte einige Tage in der schönsten Hoffnung; er machte schon seinen Plan und stellte sich vor, wie die glücklichen Zeiten der tugendhaften Fürsten des hohen Alterthums im Königreiche Lû wieder aufleben würden, — es dauerte nicht lange, so wurde er enttäuscht. Der Minister Yen-yng hatte bereits alle seine Geschütze gegen den fremden Weisen gerichtet, und erweckte beim Könige Unruhe über die Lehren desselben. Er wird kaum in seine Stelle gerükt seyn, sagte er, so wird er Alles auf seine chimärischen Ideen zurückführen wollen; er wird Alles umstürzen. Er wird eure Unterthanen in euerm Namen zwingen, ihre Sitten zu ändern. Und ihr selbst, o Herr, die ihr das sanfte und ruhige Leben gewöhnt seyt, was ihr an eurem Hofe führt, wie könntet ihr die Beschwernisse ertragen, welche Geschäfte mit sich bringen? Ihr würdet dann durch jene Sorgen und Unruhen belästigt werden, die alle die haben, die sich mit den Einzelnheiten der Geschäfte befassen müssen. Die Unzufriedenheit und die Klagen euer Unterthanen würden euch bis auf euern Thron verfolgen, und ihr würdet es nur zu spät bereuen, daß ihr anderen als euern Unterthanen euer Vertrauen geschenkt habt. Glaubet mir, Herr, die, welche sich als Bekenner der Weisheit ausgeben, sind nicht immer die, welche die Lehren derselben befolgen. Man sieht oft genug die Hochmüthigen sich mit dem Mantel der Bescheidenheit bedecken, und damit beim großen Haufen sich geltend machen. Es wäre uns eine Schmach, wenn wir uns so betrügen lassen wollten; wir müssen die Menschen kennen. Die Zeit, die Umstände, die herrschenden Sitten, diesen als Regel, wie man regieren muß. Glaubt ihr wohl, daß der Weltweise aus dem Königreiche Tou viel darnach fragen werde? Die alten Sitten wird er wieder zu erwecken sich bemühen, daran zweifle ich nicht; wird er aber zum Ziele kommen? Ich wage, euch zu versichern, daß nur eine allgemeine Unzufriedenheit in allen Classen des Reiches die einzige Frucht seyn wird, welche seine eitlen Anstrengungen hervorbringen werden. Ihr seyt mit Achtung gegen ihn erfüllt; auch ich achte ihn; ihr betrachtet ihn als einen weisen, als einen tugendhaften Mann; ich sehe ihn ebenfalls als

solchen an. Ihr freuet euch, ihn erworben zu haben, ich bin nicht minder darüber erfreut. Muß man ihm denn aber deshalb gleich als Minister verwenden? Giebt es nicht andere Mittel, ihn zu benutzen? Er ist tugendhaft; ei wohlan, so möge er denen Tugend einflößen, die bei ihm zu Rathe gehen; er möge denen, die ihn als Meister erkennen, Vorlesungen über die alte Zeit, die Musik, die Gebräuche und die Geschichte halten, er erkläre ihnen die Kings. Das ist, was ich für das Beste halte, überlegt es euch, Herr, die Sache verlohnt sich wohl der Mühe.

Der König meinte darauf, daß er wohl zu weit gegangen, daß er dem Confucius eine Anstellung als Minister versprochen; er wünschte, daß Yen-yng die Sache, doch mit möglichster Schonung, rückgängig machen möge.

Das war es eben, was Yen-yng wollte. Er ließ also boshafter Weise Confucius merken, daß der König seinen Entschluß in Bezug auf seine Verwendung geändert habe, und zwar aus wichtigen Gründen, deren vorzüglichster der sey, das Mißfallen des Königs von Lou dadurch zu erregen, daß er ihm von seinen Unterthanen gerade denjenigen abwendig mache, der durch seine Kenntnisse, seine Weisheit, seine Geschicklichkeit, die Menschen zu leiten, am meisten zur Erhaltung der Ruhe in seinen Staaten, zur Beglückung und Besserung seines Volkes beizutragen im Stande sey. Der Minister hatte dabei die Absicht, Confucius zu demüthigen und ihm die Sache unangenehm zu machen. Confucius durchschaute das Alles, ließ sich aber nicht irren. Er kannte King-koung und die Ursache seiner Sinnesänderung. Er seufzte über sein Schicksal und bat Yen-yng, ihn bei dem Könige zu entschuldigen, daß er so bald in seine Heimath zurückzukehren genöthigt sey, ohne daß er vorher sich persönlich beim Könige verabschieden könnte. Er bat, dem Könige Sparsamkeit in seinen Ausgaben, Mäßigung in seinen Vergnügungen zu empfehlen.

Confucius reisete bald darauf ab, besuchte jedoch vorher die Staaten des Königs von Tschen. Er hatte Zeit, im Geiste seiner Schüler eine Wahrheit zu erneuern, die er in ihrer Gegenwart dem Könige von Tsi verkündigt hatte, als das Feuer des Himmels den Ahnensaal des Kaisers Ly-wang vernichtet hatte. Etwas Aehnliches hatte sich im Königreiche Lou zugetragen, und das Gerücht war bereits in das Königreich Tschen gedrungen, man hatte jedoch noch keine Gewißheit. Während man nun bei Hofe davon sprach, erinnerte man sich an den Ausspruch des Weisen von Lou, welcher gesagt hatte, der Ahnensaal, welcher abgebrannt, sey nicht derjenige, worin man alle Könige von Lou verehrte, sondern der des Wan-ly-koung, und der König bemerkte: Ich würde mich sehr freuen, aus dem Munde des Weisen von Lou den umständlichen Bericht über ein Ereigniß zu haben, das so traurige Folgen für seine Heimath

haben könnte. Er ließ also Confucius zu sich bescheiden. Confucius sagte: Es ist mir nicht möglich, o Herr, über diesen Punct eure Wißbegierde zu befriedigen; ich komme aus dem Königreiche Tsi, wo man noch nicht weiß, was in Lou sich zugetragen hat. Als ihn aber der König fragte, warum er behaupte, daß der Ahnensaal, der verbrannt, der des Wan-ly-koung seyn müsse, entgegnete Confucius: Meine Behauptung hat ihren guten Grund. Denn in unserem alten Ceremonial ist bemerkt, daß die Grabmäler und die Orte, worin man das Andenken der tugendhaften königlichen Ahnen verehrt, unter dem Schutze des Himmels stehen. Daraus schließe ich, daß, wenn der Himmel eines dieser Gebäude, die den ehrwürdigen Ceremonien der Lebenden gegen die Todten gewidmet sind, durch sein eigenes Feuer zerstört, dieses Gebäude nur das dem Wan-ly-koung gewidmete seyn kann. Denn dieser Fürst hat während seiner langen Regierung nichts gethan, was merkwürdig oder groß gewesen wäre. Er hat nicht eine einzige Handlung verrichtet, die auch nur im geringsten zum Ruhm oder Nutzen seiner Unterthanen gedient hätte; im Gegentheile, er hat sich entehrt, er hat seinen Stamm durch seine Laster entehrt, er hat sein Volk durch tausend Arten von Quälereien unterdrückt. Seine Nachkommen wagten es nicht, sein Andenken zu beschimpfen, indem sie dieses Denkmal seines Stolzes vernichteten, und die Nachkommen derer, deren König er war, glaubten aus Achtung für die höchste Würde die Asche desjenigen schonen zu müssen, die es enthielt. Aber der Himmel, der früher oder später die Verbrechen enthüllt, und die bestraft, welche sie begangen, hat die Rache auf sich genommen.

Er fuhr in ähnlichem Tone fort zu sprechen, als ein Officier eintrat und die Ankunft des Couriers aus Lou meldete. Der Courier trat ein und bestätigte, was Confucius eben gesagt hatte, durch seinen Bericht. Da sprach der König zu dem Hofe: Sehet hier den wahren Weisen; er weiß, was fern von ihm geschieht, wie das, was unter seinen Augen sich ereignet, und er ist im Stande, durch sein tiefes Nachdenken die Ereignisse vorauszusehen. Männer wie er sollten in dem Rathe aller Könige eine Aufnahme finden.

Die schönen Worte hatten jedoch keinen weiteren Erfolg, denn es fiel dem Könige von Tschen gar nicht ein, den Weisen einzuladen, bei ihm zu bleiben; er machte ihm einige unfruchtbare Ehrenbezeigungen und ließ ihn abreisen. Confucius ging nach Lou, wo der Minister Ki-sün ihn mit Ungeduld erwartete, der die Beaufsichtigung der Ländereien hatte. Das Jahr war eines der ungünstigsten, die Ernte war gering und die Abgaben blieben außen. Man wußte, wie erfahren Confucius in der Landwirthschaft war, und der Minister wollte deshalb seinen Rath benutzen. Er lud ihn ein, in seinen Palast zu kommen. Confucius kam, gab aber nur all-

gemeine und solche Rathschläge, die ein jeder Andere auch hätte geben können, die sich von selbst verstehen. Ki-sún stellte sich, als sey er damit zufrieden. Die Schüler konnten dieses Benehmen ihres Meisters nicht begreifen und fragten ihn. Er antwortete: Ich freue mich, daß ihr mir euer Herz eröffnet, und werde euch nun auch das meinige öffnen. Ki-sún ist ein Geizhals; er besitzt große Ländereien, er denkt nur daran, großen Gewinn daraus zu ziehen. Ki-sún nimmt den Tribut ein, der auf die Ernten gelegt ist, und seine einzige Sorge ist, diese Abgaben zu erhöhen. Glaubet ja nicht, daß er, gerührt von dem Elende des Volkes, seine Sorge darauf richtet, dasselbe zu entfernen oder zu erleichtern; er denkt im Gegentheil nur auf neue Arten, sich zu bereichern, und dem Volke so viel nur möglich abzunehmen. Ich kenne seine Absichten, ich habe mich wohl gehüthet, ihm anders zu antworten, als es seine Wünsche und verfänglichen Fragen verdienen. Er hätte sich der Belehrung, die ich ihm gegeben hätte, doch nur bedient, um seine Schätze auf Kosten der Landsleute und des ganzen Publikums zu vermehren. Findet ihr, daß ich unrecht gethan, oder aufgehört habe die Menschen zu lieben?

Seine Schüler senkten die Augen und priesen seine Handlungsweise, zumal da außerdem Ki-sún den Leuten dadurch sich geltend machen wollte, daß er den Rath des Confucius einholte. Andere machten es eben so. Ki-koan-tse, ein Verwandter des Ki-sún, und ebenfalls Beamter, ließ es sich angelegen seyn, dem Confucius öffentlich alle nur mögliche Zeichen von Wohlwollen und Ergebenheit darzubringen. Ja er beschenkte ihn während der Theuerung mit tausend Maaß Reis, die Confucius wie einen ihm gebührenden Tribut, ohne auch nur sich mit einem Worte zu bedanken, hinnahm, und sie dann an die Armen der Stadt vertheilen ließ. Als ihm seine Schüler ihre Verwunderung darob ausdrückten, lächelte er und sagte: Ich sehe, ihr haltet mein Betragen für unanständig und der sanften Sittenlehre widersprechend, die ich bei jeder Gelegenheit euch einzupflanzen suche. Wisset aber, daß ich bei meiner Handlungsweise nichts verabsäumt habe, was meine Pflicht ist, daß ich im Gegentheile alle Absichten des angeblichen Wohlthäters erfüllt habe, daß ich ihm alle Erkenntlichkeit gezeigt habe, die ich ihm schuldig war, ja daß ich ihm überdieß eine Lehre über seinen eigenen Vortheil und den des ganzen Volkes habe damit zukommen lassen. Er sandte mir tausend Maaß Reis; ich habe sie angenommen, und das ist mein Dank, der in seinen Augen mehr gilt als die schönsten Worte. Ich habe ein Geschenk eines Mannes nicht zurückgewiesen, dessen Ruf schlecht ist, und von dem ich weiß, daß er es nicht aus Wohlwollen, sondern aus Stolz und Prahlerei mir angeboten. Daß ich es nicht mit Verachtung zurückgewiesen, ist mehr als ein Dank, der mir doch nicht aus dem Herzen gekommen, der doch nicht wahr

gewesen wäre. Indem ich aber sein Geschenk nicht für mich behielt, sondern es an die Armen vertheilte, habe ich ihn belehrt, welchen Gebrauch er von seinen Reichthümern zu machen habe.

Die Schüler schwiegen mit anerkennender Bewunderung, die sie ihm bei jeder Gelegenheit bewiesen. So war er einst mit seinen Schülern in den königlichen Park gegangen, um sich hier im Pfeilschießen zu üben, eine Menge Leute folgten ihm nach und bildeten eine dicke Doppelreihe. Confucius trug seinem Schüler Tse-lou, einem Soldaten, auf, die Leute wegzuschaffen, da sich eine so große Zuschauerschaft nicht schicke. Tse-lou that es. Als die andern nun über diesen harten Befehl ihres Lehrers sich wunderten, erwiderte Confucius: Glaubt ihr, daß die Leute meinen könnten, ich wolle sie nur aus Laune unseren Uebungen fern halten, so ist es gut, sie eines Besseren zu belehren. Sie beobachten uns von ferne, und warten nur, daß wir anfangen sollen. Saget ihnen also, daß ich weder aus Laune, noch weniger aber um sie zu beleidigen, sie fortgeschickt habe, sondern daß es geschehen ist, um sie ihre Pflicht kennen zu lehren und die meinige zu thun. Die Waffenübung ist eine Darstellung dessen, was man dem Feinde gegenüber zu thun hat. Während der Schlacht giebt es keine müßigen Zuschauer, welche die Hiebe beurtheilen; da ist jeder genug beschäftigt. Fraget sie also, was ihre Beschäftigung ist. Sie haben weder Bogen noch Pfeile, noch irgend eine andere Waffe zum Angriff oder zur Vertheidigung. Was wollen sie also hier? Zweitens ist es verboten, ohne Erlaubniß in den königlichen Thiergarten zu treten. Wer hat ihnen Erlaubniß dazu gegeben? Drittens sollen Arbeiter, Künstler, Landbauer und Andere ihre Zeit nicht nutzlos verwenden. Jeder Augenblick, den sie mit Müssiggang verderben, wird zu einem kleinen Diebstahl an ihrer Familie und am Volke. Was geht es Leuten dieses Standes an, ob man die Waffen wohl oder übel, ungeschickt oder zierlich handhabt? Sie können sich darum nur dann kümmern, wenn sie ihrer Beschäftigung überdrüssig sind; sie können nur dann Geschmack daran finden, wenn sie schon zu den Lüderlichen oder Landstreichern gehören. Landstreicher und Lotterbuben dürfen aber den Gebrauch der Waffen nicht kennen. Denn wenn sie damit bekannt sind, leidet die Ruhe des Volkes darunter, und es ist Unruhe und Aufruhr im Reiche zu fürchten. Fraget sie, ob sie zu den Landstreichern und Lüderlichen gerechnet seyn wollen, oder ob sie die Absicht haben, ihrem Vaterlande Schaden zu bringen. Sie werden euch ganz bestimmt Nein antworten und nicht Lust haben, für Leute gehalten zu werden, die sich da einfinden, wo sie nichts zu suchen haben.

Einer der Schüler ging zu den Leuten und berichtete ihnen die Worte des Confucius; die Leute aber hörten aufmerksam zu, und als Antwort zogen sie sich ganz ruhig zurück. Confucius aber

freute sich über die allgemeine Gelehrigkeit der niederen Classe und sprach zu seinen Schülern seufzend: Der Mensch braucht nur unterrichtet zu werden, um gut zu seyn. Wenn er sich verirrt, ist es oft nur der Fehler seiner Führer. Geben wir uns Mühe, ihn zu unterrichten, entfernen wir ihm die schlechten Führer, lehren wir ihn nach der Vernunft sich zu richten, und er wird uns mit Vertrauen und vollkommener Sicherheit folgen. Was ich so eben unter meinen Augen sich habe zutragen sehen, ist für mich eines der überzeugendsten Beispiele.

Eines Tages hatte sich Confucius mit seinen Schülern bis zum Flecken Ou-yú begeben, wo man eben Tänze zur Erlangung von Regen aufführte; er schlug vor, dorthin zu gehen und sie mit anzusehen; die Schüler waren darüber befremdet, und Fan-tsche sprach: Meister, da die Andern nicht zu sprechen wagen, nehme ich mir die Freiheit, euch einige Fragen vorzulegen, um ihre Zweifel zu zerstreuen. Was soll der thun, der tugendhaft und weise seyn und den Ruhm, dasselbe zu seyn, erwerben will, und die Absicht hat, Alles das zu vermeiden, was Grund zu unvortheilhaftem Verdacht geben könnte?

Confucius antwortete nach kurzem Besinnen: Ihr verlangt viel Sachen in wenig Worten, und ich errathe die Absicht eurer Fragen, deren Ursache in einem für die Tugend bereits erwärmten Herzen liegt. Wisset also: Ihr sollt das Gute zu jeder Zeit, an jedem Orte, unter allen Umständen, wo ihr nur könnt, thun, dann werdet ihr ohnfehlbar tugendhaft und weise werden. Thut das Gute um seiner selbst willen, ohne allen Eigennutz, so wird man euch die Gerechtigkeit gewähren, welche ihr verdient, und ihr werdet euch des Rufes der Tugend und Weisheit freuen, den Alle erwerben, die sich so betragen. Seyet streng gegen euch selbst, wenn es eure eignen Fehler betrifft, aber nachsichtig gegen die Fehler Anderer; redet niemals Böses von den Leuten, und leget kein Gewicht darauf, wenn man Böses von euch redet. Hüthet euch vor Allem, den Beifall der Menschen zu suchen oder zu verachten. Empfanget aber Lob wie Tadel mit derselben Ruhe. Wenn ihr auch nicht Jedermann zufrieden stellt, so wird euch doch wenigstens Niemand hassen. Betraget euch immer so, als hättet ihr weder Familie, noch Verwandte, noch Freunde, ja als hättet ihr weder Fleisch noch Knochen, als wäret ihr ohne Körper, dann werdet ihr jedes Mißtrauen, jeden Verdacht entfernen.

Er ging nun in den Flecken Ou-yn, und sah die Tänze mit an; als er aber zu seinen Schülern zurückgekehrt, sprach er: Wie haben sich die Zeiten geändert; die Rasse der Tscheou ist noch auf dem Throne, aber die meisten Gebräuche, welche Wen-wang und Tscheou-koung eingerichtet, sind beinahe ganz abgeschafft. Welch ein ungeheurer Unterschied ist zwischen den alten Tänzen und den

heutigen. Die ersten regten den Menschen zur Tugend an, Alles war anständig, würdig und erhaben. Der alte Tanz beugte und erhob sich, ging vor- und rückwärts, wandte sich nach Rechts und Links, nach Nord und Süd, nach Ost und West, zum Himmel und zur Erde, jede Bewegung, jede Stellung ging durch die Augen zum Herzen und prägte hier rechtschaffene Gefühle ein. Der heutige Tanz ist eine Grimasse ohne wirkliche Bedeutung. Die Bewegungen sind unanständig und schlüpfrig. Der Weise soll ihn einmal mit ansehen, und er wird mit Verachtung davon sprechen. Dann fügte er bei: Es gehört zur guten Ordnung, daß man das gemeine Vorurtheil beachte, man soll sich aber nicht in Allem darnach richten; es giebt Fälle, wo man ihm die Stirne bieten darf, ja wo man dieß soll.

Jeder besondere Umstand gab unserem Weisen Anlaß zu einer besonderen Betrachtung. Als er einst mit Tse-lou in einem Lusthause war, brachte ihm ein Landmann einige grobe Kuchen und Früchte in einem irdenen Gefäße zum Geschenk und sprach dabei: Ich wünsche, daß das, was ich euch überreiche, euch Vergnügen machen möge. Hätte ich etwas Besseres, so würde ich es mit eben so gutem Willen darbringen. Confucius nahm die Gabe mit eben so großer Ehrerbietung und mit beiden Händen an, als wenn ihm ein König eigenhändig ein Geschenk gemacht hätte. Dann wandte er sich gegen seine Schüler und befahl ihnen, die Sachen aufzuheben, um sie im Ahnensaale als ein Opfer aufzustellen. Wie nun Tse-lou sich wunderte, daß Confucius, der doch stets lehrte, daß man den Ahnen das Beßte opfern müsse, diese geringe Gabe für den Ahnensaal aufheben wollte, belehrte ihn dieser: „Was ich thue, stimmt gar wohl mit meiner Lehre überein. Seit langer Zeit habe ich nichts Besseres, nichts Köstlicheres als das, was man mir heute gebracht, erhalten, und ich bewahre es zum Opfer für die Ahnen auf. Das, was ein Opfer denen, welchen wir das Leben verdanken, angenehm macht, ist nicht sowohl der wirkliche Werth desselben, als die Absicht, womit wir es darbringen. Der Mann, der so eifrig war, mir seinen guten Willen zu zeigen, brachte mir das Beßte, was er in seinem Besitz hatte; ich bringe es nun meinen Ahnen dar in derselben Gesinnung und mit demselben guten Willen, und es hat mehr Werth als die kostbarsten Gerichte und die theuersten Sachen."

Dieser Tse-lou, seines Standes ein Soldat, war der am wenigsten unterrichtete unter Confucius Schülern; er war aber seinem Meister durch seine reine und rechtschaffne Gesinnung besonders theuer, und hatte sich dadurch ein Recht erworben, mit Freimüthigkeit Alles auszusprechen, was ihm in den Sinn kam. Er war sehr aufmerksam, wenn Confucius seine Sittenlehren vortrug, langweilte sich aber bei rein wissenschaftlichen Unterhaltungen. Ein

anderer Yen-hori zeichnete sich durch seine Wahrheitsliebe und Ergebenheit gegen Confucius aus, und die chinesischen Berichte erzählen die rührendsten Züge von ihnen, deren Mittheilung jedoch die Gränzen dieses Werkes überschreiten würde. Mit diesen Schülern unterhielt er sich oft über die Art und Weise, wie man den Verfall, in welchem sich das Reich befand, verbessern könne, und vernahm mit gleicher Geduld die Ansichten des kriegslustigen Tse-lou, des beredten Tse-koung, des ergebenen weisen Yen-hori. Er übte sie beständig, und empfahl ihnen dringend das Studium des Alterthums und der Menschen, besonders seinem Sohne Koung-ly die Uebungen in der Poesie, um Sicherheit und Gewandtheit der Sprache zu erlangen; er empfahl ihnen ferner das Studium der alten Gebräuche, die er für sehr nothwendig und ein Mittel hielt, die Menschen auf sich selbst zurückzuführen. Ich lehre euch nichts, sagte er zu seinen Schülern, worauf ihr nicht selbst gekommen seyn würdet, wenn ihr eure geistigen Fähigkeiten gehörig angewendet hättet. Nichts ist so natürlich, nichts ist so einfach, als die Grundsätze der Sittenlehre, die ich euch einzuprägen trachte. Alles, was ich euch lehre, haben unsere alten Weisen in der That ausgeführt, und diese Handlungsweise, die in alten Zeiten allgemein war, bezieht sich auf drei Grundgesetze über das Verhalten der Obrigkeit und der Unterthanen, der Väter und Kinder, des Mannes und der Frau, so wie auf die Uebung der fünf Haupttugenden, die ich euch nur nennen darf, um ihre Herrlichkeit und die Nothwendigkeit ihrer Uebung anzuerkennen. Es sind dieß die Menschlichkeit, d. h. die allgemeine Liebe, die wir gegen jedes Wesen unserer Gattung ohne Unterschied üben sollen, die Gerechtigkeit, die einem jeden Wesen das gewährt, was ihm gebührt, ohne einen Anderen mehr zu begünstigen; die Uebereinstimmung in den Sitten und festgestellten Gebräuchen, damit Alle, die zusammen leben, ein und dieselbe Lebensweise führen, und an denselben Vortheilen und Unbequemlichkeiten gleichen Antheil nehmen; die Rechtschaffenheit, d. h. die Offenheit des Geistes und Herzens, welche bewirkt, daß man in Allem die Wahrheit sucht, und sich und Andere nicht hintergeht. Endlich ist es die Treue, d. h. die Freimüthigkeit, Offenheit des Herzens, das Vertrauen, die in Handlung und Worten jede Verstellung, jede Hinterlist ausschließt. Das sind die ewigen, unveränderlichen, durch die Natur selbst in die Herzen aller Menschen geprägten Wahrheiten, auf die sich Alles zurückführen läßt. Denn — der Mensch ist ein vernunftbegabtes Wesen, und gemacht, um in der Gesellschaft zu leben; keine Gesellschaft kann ohne eine Leitung oder Regierung, keine Regierung ohne Gehorsam, kein Gehorsam ohne Obrigkeit bestehen. Die gesetzmäßige Oberherrschaft wird entweder dem Verdienst oder der Geburt zugestanden, der Geburt durch das mehr vorgerückte Alter, dem Verdienst, oder vielmehr der

Geschicklichkeit durch die Kunst, die Herzen zu gewinnen. Also herrschen naturgemäß Vater und Mutter über die Kinder, die Aelteren über die Jüngeren, in größeren Kreisen die, welche ihres Gleichen so zu gewinnen verstehen, daß sie ihnen folgen. Es ist eine seltene, erhabene Geschicklichkeit, die blos eine kleine Anzahl außerordentlicher Menschen besitzen, die aber doch der Menschheit im Ganzen eigen ist, es ist die Menschlichkeit (Humanität), die Menschlichkeit ist aber nichts Anderes, als der Mensch selbst. Mehr Menschlichkeit (Humanität) besitzen als die Andern, ist also weiter nichts, als mehr Mensch seyn als sie, würdig seyn, sie zu befehligen. Die Menschlichkeit (Jin) ist also der Grund von Allem, die erste, edelste von allen Tugenden; den Menschen lieben, ist Menschlichkeit besitzen. Man muß sich aber selbst lieben, man muß die Anderen lieben. In der Liebe zu sich, wie zu Andern, muß man ein bestimmtes Maaß halten, einen Unterschied machen, eine unveränderliche Regel beobachten, die Jedem gewährt, was ihm gebührt, und diese Regel ist die Gerechtigkeit. Menschlichkeit und Gerechtigkeit sind aber keineswegs willkürlich; sie sind von unserem Willen unabhängig, und um sie zu üben und richtig anzuwenden, bedarf es bestimmter Gesetze, geheiligter Gebräuche, festgestellter Ceremonien. Die Beobachtung dieser Gesetze, die Uebereinstimmung dieser Gebräuche, die Uebung dieser Ceremonien bilden die dritte Haupttugend, die Ordnung, die Jedem seine besonderen Pflichten anweiset. Um aber genau seine Pflichten zu erfüllen, ohne die Einrichtung zu stören, muß man sie auch richtig erfüllen und den Tsche erwerben, d. h. das Bestreben, die Pflicht zu erkennen, sie reines Herzens ohne Vorbehalt mit gutem Willen und Wahrhaftigkeit zu erfüllen, man soll die Wahrheit erkennen und geltend machen. Die Menschlichkeit, die Ordnung, die Gerechtigkeit, die Rechtschaffenheit selbst können sich aber bei jedem Schritte verirren, sie bedürfen einer treuen Begleiterin, die sie niemals verläßt; sie bedürfen eines Schildes gegen die Eigenliebe, den Eigennutz, und eine Menge Feinde, durch welche sie unabläßig angegriffen werden. Diese treue Gefährtin, dieser sichere Schild ist die Treue (sincérité oder bonne foi). Die Treue giebt unseren Handlungen erst ihren wahren Werth und macht sie zum Verdienst. Ohne diese Treue ist das, was Tugend scheint, nur Scheinheiligkeit, Heuchelei, eine glänzende Flamme, welche der erste Hauch unserer Leidenschaften ausbläst.

Diese fünf Tugenden fließen eine aus der anderen und unterstützen sich gegenseitig; sie bilden eine Kette, die die Menschen aneinanderschließt, welche ihnen gegenseitige Sicherheit, Freude und ein Glück gewährt, das nur mit den Banden der Gesellschaft zerrissen werden kann. So lange sie blühen, so lange sie geachtet werden, wird die Welt seyn, wie sie seyn soll. Die Staaten werden wohl geleitet, die Könige, den Ordnungen des Himmels unterworfen, dem

ſie ihre Stellung auf Erden verdanken, werden folgſame Unterthanen haben, die ihre Herrſcher lieben und ehren. Die Väter, mit zärtlicher Liebe gegen die Weſen erfüllt, denen ſie das Daſeyn gegeben, werden dankbare, ehrfurchtsvolle, gelehrige und aufmerkſame Kinder haben, die den Lehren folgen, welche ſie erhalten, und den Troſt, die Freude und das Glück ihrer Eltern bilden. Die Familienhäupter, unterſtützt durch ihre treuen Frauen, werden friedlich ihr Hausweſen leiten; ernſthaft mit der Erfüllung ihrer Pflichten beſchäftigt, werden die Männer und Frauen ihre Rechte gegenſeitig nicht verletzen. Der Mann, obſchon der unbeſchränkte Herr, wird nur eine ſanfte Herrſchaft über ſeinen Kreis üben; er wird ſeine Befehle geben, er wird aber die Ausführung der Sorge der Gattin vertrauensvoll überlaſſen; die Frau, ſtets beſcheiden, ſtets ehrfurchtsvoll, ſtets gehorſam, wird, auch wenn ſie Befehle ertheilt, keine ſüßere Genugthuung haben, als die von dem Gatten ertheilten Befehle zur Ausführung zu bringen, indem ſie die Zwecke und Pläne deſſen befördert, den ſie repräſentirt. In dieſem Wechſel von Gütern und Uebeln, von Mühe und Vergnügen, von Kummer und Freude, womit dieſes kurze Leben beſtreuet iſt, werden ſie das Eine wie das Andere gemeinſchaftlich tragen; ſie werden gemeinſam betrübt und erfreut ſeyn. Auf ſolche Art wird unter allen Umſtänden eine allgemeine Uebereinſtimmung herrſchen, wie ſie das Zeitalter des Yao und Schün beglückte.

Dieß war das einfache Syſtem der Weisheit von Confucius, zu deſſen Zeit eine große und allgemeine Sittenloſigkeit herrſchte, wo alle Laſter im Schwung waren. Die Könige bewaffneten den einen wider den andern, die Großen erhoben die Fahne der Empörung gegen ihre geſetzmäßigen Fürſten; die Völker lebten in zügelloſer Frechheit und die Unordnung herrſchte überall.

Einer der Tay-fou des Königreiches Tſi, Namens Tientſchan, dem nur noch der Titel eines Königs mangelte, deſſen Gewalt er ſich angemaßt, arbeitete heimlich, ſeinen König vom Throne zu bringen und ſich an ſeine Stelle zu ſetzen, und nur die Furcht vor dem benachbarten Könige von Lou hielt ihn ab, offener zu Werke zu gehen. Er mußte alſo vorerſt ſich jenes Königes verſichern oder ihn außer Stand ſetzen, etwas gegen ihn zu unternehmen. Schon bereitete er ſich zum Kriege, als Confucius ſeine Pläne durchſchaute und für ſeinen Fürſten und ſein Vaterland fürchtete. Er berieth ſich daher mit ſeinen Schülern, ſtellte ihnen die Gefahr vor, in der ſie ſchwebten, und Tſe-koung war derjenige, der ſich die Ehre ausbat, gegen den Verräther zuerſt zu handeln. Er beſuchte alle Tay-fous in der Umgebung von Lou, welche Vaſallen hatten; er ſtellte ihnen vor, wie nothwendig es ſey, daß ſie ihren ſouverainen König beſchützen müßten, gegen den man im Geheim im Königreiche Tſi rüſtete; er beſchwor ſie, ſich ſchlagfertig zu machen. Dann begab er ſich in die Lehnsherrſchaften

von Tsi, besuchte dort alle Minister, und machte sie auf die geheimen Umtriebe des Tientschan aufmerksam; alle sahen die Wahrscheinlichkeit seiner Nachrichten ein und verbanden sich zusammen gegen ihn als den gemeinsamen Feind. Darauf kehrte Tse-koung zu seinem Meister zurück und berichtete ihm von dem Erfolge seiner Bemühungen. Confucius hörte aufmerksam zu, dann sprach er: Die Unruhen, welche gegenwärtig die Tsi bewegen, sind die Rettung und Schutzwehr des Königreiches Lou. Eure Beredtsamkeit hatte Erfolg, allein sie ging über meine Absicht hinaus. Ich glaubte blos mein Vaterland in Sicherheit zu setzen, die Mittel, es zu behüten, stammen ganz von euch. Zu viel sprechen und zu viel unternehmen, sind oft die Quelle vieles Unglücks, was erst lange Zeit nachher hereinbricht und zwar wenn man es am wenigsten vermuthet, dann ist Heilung nicht mehr möglich.

Obschon nun Confucius nur mit seinem guten Willen zum Wohle seines Vaterlandes beigetragen, so schrieb man ihm doch die ganze Ehre des Erfolges zu. Ting-koung öffnete endlich seine Augen über die Verdienste eines solchen Unterthanen, und beschloß, sich seiner zu bedienen. Es war nicht unbekannt, daß in seinem Reiche Alles in Unordnung war, und daß selbst in seiner Hauptstadt die Gesetze ohne Geltung waren. Es war ihm nicht unbekannt, daß Confucius unter der Herrschaft seines Vorfahren, zur Zeit seiner frühern Jugend und nur mit einer geringen Würde bekleidet, die gute Ordnung in der Stadt und auf dem Lande hergestellt hatte und daß er dadurch Einfluß auf das ganze Königreich geübt hatte. Er zweifelte nicht, daß derselbe Mann jetzt in gereiftem Alter und mit einer Würde belegt, die ihm die allgemeine Aufsicht über die ganze Polizei des Staates übergab, einen noch viel größeren Erfolg haben müßte. Er ließ Confucius also rufen und machte ihn mit seinen Absichten bekannt, und dieser übernahm ohne Bedenken die schwere Bürde, die ihm der König auflegte, da er nur die Absicht hatte, sich dadurch nützlich zu machen, daß er die Menschen zu ihrer Pflicht zurückführte. Er wurde also Stadtgouverneur in der Residenz des Königs.

Seine erste Sorge war, sich beim großen Haufen beliebt zu machen, indem er niederen Classen Wohlthaten erzeigte. Er sprach oft mit den Leuten, er versuchte es, sich auf ihren Standpunct zu setzen; er schien sie sogar zu Rathe zu ziehen, und brachte ihnen auf diese Weise die Schicklichkeit und Nothwendigkeit dessen bei, was er zu thun beschlossen hatte. Nachdem er nun glauben konnte, daß sie ihm Vertrauen schenkten und Gehorsam leisten würden, begann er seine Verordnungen bekannt zu machen und mit Strenge auf die Vollziehung derselben zu dringen. Nach drei Monaten hatte er die Genugthuung, zu sehen, daß eine sichtbare Veränderung eintrat. Der Friede herrschte in den Familien, die Bürger, die

sich früher untereinander zu schaden suchten, strebten, sich einander gegenseitig gefällig zu seyn; im Handel herrschte Gewissenhaftigkeit und Rechtschaffenheit, und bei den Arbeitern Fleiß und Arbeitsamkeit. Ting-koung bemerkte diese Veränderung mit wahrer Freude und dankte aufrichtig dem Urheber derselben. Er sagte zu Confucius: Das Königreich von Lou ist in dem blühendsten Zustande; meine Unterthanen sind unterwürfig, gelehrig und arbeitsam geworden. Das ist euer Werk. Es ist jedoch noch nicht vollendet; ich hoffe, daß dieß in Kurzem der Fall seyn wird. Seine Hoffnung war keine leere; der neue Beamte wandte seine Aufmerksamkeit den Landbauern zu, die ihm einer ganz besondern Aufmerksamkeit werth zu seyn schienen. Er ließ durch erfahrne Leute die Landgüter besuchen, und gab, nachdem sie ihm nach ihrer Rückkehr Bericht erstattet, Verhaltungsmaßregeln für die verschiedenen Arten der Ländereien, die er in fünf Classen theilte. Diese waren 1) hochgelegene und trockene Ländereien, 2) feuchte und tiefgelegene, 3) sandige und unfruchtbare, 4) feste, fette, thonige und 5) solche Ländereien, die durch einen mehr oder minder sorgfältigen Anbau auf den höchsten Grad der Fruchtbarkeit gebracht werden konnten. Er überließ es der Einsicht der Pflanzer, ihre Ländereien, welche er nicht besonders bezeichnete, unter eine jener Classen zu bringen, und wies nun jeder derselben den Anbau derjenigen Früchte zu, welche darauf am beßten gedeihen würden. Er gab nun Anweisung über Aussaat, Pflanzung, Ernte, Reife u. s. w., und bewirkte durch strenge Aufrechthaltung seiner Anordnungen, daß man reichliche und gesunde Nahrungsmittel erzielte und Reiche wie Arme, Grundbesitzer und Pächter gleichmäßig ihren Vortheil dabei fanden.

Die Berichterstatter meldeten dem Confucius, daß wohlhabende Leute unter dem Vorwande, ihre Verstorbenen ehren zu wollen, denselben große, viel Raum einnehmende Gebäude errichtet und dadurch dem Ackerbau viel nutzbares Land entzogen hätten. Confucius erklärte dieß für einen Mißbrauch, und ohne besondere Gewalt anzuwenden, stellte er diesen Uebelstand ab, indem er die Leute durch seine Lehren überzeugte: Die Gräber, sagte er, sollen nicht den Lustgärten und Vergnügungsorten gleichen, es sind Orte der Thränen und Seufzer; und als solche wurden sie auch von den Alten betrachtet. Wer nun kostspielige und prächtige Mahlzeiten in Gemächern hält, welche nur Ueberfluß und Freude ausstrahlen und die in der Nähe der Gräber sich befinden, welche die Asche derer enthalten, denen wir unser Leben verdanken, das ist eine Beleidigung, die man verehrungswürdigen Todten zufügt. Hochgelegene und zum Ackerbau nicht geeignete Orte sind diejenigen, die für den Aufenthalt der Todten sich am beßten schicken; man braucht sie nicht mit Mauern zu umgeben oder mit wohlgesetzten Baumreihen zu verzieren. Wenn unsere Ehrenbezeigung rein und auf-

richtig, der getreue Ausdruck unserer Gefühle ist, so soll sie nicht als ein übermüthiger Schmuck sich kund geben. Die zärtliche Liebe, Dankbarkeit und wahre Trauer bedarf dessen nicht. Folgen wir auch hierin dem Beispiele, das uns die Weisen des hohen Alterthums gaben.

Man gehorchte allgemein dem Rathe des Confucius und bestattete die Todten auf unfruchtbaren Höhen und an Orten, die dem Ackerbau nicht nutzbar sind, bis auf den heutigen Tag.

Jedermann bewunderte den raschen Erfolg, den die Bemühungen unseres Weisen hatten, und sein Lob flog von Mund zu Munde; Jedermann beeiferte sich, ihm Gehorsam zu leisten. Er aber gab selbst das Beispiel des strengsten Gehorsams, den er von Allen, die in seinem Bereiche waren, forderte. Namentlich bewies er seinem Könige stets die größte Ehrfurcht; denn, sagte er, die rechtmäßigen Könige sind die Abgeordneten, welche der Himmel zur Regierung der Menschen auf die Erde gesandt hat. Möchten sie doch bei ihren Unterthanen die Stelle von Vater und Mutter vertreten, und möchten doch diese hinwiederum sich als ehrerbietige, dankbare und stets gelehrige Schüler erweisen. Er bewährte durch seine Handlungsweise, daß seine Worte nur schwacher Ausdruck der Gefühle waren, von denen er bis auf den Grund seines Herzens durchdrungen war. Seine Haltung vor dem König war stets ernst und bescheiden; er sprach zu ihm nur mit halber Stimme; und er sprach nur dann mit ihm, wenn er von seiner Verwaltung Rechenschaft abzulegen hatte, wenn er ihm nützliche, auf sein Amt bezügliche Mittheilungen zu machen oder auf seine Fragen Antworten zu geben hatte. Alles, was in Beziehung zum Fürsten stand, war ihm heilig. Bevor er in den Palast trat, nahm er sich zusammen, ordnete er seine Kleider, senkte er seine Augen, faltete er die Arme über der Brust und ging dann würdevollen Schrittes hinein. Einige seiner Schüler fanden diese Darlegung seiner Ehrfurcht etwas übertrieben, etwas zu scheinbar und der von Confucius stets anempfohlenen Mäßigung widersprechend. Er antwortete aber auf ihre Einwürfe: Ich habe meine frühern Lehren keineswegs vergessen. Ich habe euch oft gesagt, daß der Weise nichts Affectirtes an sich haben muß, und daß man in allen Dingen die rechte Mitte halten soll. Ich habe euch das hundertmal wiederholt; und ich versichere euch, daß dieß mein tägliches Studium ist. Was ihr aber hier als eine Uebertreibung und Affectation bezeichnet, ist nur genaue Uebung der Pflicht und etwas ganz Natürliches. Ihr stimmt mir ohne Zweifel darin bei, daß wir den Himmel ehren und achten müssen; hier kann es nun bis in die kleinsten Dinge kein Uebermaß der Verehrung geben. Was nun die Weise betrifft, wie man äußerlich diese Ehrfurcht darlegt, wie man gesetzmäßige und pflichtschuldige Huldigungen darbringt, so

muß sie dem Stande eines Jeden angemessen seyn, und aus dem Charakter desjenigen entspringen, der diese Pflicht erfüllt. Mein Charakter, mein Stand, mein Wesen, mein bisheriges Benehmen verlangt, daß ich gerade so handle, wie ich bis jetzt gehandelt habe. Dadurch bin ich aber, ohne ein Wort gesagt oder ein Verbot erlassen zu haben, dahin gelangt, daß ich den Palast und seine Umgebung von dieser Menge Tagediebe und Müssiggänger gereinigt habe, welche durch ihr unanständiges Getreibe diesen Ort einem Marktplatze ähnlich machten. Ihr wisset recht wohl, daß Aller Augen auf mich gerichtet sind, und ich muß, das verlangt meine amtliche Stellung, meine Augen stets offen haben. Man mustert mich immer vom Kopf bis zu den Füßen, man zergliedert alle meine Handlungen; man beurtheilt selbst die kleinste derselben mit Strenge; jede ist der strengsten Kritik ausgesetzt. Ich darf also nichts vornehmen, was sich nicht der strengsten Prüfung unterwerfen, ja was nicht als Beispiel dienen könnte. Dahin arbeite ich denn mit allen Kräften. Wenn nun die Leute sehen, daß ich meinen Fürsten ehre, nicht allein wenn er gegenwärtig ist, sondern auch, wenn ich mich seiner Wohnung nähere, so ist es natürlich, daß man schließe, meine Ehrfurcht sey rein und ohne persönlichen Eigennutz, es sey diese Ehrfurchtbezeigung nichts als eine Pflicht, zu welcher jeder Mensch verpflichtet ist. Folgt man aber meinem Beispiele, so wird der große Haufen auch ehrerbietiger werden.

Die Gefälligkeit unseres Weisen gegen Jedermann, der Belehrung bei ihm suchte, die Leichtigkeit, womit er Jedem antwortete, zogen ihm zahllose Befragungen über alle Arten von Angelegenheiten zu. Einer der Staatsminister Ki-tse ließ einen Brunnen graben; die Arbeiter fanden, nachdem sie ein Stück in die Erde gedrungen waren, einen irdenen Topf von gemeiner Form. Darin lag ein Steinbild, das ein Schaaf darstellte, dessen Gestalt von der gewöhnlichen jedoch abwich. Man wußte nicht, was das vorstellen sollte; die Alterthumsforscher wurden befragt, konnten jedoch sich auch nicht einigen und man wandte sich an Confucius. Nachdem dieser das Steinbild genau betrachtet, erklärte er dasselbe für ein Fen-yang oder Schöpsungeheuer, welches manche Leute für einen Erdgeist halten. Jedes Ding, bemerkte er, hat seinen besonderen Namen, mit welchem man dasselbe bezeichnet und der die hauptsächlichsten Eigenschaften desselben ausdrückt. Was man nun in der Erde gefunden, und eine so ungewöhnliche Gestalt zeigt, konnte man nur mit einem Worte bezeichnen, das sich dem Wesentlichen annähert. Hier handelt es sich um eine Gestalt, die sich der des Hundes, so wie der des Widders oder Schaafes nähert. Man hat sie genau betrachtet und Fen-yang genannt. Man hielt es, weil es aus der Erde kam, für einen der Geister, welche das bewachen, was diese auf ihrer Oberfläche und in ihrem Schooße be-

wahrt. Es giebt aber noch mehr ähnliche Gebilde, z. B. ein Ungeheuer mit menschlichem Gesicht und Ochsenhörnern, dessen Körper in eine große Schlange ausläuft, das man als einen derjenigen Geister betrachtete, welche den Höhen, Forsten und Gebürgen vorstehen. Man kennt auch noch andere Ungeheuergestalten, die man als Bilder derjenigen Geister ansieht, die ihre besonderen Verrichtungen im Dienste der von uns bewohnten Erdoberfläche haben, wie z. B. die Stierbilder ohne Hörner mit einem Fuß, die Kinderbilder mit Feueraugen, die Bilder der Wassergeister u. s. w.

Wir sehen daraus, daß Confucius über Dinge, die sich weder bündig beweisen, noch eben so wenig gründlich widerlegen lassen, durchaus gar kein Dogma aufstellte; daß er den Glauben der Menschen nie störte, wenn er nur nicht auf die Moral und die Handlungsweise der Menschen verderblich einwirkte.

König Ting-koung war von Tage zu Tage zufriedener mit Confucius; er ließ ihn zu einer Besprechung rufen und trug ihm das Amt eines See-kou auf, d. h. er stellte ihn an die Spitze der Civil- und Criminal-Gerichtspflege des ganzen Königreiches, eine Stelle, die unmittelbar unter den Befehlen des Königs stand. Confucius bedachte sich einige Augenblicke, der König aber sagte sogleich: Ich rechne auf euch, da es gute Verwaltung der Justiz gilt; verbessert, was einer Umgestaltung bedarf; macht die Einrichtung so, wie es euch zweckmäßig und nützlich scheint; thut mit einem Wort Alles, wie es euch am beßten scheint; ich billige im Voraus Alles, was ihr machen werdet, denn ich kenne euren Eifer für den Ruhm meines Reiches, für den Nutzen aller meiner Unterthanen.

Confucius versicherte den König nochmals seiner Ergebenheit, fügte aber dann bei: Ich muß Ew. Majestät im Voraus darauf aufmerksam machen, daß ich die Uebung meines neuen Amtes mit einer sehr auffallenden, aber auch sehr nöthigen Hinrichtung beginnen werde. Einer der höchsten Beamten eures Hofes hat sich einer Menge Verbrechen schuldig gemacht, von denen ein einziges hinreichen würde, um ihn zur schmachvollen Todesstrafe zu verurtheilen. Das Ungeheuer, von welchem ich spreche, ist bei euch sehr wohl angeschrieben; es ist Schao-tscheng-mao. Er muß sterben, damit sein Beispiel die anderen Bösewichter abschrecke. Wenn ihr ihn leben lasset, so werden eure Völker unter dem Druck seiner Tyrannei zu seufzen fortfahren und euer Thron wird erschüttert. Dieser Treulose ist der vornehmste Urheber aller der Uebel, die das Königreich Lou betroffen haben. Er hat Zwietracht gestiftet, er hat den Geist der Empörung hervorgerufen, — er muß sterben.

Der König machte den Weisen darauf aufmerksam, daß Schao-tscheng-mao viele Freunde habe und daß seine Hinrichtung Unruhe erregen könnte; aber Confucius bemerkte, daß diese Freunde ihn

sofort aufgeben würden, wenn sie seine Macht und seine Schätze erschöpft sehen würden.

Confucius begann demnach sein Richteramt mit der gerichtlichen Untersuchung der Amtsführung von Schao-tscheng-mao, über dessen Bedrückungen und Ränke, und schon sieben Tage nach dem Antritt seines Amtes verurtheilte er den Verbrecher zur öffentlichen Enthauptung mit dem im Ahnensaale aufgestellten Säbel. Dieses Urtheil machte die Unerschrockensten zittern, namentlich diejenigen Großen, die sich irgend etwas vorzuwerfen hatten. Die Schüler des Confucius sogar fanden dieses Gericht etwas zu streng, zu eilig, zumal Schao-tscheng-mao doch übrigens ein sehr kenntnißreicher und geschickter Mann gewesen sey.

Confucius erwiderte: Ich kenne alle guten Eigenschaften, so wie alle schlechten, die in der Person des Schao-tscheng-mao vereinigt waren, dennoch aber konnte ich ihn nicht leben lassen. Seine Räubereien, Betrügereien, Quälereien und anderen Verbrechen will ich nicht einzeln aufzählen, sondern nur bemerken, daß es fünf Arten von Verbrechen giebt, die man nicht unbestraft lassen darf, wenn man nicht die Menschlichkeit verletzen will. Das erste dieser Verbrechen, die keine Verzeihung verdienen, ist die Heuchelei, d. h. wenn ein böser Mensch im Geheimen böse Thaten schmiedet und sie unter der Maske der Tugend ausführt. Das zweite ist anerkannte Unverbesserlichkeit und öftere Wiederholung gesetzwidriger Handlungen. Das dritte ist die verläumderische Lüge, die sich in den Mantel der Wahrheit hüllt, um in wichtigen Dingen, die auf Glück oder Unglück der Menschen Beziehung haben, Schaden zu stiften. Das vierte ist grausam geübte Rache, nachdem man seinen Haß lange unter dem Scheine der Freundschaft verborgen hat. Das fünfte ist schwarz und weiß, für und wider über denselben Gegenstand sprechen, je nach dem Nutzen, den man daraus ziehen kann.

Ein jedes dieser Verbrechen verdient eine ganz besondere Bestrafung, und mithin hat Schao-tscheng-mao, der sich aller fünf zusammen schuldig gemacht hat, der unverbesserlich war, der den Staat in Unordnung brachte und ihn umstürzen wollte, durchaus keinen Anspruch auf Gnade.

Die verständigen Leute bei Hofe und in der Stadt fanden das Urtheil des Confucius ganz gerecht; das Volk aber sah in ihm einen Beschützer gegen Unrecht und Bedrückung. Indessen fand sich doch ein Mensch, der das Verfahren unseres Weisen tadelte; es war ein Dichter, ein angeblicher Philosoph, der ein satyrisches Gedicht auf ihn machte, welches vielen Beifall fand. „Wir sahen ihn von ferne, sang er, sein Kleid schien uns von schönem Stoff; allein es ist ohne Futter, es ist noch nicht zusammengenäht. Warten wir, bis er sich einige Schritte vorwärts bewegt; dann wird das Kleid von selbst abfallen und wir werden den Mann ganz nackt sehen."

Confucius sagte dazu: Der Mann hat Recht, man muß den Menschen nie nach seinem Aeußeren beurtheilen, nie nach dem Kleide, das er trägt; man muß bis auf den Grund seines Herzens dringen und erforschen, was hier vorgeht. Da dieß nun freilich sehr schwierig ist, muß man zunächst seine Handlungsweise beobachten. Was mich betrifft, so werde ich mich bemühen, durch meine Handlungen den Dichter zu veranlassen, mich ohne vorgefaßte Meinung zu beurtheilen, und ich wage mir zu schmeicheln, daß sein Urtheil günstig seyn wird. Und in der That, wenige Monate nachher sang derselbe Dichter: „Ehedem begaben sich die Staatsbeamten nicht anders in den Palast, als nachdem sie tüchtig gegessen hatten und halb betrunken waren; die Frauen waren ihren Männern kaum gehorsam und erlaubten sich alle Arten von Freiheiten; die Reichen mißbrauchten ihre Schätze, um sich der Beobachtung der Gesetze zu entziehen; die Kaufleute machten sich kein Gewissen daraus, zu betrügen, sie betrogen unbestraft; aber seitdem Confucius im Amte ist, hat sich Alles geändert. Die Großen gehen nüchtern in den Palast und bearbeiten hier mit Ernst ihre Angelegenheiten; die Frauen gehorchen ihren Männern und bekümmern sich um ihre Wirthschaft; die Reichen gehorchen den Gesetzen; Treue und Glauben herrscht im Handel. Das Volk ist vor Bedrückung geschützt und betreibt ruhig und freudig jede Arbeit, die ihm den Lebensunterhalt gewährt."

Die Schüler des Confucius konnten sich jedoch nicht darüber beruhigen, daß Schao-tscheng-mao so schwere Strafe erlitten; denn es war nach der Hinrichtung sein Körper unbegraben drei Tage lang dem Volke öffentlich zur Schau ausgestellt. Confucius erklärte sich aber folgendermaßen: Es ist ein altes Gesetz, daß die Tay-fou nicht so wie die andern Leute bestraft werden; es genügt, sie über ihre Verbrechen zur Erkenntniß zu bringen, sie darüber erröthen zu lehren und ihnen dann selbst die Wahl ihrer Strafe zu überlassen. Das Gesetz will, daß Männer, die durch ihre Würde die Verpflichtung haben, Verbrechen zu verhüthen, nicht selbst Verbrechen begehen, die an Anderen bestraft werden. Es will, daß, wenn sie das Unglück haben, selbst Verbrechen zu verüben, sie unnachläßlich, aber in einer Art bestraft werden, durch welche ihre Würde nicht verletzt wird. Der Sinn des Gesetzes ist also, die Würde selbst in der Person eines Schuldigen zu ehren; deßhalb spricht es niemals mit klaren Worten von den Verbrechen der Großwürdenträger. Wenn man davon sprechen mußte, so bedeckte man sie mit dem Schleier der Allegorie. Hätte ein Tay-fou strafwürdige Handlungen begangen, so sagte man, daß seine Opfergeräthe und Gefäße in einem schrecklich unanständigen und unreinlichen Zustande sich befänden, daß die Linnen der Zelte des Opferplatzes zerfetzt und beschmutzt wären. War er gegen den König ungehor-

sam, so begnügte man sich zu sagen, daß er die Pflichten seines Amtes nicht mit Pünctlichkeit verrichte. Sah er seinen Untergebnen zu viel nach und bemäntelte er ihre Fehler, so hieß es, er schone die Unterbeamten allzu sehr. War sein Lebenswandel unsittlich, so sagte man: er beträgt sich auf sehr ungewöhnliche Art. Die strafbaren Tay-sou wurden nach der Wichtigkeit ihrer Verbrechen gezüchtigt; doch wurden diese Verbrechen nicht öffentlich bekannt gemacht, und sie mußten sich selbst bestrafen, denn Niemand durfte Hand an sie legen. Ein Tay-sou, der überwiesen war, daß seine Verbrechen den Tod verdienten, stellte sich selbst vor die vom König ernannten Bevollmächtigten; er klagte sich selbst an; erklärte, daß er nicht mehr zu leben verdiene, und bat dringend, daß man ihm erlauben möge, sich selbst den Tod zu geben. Die Richter sagten ihm nun in Gestalt einer Ermahnung Alles, was ihm Scham und Reue einflößen konnte. Dann holten sie vom Könige Befehl ein. Bei ihrer Rückkehr bedeckte sich der Tay-sou das Haupt mit einer weißen Mütze, legte ein Trauerkleid an und begab sich an die Thüre des Palastes; in den Händen trug er den Säbel, den er selbst mit reinem Wasser auf dem Opferplatz abgewaschen hatte. Dann kniete er nieder, das Haupt gegen Norden gerichtet und wartete auf die erbetene Erlaubniß. Unser gemeinsamer Herr, sagte ihm einer der Bevollmächtigten, hat eure Bitte genehmigt; thut, was sich geziemt. Darauf erhob der Schuldige den Säbel und tödtete sich selbst. Dieses weise Gesetz, fuhr Confucius fort, ist seit langer Zeit bei uns nicht geübt worden. Die Tay-sou üben ihre Verbrechen zu offenbar, als daß man sie mit anderen Namen bezeichnen könnte. Das Volk würde sich doch nicht durch falsche Namen täuschen lassen. Es ist Zeuge ihrer Ueppigkeit, ihres Hochmuthes und der schändlichen Laster, denen sie sich ergeben; es ist das Opfer ihrer Bedrückungen, ihrer Habsucht. Die Einfalt unserer Sitten gestattete den Alten, so zu handeln, wie man ehedem pflegte. Seitdem hat sich Alles geändert, und wollte man heut zu Tage das Gesetz buchstäblich erfüllen, so würde man gegen den Geist desselben handeln und das nur verächtlich machen, das man ehren will. Schao-tscheng-mao hat sich ganz offen jener fünf Verbrechen, die keine Verzeihung verdienen, ergeben; indem ich ihn also auch öffentlich bestrafte, habe ich durch das Beispiel der Gerechtigkeit das böse Beispiel der Strafloſigkeit vornehmer Verbrecher gesühnt. Die Verbrechen werden in dem Staate um so seltner werden, je mehr man die Ueberzeugung gewinnt, daß kein Stand von der verdienten Strafe Befreiung gewährt. Schao-tscheng-mao ist übrigens nur mit der geringsten Strafe belegt worden, denn die alten Gesetze sagen: Man soll für das Verbrechen der Empörung gegen Himmel und Erde den Stamm des Verbrechers bis in das fünfte Geschlecht, für das Verbrechen der Empörung gegen die

Obrigkeit bis in's vierte, für Verbrechen gegen das natürliche Gesetz bis in's dritte, für die Abschaffung der Verehrung der obern und untern Geister bis in's zweite Geschlecht von der Erde vertilgen. Jeder muß sterben, der einen ermordet oder ermorden lassen.

In solcher Weise knüpfte Confucius immer seine Belehrungen an die Ereignisse des Tages. Die Verbrechen aber nahmen, seit er seine Stelle angetreten, von Tage zu Tage immer mehr ab, das Volk wurde zufriedener, die Großen bescheidener und eifriger in der Erfüllung ihrer Pflichten. Der König erkannte dieß freudig an und drang nun in ihn, eine Großbeamtenstelle des Reiches offen anzunehmen. Confucius sprach dagegen nur ein Bedenken aus, nämlich er möge dem König durch seine Ansichten, namentlich aber durch die Winke, zu denen er sich über sein persönliches Betragen etwa verpflichtet glauben dürfte, zur Last werden. Der König beruhigte ihn durch die Versicherung, daß er seinem Rathe stets treulich Folge leisten werde. Nun warf sich Confucius vor dem Könige nieder, berührte den Boden mit der Stirn zum Zeichen der Annahme und seines Dankes. An demselben Tage verrichtete er schon den Dienst. Alle Beamten, groß und klein, begaben sich zu ihm, um ihm ihre Aufwartung zu machen, und er empfing Jedermann mit Güte und Freundlichkeit, und schien der lustigste Mensch zu seyn. Seine Schüler waren darüber erstaunt, daß er so große Freude über seine Erhebung zu den Ehrenstellen so laut an den Tag legte? Confucius erklärte ihnen dieß mit seiner gewöhnlichen Bereitwilligkeit und Güte: Die guten Lehren, die ich euch einzuprägen strebe, suche ich auch durch die That im Wesentlichen zu bewähren. Ihr müßt mich nur recht verstehen. Ich sagte euch oft: Der Weise soll sich im Unglücke nicht niederwerfen lassen und nicht übermüthig werden, wenn ihm Alles gelingt. Hochmuth und Kleinmuth sind zwei Uebermäßigkeiten, die man vermeiden muß. Der, welcher sich der Weisheit ergeben, soll gleichmäßig ruhig über Alles das seyn, was der gemeine Haufen der Menschen als Gegenstand der Freude oder der Trauer betrachtet; er soll mit gleichem Blicke alle Ereignisse des Lebens betrachten, da er die Ueberzeugung hat, daß das, was man Glück und Unglück nennt, nicht in der Gewalt dessen liegt, der eines von beiden erfährt, und daß es oft nur den Zwischenraum weniger Tage, ja weniger Stunden bedarf, um von dem Gipfel des Glückes in den Abgrund des Unglückes überzugehen, oder daß man auch in ein Meer von Glück gelangen kann, nachdem man alle Uebel erduldet hat. Wenn nun die äußeren Zeichen der Trauer oder der Freude ihre Ursache nicht etwa in der innern Befriedigung über Erhöhung oder Erniedrigung, Reichthum oder Armuth, Ehren oder Schande, Gunst oder Ungunst haben, so entfernt man sich durchaus nicht von den Vorschriften der Weisheit, wenn man in Umständen, die

Sorge oder Freude gewähren, nach Außen betrübt oder heiter erscheint. Indem ihr mich handeln seht, wie ich eben handle, habt ihr gewähnt, ich befinde mich auf dem Gipfel des Glückes, daß ich eine Stelle unmittelbar am Throne erlangte. Urtheilt nicht zu leichtfertig. Könntet ihr in meinem Herzen lesen, so würdet ihr bemerken, wie die Liebe zur Pflicht mit meiner eigenen Neigung kämpft, und wie ich mich oft zwinge, heiter zu scheinen, während ich alle Ursache zur Trauer habe, und wie es auch umgekehrt oft der Fall mit mir ist. Dieser Zwang ist aber um so größer, als ich mir denselben auf keine Weise darf merken lassen; das bin ich dem Staate schuldig. Mein Zweck ist, die verschiedenen Zweige der Regierung zur Blüthe zu bringen, indem ich von Jedermann die Erfüllung seiner Pflichten verlange. Dazu bedarf ich das volle Vertrauen aller Beamten, damit ich sie gehörig verwenden kann. Wollte ich mich nun stets in den Mantel der nüchternen Weisheit hüllen, so würde ich meinen Zweck verfehlen. Man würde mich für einen Hochmüthigen und meine Bescheidenheit für Heuchelei nehmen. Sie würden sich ebenfalls gegen mich verstellen, und anstatt mich in meinen Bestrebungen zu unterstützen, meine Pläne scheitern lassen. Glaubet mir, daß ich auf dem hohen Posten, den ich einnehme, mich durchaus nicht für mehr halte, als ich damals war, wo ich als einfacher Privatmann erschien. Ich betrachte mich wie eines der Signale, deren sich die Reisenden bedienen, um sicher an das Ziel ihrer Reise zu gelangen. Glaubt ja nicht, daß meine Handlungsweise im Widerspruch mit meiner Lehre stehe.

Mittlerweile erhob sich an den Gränzen von Tsi und Lou ein Gewitter, was leicht gefährliche Folgen hätte haben können. Die Könige von Tsi hatten den Vorfahren des Ting-koung, des gegenwärtigen Königs von Lou, drei Städte weggenommen, die dieser, einen unsichern und kostspieligen Krieg fürchtend, nicht zurückverlangt hatte. Einer der Großwürdenträger des Königs von Tsi, Namens Ly-tsou, sah hierin nur Schwäche und meinte, es werde ihm gelingen, die Staaten seines Herrn zu vergrößern, wenn er mit einem Heere an den Gränzen von Lou erscheine. Confucius erfuhr dieß; ehe aber ein offener Bruch zwischen den Königen von Lou und Tsi Statt fand, forderte er die früher weggenommenen Städte zurück. Die Minister des Königs von Tsi, welche Confucius kannten und die Gerechtigkeit seiner Ansprüche einsahen, und einen so klugen Mann, wie Confucius war, nicht zum Feinde haben wollten, trugen damit an, daß man dieses Geschäft auf eine freundschaftliche Weise zu Ende bringen, und daß die beiden Könige deßhalb an der Gränze eine persönliche Zusammenkunft veranstalten möchten. Dieser Vorschlag ward im Staatsrathe, trotz der Widersprüche des kriegslustigen Ly-tsou, allgemein angenommen, worauf eine Einladung dazu an den König von Lou erging.

Der König von Lou übergab dem Confucius das Einladungsschreiben und fragte ihn um seine Meinung. Er sagte: Die von Tsi scheinen mit uns in gutes Vernehmen treten zu wollen, das geht aus dem Schreiben hervor. Berathet euch mit meinen Collegen, und um ihnen volle Freiheit zu gewähren, gestattet mir, bei dieser Berathung nicht gegenwärtig zu seyn.

Der König stimmte ihm bei; der eine stimmte dafür, daß der König nicht ohne tüchtiges Heer sich an die Gränze begeben solle, der andere dagegen meinte, man solle dem bisherigen Feinde das vollste Vertrauen zeigen, und zu dieser Meinung bekannte sich denn auch der König. Jetzt wurde Confucius die Sache zur Entscheidung vorgelegt, und dieser schlug vor: Der König solle sich an die Gränze allerdings begeben, allein eine Heeresabtheilung von 300 Kriegswagen zu seiner persönlichen Sicherheit gleich mit sich nehmen, außerdem aber zwei Generale, jeden mit 1000 Kriegswagen sich nachfolgen lassen. Er führte zur Rechtfertigung seiner Ansicht Beispiele aus der Geschichte des Reiches an, bemerkte auch, daß der König von Tsi gewiß nicht ohne die Elite seiner Garde sich an die Gränze begeben würde.

Der König und die Minister stimmten bei und man bereitete sich sofort zur Ausführung dieser Maßregeln. Dreihundert Wagen eröffneten den Zug, dann kam zwei Tage später der König mit Confucius und hierauf folgten die zwei Generale mit ihren Heeresabtheilungen.

Der König von Tsi hatte sich mittlerweile auf dem Gränzgebürge eingefunden und dort einen überaus glänzenden Empfang für seinen Nachbar vorbereitet. Auf einem die Landschaft beherrschenden Hügel war ein Gebäude errichtet, das einem für ewige Zeiten bestimmten Palaste glich; eine große Leitertreppe führte auf einen Vorplatz, auf dem zwei Throne für die beiden Könige aufgestellt waren. Confucius war damit zufrieden, da er aber merkte, daß der König von Tsi ein großes Gefolge bei sich habe und daß täglich neue Krieger an der Gränze anlangten, so gab er in Geheim den beiden Generalen, welche die Reserve commandirten, Befehl, sich näher heran zu ziehen und gehörig auf ihrer Huth zu seyn. Der General mit den 300 Wagen mußte als Garde ganz in der Nähe des Königs seine Stelle einnehmen.

In der Nacht, die dem zur Ceremonie bestimmten Tage vorausging, begab sich der kriegslustige General Ly-tsou zum Könige von Tsi und überredete ihn, jetzt die Gelegenheit zu benutzen und den König von Lou ohne weiteres gefangen zu nehmen. Er selbst machte sich anheischig, dieß unter dem Scheine eines Kriegstanzes zu bewerkstelligen, und der König von Tsi war treulos genug, seinen Vorstellungen Gehör und Zustimmung zu geben, ohne seine Minister erst zu befragen.

Als sich nun am nächsten Morgen die beiden Könige, der von Lou von Confucius, der von Tsi von Yen-yng begleitet, in dem Palast eingefunden hatten, begrüßten sie sich und versicherten sich gegenseitig ihrer Freundschaft. Der König von Tsi ließ einige Seltenheiten herbeischaffen, die er für den König von Lou zum Geschenk aus seinem Reiche mitgebracht hatte. Dann meldete der König von Lou, er habe eine Anzahl Schauspieler bei sich, welche es trefflich verständen, allerlei Tänze und Musiken aufzuführen. Da nun die Geschäfte, die sie vorhätten, so einfacher Natur wären, so würden sie durch derartige Unterhaltung kaum unterbrochen werden. Ohne eine Antwort abzuwarten, gab er das Zeichen zum Beginn der Tänze. Sofort ließ sich ein gewaltiges Trommelgerassel und ein Lärm von Instrumenten hören, und eine Bande von 300 Bewaffneten, die Fahnen von jeder Farbe, und Säbel, Lanzen u. a. Waffen trugen, stürzten wie Trunkene und Verrückte auf den Platz und näherten sich in wildem Gewühle der Stelle, wo die beiden Könige saßen. Confucius durchschaute alsbald die Absicht, welche diesem Schauspiele zum Grunde lag; er näherte sich dem Könige von Tsi und sprach: Gnädigster Herr, Ew. Majestät und der König mein Herr sind nicht hierher gekommen, um Zeuge von der Geschicklichkeit dieser eitlen Gaukler zu seyn, sondern um die wichtigen Angelegenheiten ihrer Königreiche zu verhandeln und einen Frieden zu schließen, der sich bis auf die entferntesten Nachkommen fortpflanzen könnte. Beide Majestäten sind Chinesen, warum sehen wir nicht chinesische Tänze, warum vernehmen wir nicht chinesische Musik, in der nichts wider den Anstand vorkommt? Befehlt, ich bitte Ew. Majestät, daß diese unverschämten Gaukler sich alsbald zurückziehen, sie sind nicht werth, vor den Augen zweier großen Könige zu erscheinen. Diese Art, wie sie sich gleich Verrückten stürmisch uns nähern, könnte leicht böse Folgen haben.

Yen-yng, der Minister des Königs von Tsi, vereinigte seine Bitten mit denen des Confucius, die Gaukler wurden fortgeschickt und durch die Garden der beiden Könige vom Platze geschafft. Der treulose Ly-tsou merkte nun wohl, daß sein Plan gescheitert; er erlauschte daher die Gelegenheit, wo er seinen König allein und ungestört sprechen konnte, und schlug ihm vor, den König durch das Lustspiel Pi-schün-tsche-sche in Sicherheit zu wiegen und sich dann seiner Person zu bemächtigen. Dieses Theaterstück aber enthielt eine Schilderung der schmachvollen Ausschweifungen, denen sich Wen-kiang, eine der Königinnen von Lou, als sie jung verwittwet in voller Gewalt dastand, bis zum Regierungsantritt ihres Sohnes rücksichtslos überließ.

Als nun die Schauspieler bereit waren, sagte der König von Tsi zu dem von Lou: Das Lustspiel, welches man jetzt aufführen wird, hat durchaus nichts Fremdartiges; es ist ganz ächt chinesisch;

ich hoffe, daß es euch zufrieden stellen werde. Die Schauspieler begannen ihre Darstellung; es waren etwa zwanzig Männer wie Frauen prachtvoll gekleidet und im kostbarsten Schmuck. Ihre Bewegungen, ihre Stellungen, ihre Blicke und Worte athmeten Verweichlichung und Wollust. Der König von Lou war entzückt über die Darstellung; desto weniger aber sein weiser Minister. Confucius näherte sich ganz entrüstet seinem Herrn und bat ihn, dem Könige von Tsi zu sagen, daß sie hier zusammengekommen wären, um von Geschäften zu sprechen, nicht aber um ihre Augen an einem unanständigen Schauspiele zu weiden. Der König stellte sich, als hätte er es nicht gehört, und die Darstellung hatte ihren Fortgang. Als Confucius endlich bemerkte, wie doch selbst sein König darüber erröthete, konnte er vor Zorn sich nicht mehr halten, trat an den König von Tsi heran, sah ihn fest an und sprach: Ihr habt vor Kurzem versichert, daß ihr mit meinem Herrn dem König wie ein Bruder mit dem andern leben wollt; daher muß der, welcher einen von euch beiden beleidigt, alle beide, einen in dem andern beleidigen. Unsere Generale und die Soldaten, welche sie befehligen, sind im Dienste des Königs von Tsi; ich werde sie rufen und sie die Befehle ausführen lassen, die ich ihnen, als von euch kommend, geben werde. Dann rufte er mit einer Stimme, welche die Schauspieler, wie die beiden Könige erschreckte, die Garden, die beim König von Lou standen. Zwei Tay-fous erschienen, den Säbel in der Hand, und er sagte: Diese beiden Schauspieler beleidigen unsere Könige in's Angesicht; ihr Verbrechen kann nur mit ihrem Blute abgewaschen werden, sie verdienen nicht mehr zu leben; tödtet sie. Die Tay-fou thaten, wie ihnen geheißen, und die übrigen Schauspieler ergriffen die Flucht. Beide Könige waren für einige Augenblicke wie versteinert, und Confucius erfaßte seinen König und begab sich mit ihm in die Mitte der Soldaten.

Schon wollte der treulose Ly-tsou die Soldaten von Lou angreifen, allein die Minister von Tsi befahlen ihm, sich ruhig zu verhalten. Sie stellten ferner ihrem Herrn vor, daß er für immer entehrt seyn würde, wenn er dieses ganze schmachvolle Verfahren nicht auf eine glänzende Art wieder gut machen wollte, und riethen ihm, den Schein zu vermeiden, als hätte er Antheil an dem Vorhaben seines unwürdigen Unterthanen. Sie gaben ihm ferner den Rath, dem Könige jene drei Städte freiwillig wieder zurückzuerstatten, deren Erwerbung durch ein Verbrechen bewerkstelligt worden. Das sey das einzige Mittel, einen Schandfleck zu vertilgen, der ihn bis in die fernsten Jahrhunderte verhaßt und verachtet machen würde.

Der König von Tsi, der von Haus aus den Krieg nicht liebte, beauftragte den Yen-yng, sich an den Hof von Lou zu begeben und das gute Vernehmen wieder herzustellen, was ihm denn auch unter der Mitwirkung von Confucius gelang.

Confucius nutzte seinem Könige wie dem Volke nächstdem dadurch, daß er die Tay-fou in bestimmte Schranken brachte. Diese Großwürdenträger der Krone hatten sich ihren Herren furchtbar und dem Volke durch ihren Stolz und ihre Bedrückung verhaßt gemacht. Sie lebten als unabhängige Herren in den Städten, aus denen sie ihren Unterhalt bezogen. Drei davon, Ki-sche, Schou-sün-sche und Mong-schün-sche, hatten ihre Städte befestigt und sogar Außenwerke daran angebracht. Confucius stellte seinem Könige vor, daß Unterthanen, die solche Vorsichtsmaßregeln ergreifen, nur noch einen Schritt zu thun haben, um den offenen Aufstand zu erklären. Man muß, sagte er, die, welche sich verirrt haben, auf den rechten Weg zurückführen, namentlich muß man nicht gestatten, daß die Tay-fou ihre vorgeschriebenen Gränzen überschreiten. Wenn man die Augen schließt, während sie sich königliche Vorrechte anmaßen, werden sie sich auch als Könige gebärden. Unsere Gesetze schreiben die Höhe der Mauern der Städte verschiedenen Ranges vor; jene drei Tay-fou haben ihre Städte zu königlichen gemacht, indem sie deren Mauern erhöheten und mit Zinnen und Thürmen gränzten. Befehlt, daß sie diese Zinnen und Thürme entfernen, und ich will, wenn es nöthig, diesen Befehl selbst ausführen. Das Uebel wird sonst von Tag zu Tag schlimmer und endlich unheilbar; rotten wir es aus, ehe seine Wurzeln zu tief treiben.

Das war dem Könige ganz aus der Seele gesprochen; er stellte dem Confucius das ganze Heer zur Verfügung. Confucius rief seinen Schüler Tse-lou, der eine hohe Stelle im Heere hatte, gab ihm eine Truppenabtheilung und den Auftrag, die drei Städte von ihren Befestigungen zu entkleiden. Ki-sche und Schou-sün-sche setzten ihm keinen Widerstand entgegen; wohl aber Moung-schün-sche, dessen Stadt, an der Gränze von Tsi gelegen, allerdings gegen feindliche Streifpartheien eines Schutzes bedurfte. Er wies die Angriffe der königlichen Truppen kräftig zurück, und Confucius rieth dem Könige selbst, dem empörerischen Tay-fou Zeit zur Besinnung und Reue zu lassen, da hier mit Gewalt nichts auszurichten sey. Mittlerweile waren die Unterthanen desselben mit seinem Benehmen durchaus unzufrieden; sie verließen ihn schaarenweise und siedelten sich anderwärts an, so daß er endlich sich an den Hof begab und um Verzeihung bat.

Confucius richtete seine Aufmerksamkeit auf alle Gegenstände, und es entging ihm nichts und er achtete auf Dinge, welche von Allen als unwichtig übersehen wurden. So hatte ein reicher Mann den gesammten Fleischhandel an sich gerissen. Da er pünctlich zahlen, ja Vorschüsse machen konnte, so war er im Stande, das Fleisch billig anzukaufen und dann dasselbe theuer zu verkaufen. So hatte er sich nach und nach in den Besitz aller Heerden seiner Gegend gesetzt; alle Hirten waren in seinem Dienst, so wie alle

Weideplätze des Weichbildes. Da nun zu jener Zeit alle Menschen bei gewissen Gelegenheiten Fleisch aßen, so mußten sie es theurer bezahlen, als vorher, was, da es nur etwa drei- bis viermal im Jahre Statt fand, die Armen zwar nicht sehr drückte, für den Fleischhändler aber wegen der Menge einen ungeheueren Gewinn abwarf. Confucius ließ, nachdem er sich genau unterrichtet, den Mann zu sich rufen und sagte zu ihm: „Man versichert mich, daß ihr einer der reichsten Bürger dieser Stadt geworden; ich wünschte wohl, daß dieser Reichthum die Frucht eurer Arbeit oder einer ehrenvollen Kunstfertigkeit wäre. Ich würde mich mit euch darüber freuen, und euch in den Stand setzen, ihn zu mehren, indem ich euch Gelegenheit gebe, eure Talente anzuwenden. Aber es ist leider nur zu wahr, daß euere Glücksumstände von einem Monopol herrühren, für welches ihr hart bestraft werden solltet. Ich gewähre euch indessen Verzeihung, doch unter der Bedingung, daß ihr euch bessert und dem Publikum wieder zustellt, was ihr demselben gestohlen habt. Dieser Wiedererſatz wird eure Ehre vollständig wieder herstellen. Ihr dürft von euerem Vermögen nur so viel behalten, als hinreicht, um in einer anständigen Fülle zu leben; den Ueberschuß stellt ihr mir zu, um denselben zum Besten des Staates zu verwenden; ich kenne genau, was ihr besitzt, und werde daher die Rechnung selbst machen. Gebt euch also keine Mühe, euch zu rechtfertigen, oder mich betrügen zu wollen; bedenkt euch einige Tage, und sagt mir dann euern Entschluß.“ Confucius war nachher mit ihm zufrieden und gestattete ihm, in Ruhe zu leben. Von nun an war der Verkauf des Schlachtviehes und des Fleisches wieder frei gegeben.

Confucius beschäftigte sich trotz seiner Arbeiten für das öffentliche Wohl viel mit den Angelegenheiten der Privatleute, und hatte einige Tage in jedem Monate festgesetzt, wo man sich bei ihm selbst über den Gang seiner vor Gericht schwebenden Geschäfte Erkundigung holen konnte. Es würde zu weit führen, wollten wir alle von Pater Amiot aus den chinesischen Werken entnommenen Thatsachen mittheilen, die hierauf Bezug haben. Ueberall tritt der Scharfblick, die Gerechtigkeit und die tiefe, milde Weisheit des Confucius deutlich an den Tag. Vor Allem drang er auf strenge Erfüllung der Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern.

Das Reich von Lou erblühete sichtbar unter der Leitung unseres Weisen, und der Keim der Tugend regte sich immer mehr in den Herzen seiner Bewohner. Eines Tages befragte ihn König Ting-koung über die Verehrung der Ahnen, und warum die Alten dieselbe mit der des Himmels verbunden hätten.

Der Himmel, antwortete Confucius, ist der allgemeine Urquell, aus welchem alle Dinge entsprungen. Die Ahnen, die daher stammen, sind die Quellen der nachfolgenden Geschlechter. Die erste Pflicht des Menschen ist, dem Himmel Zeichen seiner Dankbarkeit

zu geben; den Ahnen seine Dankbarkeit zu bezeigen, ist die zweite. Um sich nun dieser doppelten Pflicht zu entledigen, und die künftigen Geschlechter zu deren Erfüllung zu nöthigen, richtete der heilige Mann Fohi die Ceremonien zu Ehren des Himmels und der Ahnen ein; er bestimmte, daß, unmittelbar nachdem man dem höchsten Wesen (Schang-ty) geopfert, man den Ahnen seine Ehrfurcht bezeigen solle; da nun aber das höchste Wesen und die Ahnen den leiblichen Augen nicht sichtbar sind, so suchte er an dem sichtbaren Himmel Sinnbilder, um sie zu bezeichnen und darzustellen.

Wie kommt es aber, unterbrach der König seinen weisen Freund, daß man das höchste Wesen nicht überall in derselben Weise verehrt?

Weil, erwiderte Confucius, in dem Ceremoniel, welches man beobachtet, zwischen dem Sohne des Himmels und den andern Fürsten ein Unterschied gemacht wird. Der Sohn des Himmels repräsentirt, indem er dem höchsten Wesen opfert, den Körper der ganzen Nation, er richtet seine Gebete im Namen und für das Bedürfniß der ganzen Nation an das höchste Wesen. Die andern Fürsten repräsentiren jeder die besondere Abtheilung der Nation, deren Pflege ihnen anvertraut ist, und bitten den Schang-ty nur im Namen und für das Wohlergehen dieser Abtheilung. Das höchste Wesen ist unter dem allgemeinen Sinnbilde des sichtbaren Himmels dargestellt; doch stellt man dasselbe auch unter den besonderen Sinnbildern der Sonne, des Mondes und der Erde dar, weil sich durch deren Wirkungen die Menschen der Wohlthaten des Himmels für ihren Unterhalt, Nutzen und Annehmlichkeiten des Lebens erfreuen. Die Sonne giebt durch ihre wohlthätige Wärme allen Wesen Seele, sie belebt Alles. Sie ist für unsere Augen die prächtigste Erscheinung am Himmel, sie leuchtet uns am Tage; für die Nacht ist ihr Stellvertreter der Mond. Durch die Beobachtung ihres Laufes haben die Menschen gelernt, die Zeit für die verschiedenen Geschäfte des Lebens einzutheilen und die Jahreszeiten festzusetzen, damit die Ordnung für die verschiedenen Arten des Ackerbaues nicht verwirrt werde. Um ihre Dankbarkeit gegen das höchste Wesen an den Tag zu legen, haben die Alten das Opfer am Tage des Wintersonnenstillstandes eingerichtet, weil die Sonne von da an ihren wohlthätigen Lauf erneuert.

Nachdem nun die Alten ihrer Pflicht gegen das höchste Wesen oder die Gottheit überhaupt als dem allgemeinen Urquell, dem sie ihr Daseyn und ihren Unterhalt verdankten, genügt hatten, wendete sich ihr Herz gegen diejenigen, die ihnen in der Reihe der Geschlechter das Leben überliefert hatten. Sie stellten zur Ehre derselben gewisse ehrfurchtsvolle Ceremonien fest, die gewissermaßen das dem höchsten Wesen dargebrachte Opfer nur ergänzten. Und damit beschloß sich denn diese erhabene Handlung der Religion unserer ersten Väter. Die Tscheou (seit 1134 vor Chr. Geb.) fügten

diesem Ceremoniel noch Einiges bei, und stifteten das Opfer, welches dem höchsten Wesen in der Zeit des Frühlings dargebracht wird, um demselben für die Wohlthaten zu danken, die es dem Menschen durch den Erdboden zukommen läßt, und um es um Abwendung der Insecten von den Feldfrüchten zu bitten. Diese beiden Opfer kann nur der Sohn des Himmels darbringen und zwar nur im Kiao.

Was man Kiao nennt, fuhr Confucius fort, nachdem ihn Ting-koung um Fortsetzung seiner Belehrung gebeten, ist gegenwärtig ein mit Mauern umgebenes Gebäude, in dessen Umfang sich eine Erhöhung befindet, welche man Tan nennt. Man hat zur Herstellung dieses Gebäudes einen Ort außerhalb der Stadtmauern gewählt, und zwar auf der Südseite, weil die Sonne auf dieser Seite des Himmels erscheint. Innerhalb der Mauern des Kiao erhebt sich der Tan, und man hat ihm eine runde Form gegeben, um anzudeuten, daß die Bewegungen des Himmels und der Erde, die das höchste Wesen zum Nutzen alles dessen, was lebt, anordnete, ohne Ende und ohne Unterbrechung Statt finden.

Für das große Opfer, welches der Sohn des Himmels am Tage des Wintersonnenstillstandes darbringt, ist ein junger Stier, mit kaum keimenden Hörnern, ohne irgend einen äußerlichen Fehler und röthlicher Farbe die einzige Opfergabe. Er wird drei Monate lang in der Umzäunung des Kiao ernährt. Im Frühjahr opfert der Sohn des Himmels irgend einen Ochsen. Ew. Majestät werden einsehen, daß alle diese Opfer, der gesammte Cultus, wie man denselben auch nennen möge, sich doch immer nur auf die Verehrung des höchsten Wesens beziehen.

Seit undenklichen Zeiten bezeigt der Sohn des Himmels im Umkreise desselben Kiao auch den Ahnen seine Verehrung. Dabei hatte man die Absicht, denen, welchen man das Leben und seine ganze Stellung in der bürgerlichen Ordnung verdankt, zu zeigen, daß man an ihren weisen Einrichtungen nichts verändert habe. Vor dem Opfer meldete man ihnen, was man thun wolle; nach dem Opfer, was man gethan habe, und zeigte somit die Unterwerfung unter ihren Willen an. Wenn in alter Zeit der Sohn des Himmels sich zu dem großen Opfer anschickte, begab er sich in das Gemach, welches für die Ahnen überhaupt bestimmt war. Er unterrichtete sie von der Absicht seines Besuches, und bat um ihre Befehle. Dann trat er in das Gemach seines Vaters. Da nun die Bilder und Namentafeln der Ahnen keine Stimme haben, so versuchte man ihren Willen auf der Schale einer Schildkröte zu lesen, auf welche man Feuer legte. Das geschah, um ihnen seine größte Ergebenheit darzulegen. Darauf begab sich der Himmelssohn ganz allein in den Tse-koung, d. h. in das geheime Zimmer, das von einem mit Wasser gefüllten Canal umgeben ist, und wo-

hinein nur der Opfernde treten durfte. Hier verweilte er einige Zeit in stiller Sammlung, um die Befehle zu vernehmen, die man ihm geben werde. Er näherte sich dem Orte, wo diese schriftlichen Befehle niedergelegt waren, und erfaßte sie. Er trat dann aus dem Gemach heraus, diese Schriften ernsthaft mit beiden Händen tragend, und zeigte sie, auf der Thürschwelle stehend, den Großen, Beamten und Officieren seines Gefolges. Dann trug er sie in das Gemach zurück. War nun die Stunde des Opfers gekommen, so bedeckte er sein Haupt mit der Mütze Pi-pien, und die Beamten zeigten dem Volke an, daß der Sohn des Himmels auf Befehl seiner Ahnen dem höchsten Wesen das Opfer für den allgemeinen Nutzen und im Namen Aller darbringen werde. Sie ermahnten das Volk zu ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit. Diesen Tag erschien kein Mensch in Trauer, Jedermann erschien in festlicher Kleidung, und obschon kein Polizeibeamter die Leute antrieb, beschäftigte sich doch jeder, zu der Würde des Festes beizutragen.

Wenn sich der Sohn des Himmels zu dem Opfer begab, so trug er einen mit weißem Fuchs besetzten Schafpelz, das Haar nach außen und darüber ein blaues Gewand, worauf der Drache, Sonne, Mond und Sterne gestickt waren. Er stieg dann auf einen ganz einfachen, schmuck- und farblosen Wagen; voran wurden zwölf Fahnen mit Sonne und Mond getragen. Also begab man sich in feierlichem Zuge in die Tempel.

Dieß waren die Belehrungen, welche Confucius seinem Könige über die alten Gebräuche gab, und wofür ihm dieser seinen Dank ausdrückte. Ling-koung hatte den beßten Willen, die übrigen Lehren seines weisen Freundes auszuführen, und schon begann im Königreiche Alles eine neue Gestalt anzunehmen und sein Ruhm in die übrigen Reiche sich zu verbreiten, als er im Jahre 496 vor Chr. Geb., wo Confucius sein 56. Lebensjahr erreicht hatte, starb. Sein Nachfolger war Ngai-koung. Der neue König hatte nun keine so hohe Meinung von Confucius, als sein Vorfahr. Er betrachtete ihn nur als einen Weisen und Gelehrten, dessen vornehmstes Verdienst die Kenntniß der Bücher war, und der einen übertriebenen Eifer für die alten Sitten hatte, und Gebräuche einführen wollte, welche die gegenwärtigen Sitten nicht für zulässig erscheinen ließen. Er vernachlässigte ihn und übertrug Anderen die Aemter, womit er bekleidet gewesen war.

Da sich nun Confucius in seinem Vaterlande vernachlässigt sah, ging er in das Königreich Wei. Kaum war er abgereiset, als sein Schüler Jan-yeou dem Großbeamten Ki-sün, der beim neuen Könige besonders viel galt, vorstellte, welch ein großer Verlust die Entfernung des Weisen für sein Vaterland sey, wie das Königreich Lou auf dem Punct gestanden habe, allen andern Landen ein Mu-

ster zu werden, und alle Nachbarn die Einrichtungen desselben bereits nachzuahmen begannen.

Ki-sün brachte auch in der That den König dahin, daß er den Confucius zurückberief, der auch keinen Anstand nahm, diesem Rufe Folge zu leisten. Der König empfing den Rückkehrenden mit derselben Feierlichkeit, womit man Gesandten fremder Mächte entgegenkommt, und unterhielt sich dann lange mit ihm. Aber er legte dem Weisen eine Menge kindischer Fragen vor, wie man sie kaum an einen Kinderlehrer richten würde. So fragte er z. B., wie ein Philosoph sich kleiden müsse, und als Confucius erwiderte, er habe sich stets nach der Sitte des Landes gerichtet, in welchem er gelebt, sagte er: Ach, ich verstehe, man hat darüber keine besonderen Bestimmungen. Der König bezeigte ihm alle mögliche Ehre und Achtung, bat, ihn unter die Zahl seiner Schüler aufzunehmen, übertrug ihm die Aufsicht über die Sitten und öffentlichen Ceremonien, und versicherte, daß er die Absicht habe, seine Unterthanen glücklich zu machen. Confucius rieth ihm, die Abgaben zu vermindern, das Volk in seinen Pflichten sorgfältig unterrichten zu lassen, und fuhr mit der größten Geduld fort, die oft lächerlichen Fragen des Königs so zu beantworten, daß sie eine gute Lehre enthielten. Er empfahl ihm namentlich drei Dinge, welche das Glück der Staaten begründen, nämlich: gänzliche Trennung der beiden Geschlechter, sofern sie nicht verheirathet sind, innige Eintracht unter den Gatten und gegenseitige Ehrfurcht unter den verschiedenen Ständen, und setzte ihm diese Grundsätze, welche noch heute die Grundpfeiler des innern Glückes der chinesischen Nation ausmachen, ausführlich auseinander, die wir aus dem Gesetzbuche des Reiches bereits kennen gelernt haben. Er gab ihm ferner weise Lehren in Bezug auf seine Stellung zu andern Staaten und sagte ihm unter Anderm: Wenn ihr einen kleinen Staat habt, so hüthet ihn sorgfältig, und fanget niemals Krieg an. Sind eure Staaten groß, so habt stets die Waffen in der Hand. Confucius hatte stets, auch wenn er beim Könige war, einige seiner Schüler bei sich, welche diese Unterhaltungen aufzeichneten und der Nachwelt überlieferten.

Dieß ging einige Zeit so fort. Endlich aber fürchtete der König von Tsi, daß Ngai-koung zu mächtig werden würde, wenn Confucius länger bei ihm bliebe, und führte einen Plan aus, der ganz sicher auf den Charakter des Königs berechnet war. Er sandte ihm nämlich eine Menge Schauspielerinnen und Sängerinnen, um ihn von ernsten Beschäftigungen abzulenken, und diesen gelang dieß auch vollkommen. Die Unterhaltungen des sittenreinen Confucius wurden dem Könige langweilig und widerwärtig, und umsonst warnte Confucius seinen königlichen Schüler vor dem Umgang mit den sittenlosen Frauen, die ihm der König von Tsi gesandt hatte. Der König suchte jede Gelegenheit hervor, ihm sein Mißfallen an den

Tag zu legen, ja er beleidigte ihn sogar, und gestattete ihm ferner keinen Zutritt zu ihm.

Da nun Confucius einsah, daß er hier weiter gar keinen Nutzen stiften könne, so zog er sich zurück, er verließ im 57. Jahre seines Alters seine Heimath und wendete sich in das Königreich Wei. Als er an der Gränze desselben in seinem Wagen, begleitet von einigen seiner Schüler, ankam, bemerkte man eine Menge Leute, welche den berühmten Weisen von Lou sehen wollten; unter die Zahl seiner Schüler wollte jedoch keiner derselben aufgenommen seyn. Die Nachricht von seiner Ankunft verbreitete sich bald bis in die Hauptstadt, und der König wollte einem so ausgezeichneten Manne durch eine möglichst ehrenvolle Aufnahme Zeichen seiner hohen Achtung geben. Er ging ihm in Person bis vor die Stadt entgegen, und zwar mit allen Zeichen seiner Würde; er wies ihm einen prachtvollen Palast zur Wohnung und 1000 Maaß Reis zu seinem jährlichen Unterhalt an. Confucius beschloß daher, hier seinen Aufenthalt zu nehmen, und hatte die beßte Hoffnung für das Gedeihen seiner Lehre. Der König Ty-koung versprach ihm einen Sitz in seinem Staatsrathe, sobald er sich von der Reise erholt haben würde, und ließ ihn sich ein Landhaus auswählen, wo er sich nebst seinen Schülern aufhalten könnte.

Indessen verging die Zeit, und der König schien sein Versprechen vergessen zu haben; er ließ ihn nur manchmal zu sich rufen, um ihn über einige Puncte der Moral oder Geschichte zu befragen, und seine Hofleute folgten seinem Beispiele freilich mehr aus Neugierde oder um sich sehen zu lassen, als aus Freude an Belehrung.

Der König selbst war nämlich durchaus nicht selbständig, sondern hatte sich ganz der berühmten Nantsee hingegeben; die Minister, denen er die Zügel der Regierung vollkommen überlassen hatte, sahen die Ankunft des Confucius nur ungern. Und so begnügte man sich, Confucius zu ehren, wie man Fremde ehrt; man achtete ihn als einen Weisen; von seiner Verwendung war aber keine Rede weiter. Auch Nantsee hörte von Confucius und seinen Schülern sprechen, und bat den König, ihr eine Unterredung mit ihm zu verschaffen. Confucius schien einzuwilligen; als man ihn aber zum Zimmer der Nantsee führen wollte, sagte er: Das kann unmöglich der Wille des Königs seyn; kein Mann, so will es das Gesetz, darf in das Gemach einer Frau treten, welche nicht die seinige ist. Als Nantsee dieß vernahm, sagte sie, es schadet nichts, ich werde Confucius doch sehen, und sie eilte dahin, wo Confucius stand. So wie er am Geräusch ihres Geschmeides ihre Ankunft erkannte, wendete er sich mit dem Kopfe nach Norden, senkte seine Augen und bezeigte so dem König seine Ehrfurcht. Nantsee

kehrte aber, nachdem sie ihn gesehen, zurück in ihr Zimmer, ohne daß er mit ihr gesprochen hatte.

Confucius sah nun ein, daß vorläufig hier nichts auszurichten sey; er hoffte jedoch, daß die Zeit helfend eintreten werde, und unternahm mittlerweile, mit Erlaubniß des Königs, einige Reisen in die benachbarten Königreiche, wo er aber auch wenig Anklang bei den Großen fand. Er kehrte daher im Jahre 493 nach Wei zurück. Der König nahm ihn sehr freundlich auf, erklärte jedoch, er sey zu alt, um gründliche Veränderungen in der Regierung vorzunehmen. Denn einige hohe Staatsbeamte hatten den König überredet, daß Confucius die ganze Staatsverfassung umstürzen würde.

Confucius tröstete sich daher mit der Dichtkunst, und schrieb ein Lied von der Blume Lan-hoa; er unterhielt sich mit seinen alten Schülern, und erwarb sich neue, nicht allein in der Hauptstadt, sondern auch in den benachbarten Ortschaften, und arbeitete unablässig an der Ausbreitung seiner Lehre.

Er erhielt mehrfache Einladungen aus benachbarten Königreichen; er begab sich jedoch nur nach dem Reiche Soung, wo die Großbeamten ihn nicht eben gern ankommen sahen, da sie seinen Einfluß auf den König fürchteten und ihre Handlungsweise nicht immer eben sehr gesetzmäßig war. Sie behandelten den Weisen wie einen ganz gewöhnlichen Menschen, nahmen weder seine Besuche an, noch erwiderten sie dieselben. Desto freundlicher nahmen ihn seine Freunde und Schüler auf. Nicht fern von der Stadt war ein großer Baum, unter dessen Schatten sie ihre Zusammenkünfte hielten, die immer zahlreicher wurden. Die Feinde von Confucius benutzten dieß, ihn verdächtig zu machen, als strebe er, der einer uralten Herrscherfamilie entsprossen sey, nach weltlicher Herrschaft. Sie stellten dieß einem Oberfeldherrn vor, und ersuchten ihn, bevor dem Könige selbst Gefahr daraus erwachse, die Versammlungen der Freunde des fremden Weisen zu beendigen. Der General begab sich deshalb nach dem Baume, wo sie gewöhnlich Statt fanden, und ließ denselben umhauen. Die Schüler machten ihren Lehrer auf die Gefahr aufmerksam, worin er sich befinde, er aber antwortete ihnen: Ich stehe unter dem Schutze des Himmels, ich erfülle die Pflichten, die mir obliegen. Weder jener General, noch irgend Jemand, werden mir schaden, so lange der Himmel, dem ich gehorche, es ihnen nicht erlaubt. Uebrigens sehe ich gar wohl ein, daß ich hier nichts leisten kann; es hieße meine Zeit verlieren, wenn ich mich hier noch länger aufhalten wollte. Ich habe meine alten Schüler gesehen, ich habe neue gewonnen; beide sind genugsam unterrichtet, Jeden in der alten Lehre zu unterrichten, der sie lernen will.

Wenig Tage nachher reisete er auch wirklich ab, um sich nach dem Königreiche Wei zu begeben. In der Nachbarschaft seiner Vaterstadt Tseou nöthigte ihn die Ueberschwemmung, still zu liegen,

wo ihn die Erinnerung an seine Jugend mit sanfter Schwermuth erfüllte. Er ging indessen zuvörderst nach dem Königreiche Tschen, wo er in der Stadt Pou seinen Schüler Tsee-lou, der daselbst Gouverneur war, besuchte, und bei ihm eine herrliche Aufnahme fand. Tsee-lou hatte sein Amt nach den Grundsätzen seines Lehrers verwaltet. Ich habe mich, versicherte er diesem, seit den drei Jahren, daß ich Gouverneur bin, im Innern mäßig, nach Außen wohl geordnet gezeigt, habe nichts auf den nächsten Tag aufgeschoben, was ich am selbigen Tage machen konnte, bin aufmerksam gewesen auf Alles, habe meine Untergebenen mehr durch Liebe denn durch Furcht geleitet, und ich habe damit nur Freudiges erlebt, glaube auch, daß man zufrieden mit mir ist. Als Confucius nun in Tschen angelangt war, überließ er sich seinen gewohnten Arbeiten. Die, welche von Einfluß waren, benutzten seine Anwesenheit nicht; ihre Gleichgültigkeit kränkte ihn keineswegs; aber sie war ihm empfindlich, weil sie seinen guten Willen nicht zur That werden ließ. Er studirte und arbeitete mit seinen Schülern, und machte von Zeit zu Zeit Ausflüge in die Umgegend, um sich zu erholen. Dann unternahm er wieder Reisen in die verschiedenen Königreiche, in welche China damals zersplittert war, und breitete unabläßig die Lehre aus, da er die Ueberzeugung hatte, daß dieß der ihm vom Himmel vorgeschriebene Beruf sey. Er achtete nicht den Widerspruch, den er fand, die Verspottung, die Verachtung, die Mühen und Gefahren, die er fand und zu bestehen hatte, und ging, wenn er hier abgewiesen wurde, an einen andern Ort, und erneuerte unabläßig seine Versuche. So lebte er 3 Jahre im Königreiche von Tschen, und machte von da Reisen nach Wei, Soung, Tsai, Ye und andern Nachbarstaaten, nur von einem oder zweien seiner Schüler begleitet. Er kam nie zu Ruhe, folgte jeder Aufforderung zur Hülfe und Belehrung.

Da meldete man ihm, daß in Pou, wo sein Schüler Tsee-lou angestellt war, große Unruhen ausgebrochen, nachdem jener von seiner Stelle abgegangen und ein anderer damit bekleidet worden, der nun die Fahne der Empörung aufgesteckt hatte. Confucius hoffte die Menschen bald zu ihrer Pflicht und zur Ruhe zurückzuführen, deren Annehmlichkeit sie unter Tsee-lou kennen gelernt hatten. Er betrog sich. Die Großen von Pou lebten zügellos, einer war gegen den andern bewaffnet, und die Empörer waren sehr stark. Sie sandten gegen Confucius und Tsee-lou Soldaten aus, um sie einzufangen. Einige Freunde meldeten ihnen die Gefahr, in der sie schwebten, boten ihnen auch militairischen Schutz an; allein Confucius zog es vor, sich zurückzuziehen, und die Feinde legten ihm kein Hinderniß in den Weg.

Dieses Ereigniß schreckte Confucius nicht ab, die Einladung seiner Schüler, in den Königreichen Ye und Tsai zu ihnen zu kom-

men, abzulehnen, obschon er die Gefahren kannte, denen er sich aussetzen mußte, denn Räuber und Soldaten machen alle Orte unsicher. Er kam in's Königreich Ye; der König empfing ihn ziemlich kalt, befragte ihn über seine Lebensart, seine Schüler, und andere unbedeutende Dinge. Er vermied es mit offenbarer Absichtlichkeit, über die Wissenschaften und die Regierung mit ihm zu sprechen, und Confucius begriff aus dieser ersten Audienz, daß der König seine Dienste gar nicht haben wollte. Um jedoch seiner Pflicht zu genügen, ließ er ihm sagen, daß er seine Zeit und seine Dienste in jeder Weise ihm zu widmen bereit sey; als Antwort erhielt er leere Worte. Die kurze Zeit, wo er in Ye verweilte, benutzte er; um in dem Geiste seiner Schüler die früheren Lehren zu erneuern, dann ging er nach dem Tsai ab, mußte aber gar bald anhalten, da er an einen Strom kam, der sehr weit aus seinen Ufern getreten war. Als nun Tsee-lou am Ufer hinging, um einen Uebergang zu erspähen, traf er zwei Männer, die sich bei ihrer ländlichen Arbeit mit einander unterhielten, und die auf seine Fragen zu ihm sagten: Einen Uebergang kennen wir nicht; Alles ist überschwemmt, geht deshalb ja nicht weiter. Die abscheulichste Unordnung herrschte übrigens in dem Tsai; die Tugend hat dort keine Zuflucht; das Laster wird aber gekrönt. Wir sind davon gegangen, um uns den Verfolgungen der Bösen zu entziehen, und führen hier ein ruhiges Leben, indem wir mit unseren eigenen Händen das Land bebauen. Unsere Arbeit hindert uns nicht, die Weisheit zu pflegen. Wir kommen zusammen, so oft es möglich ist; wir unterhalten uns über das, was ehedem unser Studium war. Wenn der Tag beendet, begeben wir uns in den Schoos unserer Familie, widmen einige Stunden der Lectüre und lassen die Welt gehen, wie sie Lust hat, ohne uns mit ihrer Verbesserung zu befassen. In der elenden Zeit, worin wir leben, ist es das Sicherste, sich nicht in andere Angelegenheiten zu mengen, unbekannt zu bleiben und nur an sich zu denken. Das ist die Regel, die wir befolgen, und wir befinden uns wohl dabei. Ahmt unser Beispiel nach und rathet eurem Meister, desgleichen zu thun.

Tsee-lou berichtete seinem Meister Wort für Wort, was er vernommen. Confucius erkannte bald, daß diese beiden Männer unter dem Bauernkittel einen höheren Stand verbargen, und erfuhr, daß der eine derselben Tschang-stü, der andere Kie-nio hieß, und daß beide der Secte des Laotsee angehörten. Confucius war damals 62 Jahr und König Ngai-koung im fünften seiner Regierung. Die beiden Schüler des Laotsee lebten in der Provinz Honan. Confucius aber ließ sich mit seinen Schülern durch die Warnung derselben nicht abhalten, und so kamen sie nach Tsai, von wo sie, nachdem sie einige Angelegenheiten in Ordnung gebracht, nach dem Königreiche Tschen zurückkehrten.

Der König hatte nicht weit von seinem Palaste ein Ling-hang-tai oder ein Observatorium erbauen lassen. Die Beamten, die er damit beauftragt, hatten die Sache nicht zu seiner Zufriedenheit ausgeführt, und er war darüber so erzürnt, daß er drei davon hinrichten lassen wollte. Schon war der Tag der Hinrichtung und der Platz vor dem Observatorium zur Ausführung bestimmt; das Volk wußte, weshalb diese Männer sterben sollten, und der König hatte sich selbst dahin begeben. Wie nun die Hinrichtung eben Statt finden sollte, fiel es dem König ein, zu fragen, ob das Observatorium auch genau nach den Grundsätzen der Gründer der Tscheou-Dynastie erbaut sey. Keiner der Hofleute konnte ihm Rechenschaft geben; endlich fiel einem derselben ein, daß ja ein Mann in der Stadt lebe, der wohl im Stande seyn würde, nämlich der unter dem Namen des Weisen im Königreiche Lou bekannte Confucius. Der König befahl, ihn sofort herbeizuholen, und Confucius erschien auch ohne Weigerung. Er fragte: ob das Observatorium dem von Wen-wang errichteten gleiche, ob die Beamten den Tod verdient hätten, und ob Wen-wang ebenfalls zu solchen äußersten Mitteln seine Zuflucht habe nehmen müssen.

Confucius antwortete: Herr, der Ling-hang-tai, den Wen-wang erbauen ließ, war für den wirklichen Gebrauch und nicht zu eitlem Prunk bestimmt. Es fehlte daran nichts, was nothwendig war. Kaum hatte er sich zur Erbauung desselben entschlossen, so bemühten sich auch die Unterthanen aller seiner Staaten, ihn mit allen ihren Mitteln und Kräften bei der Herstellung seines Werkes zu unterstützen. Das alles geschah ohne Lärm, friedlich und in vollkommener Eintracht; es waren gute Kinder, die für ihren Vater arbeiteten, den sie zärtlich liebten. Wie hätte es kommen können, daß einer von ihnen den Tod verdient hätte. Wen-wang legte dem Leben des Menschen viel zu große Wichtigkeit bei, als daß er hätte glauben können, es sey ihm gestattet, nach eigner Willkür über das Leben eines seiner Unterthanen zu verfügen. Nur Verbrechen, bewiesene Verbrechen, konnten ihn bestimmen, Jemand zum Tode zu verdammen. Weder ein Anfall von Zorn, noch Laune, Eigensinn, Uebereilung hatten Einfluß auf sein Urtheil; er ließ Alles untersuchen und prüfte selbst. Wenn das Verbrechen ermittelt war, zog er das Gesetz zu Rathe, und sein Spruch richtete sich nur nach dem Gesetz.

Der König fürchtete, daß der fremde Philosoph ihm irgend eine unangenehme Wahrheit sagen möchte, und lenkte das Gespräch auf andere Dinge, und zog sich unter dem Vorwand, das neue Gebäude noch besonders zu betrachten, zurück in den Saal. Die wenigen Worte des Confucius blieben nicht ohne Wirkung; es zogen menschlichere Gefühle in die Brust des Königs ein. Er schämte sich seines ausgesprochenen Todesurtheils, verordnete augenblicklich,

die Hinrichtung zu verschieben, und ließ dann sogleich den Verurtheilten vollständige Begnadigung ankündigen.

Ungefähr um dieselbe Zeit befand sich der König von Ou in einem Lusthause seines Palastes, und sah einen seltsamen rothen Vogel in der Luft schweben, der irgend einen Gegenstand im Schnabel hatte, und als der König näher trat, denselben fallen ließ. Es war ein Stück Goldblech, auf welchem sich einige ungewöhnliche Schriftzeichen befanden, die Niemand lesen konnte. Einer der Hofleute gab dem Könige den Rath, den Weisen von Lou zu befragen, der in den Alterthümern so gründliche Kenntnisse hatte. Er ließ also das Goldblech an Confucius senden, und dieser gab bald darauf folgende Antwort:

„Meldet dem Könige, daß das Metallstück, welches ein fremdartiger Vogel ihm zugetragen hat, ein Theil desjenigen Goldbleches ist, das der große Yü stets bei sich führte, um sich immer an seine Pflicht zu erinnern, indem er die Augen auf jene Schriftzeichen heftete. Jene aber sagen: Es ist durch Fügung des Himmels, daß ich herrsche, und ich herrsche, um den Himmel zu unterstützen, der den Menschen Alles gewähren will, was ihr Glück ausmacht. Da ich nun ausgewählt bin, um den Himmel zu unterstützen, so muß ich auf seine Absichten eingehen und nichts von dem verabsäumen, was an mir liegt, um die meiner Sorgfalt anvertrauten Völker zu beglücken. So lange wir leben, sind wir der Erde nicht fremd, durch den Tod kehren wir dahin zurück, woher wir gekommen." Meldet ferner dem Könige, es gehe die Sage, daß der große Yü, als sein Ende herannahete, in dem benachbarten Gebürge den Schatz vergraben ließ, den euer Herr eben erworben hat. Daß er auf so außerordentliche Weise in den Besitz desselben gelangt ist, ist ein Zeichen, daß der Himmel ihn und sein Königreich unter seinen besondern Schutz nimmt, vorausgesetzt, daß er derjenigen Lehre gemäß lebt, welche der große Yü auf diese Charaktere graben ließ.

Dieses Ereigniß bildete eine Zeit lang das Tagesgespräch; man erzählte die Sache überall, und Jeder fügte etwas von seiner eignen Erfindung bei, was, je nach seiner Gesinnung für oder wider das Königreich Ou, demselben Gutes oder Böses verkündete. Die Geschichte gelangte auch in's Königreich Tschou. Tschao-wang, der daselbst herrschte, wollte deswegen den Confucius befragen. Er hatte viel von ihm gehört und wünschte ihn persönlich kennen zu lernen, und trug daher dem Tsai-yu, einem Schüler des Confucius, auf, seinen Lehrer einzuladen, an seinen Hof zu kommen, da er die Absicht habe, ihm die wichtigsten Aemter zu übertragen und ihn mit Ehren und Schätzen zu belohnen. Tsai-yu antwortete dem Könige: Ew. Majestät thun meinem Lehrer Unrecht, wenn sie glau-

ben, daß er sich von der Aussicht auf Ehre und Reichthum werde leiten lassen. Confucius verachtet den Reichthum und strebt niemals nach Ehrenbezeigungen. Wenn er einmal im Ueberflusse lebte, wenn er etwa große Staatsämter bekleidete, war er stets ohne Ränke, ohne Hochmuth. Er betrachtete sich nur als den einfachen Träger der Güter, die er besaß; er sah die Würden, zu denen er gelangt war, als eine Bürde an, die ihm auferlegt war, um andere zu erleichtern. Sein ganzes Streben geht dahin, die gesunde Lehre der Alten auszubreiten und die heilsamen Grundsätze derselben durch die That zu bewähren. Ich bin lange sein Schüler gewesen; ich habe aber nie ein Wort von ihm gehört, das nicht Weisheit, Menschenliebe, Gerechtigkeit und Tugend geathmet hätte. Er begnügt sich mit dem Nothwendigen, und wenn ihm auch das Nothwendige fehlt, wie es wohl mehr als einmal der Fall gewesen, ist er eben so zufrieden, als lebte er im Ueberfluß. Als er noch große Aemter verwaltete, nahm er an Gehalten und Einkünften nie mehr an, als er bedurfte, um mit Anstand und seinem Amte gemäß leben zu können. Daher hat sich sein väterliches Erbtheil eher verringert, als vergrößert. Aber er ist sehr reich, weil er nichts wünscht. Er theilt seine Zeit zwischen Studiren, Unterricht und Reisen. Er verweilt an keinem Orte, wo er nichts nützen zu können glaubt. Er geht nur fort, wenn seine Hoffnungen vereitelt, oder sein Zweck erfüllt ist. Er hat unter das Joch der Pflicht diejenigen Leidenschaften gebeugt, denen die meisten Menschen zu gehorchen pflegen. Sein Gleichmuth bei den verschiedenen Zufälligkeiten des Lebens ist ein Zeichen, daß sein Inneres vollkommen geordnet ist. Sein Wandel ist ohne Vorwurf, wie Alle bezeugen, welche ihn kennen gelernt haben. Sein Hauswesen ist wohl geordnet. Seine Gattin würde nie wagen, so kostbare Kleider zu tragen, wie andere Frauen, und seine Nebenfrau trägt nur Linnen; beide sind sehr bescheiden gekleidet. Sein Wagen, seine Geräthe, Alles ist von der größten Einfachheit. Seine Nahrung ist sehr mäßig, und das erstreckt sich bis auf seine Hausthiere. Aber es ist nicht schmutziger Geiz, daß er also handelt; es ist nur, um seinen Lebenswandel nach seiner Lehre zu bilden, und vor Allem das selbst durch die That darzustellen, was er Andern lehrt.

Der König vernahm mit Vergnügen diese Schilderung und ließ den Weisen also einladen. Confucius kam die Einladung ganz gelegen, da er im Reiche Tschen ganz vergessen, selbst von denen, lebte, die ihn mit den Zeichen der größten Freundschaft und Achtung empfangen hatten. Er war deshalb entschlossen, Tschen zu verlassen, und hatte sich bereits an die Gränze begeben, wo er in großer Dürftigkeit lebte. Nachdem er die Einladung erhalten, begab er sich sofort auf den Weg. Er hatte kaum einige Li zurückgelegt, als er sich in einen Hinterhalt gerathen sah, den ihm zwei

Größe der Königreiche Tschen und Tsai gelegt hatten. Sie fürchteten nämlich, daß, wenn Confucius nach Tschou käme, er den ihnen feindselig gesinnten König mit seinem Rathe unterstützen, und daß dieß ihnen Schaden bringen würde. Sie wollten ihn also aufheben. Confucius ward daher mit seinen Schülern umzingelt und bewacht; sie mußten sieben ganze Tage von wilden Wurzeln leben, und hatten diese kaum in genügender Fülle. Confucius verlor keineswegs seine Seelenruhe; sein Antlitz war heiter und lächelnd; er las, erklärte, machte Verse, ja er sang, spielte auf dem Kin, als wäre er in seinem eigenen Hause. Seine Begleiter erhielt die Hoffnung auf baldige Befreiung aufrecht, denn einer war entflohen, um dem König von Tschou Nachricht von ihrer Lage zu geben. Der König sandte auch alsbald Truppen aus, allein diese gelangten erst am siebenten Tage an. Da nun Confucius nicht wußte, ob Hülfe nahe war, so hatte Tse-lou schon öfter den Säbel erfaßt, um sich durch die Feinde einen Weg zu bahnen. Confucius hatte ihn aber stets durch sanften Zuspruch davon abgehalten: „Was du vornimmst, lieber Tse-lou, sagte der Weise, ist ja ganz wider alle Regeln der Klugheit und grenzt an Verzweiflung. Du setzest dich dem gewissen Tode aus, ohne eine Frucht für dich und Andere hoffen zu können; das wäre eine Handlung, die dessen unwürdig, der die Weisheit zu erwerben trachtet. Unterwerfen wir uns mit Ergebung unter die Beschlüsse des Himmels (Tien), und wenn der Himmel beschlossen hat, uns hier auf eine harte Probe zu stellen, so wollen wir sie ohne Murren bestehen und von seiner Güte erwarten, daß er sie glücklich vorübergehen läßt.“ Ein ander Mal, als Tse-lou ganz ungeduldig wurde, sagte ihm Confucius: „Jetzt ist es an der Zeit, die Fortschritte zu zeigen, die du in dem Studium der Weisheit gemacht hast. Wenn du nicht so ergeben bist, wie du es warst, oder zu seyn scheinest, ehe das traurige Geschick uns hier betraf, so unterscheidest du dich nicht von einem gewöhnlichen Menschen, und du hast deine Zeit noch dazu verloren. Vergiß nicht den Beweggrund, der dich an mich gebunden hat; laß dich nicht werfen; ertrage muthig das Unglück, das du nicht veranlaßt hast. Es wird auf die eine oder die andere Art enden; denn entweder wir haben nichts mehr zu essen und müssen verhungern und dann sterben wir mit dem Troste, daß wir unsere schwere Aufgabe bis zum Ende verfolgt haben, oder wir werden befreit; wie wenig auch der geeilt ist, der beim Könige von Tschou Hülfe für uns gesucht hat, so muß er doch kommen, und wir müssen, auf uns selbst verwiesen, dahin gehen, wohin wir gerufen werden; wir müssen uns neuen Gefahren, neuen Angriffen aussetzen. Behalten wir unsere gute Laune; bemühen wir uns gegenseitig, uns unsere Leiden zu versüßen. Theilen wir uns unsere Betrachtungen mit, und streben wir, Vortheil aus Allem zu ziehen, was uns be-

gegnet." Ich las im Schiking folgende Stelle: „Wenn die Jäger auf einer wüsten Stelle die Spur der Leoparden und Tiger muthig verfolgen, so wagen diese Thiere, so muthig und wild wie sie auch sind, ihren Zufluchtsort nicht zu verlassen, um ihren Hunger zu stillen, aus Furcht, da den Tod zu finden, wo sie das Leben suchen." Dabei dachte ich: Ohne Leopard oder Tiger zu seyn, befinde ich mich doch in demselben Falle. Warum? Ich habe den Menschen keinen Schaden gethan; ich habe im Gegentheil so viel Gutes gethan, als ich nur konnte, und die Menschen suchen mir doch so viel Böses zu thun, als sie nur können. Was ist die Ursache?

Tse-lou antwortete: Ich meine, daß die, welche uns jetzt nach dem Leben trachten, uns als Uebelthäter und Räuber ansehen, von denen man die Erde reinigen muß.

Du irrest dich, erwiderte Confucius, diese Ansicht haben sie nicht von uns! Sie haben den Pi-kan, Pa-y und Scheou-tsi gerade so behandelt, obschon diese großen Männer als Muster der Weisheit und Beispiele jeder Tugend angesehen wurden. Wir sind nicht besser als jene. Und du, wem schreibst du die Verachtung und den Haß zu, dessen Wirkung wir bei so vielen Gelegenheiten empfunden haben?

Meister, sprach Tsee-koung, ich glaube, daß dieß einzig von der Lehre kommt, die ihr verbreitet, und die für die Begriffe der großen Menge zu erhaben ist. Sie ist dem Triebe der meisten Menschen, den entfesselten Bewegungen ihrer Leidenschaften zu folgen, zuwider. Könntet ihr denn nicht ein Mittel finden, das Strenge zu mildern, welche diese Lehre hat? Man würde euch lieber hören, und eure Arbeiten wären doch nicht ganz nutzlos. Ich meine, daß, wenn ihr von den gewöhnlichen Menschen nicht mehr verlangt, als was ihren Kräften angemessen ist, ihr weit leichter das erhalten würdet, was ihr wünschet; sie würden aufhören, euch zu widersprechen.

Du irrest dich, entgegnete Confucius, ich verlange von den Menschen nichts, als was ich verlangen darf. Die Lehre, die ich ihnen einzuprägen mich bestrebe, ist die, welche unsere Alten gelehrt und uns überliefert haben. Ich habe nichts dazugefügt und nichts davon hinweggenommen. Ich überliefere sie in ihrer ursprünglichen Reinheit. Sie ist unveränderlich; der Himmel selbst ist ihr Urheber. Ich bin in Beziehung auf dieselbe nichts, als was der Ackersmann in Bezug auf die Aussaat ist, die er der Erde anvertraut. Es hängt nicht von ihm ab, dem Saamen eine andere Form zu geben, als er schon hat, ihn keimen, wachsen und fruchttragend zu machen; er vertraut ihn der Erde an, wie er ist; er bewässert ihn und widmet ihm seine Sorge; das ist Alles, was er thun kann; das Uebrige steht nicht in seiner Macht. Lasse dich nicht irre machen. Denn was wir auch sagen, was wir auch thun mögen, so werden wir doch immer Widerspruch finden. Die, welche die Lehre

verwerfen, die ich verkündige, werden jedem Andern, was ich auch sagen mag, widersprechen. Wer aber Schwierigkeit in der Ausübung derselben findet, der wird Niemand treffen, der ihm die Uebung derselben leichter macht.

Confucius wendete sich nun an Yen-hori und fragte ihn um seine Ansicht. Yen-hori erwiderte: Meister, ihr seyet tugendhaft und verabsäumt nichts, um Anderen die Gefühle der Tugend einzuflößen, die euch beseelen. Ihr erfüllet eure Pflichten in ihrer ganzen Ausdehnung, und ihr bemüht euch, Andere zu überreden, daß sie gehalten sind, ihre Pflichten zu erfüllen. Es ist also nicht überraschend, wenn man euch widerspricht, und daß man euch überall zurückstößt, da man euch nicht nachahmen und eurem Rathe nicht folgen will. Was uns betrifft, die wir uns des herrlichen Vortheils erfreuen, euch so nahe zu haben und vor allen Andern eure Belehrung zu genießen, wir haben wohl die Ueberzeugung, daß wir nichts Besseres thun können, als eurem Beispiel zu folgen, allen Menschen wohlzuthun, und uns zu bemühen, für alle Andere ein nachahmenswürdiges Muster zu werden. Wenn man uns nun verachtet, nachdem wir unsere Pflicht erfüllt haben, wenn man uns haßt und verfolgt, so dürfen wir doch nicht minder mit uns zufrieden seyn, als wenn wir uns überall der öffentlichen Achtung zu erfreuen, als wenn unsere Bemühungen den glücklichsten Erfolg gehabt hätten. Eigentlich sollten sich freilich diejenigen betrüben, welche uns verachten, hassen und verfolgen. Lehren wir also die gesunde Lehre, so wie sie uns von unsern Vorfahren überliefert worden; schlimm genug für die, welche sie nicht empfangen wollen. Daran müssen wir uns halten, wenn wir dießmal einer drohenden Gefahr entrinnen, und wir dürfen uns nimmer neuen Gefahren aussetzen, indem wir fortfahren so zu handeln, wie wir bisher gethan.

Confucius stimmte diesen Worten seines lieben Yen-hori bei, und die übrigen Schüler thaten desgleichen. Bald darauf kamen die Soldaten von Tschou, erlösten die Bedrängten und geleiteten sie bis über die Gränze. Als sie nun nach überstandener Gefahr ihres Weges weiter zogen, begegnete ihnen ein Fischer, der einen Fisch in der Hand hatte, den er dem Confucius überreichte. Confucius wollte das Geschenk nicht annehmen; aber der Fischer sagte: Was ich euch überreiche, ist ein geringes Ding; ich biete es aber mit gutem Herzen. Da, wo ihr übernachten wollet, werdet ihr vielleicht keinen Fisch finden. Ihr werdet bald dort seyn. Ich dagegen habe noch einen weiten Weg bis zur Stadt. Bis dahin würde mein Fisch wahrscheinlich verdorben seyn, und ich würde ihn nicht verkaufen können. Ich hatte das Glück, euch zu begegnen; kann ich wohl etwas Besseres thun, als euch die Frucht meiner Mühe genießen zu lassen, die ich selbst nicht benutzen kann? Ihr verpflichtet mich, wenn ihr sie annehmt. Confucius nahm ehrfurchtsvoll

diese Gabe mit beiden Händen an und befahl, den Fisch zuzubereiten und den Ahnen zu opfern.

Confucius setzte darauf seinen Weg fort und gelangte endlich zur Stadt. Der König hatte befohlen, daß man ihn mit möglichster Ehrerbietung empfangen möge; er ließ ihm eine große und bequeme Wohnung anweisen und wenig Tage nach dem Einzuge zu sich berufen. Er war so entzückt von seiner Unterhaltung, daß er beschloß, ihn durch einen bestimmten Gehalt für immer an seine Staaten zu fesseln. Er wollte ihn mit der Provinz Schou-Sche auf Lebenszeit belehnen und legte seinem Staatsrathe seine Absicht dar; allein alle Minister widerriethen ihm einstimmig und namentlich sprach der Tay-fou Tsee-si sehr eifrig dagegen und fragte seinen Herrn: ob er denn auch den fremden, allerdings sehr berühmten Weisen so genau kenne, ob er sicher sey, daß die über alle Lande des chinesischen Reiches verbreiteten Schüler nicht gegen das Reich Tschou eine gefährliche Macht bilden könnten. Kurz er brachte den König dahin, daß er nicht allein den Vorsatz aufgab, Confucius für immer bei sich zu behalten, sondern daß er ihm sagen ließ: er könne ihm keine Stelle im Staatsdienste geben, da wichtige Veränderungen eingetreten seyen; er möge aber ruhig im Reiche bleiben, so lange es ihm gefalle, oder auch sich wieder entfernen, wie es ihm eben beliebe.

Confucius sah abermals ein, daß er hier nichts Bedeutendes wirken könne, und kehrte daher nach den Staaten von Wei zurück. Seine Freunde und Schüler waren verwundert über seine schnelle Rückkehr, und sie waren empört über die Ränke des Tsee-si. Confucius aber sagte: Das ist nun einmal das Loos der jetzigen Könige; sie werden fast immer von denen betrogen, denen sie am meisten vertrauen zu können glauben. Was mich betrifft, so habe ich gar keine Schuld an allen den Unfällen, die mich auf der letzten Reise betroffen haben; ich bin auch darüber vollkommen getröstet, da ich hoffen kann, mich anderwärts nützlicher zu machen, als es im Tschou der Fall war, wenn nur die Zeit gekommen seyn wird. Setzen wir bis dahin unsere gewohnten Beschäftigungen fort, unterrichten wir uns, bemühen wir uns, bei Andern wahrhaft nützliche Kenntnisse zu verbreiten.

Um diese Zeit, im 64. Lebensjahre des Confucius, ließ sich Tso-Kieou-Ming, ein in Tscheou berühmter Geschichtschreiber, unter die Zahl der Schüler des Weisen aufnehmen. Nachdem er einige Zeit bei demselben verweilt hatte, wollte Tso-kieou-ming zu seinen amtlichen Beschäftigungen zurückkehren und ladete Confucius ein, ihn auf dieser Reise zu begleiten. Die Reise stellte er dem Meister als sehr vortheilhaft für die Vollendung seiner Werke dar, und Confucius nahm die Einladung an. Er bestieg mit Tso-kieou-ming

einen und denſelben Wagen; Yen-hoei und andere Schüler folgten zu Fuße.

Als ſie nun an dem ehrwürdigen Orte angelangt, welchen Ou-wang und Tſcheou-koung zum Mittelpunct der Wiſſenſchaften, des Ruhmes und der Tugend gemacht, war ihr erſtes Unternehmen der Beſuch des berühmten Ming-tang oder des Tempels des Lichtes. Sie beſahen ihn mit der größten Aufmerkſamkeit. Während Confucius in der Hauptſtadt von Tſcheou verweilte, gewährte ihm ſein Freund, Tſo-kieou-ming, alle Hülfsmittel, deren er zur Vollendung ſeiner Werke bedurfte. Sie laſen zuſammen die alten Geſchichtsbücher des Reiches und prüften die Thatſachen, welche ſie enthielten. Hierauf kehrte Confucius nach Wei zurück; unterwegs ſtieg er oft von ſeinem Wagen ab und ging dann zu Fuße, um das, was ſich etwa Merkwürdiges darbot, deſto genauer betrachten zu können. Da er nun nicht weit vom Hoang-ho, am Fuße des Gebürges hinging, bemerkte er, daß die ehemalige Straße ganz verwildert und mit Pflanzen überwachſen war. Er wandte ſich an ſeine Schüler und zeigte ihnen einen Faſan, der in aller Ruhe Körner fraß und nicht die geringſte Scheu vor den Reiſenden äußerte. Dieſer Verfall der ehemals belebten Gegend betrübte ihn auf das Tiefſte und er ſprach: Dieſe Körner, welche der Faſan zu ſich nimmt und die ſo verloren ſind, gleichen der geſunden Lehre und dem Zuſtande, worin ſie ſich jetzt befindet. Ich aber gleiche in meiner gegenwärtigen Lage dem Faſan. Er ging nun einſam durch die wilden Pflanzen hin und verfaßte ein Gedicht, deſſen weſentlicher Inhalt etwa ſich in folgende Worte zuſammenfaſſen läßt: Man kann nicht zum Gipfel des Berges gelangen, ohne ſchwierige und unebne Wege einzuſchlagen. Man kann nicht zur Tugend ſich erheben ohne große Anſtrengung und Mühen. Wer den Weg nicht kennt, den er einzuſchlagen hat, und ſich ohne Führer auf die Reiſe begiebt, der muß ſich verirren und ſetzt ſich der Gefahr aus, umzukommen. Meine Abſicht iſt, auf den Gipfel des Tayſchan zu klimmen, um noch einmal das prachtvolle Schauſpiel zu genießen, welches die vier Theile der Welt hier zuſammen unſeren aufmerkſamen Augen darbieten. Weder ſeine Höhe, noch die dichten Bäume, die daſſelbe bedecken, die Abſtürze, die ſich hier begegnen, waren im Stande, mich davon abzuſchrecken. Ich wußte, daß hier Wege durch das Gehölz geſchlagen waren, daß es Brücken über die Abgründe gab, und ich verließ mich darauf. Ach, Alles iſt verſchwunden. Wilde Kräuter, Geſtrüppe, Dornen bedecken alle Pfade; an welchen Zeichen könnte man ſie wieder erkennen? Die Brücken ſind zerfallen oder zerbrochen, wie ſoll ich über die Abgründe gelangen? Soll ich es unternehmen, neue Wege zu ſchlagen, neue Brücken zu bauen? Mir fehlen die Werkzeuge, welche dazu nothwendig ſind. Die Leidenſchaften haben alle Saaten der

Tugend erstickt; wie soll man sie zum Keimen bringen? Ich habe vergebliche Anstrengungen gemacht, diejenigen auf den Weg der Weisheit zu führen, welche darauf wandeln wollen; es gelang mir nicht, und mir bleibt nichts übrig, als Seufzer und Thränen.

Als er nun heim kam, meldete man ihm den Tod seiner Gattin, Ki-koan-sche, da sprach er zu seinen Schülern: meine Gattin hat ihre Laufbahn beendigt; ich werde nicht säumen, auch die meinige zu endigen; denn ich bin im 66. Jahre meines Alters; ich muß die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe, gut anwenden. Bemüht euch, meinen Sohn zu trösten, und macht, daß er sich nicht zu sehr dem Schmerze überläßt. Kaung-ly beweinte jeden Tag seine Mutter, und als ein Jahr verflossen, beweinte er sie noch wie am ersten Tage der Trauer; als Confucius dieß vernahm, sagte er: mein Sohn hat Unrecht, seine Mutter so zu beweinen, und er soll sich bessern.

Im selben Jahre schrieb einer der Minister des Königs von Lou an Confucius, um ihn zur Rückkehr in sein Vaterland einzuladen, er sandte auch gleich Reisegeld mit und fügte noch andere Geschenke bei. Confucius war schon längst entschlossen, da er sich in Wei nicht verwendet sah, seine Dienste anderwärts anzubieten, und so kam ihm diese Einladung ganz gelegen und er trat sofort die Reise an.

Er kam endlich nach vierzehnjähriger Abwesenheit in sein Vaterland zurück, nachdem er einen großen Theil des heutigen China besucht hatte; fremde Nationen hat er gar nicht besucht und seine Lehre nur aus den alten Büchern der Chinesen geschöpft. Bei seiner Rückkehr nach Lou fand er den Stand der Dinge fast gar nicht verändert, außer daß man bei Hofe besser für ihn gestimmt war, als dieß bei seinem Abgange der Fall gewesen war. Ki-kang-tse, der Minister, der seine Zurückberufung besorgt hatte, war gestorben; die Versprechungen, die man ihm gemacht hatte, blieben unerfüllt, Niemand sprach davon, ihn anzustellen; man ließ ihn Herrn seiner Zeit und er benutzte nun diese Muße, die letzte Hand an seine Werke zu legen, seine alten Schüler weiter auszubilden und neue sich zu erwerben.

In der Nähe der Stadt sah man mehrere Hügel, auf welchen ehedem die Opfer dargebracht wurden, die aber jetzt nur für die müssigen Bürger als Spaziergänge dienten. In der Nähe des Ortes, wo diese Hügel sich befanden und die nur noch in Trümmern vorhanden waren, hatte man Säle oder Zelte gebaut, wo man sich vor den Sonnenstrahlen schützen und die Landluft athmen konnte. Diese hießen Tan (d. h. erhabner Ort oder Opferfels). Um das Andenken an den alten Gebrauch zu erhalten, erwählte Confucius immer den einen dieser Tan zu seinem Lehrsaal. Der, in welchem dieß am häufigsten geschah, weil er sich durch seine

ulerthümliche Einfachheit vor den andern auszeichnete, nannte er Hing-tan, d. i. Aprikosenhügel, wahrscheinlich von einem in der Nähe gelegenen Aprikosenhaine.

Hierher ging er denn immer mit seinen Schülern und las ihnen die King über die Musik und die Ceremonien. Hier verfaßte er den Schi-king, hier dictirte er den Schu-king; hier vervollkommnete er den Tschün-tsi-eou, worin er die Koaves Fohi erklärte. Die Zahl seiner Zuhörer vermehrte sich von Tage zu Tage. Es war seine einzige Freude, die Tugend und die Wissenschaften zu pflegen und zu lehren. Dreitausend bekannten sich offen als seine Schüler; allein unter dieser großen Anzahl gab es nur drei und sechszig, die im Stande waren, die Gebräuche, die Musik und die freien Künste, unabhängig von der Moral, womit sich alle gleichmäßig beschäftigten, zu erklären. Zwölf Schüler beschäftigten sich außer den Kenntnissen, die sie durch ihre Studien erworben hatten, ausschließlich mit der Erwerbung der Weisheit und mit Ausdauer und Muth mit Uebung der Tugend. Diese letztern waren die gewöhnlichen Begleiter ihres Meisters, die Bewahrer seiner innigsten Gefühle, die Zeugen aller seiner Handlungen. Diesen zwölf erklärte er nun im Einzelnen alle Puncte der Lehre, zu deren Wiedererweckung er sich vom Himmel berufen glaubte, da sie die Menschen ganz vergessen hatten. Diesen trug er denn auch auf, nach seinem Tode dieselbe Lehre fortzupflanzen. Da sie jedoch gleiche Talente hatten, so übertrug er jedem derselben den Theil, zu welchem er die meiste Neigung, das meiste Geschick hatte.

Für denjenigen, der in der Tugend am weitesten vorgeschritten, hielt Confucius den weisen Yen-hoei, und eines Tages führte er ihn zu einem der erwähnten Lusthäuser und sagte in Gegenwart der anderen Schüler zu ihm: Mein lieber Yen-hoei, ich nähere mich mit starken Schritten dem Ende meiner Laufbahn und die Zeit meiner Auflösung ist nicht mehr fern. Du bist Zeuge gewesen von allen meinen Versuchen, den Menschen die Liebe zur Tugend einzuflößen, und es ist dir nicht unbekannt, wie wenig Erfolg ich in meinem Bestreben gehabt habe. Es ist vielleicht mein eigner Fehler, daß es mir nicht besser geglückt ist. Wenn das der Fall, so mögest du diesen Fehler wieder gut machen und du wirst das Ziel erreichen, wornach ich vergebens gestrebt habe. Da ich deinen guten Willen und die Fortschritte, welche du im Studium der Weisheit gemacht hast, kenne, so kann ich wohl auf dich die schmeichelhaftesten Hoffnungen gründen. Du liebest die Menschen; ich sah dich Mitleid haben mit ihren Schwächen, ihre Fehler entschuldigen; du wurdest durch ihre Undankbarkeit und andere Laster nicht beleidigt; ich sah, wie du ihnen alles nur mögliche Gute erzeigtest und Alles das wünschtest, was dir nur immer selbst wünschenswerth schien. Mit einem Wort, ich habe mich überzeugt, in-

dem ich deine Handlungsweise ganz in der Nähe betrachtete, daß die Humanität (der Jin) mit unvertilgbaren Zügen in dein Herz gegraben ist. Fahre fort, aus dieser Tugend deine Lieblingstugend zu machen, und da du vollkommen weißt, worin sie besteht und was sie von denen verlangt, die sie erwerben wollen, so biete alle Kräfte auf, ihre Herrlichkeit kennen zu lehren und ihre Lehren zu verbreiten, wenn ich einmal nicht mehr seyn werde.

Indem Confucius also zu seinem geliebten Yen-hoei sprach, wußte er noch nicht, wie bald er ihn verlieren sollte. Er starb bald darauf, innig betrauert von seinem Meister und allen denen, die ihn kannten. Die chinesische Welt hat ihn stets bis auf den heutigen Tag seit zwei und zwanzig Jahrhunderten als einen jener seltenen Menschen betrachtet, die der Himmel erweckt, um den übrigen als Vorbild in der Uebung der Tugend zu dienen.

Einen anderen Schüler, den Tsee-lou, der ebenfalls zur Zahl der Zwölf gehörte, verlor Confucius auf eine erschütternde Art; er erdrosselte sich mit eigner Hand, um eine schmachvolle Beleidigung nicht zu überleben. Der einzige Sohn des Confucius starb im Alter von funfzig Jahren. Alle diese Todesfälle, nebst allen den übrigen Unfällen, die ihn von Zeit zu Zeit bei Erfüllung seines Berufes trafen, lösten allgemach die Bande, welche ihn an diese Welt fesselten, und stimmten ihn so, daß er sie ohne Schmerz verlassen konnte. Er war 69 Jahr alt und erfreute sich noch seiner vollständigen Gesundheit. Daher bestrebte er sich, seine Werke zu Belehrung seiner Zeitgenossen und der Nachwelt so einzurichten, daß er sie öffentlich bekannt machen konnte. Er vollendete den Hiao-king, das Buch von der kindlichen Ehrfurcht, denn diese Tugend betrachtete er als die Wurzel aller übrigen, als die, welche das glückliche Bestehn der Staaten, ja der ganzen Gesellschaft vorzugsweise aufrecht erhält. Es lag ihm daran, dieses Buch einem Manne anzuvertrauen, der dasselbe nach seinem Tode bekannt machen und die Grundsätze desselben erklären könnte. Er warf seine Augen auf Tseng-tsee, als denjenigen seiner Schüler, der seine Belehrungen am beßten aufgefaßt hatte, und durch seine Geschicklichkeit in der Literatur am meisten im Stande war, Andern die Gedanken seines Meisters in ihrem wahren Lichte darzustellen.

Du weißt, sagte er zu Tseng-tsee, daß die Gründer unserer Monarchie und deren unmittelbare Nachfolger die tugendhaftesten Fürsten waren; daß ihre Lehre gesund war und daß ihre Sitten mit ihrer Lehre übereinstimmten. Unter diesen tugendhaften Fürsten wurde das Volk über seine Pflichten belehrt und es erfüllte sie mit Luft. Unter Großen und Kleinen war keine Uneinigkeit; sie waren alle wie Kinder einer und derselben Familie. Dieser Erfolg war aber nur dadurch hervorgebracht, daß Allen die kindliche Ehrfurcht tief in's Herz gegraben war. Aus diesem Hiao (kindliche Ehrfurcht,

piété filiale) entspringt der Jin (l'humanité), und wenn Wurzel und Stamm kräftig sind, bringen die Zweige auch reichliche Früchte. Du kennst meine Lehren über diesen Punct; ich habe sie in ein kleines Werk zusammengefaßt; ich übergebe dir dasselbe und empfehle es dir, weil du von Allen derjenige bist, der nach meinem Tode den besten Gebrauch davon machen wird.

Noch im Alter von siebenzig Jahren beschäftigte sich Confucius mit Dichkunst und Musik, welche die Erheiterung seiner schönsten Tage gewesen waren. Eines Tages ging er nach einem der Hügel, den General Tsang-wen-tschoung nach einem Siege erbaut hatte, um dem Himmel ein Dankopfer zu bringen. Er schien tief beschäftigt, ja traurig; dann ließ er sich sein Kin bringen, stimmte dasselbe und sang: Wenn die Hitze vorüber ist, stellt sich die Kälte ein; nach dem Frühjahr naht sich der Herbst mit starken Schritten; wenn die Sonne sich erhebt, so eilt sie mit raschem Laufe nach dem Orte, wo sie sich wieder senken soll; die Wässer fließen nach Osten, um sich in den Schoos des weiten Meeres zu stürzen. Aber dennoch beginnen Wärme und Kälte, Frühling und Herbst jedes Jahr auf's Neue. Die Sonne erhebt sich jeden Tag und neue Gewässer ersetzen unablässig die entronnenen. Aber der große General, der diesen Hügel erbauen ließ, sein Schlachtroß und seine Waffengefährten, was ist aus ihnen geworden? Durch wen sind sie ersetzt worden? Ach, als Denkmal ihres Ruhmes ist nichts übrig, als ein zerfallender Hügel, den wilde Pflanzen ganz überzogen haben.

Obschon nun der König von Lou unsern Weisen nicht im Dienste des Staates verwendete, so hatte er ihn doch keineswegs vergessen und bewahrte eine tiefe Hochachtung für ihn im Grunde seines Herzens. Er ließ sich oft nach seinem Befinden erkundigen, und da er vernahm, daß er trotz seines hohen Alters noch eben so eifrig studirte und eben so rüstig war, wie in den Tagen seiner Blüthe, so beschloß er, ihm in einer besondern Audienz alle diejenigen Ehrenbezeigungen und Beweise seines Wohlwollens zu geben, die ein Herrscher seinem Unterthan erweisen kann. Er ließ Confucius kommen, befahl, daß gegen die gewöhnliche Etikette er durch das Mittelthor seinen Eintritt nehmen sollte, welches nur für den König selbst und die Gesandten fremder Könige geöffnet wird. Er begab sich schon vorher in den Audienzsaal, und als Confucius eintrat, erhob er sich und bat ihn dann, bei ihm sich niederzulassen; denn, fügte er bei, ihr setzet bejahrt, ich will mich lange mit euch unterhalten; ich will, daß ihr eure Bequemlichkeit habet. Ich wünschte von ganzem Herzen, fuhr der König fort, daß meine Unterthanen unter meiner Regierung glücklich leben mögen; könnt ihr mir nicht einige leichte Mittel für diesen Zweck an die Hand geben?

„Macht sie wohlhabend, erwiderte Confucius, so werden sie glücklich seyn." Das ist nicht so leicht, bemerkte der

König; sehr leicht, entgegnete Confucius, und zwar in folgender Weise. Verlangt so wenig als möglich, daß das Volk und vor Allem der Landmann blos für Ew. Majestät und deren Umgebung arbeiten soll. Wenn sie für sich selbst arbeiten, werden sie es mit Liebe thun, indem sie sich an den Früchten ihrer Arbeit zu erfreuen hoffen; dann werden die Felder angebaut, die Künste in der Blüthe seyn. Dieses aber ist die erste Quelle des Wohlstandes. Vermindert Steuern und Abgaben, und wenn ihr durchaus Zölle erheben müßt, so legt sie nur auf Luxusgegenstände und nicht auf die nothwendigen Lebensbedürfnisse; dann wird der Handel blühen und euer Volk reich werden; das ist die zweite Quelle des Wohlstandes." Wenn ich aber die Abgaben vermindere, unterbrach der König den Weisen, und nur geringe Zölle auf die meisten Waaren lege, so werde ich ja arm und habe keine Einnahmen. Wie soll ich dann die nothwendigen Staatsausgaben bestreiten? „Erlauben mir Ew. Majestät, erwiderte Confucius, zu bemerken, daß sich ganz bestimmt das Gegentheil von dem zutragen wird, was ihr befürchtet. Alle Reichthümer eurer Unterthanen werden die eurigen seyn. Der Schiking sagt: Ein König, der in seinen Unterthanen nur seine eignen Kinder sieht, wird Unterthanen haben, die im König nur ihren Vater erblicken. Kann aber ein Vater, der reiche Kinder hat, arm seyn?

Kurze Zeit nach diesem Ereigniß besuchte Confucius nochmals das berühmte Gebürge Tay-schan, und erkiumte ohne Mühe den Gipfel desselben, um hier ein Gebet zu verrichten und die herrliche Aussicht zu genießen.

Die Könige, an deren Höfen er früher gelebt hatte, erinnerten sich seiner noch von Zeit zu Zeit, und ließen ihm bei besonderen Ereignissen Fragen vorlegen. Confucius benutzte die Gelegenheit immer, um seine weisen Lehren daran zu knüpfen. So hatte einst in Tschou der Fluß Kiang ein dunkelrothes, wundersam gebildetes Holz angeschwemmt, und der König, dem Niemand über dieses Holz Auskunft zu geben im Stande war, ließ Confucius deshalb befragen. Dieser antwortete: Der erwähnte Gegenstand gehört zur Classe der Pflanzen, obschon er ohne Wurzeln ist und auf dem Wasser schwimmt. Er ist das Sinnbild der Wahrheit, und heißt Wing-sche, d. h. schwimmende Wahrheit. Es ist eine sehr seltene Pflanze, die schwer zu finden ist. Diese Pflanze ist gut zu essen, und ihr Inneres süß wie Honig. Glücklich ist der, welcher sie findet, glücklicher der, der, nachdem er sie gefunden, aufhebt und den gehörigen Gebrauch davon macht. Der, welcher dieser Pflanze begegnet und sie aufhebt, um sie zu benutzen, ist König; er kann daraus ahnen, daß sein Reich blühen und daß er dasselbe vergrößern werde. Die Geschichtschreiber des Confucius führen noch mehrere ähnliche Züge an, die wir hier übergehen müssen.

Seitdem Confucius nach Lou zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit ausdauernder Sorgfalt mit der Abfassung der sechs King; endlich war diese Arbeit zu Stande, und nun dachte er daran, sich zu seinem Tode vorzubereiten. Bevor er aber seine schriftstellerische Laufbahn abschloß, wollte er noch seine Pflicht erfüllen und dem Himmel seinen Dank dafür darbringen, daß er ihm Leben und Kraft dazu gegeben. Er versammelte seine ihm am innigsten verbundenen Schüler, auf die er am meisten rechnen konnte, daß sie nach seinem Tode seine Lehre verbreiten würden. Er führte sie an den Fuß eines jener alten Hügel, wo man einen Ting, oder ein leichtes Gebäude erbaut hatte, um sein Andenken zu ehren. Hier ließ er einen Altar errichten, auf welchem er seine sechs King niederlegte. Dann ließ er sich auf die Knie nieder, wandte sein Gesicht gen Norden und betete zum Himmel. Er brachte der Gottheit die Gefühle der reinsten Dankbarkeit dar und legte seine Bücher als Opfer hin. Wenige Tage nachher, erzählen die chinesischen Geschichtsschreiber, versammelte Confucius seine Schüler auf's Neue und begab sich zu ihnen in den Saal, wo er seine Vorträge über die King zu halten pflegte. Dann sprach er: Das ist das letzte Mal, daß ich als euer Lehrer vor euch erscheine, und was ich euch jetzt sage, ist die letzte Belehrung, die ihr von mir erhaltet. Sie ist nicht minder wichtig als Alles, was ihr bisher von mir vernommen habet. Behaltet diese Lehren und handelt darnach. Ihr wisset eben so wohl als ich, daß derselbe Mensch, wie weise, verständig, wie aufgeklärt er auch sey, doch nicht gleichmäßig zu Allem geschickt ist. Die Hauptsache ist, daß ein Jeder erkenne, wozu er sich am besten eigne, und wozu er sich vornehmlich ausbilden könne. Gar leicht ist es, sich in der Wahl seines Berufes zu irren. Dann aber erfolgt nicht das Gelingen so, als hätte man eine richtige Wahl getroffen. Ihr seyt schon so lange Zeit mit mir verbunden; ich habe mich gewissenhaft bemüht, die Verpflichtungen zu erfüllen, die ich in Bezug auf euch übernommen habe, als ich euch unter die Zahl meiner Schüler aufnahm. Ihr habt mir gefolgt, ihr habt meine Arbeit und Mühe getheilt. Ihr habt euch über diejenigen Gegenstände aufzuklären versucht, welche der Mensch zu wissen nöthig hat, der seinen Beruf auf dieser Erde genau erfüllen will. Was mich betrifft, so habe ich nichts vergessen und kein Mittel vernachlässigt, was zu eurer Vervollkommnung beitragen konnte. Ich hoffe, daß ihr mit mir zufrieden seyn werdet. Ihr werdet nicht zweifeln, daß der langjährige Umgang mit euch eure Neigungen, eure Kräfte mir deutlich gemacht hat. Ich kenne das Gute, wie die schlimme Seite eines Jeden von euch. Ich habe keine Ursache, euch zu täuschen. Bei dem jammervollen Zustande, in welchem sich gegenwärtig alle Angelegenheiten befinden, bei der Abneigung, die man für die Erneuerung der alten Lehre und die Verbesserung der Sitten zeigt, dürft ihr

euch nicht schmeicheln, das Volk im Ganzen zur Uebung ihrer Pflichten zurückrufen zu können. Ihr waret ja Zeugen von dem geringen Erfolg, den ich bei meinen Unternehmungen hatte, obschon ich mein ganzes langes Leben hindurch ohne Unterlaß daran gearbeitet habe. Das Einzige, was ihr mit Hoffnung auf einigen Erfolg thun könnet, ist, daß ihr das kostbare Vermächtniß, was ich euch hinterlasse, sorgsam bewahrt. Ihr möget es einzelnen Auserlesenen anvertrauen, die Gebrauch davon zu machen verstehen, die es wiederum Anderen überliefern und es so auf die entferntesten Geschlechter fortleiten. Um aber diesen Zweck zu erreichen, muß ein Jeder von euch nur die Abtheilung des Ganzen übernehmen, zu welcher er am meisten geeignet ist. Ich habe mir die Sache reiflich erwogen. Ming-tsee-kien, Jan-pe-nieou und Tschoung-koung mögen die Sittenlehre übernehmen, ihre Grundsätze erläutern, und die, welche sich ihrer Leitung anvertrauen, auf den höchsten Gipfel der Tugend leiten. Tsai-ngo und Tsee-koung, die sich durch ihre Beredtsamkeit auszeichnen, mögen diese Gabe fortbilden und zur Besserung der Menschen anwenden. Jan-yeou und Ki-lou haben viel Weltgewandtheit, sie kennen die Fürsten und wissen, wie man die Menschen regieren muß. Sie mögen Staatsämter übernehmen, besonders solche, die sie mit dem Volke in unmittelbare Berührung bringen. Tsee-yeou und Tsee-hia mögen sich der Erforschung des Alterthums und der nützlichen Wissenschaften hingeben. Sie mögen die Völker und Fürsten in der Lehre, den Gesetzen, den Gebräuchen, den Sitten und der Handlungsweise der alten Begründer des Reiches unterrichten.

Nachdem nun Confucius seine Schüler dergestalt über ihren Beruf belehrt hatte, unterhielt er sich mit ihnen fortan nur in freundschaftlichem Gespräch. Eines Tages kam Tsee-koung zu seinem Lehrer, um sich bei ihm über seine Gesundheit zu erkundigen. Confucius ladete ihn ein, mit ihm auf den östlichen Thurm zu steigen, um die Festlichkeiten der Landleute mit anzusehen. Es war nämlich der Tag der Ta-tscha. Die Ta-tscha oder Tscha sind die Geister, welche den Gütern der Erde Nutzen oder Schaden bringen. Es sind deren acht, die der Winde, des Donners, des Regens, der Wolken, des Hagels, der Insecten, des Frostes und des Reifes. Der Cultus dieser Geister war sehr alt und in den heiligen Büchern überliefert, ja Confucius hatte ihn selbst anerkannt. Er bestand in einem Gesange, Pin-song genannt, im Rühren der Trommel Tou-kou, die aus einfacher Erde gemacht war, und in Gebeten, die man an diese acht Geister und an den Himmel richtete. Der Zweck dieser Ceremonien war, den Arbeitern einige Erholung zu gewähren, und ihnen hinwiederum Achtung für ihren Beruf und ihre Person an den Tag zu legen. Confucius beobachtete nun von seinem Thurme aus die Lustbarkeiten der Landleute, die hier tanzten und sangen, dort aßen und tranken. Er freute sich herzlich über die Fröhlich-

lekt der Leute, und sein Gesicht erheiterte sich. Ich versichere, sagte er zu Tsee-koung, daß ich mich wahrhaft erfreue, diese guten Leute so fröhlich zu sehen; sie vergessen ihr Elend und fühlen sich einen Augenblick glücklich. Meinst du nicht auch? Tsee-koung entgegnete, er sey der Ansicht, daß sie besser thäten, wenn sie sich nicht einer unanständigen Lust überließen und daß er dieses Singen, Tanzen, Essen und Trinken nicht billigen könne. Es würde besser seyn, wenn sie Dankgebete für die erhaltenen Wohlthaten darbrächten, um neue zu verdienen. Confucius entgegnete: Du hast Recht, wenn du sagst, daß man dem Himmel für empfangene Wohlthaten danken und ihn um die Gewährung von neuen anflehen müsse. Diese guten Leute aber bringen ihren Dank und ihre Gebete dar. Gönne ihnen also die geringe Süßigkeit eines eingebildeten glücklichen Tages; eine ohne Unterbrechung fortgesetzte Arbeit macht Leib und Seele zu den Verrichtungen untüchtig, wozu die Natur sie bestimmt hat. Es ist billig, daß der Landmann nach hundert Tagen mühevoller Arbeit seine Kräfte wieder herstelle, indem er sich der Freude überläßt, und man muß in dieser Beziehung eher nachsichtig als zu streng seyn. Ein Bogen, der immerwährend gespannt ist, verliert seine Schnellkraft und muß unbrauchbar werden. Nur dadurch, daß man ihn von Zeit zu Zeit abspannt, erhält er seine Kraft, seine Brauchbarkeit. Die weitere Erfahrung wird dich darüber belehren.

Kurze Zeit darauf legte Confucius seine besten Kleider an und begab sich sorgfältig geschmückt an den Hof. Der König war erstaunt, den Weisen in solchem ungewohnten Glanze zu sehen, und fragte ihn, was ihn dazu veranlaßt habe. Confucius antwortete: Die Angelegenheit, welche mich zu Ew. Majestät führt, ist eine hochwichtige und betrifft alle Könige. Der treulose Tschen-tscheng hat seinen Herrn, den König Kien-koung von Tsi, seinen gesetzmäßigen Herrn ermordet. Ihr selbst seyt Herrscher; eure Staaten gränzen mit denen von Tsi; Kien-koung war euer Verbündeter; er war von demselben Stamme, dem ihr entsprossen. Schon ein einziger dieser Umstände berechtigt euch, dem Tschen-tscheng den Krieg zu erklären; alle zusammen verpflichten euch, die Waffen zur Hand zu nehmen. Sendet eure Heere aus, um ein Ungeheuer zu vertilgen, das die Erde zu tragen sich schämt. Das Verbrechen des Tschen-tscheng ist von der Art, daß es gar keine Verzeihung verdient, und indem ihr es strafet, übet ihr zugleich Rache an einem entsetzlichen Verbrechen gegen den Himmel, von welchem ein jeder König seinen Platz in den Staaten erhalten hat, die ihm anvertraut sind, gegen die königliche Majestät, welche durch diesen Treulosen beleidigt worden, und gegen den, mit welchem ihr durch die geheiligten Bande der Verwandtschaft, der Bundesgenossenschaft und der Freundschaft vereinigt waret.

Der König billigte zwar die Worte des Weisen, hatte aber dennoch mancherlei Bedenken, und wies ihn an seine drei Tay-sou,

worauf Confucius erwiderte: Indem ich mich an eure Majestät selbst gewendet habe, glaubte ich meine Schuldigkeit zu erfüllen; es würde sehr unnütz seyn, wollte ich mich an eure Tay-fou wenden, von denen ich schon weiß, daß sie auf meine Aussichten nicht eingehen. Ich bitte daher, daß ihr genau über das nachdenket, was ich euch vorgetragen, und daß ihr selbstständig euren Entschluß fasset. Eure Tay-fou sind keine Könige. Sie haben ihre besonderen Gesichtspuncte, denen gemäß sie handeln; sie haben ihre besonderen Interessen, die sie verfolgen und zwar oft genug auf Kosten des Staates und des Ruhmes ihrer Herren. Was mich betrifft, so habe ich keine andere Rücksicht, als die der Gerechtigkeit und der guten Ordnung, ich beschwöre euch bei den geheiligten Namen dieser Gerechtigkeit und dieser guten Ordnung, euch und alle eure Unterthanen zu bewaffnen, um einen Verbrecher zu vertilgen, der zu leben nicht verdient. Durch den Tod des Tschen-tscheng sichert ihr die Nachfolge im Königreiche Tsi denen, welchen sie durch gesetzmäßigen Anspruch gebührt. Ihr prägt dadurch dem Geiste aller derer, die jenem Verbrecher nachahmen wollen, einen heilsamen Schrecken ein, der sie verhindern wird, ihr Verbrechen zu vollenden.

Der König versprach, die Sache ernsthaft zu überlegen, und wenn es nur sonst möglich, sie auch zur Ausführung zu bringen.

Dieß war aber die letzte bedeutende Handlung unseres Weisen; er beschloß damit sein öffentliches Leben und blieb fortan zurückgezogen in seiner Wohnung, denn er begann die Last des Alters zu fühlen; er erkrankte, genas jedoch allgemach unter der sorgfältigen Pflege seiner alten Schüler. Er wendete fortwährend seinen Büchern eine sorgfältige Aufmerksamkeit zu, so lange es nur seine Kräfte gestatteten, und brachte hier und da noch manche Verbesserung an. Endlich übermannte ihn in seinem 73sten Jahre eine Lethargie, die am 7. Tage seinem Leben ein Ende machte. Confucius starb am Tage Ki-tscheou, im vierten Monate des 16. Regierungsjahres des Königs Ngai-koung von Lou, 479 Jahr vor Christi Geburt. Er hinterließ nur einen Enkel, Tsee-see, der aber noch zu jung war, um ihm die letzten Ehren zu erweisen. Daher übernahmen seine Schüler Tsee-koung und Koung-si-tscher diese Pflicht. Nachdem sie ihrem Lehrer die Augen zugedrückt, gaben sie ihm etwas Reis in den Mund und kleideten ihn in ein Hofkleid, setzten ihm die Mütze, wie sie von Staatsministern getragen wurde, auf den Kopf und legten ihn in einen Sarg, dessen Wände 4 Zoll stark waren. Dieser Sarg wurde in einen zweiten, von anderen 5 Zoll dicken Planken gelegt, den man symbolisch bemalt hatte. Dann stellte man die Leiche auf einen Katafalk, der mit Fähnlein umgeben war. Darauf kauften die Schüler im Namen des Enkels des Verstorbenen im Norden der Stadt am Flusse See-schoui ein ansehnliches Stück Land,

worauf sie drei kleine halbrunde Hügel errichteten, von denen der mittelste der höchste war, und auf welchen Tsee-koung einen Baum pflanzte, dessen verdorrter Stamm noch im Jahre 1784 zu sehen war, und den die Chinesen mit heiliger Ehrfurcht betrachten. Die Abbildung dieses Baumes findet man als vorzüglichsten Schmuck in den Cabinetten der chinesischen Gelehrten. Endlich ward der Sarg nach den alten Gebräuchen zur Erde bestattet und die Schüler legten auf 3 Jahre Trauer an, die Tsee-koung jedoch noch um 3 Jahre verlängerte. Die in den entfernten Theilen des Reiches lebenden Schüler kamen nachher ebenfalls herbei, um ihre Trauerceremonien zu verrichten. Jeder brachte einen Baum aus seiner Heimath mit, den er dann an der Grabstätte einpflanzte. Gegen 100 Schüler zogen dann mit ihren Familien in die Nähe des Grabes und gründeten hier eine Niederlassung, welche sie Koung-ly, d. h. Koungsdorf (Ort des Confucius) nannten. Den Enkel des Weisen, Tseesee, ersuchten sie, sich als ihren Oberlehnsherrn zu betrachten. Aus dieser Niederlassung entstand allgemach eine Stadt zweiten Ranges, die gegenwärtig Kiu-fou-hien genannt wird. Ein einfacher, 6 Quadratfuß haltender Stein, auf welchem man die Todtenopfer brachte, war der älteste Schmuck des Grabes, das jetzt mit Statuen und Sculpturen reich verziert ist. Nachdem nun Confucius gestorben, bemühte sich Jedermann, seine Trauer über diesen Verlust an den Tag zu legen, und König Ngai-koung, der, so lange der Weise lebte, denselben ziemlich vernachlässigt hatte, klagte sich deshalb vor allen seinen Hofleuten an. Er ließ dann nicht weit von dem Grabe einen jener Säle errichten, die Miao genannt werden, damit, wie er selbst sagte, sich alle Freunde der Weisheit zu bestimmter Zeit dahin begeben könnten, um dem, der ihnen als Vorbild diente, die gebührende Ehrfurcht zu bezeigen. Hier wurde das Bild des Confucius nebst allen seinen Werken, seinen Staatskleidern, seinen musicalischen Instrumenten, seinen Wagen und übrigen Geräthschaften niedergelegt. Der König verrichtete selbst mit großer Feierlichkeit die Trauerceremonien. Die Schüler kamen nachher überein, daß Jeder von ihnen, dem es sonst nur möglich, wenigstens einmal im Jahre hierher kommen und die Trauerceremonien verrichten solle. Seit mehr als 2300 Jahren wird diese Sitte auch in der Stadt von allen Gelehrten, die sich zur Lehre des Confucius bekennen, befolgt. Für die, welche abgehalten sind, ist, wie wir schon oben sahen, ein Saal des Confucius in jeder Stadt errichtet, und selbst der Kaiser übt alljährlich diese Pflicht der dankbaren Ehrfurcht aus. Nachdem um's Jahr 203 vor Christi Geburt der große Tay-tsou, Kao-hoang-ty ganz China unter seinen Scepter vereinigte, ließ er den alten und etwas verfallenen Miao von Koung-ty prachtvoll wieder herstellen, und weihete denselben selbst ein. Seitdem wurde die Lehre des Confucius eigentlich erst die, zu welcher sich die Regierung bekannte.

Seit jener Zeit aber wird die Familie des Confucius als der einzige Geburtsadel des Reiches betrachtet.

Die übrigen im chinesischen Reiche gangbaren Religionen sind theils Ueberreste des alten Glaubens an Zauberei, den wir bisher bei allen passiven, ungemischten Nationen gefunden haben, theils Producte des Bestrebens, durch allerlei äußerliche Mittel die in der Brust jedes Menschen beruhenden moralischen Gefühle zu beschwichtigen, theils aber stammen jene Religionen aus Indien und dem übrigen Orient. Sie sind nicht vom Staate anerkannt, sondern lediglich Sache der Privatleute; der Staat gestattet ihre Uebung, schützt ihre Bekenner und die Gebäude des Cultus derselben.

Die Religion des Tao, die zweite Religion von China, wurde durch den Lao-tseu den ehrwürdigen Philosophen oder Lao-kyün, den ehrwürdigen Fürsten gegründet, der etwa 50 Jahr vor Confucius geboren wurde, nachdem er bereits, wie die Legenden versichern, im Jahre 1407 vor Chr. Geb. bereits einmal als Lehrer auf der Welt erschienen und 623 nach Chr. Geb. wieder gekommen*). Den Quell seiner Lehre fand er in Tibet. Die Secte der Tao spricht viel von der Tugend; die vollkommenste Tugend aber ist Unempfindlichkeit, die in Folge der Bezähmung des Herzens, Unterdrückung der Begierden, und Zurückziehung von der Welt erlangt wird. Daher wandern viele über die Höhen der Gebürge und entsagen allem Verkehre mit den Menschen, um ihren Studien oder vielmehr ihren Grübeleien und Träumereien ungestört nachhängen zu können. Lao-tseu selbst war der Sohn eines armen Bauern, der sich erst in seinem 70sten Jahre mit einer Frau von 40 Jahren verheirathete, welche dann, von einer Sternschnuppe befruchtet, ein Kind mit weißen Augenbraunen und Haaren und langen Ohrlappen unter einem Pflaumenbaume zu Welt brachte. Lao-tseu lebte sehr einfach und zurückgezogen, bis er später Geschichtschreiber und Archivar eines Königs aus der Dynastie der Tscheou wurde. Als solcher erwarb er sich genauere Einsicht in die Geschichte und alten Gebräuche. Er studirte nächstdem auch die Schriften der früheren Philosophen Chinas, wie Indiens. Später unternahm Lao-tseu noch Reisen in das Ausland, um reine und erhabene Lehren zu sammeln, die den Menschen glücklich zu machen im Stande sind. Der zerrissene Zustand, worin sich damals das chinesische Reich befand, veranlaßte den Lao-tseu, sich nach Han-kouan zurückzuziehen. Hier faßte er sein Buch Tao-te-king, oder das Buch der höchsten Vernunft und der Tugend ab, welches noch heute den

*) Pauthier Chine S. 110 ff. Medhurst S. 141. Barrow II. 237. Lao-tseu wird gemeiniglich auf einem Ochsen reitend dargestellt, so auch auf Porzellanschalen und in plastischen Bildern. Mémoires conc. les Chinois II. 38.

Bekennern seiner Lehre als Evangelium gilt. Es ist in einem dunkeln Style und in regellosen Versen mit Endreimen abgefaßt. Die Grundlehren aber sind: die höchste Gottheit ist die höchste Vernunft, Tao, sie hat zwei Wesen, das geistige und das körperliche. Aus dem geistigen, vollkommnen, ist der Mensch hervorgegangen; in dasselbe muß er auch zurückkehren, indem er sich von den Banden des Leibes und der Sinnlichkeit befreit; die Unterdrückung aller materiellen Leidenschaften, aller Triebe des Körpers, die Entsagung aller weltlichen Vergnügungen, die Betrachtung der geistigen Natur der Gottheit, das sind die wirksamsten Mittel, wodurch sich der Mensch würdig macht, zu ihr zurückzukehren und in ihr aufzugehen. Dadurch wird die ursprüngliche Einheit der geistigen Naturen hergestellt, dadurch kehren sie zur Quelle zurück, aus welcher sie ausgegangen sind. So erwerben sie das selige Leben, welches sie auf einige Zeit dadurch verloren hatten, daß sie mit einem körperlichen Leibe vereinigt waren, und das sie im Schooße der großen und allgemeinen Vernunft wiederfinden. Lao-tsen lehrt ferner, daß alle leiblichen, sichtbaren Formen nur Emanationen des Tao oder der höchsten Vernunft sind. Vor ihrer Bildung und Erscheinung nach Außen war die Welt nichts als eine wüste Masse, ein Chaos aller Elemente, in welchem aber die Keimfähigkeit ruhete. Pauthier übersetzt die chinesischen Verse in folgende Worte: die leiblichen Gestalten der großen schöpferischen Macht sind nur Emanationen des Tao; der Tao ist's, der alle vorhandenen leiblichen Wesen hervorgebracht; vor ihm war nur vollständige Verwirrung und ein unbeschreibliches Chaos. Es war ein Chaos! eine Verwirrung, von welcher die menschliche Denkkraft sich keine Vorstellung machen kann. In der Mitte dieses Chaos war ein unbestimmtes Bild befindlich; verworren, ungetrennt; über allen Ausdruck. In der Mitte dieses Chaos gab es Wesen, allein Wesen, die erst im Keime vorhanden; unbegreifliche, unbeschreibliche Wesen. In der Mitte dieses Chaos gab es ein belebendes, feines Princip, und dieß belebende erhabene Princip war die höchste Wahrheit. In der Mitte dieses Chaos war ein Princip des Glaubens; vom Alterthume bis auf unsere Tage ist sein Name niemals verschwunden. Es prüft mit Sorgfalt das Gute aller Wesen. Aber wir, wie können wir die Tugenden der Menge erkennen? Durch diesen Tao, diese höchste Vernunft.

Dieser Tao hat das Chaos befruchtet, so daß die Elemente daraus hervorgegangen sind, so wie alle Wesen und alle Körper, die wir sehen. Der Tao hat ferner die Eins, die Eins die Zwei, und die Zwei hat die Drei hervorgebracht. Die Drei aber hat alle Wesen in's Daseyn gerufen. Alle Wesen beruhen im weiblichen Princip, welches das männliche umschließt und einhüllt; ein befruchtender Hauch erhält beide in Einheit. Lao-tsen lehrt ferner, daß das höchste Wesen, die ewige Vernunft unkörperlich und unmän-

derlich ist. Der Weise, der in diesem höchsten Wesen aufgehen will, muß darnach streben, ebenfalls unkörperlich, unveränderlich zu werden, wenn er zu seiner ursprünglichen Quelle zurückkehren will. Die, welche das Wesen der Gottheit oder ewigen Vernunft noch nicht erkannt haben, erleiden die Unfälle, das Elend der Wiedergeburt, bis sie zur Erkenntniß und zur Vereinigung mit dem höchsten Wesen gelangen. Um die Menschen zur Erkenntniß zu bringen, dienen die Priester, d. h. die Vermittler zwischen der Gottheit und den Menschen.

Die Moral des Lao-tseu ist menschenfreundlich und mild. Er sagt: Der heilige Mensch hat kein unerbittliches Herz; er richtet sein Herz nach dem Herzen der andern Menschen. Den tugendhaften Menschen sollen wir als tugendhaften behandeln; den lasterhaften aber sollen wir gleichmäßig wie den guten behandeln; das ist Weisheit, das ist Tugend. Den reinen und treuen Menschen müssen wir als reinen und treuen Menschen behandeln; aber den unreinen und untreuen müssen wir ebenfalls wie den reinen und treuen behandeln; das ist Weisheit und Reinheit. Der heilige Mensch lebt ruhig und heiter in der Welt. Es ist nur der Welt wegen, nur des Glückes der Menschen wegen, daß sein Herz Unruhe empfindet. Daß die meisten Menschen nur daran denken, ihren Augen und Ohren genug zu thun! Alle, welche in dem Stande der Heiligkeit sind, werden sie so wie der Vater seine Kinder behandeln.

Lao-tseu predigt Menschenliebe und Verachtung der Welt, die seine Anhänger auf das Höchste treiben. In der Civilisation seiner Zeit sah er die Ursache der verkehrten und verderbten Zustände, der Bedrückung des Volkes; er predigte also, daß es nothwendig sey, zu der ursprünglichen Einfachheit der Sitten, zum natürlichen, uncultivirten, aber tugendhaften Zustande, der von Natur gut war — zurückzukehren; er lehrte, daß die Civilisation die Menschen verderbe. Er predigte ferner Verachtung der Reichthümer und äußerlichen Ehren und die Zurückgezogenheit in den Schoos der Dörfer.

Lao-tseu fühlte lebhaftes Mitleiden mit dem traurigen Zustande der niedern Volksclassen seiner Zeit, und fand die Ursache davon in der Höhe der Abgaben, in der Belastung mit Arbeit. Den Ungehorsam des Volkes betrachtete er als Folge der Bedrückung; er empfiehlt dem Volke, wie den Herrschenden seine Lehre zur Befolgung, und verlangt von der Regierung, daß sie keine gewaltsamen Mittel, keine militairische Gewalt anwenden, sondern nur der höchsten Vernunft gemäß herrschen solle. Der Herrscher, sagt er, der von der höchsten Vernunft, vom Tao sich entfernt, greift zu den Waffen nur, um sein Reich zu unterdrücken, denn wo Heere verweilen, wachsen Dornen und Gestrüppe, wo sie geweilt, lassen sie Elend hinter sich. Der Tugendhafte erfüllt seine Pflicht und wendet keine Gewalt an, giebt sich dem Stolze nicht hin. Denn was

Gewalt erbaut, das dauert nicht, und was der höchsten Vernunft zuwider, hat nur die Dauer eines Morgens.

Lao-tseu lehrt ferner, daß der Mensch sich selbst erkennen soll. Aufgeklärt, sagt er, ist nur der, welcher sich selbst kennt, stark, der sich selbst bezwingt, reich der, welcher weiß, was nothwendig. Nur schwere und verdienstliche Werke lassen Spuren im Gedächtniß der Menschen zurück. Wer sein Leben nicht verschleudert, ist unvergänglich, und wer da stirbt, ist dem ewigen Leben unvergessen.

Lao-tseu berief sich nicht, gleich dem Confucius, auf das Beispiel und die Lehren der alten Kaiser und Weisen, obschon er auch seine Lehre nicht als seine eigene Erfindung, als etwas Neues aufstellte. Die Anhänger des Lao-tseu sind ziemlich zahlreich; die meisten geben sich dem beschaulichen Leben hin, entsagen dem Verkehr mit den Menschen, halten sich auf den Gebürgsgipfeln auf, und geben vor, daß sie Auszeichnung, Reichthümer und Ruhm verachten, und dennoch beschäftigt sich ein großer Theil derselben mit der Alchymie, um den Stein der Weisen und das Elixir der Unsterblichkeit zu erzeugen. Einige versichern, daß sie ein Gegenmittel gegen den Tod gefunden; wenn nun aber Leute an diesen kräftigen Mitteln sterben, so sagen sie, sie wären nur deshalb von hinnen geschieden, um unter den Geistern umher zu wandeln, und sich oben der Unsterblichkeit zu erfreuen, die hienieden nicht zu finden sey. Sie versichern ferner, in stetem Verkehr mit den Dämonen der unsichtbaren Welt zu stehen, auch Macht über sie zu besitzen.

Der Vorsteher der Tao-tse- oder Lao-tseu-Secte ist der Tschang-Tien-ße*), der gleich dem Dalai-Lama von Tibet nie stirbt, d. h. dessen Geist, wenn sein Körper der irdischen Auflösung erliegt, sofort in einen andern jungen Körper übergeht. Er setzt die Gottheiten über die verschiedenen Bezirke ab und ein; die Verehrung eines jeden Schutzgeistes muß erst durch seine schriftlichen Urkunden genehmigt und bestätigt werden. Seine Handschrift gewährt anderweit Schutz gegen Geisterspuk und allerlei Unglück. Seine Untergebenen stellen ebenfalls, gegen klingende Münze, derartige Schutzbriefe aus, und haben außerdem noch allerlei Beschwörungen, Opfer und andere Ceremonien, die sie öffentlich abhalten oder auch in Privathäusern verrichten. Sie versichern, der Tod einer Person bringe Unheil über ein Haus, indem er es verunreinige, haben aber auch wirksame Mittel dagegen, die in Opfern und Gebeten bestehen, welche besonders bezahlt werden. Um ganze Bezirke vor Ansteckung zu bewahren, wird alljährlich, namentlich am dritten Tage des dritten Monats eine öffentliche Opferfeierlichkeit begangen. Die Taopriester ziehen unter Gebeten, Glockengeläut und Musik mit ihren Götterbildern festen Fußes durch ein gewaltiges

*) Medhurst 140. Barrow II. 237 ff.

Feuer, die Menge steht in verzücktem Wahnsinn und staunend dabei und zahlt willig ihr Geld in ziemlicher Fülle.

Die Anhänger dieser Religion glauben fest an das dämonische Besessenseyn und meinen, daß die Geister der unsichtbaren Welt sich des Mundes der Besessenen bedienen, um zukünftige und verborgene Dinge durch sie zu verkünden. Es giebt solche, die regelmäßig besessen sind, andere, die wie die Schamanen der Polarzone und Amerikas, sich in den Zustand der Verzückung willkürlich versetzen können und „den Gott tanzen." Wie jene Polarschamanen üben sie Zauberei und Wunder.

Die Götterbilder der Taosecte sind Darstellungen der Incarnationen der ewigen, höchsten Vernunft, dann Herrscher der unsichtbaren Welt, Gottheiten der Bezirke, Genien. So nennt Medhurst eine Art Dreieinigkeit, die drei Reinen, jedenfalls die Eins, Zwei und Drei der ewigen Vernunft, welche wir oben kennen lernten, dann den Perlenkaiser, den Gott Nordens, des Feuers, Hausgötter; die Schutzgottheiten und untergeordneten Götter sind ohne Zahl.

Die Anzahl der Tao-Bekenner und ihrer Priester ist in China sehr ansehnlich, da die letzteren eine namhafte Einnahme haben. Die Priester wohnen meist in den Tempeln und bilden Klostergesellschaften. Die Tempel sind oft ziemlich ansehnlich und sehr reich mit großen Götterbildern ausgeschmückt. Auf einem Altare brennt eine heilige Flamme, die mit Wachs, Talg, Sandelholzspähnen und andern wohlriechenden Dingen immer unterhalten wird. Beim Tempeldienst schreiten die Priester unter dem Klange des Gong und kleiner Metallplatten, eintönige Recitative singend, um den Altar. In diesen Tempeln, die oft als Absteigequartier dienen, stellen die Priester die Statuen derjenigen Kaiser und Staatsminister auf, die durch Darreichung einer Geldsumme sich als ihre Gönner bewiesen haben.

Die dritte sehr verbreitete Religion der chinesischen Nation ist die des Fo oder Buddha, die von Indien aus sich über den größten Theil von Ostasien verbreitet hat. Sie kam im J. 64 n. Chr. Geb. nach China und wurde vom Kaiser Ming-ti anerkannt. Der Buddhadienst, wie er gegenwärtig in China besteht *), kennt kein ewiges, unerschaffenes Wesen, keinen Schöpfer und keine Schöpfung; das Weltall wird von unabänderlichen Naturgesetzen regiert, nach denen die Welt aus dem Leeren hervorgegangen ist. Das Naturgesetz aber ist Tod und Wiedergeburt, Zerstörung und Wiederherstellung. Die höchste Seligkeit kann nur durch allmäliges Zurückkehren in das Nichts erlangt werden. Einsame Betrachtung und Abgezogenheit des Geistes mit allmäliger Unterdrückung aller Sinne und Gefühle werden daher als die nächste Annäherung an die Seligkeit betrachtet,

*) Medhurst S. 144.

die man auf Erden erlangen kann. Wer diese Pflichten übt, wird nach seinem Tode mit Buddha vereint, der das Muster aller seiner Bekenner ist. Buddha, oder wie die Chinesen denselben nennen, Fo, war im J. 1027 v. Chr. in Indien als Prinz geboren, suchte vergebens Weisheit in den Schulen, und fand erst Befriedigung, als ihm eine himmlische Erscheinung eröffnete, sein Vaterland zu verlassen und dem einsamen Nachdenken sich hinzugeben.

Dieses sind die Grundbegriffe des Buddhismus, der aber in China allgemach mancherlei Zuthaten erhalten hat und zu einem sehr complicirten Systeme erwachsen ist, indem er die abergläubischen Meinungen, die vor demselben beim Volke sich fanden, in sich aufgenommen, ja auch von der Taosecte nicht ohne Einfluß geblieben ist. Der Katechismus der Buddhaschüler *) und Priester beginnt mit der Definition des Wortes Schama, welches mitleidiges Gefühl bedeutet. Der Schaman soll also Mitleid mit denen fühlen, die auf dem bösen Wege wandeln, mit Wohlwollen auf die Welt blicken, alle Geschöpfe lieben und zu erneuern streben. Er soll sich also selbst mit größter Sorgfalt beobachten und dem Nichts (Nieyan) oder dem ursprünglichen Zustande aller Wesen zustreben. Für diesen Zweck muß der Schüler die zehn Gebote eifrig befolgen. Das erste derselben lautet: Du sollst kein lebendiges Wesen tödten, selbst nicht das geringste Insect oder was sonst Leben hat. Die Strenge dieser Lehre geht so weit, daß es nicht einmal gestattet ist, Jemanden mit Tödtung eines Thieres zu beauftragen oder Vergnügen bei dem Anblick einer Tödtung zu empfinden. Buddha selbst hat einst im Winter eine Laus, die er in einem Baumstamm fand, in Seide gewickelt und sie sorgsam gefüttert. Aus diesem Gebot geht nächstdem auch die Verpflichtung hervor, freundlich und wohlwollend gegen Jedermann zu seyn und Frieden in der Welt zu verbreiten. Das zweite Gebot sagt: Du sollst nicht stehlen; du sollst nicht Hand an etwas legen, was man dir nicht gegeben hat. Du darfst nicht nehmen, was dem Kloster, den Priestern, der Obrigkeit, dem Volke oder irgend Jemanden gehört. Ein Schaman kam in die Hölle **), weil er Pfirsiche, dem Kloster gehörige Früchte genommen; ein anderer litt gleiche Strafe, weil er vom Priestermahl, noch ein anderer, weil er Honig genascht. Man soll sich lieber die Hand abhacken, als sich an fremdem Eigenthum vergreifen. Das dritte Gebot heißt: Du sollst nicht liederlich seyn. Man soll nämlich keine unerlaubten Begierden

*) *The catechism of the Shamans*, or the laws and regulations of the priesthood of Buddha in China, translated from the Chinese original with notes and illustrations by Chr. Frid. Neumann. Lond. 1831. 8.

**) Wir erwähnten schon oben der chinesischen Abbildungen der Höllenstrafen.

nähren. Dem Priester ist es streng untersagt, mit dem anderen Geschlecht Umgang zu pflegen, eben so den Nonnen und Priesterinnen. Die Nonne Pao-leen-heang, die sich gehegten Lüsten überließ, mußte bei lebendigem Leibe zur Hölle fahren. Das vierte Gebot befiehlt: Du sollst mit deinem Munde nichts Böses thun. Man kann nämlich mit seinem Munde auf vierfache Art schaden: 1) durch Lüge, 2) durch eitles Gerede, 3) durch gemeine und grobe Reden und 4) durch doppelsinnige Worte und Verläumdung hinter dem Rücken der Leute. Man muß also die Zunge im Zaume halten. Ausnahmen von diesen vier Regeln sind nur gestattet, wenn man ein ungemeines Verbrechen dadurch verhüten kann. Ein junger Schaman sagte einst von einem alten Bhagu, er helle wie ein Hund, wenn er die Schrift verlese. Der alte Bhagu brachte den Jüngling jedoch zur Reue und verhütete dadurch, daß er nicht in die Hölle fuhr und in einen Hund verwandelt wurde. Das fünfte Gebot sagt: Du sollst keine starken Getränke zu dir nehmen. Man darf den Reiswein nur zur Herstellung der Gesundheit zu sich nehmen, außerdem denselben nie an seine Lippen bringen. In der Hölle ist eine besondere Abtheilung, die mit Unfluth und Schlamm angefüllt ist, worin die Uebertreter dieses Gesetzes bestraft werden. Trinke lieber geschmolzenes Kupfer, als Wein! Das sechste Gebot verordnet: Du sollst nicht dein Haar auf deinem Scheitel schmücken*), und deinen Körper nicht bemalen. Ein Priester darf so etwas nicht thun, ja er soll nur erst im Alter eine Kappe auf dem Kopfe tragen, um die Kälte abzuhalten. Das siebente Gebot besagt: Du sollst Gesänge, Pantomimen und Schauspiele weder sehen noch hören, noch selbst vortragen, und das achte: Du sollst auf einem hohen und breiten Kissen weder sitzen noch liegen. Dein Ruhekissen muß der Regel des Buddha angemessen seyn; das Kissen dessen, der nun über die Welt herrscht, war nicht höher als 8 Schee, und wenn das deine diese Höhe übersteigt, ist's ein Verbrechen. Gleichermaßen sollst du keine Tische benutzen, die geschnitzt oder mit Blumen bemalt und mit Schnitzwerk verziert sind, auch keine Seidendecken. Der Meister der hohen, erhabenen und abstracten Betrachtung, Kao-fung-schoao-schon-sse, brachte drei Jahre stehend zu und wünschte weder Bett noch Stuhl. Das neunte Gebot schreibt vor: Du sollst nicht außer der Zeit essen. Nach Mittag soll kein Priester essen. Die himmlischen Geister essen des Morgens, die Buddhas zu Mittag, die Dämonen zur Nacht. Die Priester sollen Buddha nachahmen. Die hungrigen Teufel in der Hölle hören das Gerassel der Holzklapper,

*) Daher gehen die Priester des Fo auch mit vollkommen geschorenem Kopfe und tragen den Zopf nicht wie die anderen Chinesen.

womit die Mönche in den Klöstern zu Tische gerufen werden und es wird dann Feuer in ihren Mund gefüllt. Das zehnte Gebot befiehlt endlich: Du sollst in deinem Privatbesitz weder Metallfiguren, noch Gold oder Silber oder irgend ein werthvolles Ding haben. Jeder geizige und habgierige Mann geräth auf Abwege, daher gingen zu Lebzeiten des Buddha die Priester betteln. Sie sorgten nicht für Kleidung, Nahrung, Wohnung. Buddha sagt, daß Gold und Silber Erzeugnisse der Erde sind, von denen ihr keinen Gebrauch machen sollet, und wer an diesem Grundsatze festhält, wird die wahre Erkenntniß erlangen. In unserer Zeit ist es nicht immer möglich, sein Brod durch Betteln zu erwerben; wenn man auf der Straße und in den Städten geht oder in einem fremden Lande reiset, in allen diesen Fällen ist es gestattet, Gold und Silber mit sich zu führen. Dennoch aber sollt ihr euch solchen Besitzes schämen und euern Geist stets auf die Armuth gerichtet haben. Seyt ihr genöthigt, auswärts zu gehen, so sollt ihr nicht in öffentlichen Gasthäusern bleiben, kein Essen aufheben, keine Handelsgeschäfte treiben, auch nicht in kostbaren Kleidern oder mit werthvollen Dingen euch umgeben. Dieß war der erste Theil des Katechismus; der zweite enthält besondere Verordnungen für die Priester, die, wenn sie sonst wohl unterrichtet sind in den Pflichten ihres Standes, mit 20 Jahren eintreten können. Die erste Verordnung handelt von der Ehrfurcht, die der Schüler einem Oberschaman schuldig ist. Der Junge soll ihn nicht bei seinem Namen rufen, nicht im Geheim seine Worte belauschen, nicht von seinen Fehlern reden, auch nie sitzen bleiben, wenn er erscheint, ausgenommen wenn der Schüler eben lieset, krank ist, sich rasirt, ißt oder für das Kloster beschäftigt ist. Die zweite Verordnung handelt von den Pflichten gegen den Lehrer, den die Novizen eben so sehr, wie Buddha selbst, verehren und mit Verbeugungen begrüßen sollen. Wenn der Lehrer in Betrachtung ist, wenn er ausgehen will, wenn er ißt, lieset, sich wäscht, so sollen sie nicht zu ihm gehen. Sie sollen ihm, wenn er essen oder trinken will, die Speise mit beiden Händen reichen und dann die Gefäße abtragen und in Ordnung stellen, nie einen höhern Platz einnehmen, als er, in seiner Gegenwart nur mit gedämpfter Stimme sprechen, stets wohl gekleidet vor ihm erscheinen und ihm die vollste Aufmerksamkeit geben, wenn er spricht, ihm jeden Fehler freiwillig bekennen und um Vergebung bitten, ihm nie widersprechen, selbst wenn er etwas sagt, was nicht wirklich so ist. Sie sollen sich ferner nie auf seinen Stuhl oder sein Bett setzen, noch seine Kleider anlegen, nie in die Briefe gucken, die er ihnen zur Besorgung übergiebt, nie seine Gespräche mit andern belauschen, ihn, wenn er unwohl, sorgsam pflegen und beim Ankleiden ihm behülflich seyn. Den Schülern wird ferner eingeprägt, in der Gegenwart des Leh-

rers ohne seine besondere Erlaubniß sich weder zu setzen, noch zu sprechen, in aufrechter Stellung bei ihm zu stehen, aufmerksam zu hören, wenn er anderen das Gesetz auslegt, seine Befehle willig und rasch zu vollziehen, nie traurig oder sorgenvoll vor ihm zu erscheinen. Jeder Novize soll sich einen erleuchteten Lehrer aus dem Kloster auswählen; findet er jedoch, daß der Gewählte nicht den Erwartungen entspricht, so mag er sich von ihm trennen und auf eigne Hand den Weg der Tugend wandeln. Der Schüler darf niemals auf belebten Straßen und Märkten unter dem Volke erscheinen, er soll nie in den Tempel der Anhänger des Confucius und Lao-tseu gehen, auch nicht bei einem Nonnenkloster sich aufhalten. Der dritte Abschnitt bestimmt das Verhalten des Schülers, wenn er mit seinen Lehrern ausgeht; er darf nie ohne den Lehrer irgend ein Haus besuchen; er muß hinter dem Lehrer gehn, nie rechts oder links blicken, stets hinter ihm stehn, wenn er einen Berg besteigt, stets einen Sitz für ihn bei sich tragen. Im vierten Abschnitt folgen allgemeine Verhaltungsregeln, z. B. daß der Schüler mit andern keine laute Unterhaltung pflegen oder lachen, daß er nicht von seinen Eigenschaften und Glücksumständen sprechen, nicht zeitig zu Bette gehen, sich selbst waschen, aber nicht zu viel Wasser verbrauchen soll. Es wird dem Schüler anempfohlen, nicht überall hin zu spucken, und sich zu auffallend mit seiner Nase und seinen Zähnen zu beschäftigen. Wenn er den Ton der Glocke vernimmt, soll er die Hände zum Gebet falten, alle Sorge entfernen und seinen Geist nur auf das Gesetz richten, um von dem irdischen Kerker befreit zu werden. Er soll wünschen, daß Buddhas Lehre über die ganze Welt verbreitet werde. Der Schüler soll nie zu laut lachen, nie eilfertig rennen, nie Buddhas Laternen zu seinem eignen Gebrauche benutzen, und die Laterne so halten, daß keine irdische Creatur, Insecten oder Vögel dadurch verbrannt werden. Er soll nicht an die für Buddha gepflanzten Blumen riechen, kein Blatt derselben in die Erde treten. Befragt soll der Schüler stets so antworten, daß es Bezug auf Buddhas Gebote hat. Mit jungen Priesterschaftscandidaten soll er keine Freundschaft schließen, nie mehr als drei Kleider haben, nie weltliche Tracht anlegen, seine Kleider stets rein halten, sich vor Eitelkeit bewahren, in seiner Celle keine Blumen, Holz, Speise, Geräthe u. dergl. aufbewahren. Ueber Obrigkeit und öffentliche Beamte soll er nur Gutes sprechen und nicht wie das gemeine Volk Hoch und Gering verläumden. Aufgerufen soll der Schüler nie mit Ich antworten. Der fünfte Abschnitt enthält die Verhaltungsmaßregeln beim allgemeinen Mahle, wobei er die Gebete sorgsam mithalten, mäßig und nie zu viel essen, das Essen mit der linken Hand fassen und beten soll: O ihr bösen und guten Geister, ich opfere euch jetzt dieß, möge es an euch alle in allen vier Theilen der Welt kommen. Vor Tisch hat

er fünf Gebete zu halten: 1) für das Gute, was ihm an diesem Tage begegnet, 2) dann, daß er auf dem Wege der Tugend gehen möge, 3) daß sein Herz vor Lüsten bewahrt werde, 4) daß er die Mahlzeit nur als Stärkung des Körpers genieße und 5) daß es ihm zur Stärkung in der Erkenntniß der Lehre dienen möge. Er soll ferner außer dem allgemeinem Mahle nichts essen oder wie ein Hund stehlen, nicht reden, wenn er Speise im Munde hat, noch schwatzen; wenn er etwas im Essen findet, soll er es den Nachbarn nicht merken lassen, ruhig sitzen, nicht allein aufstehen u. s. w. Der sechste Abschnitt handelt vom Gebet und vom Gruß. Der Schüler darf nicht in die Mitte des Tempels treten, wenn er beten will, sondern nur an der Seite stehen, andere Betende soll er nicht stören; er soll mit wohlgeordneten Fingern und niedergeschlagenen Augen beten, aber nie vor der bestimmten Zeit und nie ohne den Lehrer. In Gegenwart des Lehrers soll der Schüler weder Andere grüßen, noch den Gruß derselben erwidern, und dieß nur mit dem Lehrer thun. Zu jeder Zeit soll der Schüler zum Gebete mit reinem und lauterem Herzen kommen und mit einem Geiste, der in Betrachtung versenkt ist. Der siebente Abschnitt schreibt das Betragen bei dem Vortrag des Gesetzes vor, wobei besonders empfohlen wird, den Geist nur auf moralische Vervollkommnung zu richten. Was durch das Ohr eingeht, soll nicht ohne Unterschied aus dem Munde hervorgehen. Der Schüler soll nichts sprechen, was er nicht auch vor der Versammlung sagen könnte. Der achte Abschnitt handelt von dem Studiren, das stets nach der Regel anzustellen ist. Der Schüler soll kein neues Buch beginnen, bevor er das vorherige verstanden und beendigt; beim Lesen soll er nicht etwa Thee trinken, beschädigte Bücher soll er herstellen lassen; profane Bücher, als philosophische und historische Werke, die Gesetzbücher der Regierung soll er nicht eher studiren, als bis er die besonderen priesterlichen Studien beendigt hat. Er soll auch nicht studiren, wenn es Zeit zum Gebet oder Altardienst ist; falsche und untergeschobene Werke soll er nie lesen, so wenig als Glücksbücher, physiognomische, medicinische und militairische, astronomische und geographische Werke, Bücher über fremde Lehren und Religionen, ausgenommen mit der Absicht, ihren Inhalt kennen zu lernen. Gedichte und Erzählungen soll er nie lesen. Es soll der Schüler nicht künstliche Schrift erlernen, wie sie die Schreibmeister haben. Wenn er heilige Schriften lieset, soll er sich betragen, als wäre Buddha selbst gegenwärtig. Die Bücher soll er immer gut und reinlich halten. Im neunten Abschnitt wird das Betragen vorgeschrieben, welches beim Eintritt in die große Klosterhalle zu beobachten ist. Der Schüler soll nicht ohne besondere Veranlassung die große Halle oder den Thurm besuchen, nicht durchs große Thor, sondern durch einen Seiteneingang eintreten, dabei nie links, sondern

immer rechts sehen, im Heiligthum weder Thränen vergießen noch ausspucken; im zehnten Abschnitt folgen die Verhaltungsregeln für den Aufenthalt beim Altar oder in der Halle. Am Altar soll der Schüler ganz ruhig stehen, nur leise beten, ernsthaft und würdevoll aussehen, nie lachen, sich mit Niemand daselbst unterhalten und dergleichen. Der elfte Abschnitt behandelt das Betragen bei Verrichtung der Geschäfte. Es wird dem Schüler vor Allem Sparsamkeit anempfohlen, dann Gefälligkeit, wenn er befragt wird; er soll, ehe er trinkt, nachsehen, ob etwa ein Insect im Wasser befindlich ist, und dann dasselbe herausnehmen; so soll er auch, wenn er etwas kocht, niemals dürres Holz dazu nehmen, weil ein Insect darin seinen Sitz aufgeschlagen haben könnte. Schmutziges Wasser soll er nie auf die Straße schütten. Bevor er sein Hemd wäscht, soll er erst die Läuse herausnehmen. Der zwölfte Abschnitt belehrt über das Baden, wobei der Schüler bei den höhern Theilen anzufangen hat; er soll nicht das Wasser umherstreuen. Im Bade soll der Schüler nicht lachen und mit anderen sprechen. Im kostbaren Spiegel des Himmels und der Menschen wird berichtet, daß ein Priester, der im Bad ausgelassen lachte und scherzte, sofort in die Hölle und in einen heißen Wasserpfuhl stürzte. Hat der Schüler Geschwüre an seinem Leibe, so soll er an entfernten Orten baden. Er soll nie zur Lust, sondern nur der Reinlichkeit wegen baden. Der dreizehnte Abschnitt giebt Verhaltungsregeln über das Benehmen bei Verrichtung natürlicher Bedürfnisse, und der folgende über den Schlaf. Der Schüler soll auf der rechten Seite schlafen und sich nicht auf dem Lager wälzen, auch mit Niemand in demselben Bett schlafen. Die folgenden Abschnitte führen dieses Thema weiter aus. Im siebenzehnten Abschnitt wird vom Besuch der Nonnenklöster gesprochen. Der Schüler darf sich daselbst nur dann niedersetzen, wenn ein abgesonderter Sitz vorhanden. Er soll nie mit einer Nonne zu ungehöriger Zeit sprechen. Wenn er aus einem Nonnenkloster herauskommt, soll er nie sagen, daß eine oder die andere gut oder böse, hübsch oder garstig sey. Mit einer Nonne soll er keine Bücher lesen oder sonst etwas von ihr borgen. Einer Nonne soll der Schüler nie den Kopf scheeren. Er soll sich auch nie hinter einem Schirm in einem Nonnenkloster verstecken. Allein soll er nie in ein Kloster gehen, sondern stets in Begleitung einer zweiten Person; keiner soll dort ein Geschenk machen. Er soll auch nicht mit einer Nonne zusammen betteln gehen, oder mit ihr in ein Haus treten, um die heiligen Schriften zu lesen oder Gebete zu sprechen, oder aber mit ihr seine Eltern, Schwestern und Freunde besuchen. Der achtzehnte Abschnitt handelt vom Betragen des Novizen gegen die Laien. Er darf sich in fremden Häusern nur dann setzen, wenn ein besonderer Sitz vorhanden; wenn er über die heiligen Schriften befragt wird, muß er, bevor er antwortet, Zeit

und Umstände in Betrachtung ziehen. Er soll nicht oft lachen. Bietet ihm der Hausherr Speise an, so darf er es nehmen, da es der Kirche nicht gehört und nicht gegen die gute Lebensart verstößt. Nachts soll der Schüler nie ausgehn, auch nie in einen Raum treten, wo Niemand anwesend; mit Frauen soll er nie zusammen sitzen und sprechen, auch mit keiner ein Buch lesen und etwas von ihr borgen. Besucht der Schüler seine Verwandten und Bekannten in der Stadt, so soll er in's Haus tretend Buddha oder die Heiligenbilder anbeten, mit würdiger Stellung und Miene. Mit seinem Vater soll der Schüler weder über seinen Lehrer, noch über das Gesetz und die mönchische Regel sprechen. Ein Priester muß stets ernst und schweigsam seyn, wenn das Gespräch auf diese Dinge kommt. Ueber die Religion Buddhas kann er sprechen und versichern, daß der selig wird, der an ihn glaubt. Mit Kindern soll sich der Schüler nicht abgeben. Muß er in einem Gasthaus übernachten, so soll er in einem Bett allein liegen und sich möglichst kurze Zeit aufhalten. Er soll überhaupt nicht viel reden, nicht sauer und gleisnerisch aussehen, sich nicht in Trinkgelage einlassen, nicht in die Häuser der Beamten gehen, und nie über die Fehler der Priesterschaft sprechen. Im neunzehnten Abschnitt wird das Betteln abgehandelt. Der Schüler soll nur mit einem alten Priester ausgehn, der im Gesetz erfahren ist; wenn er ohne diesen ausgeht, so muß er sagen, wohin er geht. Wenn er vor eine Hausthür kommt, so soll er stets die Regeln des guten Betragens beobachten. Er darf in kein Haus treten, worin nicht ein männliches Mitglied der Familie sich befindet. Wenn er sich niedersetzt, so soll er die Augen zu Boden senken; ist aber hier eine Waffe, ein Ding von großem Werth oder ein Frauenschmuck, so soll er sich gar nicht setzen. Wenn der Schüler Gebete hersagt, so soll er dabei Zeit und Umstände beobachten. Er soll nicht sagen, daß das Volk Segen dadurch erhalte, daß es ihm Nahrung reiche. Auch soll er nicht in einer mitleiderregenden und kläglichen Weise betteln, und nicht zu viel von himmlischen Dingen reden, da sie dadurch herabgezogen werden könnten. Er soll nicht zu große Freude zeigen, wenn er viel, und nicht empfindlich thun, wenn er wenig bekommt. Wohl aber soll er sich ehrerbietig an den Herrn des Hauses wenden und mit dankbarem Gefühl die erworbenen Speisen zum Kloster bringen. Im zwanzigsten Abschnitt wird der Ausgang aus dem Kloster besprochen. Es soll der Schüler nur dann ausgehen, wenn es unumgänglich nothwendig; er soll niemals auf der Straße rennen, nicht mit den Armen schlenkern, nicht mit den Augen auf die Leute sehen. Auf der Straße soll kein Schaman mit Kindern lachen und reden. Mit einer Frau oder mit einer Nonne soll er nie gehen oder einer solchen nachlaufen, eben so wenig mit betrunknen und übermüthigen Leuten. Er soll sich

auch nicht umsehen, am wenigsten nach den Weibern. Wenn er Mitgliedern seiner Familie begegnet oder einem Freunde, so soll er stehen bleiben und mit ihnen reden. Wenn der Schüler Schauspielern oder Tänzern begegnet, so soll er stracks seinen Weg dahin gehen und nicht nach ihren Vorstellungen sehen. Kommt er an ein Wasser, so soll er nicht gleich hindurchwaten, wenn sonst ein anderer Weg vorhanden ist. Reiten soll der Schüler gar nicht, es sey denn, daß er krank oder in großer Eile; dann aber soll er das Pferd nicht, etwa, um sich ein Vergnügen zu machen, zu sehr antreiben. Wenn er einem öffentlichen Beamten begegnet, so soll er nicht stehen bleiben und mit ihm sprechen, sondern umkehren und einen andern Weg einschlagen. Kommt der Schüler in einen Haufen streitenden Volkes, so soll er sich nicht dabei aufhalten, sondern weiter eilen. Wenn er in das Kloster zurückkehrt, so soll er nicht Wunderdinge von dem, was er in der Welt gesehen hat, erzählen. Im ein und zwanzigsten Abschnitt wird vom Handel gesprochen. Wenn der Schüler etwas kaufen will, so soll er nicht handeln und mäkeln, sondern gleich den Preis nennen, den er für einen Gegenstand geben will. In den Laden einer Frau soll er nicht eintreten. Wenn Jemand zu viel fordert, so soll er sofort seines Weges gehn und sich nicht damit aufhalten, ihm ein geringes Gebot zu thun. Wenn er einen Handel abgeschlossen hat und nachher findet, daß der erhandelte Gegenstand nicht preiswürdig ist, so soll er denselben nichts desto weniger behalten, sein Geld bezahlen und sich selbst die Schuld beimessen. Er soll auf seine Sachen halten, nicht gleich Jedem trauen und seine Sachen an böse Schuldner leihen. Der zwei und zwanzigste Abschnitt beschäftigt sich mit dem Gehorsam. Der Schüler soll nicht ohne Erlaubniß seines Meisters ausgehn. Ehe er sich ein neues Klostergewand anschafft, soll er den Lehrer um Erlaubniß fragen, und es ihm erst melden, ehe er dasselbe anlegt; eben so soll er ihn fragen, ehe er sein Haupt scheeren läßt, ehe er Medicin einnimmt, ehe er ein Geschäft vornimmt, es betreffe allgemeine oder private Angelegenheiten. Der Schüler soll erst beim Lehrer anfragen, ehe er Schriften lieset, ehe er eine Sache erhält oder weggiebt, leiht u. s. w. Der drei und zwanzigste Abschnitt handelt vom Reisen. In Bezug auf die Reise zu einem Freunde, der an einem entfernten Orte lebt, soll der Schüler den Lehrer besonders befragen, aber niemals weiter als 1000 Li sich entfernen. Er soll dann nie ohne die Begleitung eines Freundes gehen. Ist er unterwegs, so soll er ruhig seines Weges ziehn und Flüsse und Gebürge nicht zu seinem Vergnügen betrachten. Ist er an dem Orte seiner Bestimmung angelangt, so soll er sich auf sein Zimmer begeben, und bevor er etwas Anderes vornimmt, seine Sachen in Ordnung bringen. Kommt Jemand, um ihn zu sprechen, so soll er ihn empfangen und mittlerweile seine eignen

Angelegenheiten beiseite setzen. Der letzte Abschnitt enthält die verschiedenen Namen der mönchischen Kleidungsstücke und andern geistlichen Geräthschaften in chinesischer und Sanskritsprache; er erläutert den Gebrauch derselben für die verschiedenen Zwecke und Verrichtungen des Cultus.

So sehen wir denn, wie die Buddhapriester ihre Schüler auf eine sehr zweckmäßige Art zu erziehen verstehen, daß sie stets als würdevolle Mitglieder ihres Standes erscheinen. Die buddhistische Geistlichkeit ist sehr zahlreich, obschon der Staat aus seinen Mitteln nichts für die Unterhaltung derselben hergiebt und sie streng beaufsichtigt, so daß sie durchaus keine Uebergriffe in die Rechte andersdenkender Staatsbürger unternehmen können. Wir sahen aus dem Gesetzbuch, daß keine Person ohne Vorwissen der Obrigkeit weder in ihre Reihen aufgenommen werden, noch eine namhafte Summe zu ihren Gunsten verwenden darf.

Die buddhistische Geistlichkeit von China ist vielfach gegliedert und es bestehen vom Novizen an bis zu den höchsten Stellen mehrere Grade; sie ist in mehrere Secten gespalten, deren vornehmste Häupter der Dalai-Lama in Tübet und der Bogdo-Lama im Norden des Reiches ist. Als äußeres Unterscheidungszeichen hat ersterer die gelbe, letzterer die rothe Farbe. Es sind Mönchs- und Nonnenklöster vorhanden, deren Mitglieder jedoch keine sondervliche Achtung genießen, da sie nach den chinesischen Ansichten eine der ersten aller menschlichen Pflichten, nützliche Arbeit und Thätigkeit, nicht üben und dem Müssiggange und der Charlatanerie sich ergeben. Dem gemeinen Volke imponiren sie durch ein gleisnerisches, bescheidenfrommes Wesen, durch allerlei scheinbare Entsagungen und Büßungen. Seitdem die Tataren über China herrschen, sollen die Priester des Fo mehr Begünstigung finden, wie wenigstens Barrow (II. 243.) versichert.

Die Mönche, Nonnen und Geistlichen tragen um den Hals einen Rosenkranz, an welchem sie ihre Gebete abzählen. Das vornehmste Gebet ist das bekannte: Om ma in put me chom, Worte, deren Bedeutung ein Geheimniß ist, und deren ununterbrochene Wiederholung ganz geeignet ist, die Urtheilskraft der Menschen und das Nachdenken zu lähmen und die Geister zum blinden Gehorsam geneigt zu machen. Der Staat hat als Gegengewicht gegen diese Bestrebungen die monatlichen Reden und Predigten der Beamten eingeführt, die allesammt der Lehre des Confucius huldigen, welcher derartige Uebungen ganz fremd sind.

Die Klöster der Mönche des Fo sind auf mannichfache Art gebaut. Man hat ganze Felsen dazu eingerichtet; vier Tagereisen von Kantong liegt unmittelbar am Strome ein senkrechter Kalksteinfels, der mindens 500 Fuß hoch ist und zu welchem man nur auf dem Wasser gelangen kann. Er ist der buddhistischen Madonna

Kuan-yin gewidmet. Die Zellen der Mönche sind eine über der andern in Stein gehauen, so wie die Treppen *). Die Königl. Porzellansammlung zu Dresden besitzt im 16. Saale sechs derartige, aus hartem Porzellan von geringer Art gefertigte Felsentempel-Modelle, an denen man Bäume, Treppen, Balkone, Eingänge und Nischen erblickt, welche von den Mönchen bewohnt werden.

Die übrigen Klöster und Tempel sind aus Werkstücken oder Ziegeln gebaut und sehr zahlreich bevölkert. Fremde finden darin, wie in Gasthäusern, Aufnahme. Auf einer der Tschusan-Inseln leben über 2000 Geistliche, die beträchtliche Ländereien besitzen und außerdem ihre Bedürfnisse durch Bettelreisen ergänzen.

Beim Dorfe Vampoa ist eine der schönsten Pagoden befindlich, die aus neun Stockwerken besteht. Sie ist etwa 200 Fuß hoch, kreisförmig im Grundriß und verjüngt sich nach oben. Bei jedem Stockwerke ist eine nach außen vorspringende Galerie angebracht. Das ganze Gebäude besteht aus Ziegelsteinen von blaugrauer Färbung. Das Aeußere ist sehr verwittert und aus den Mauerspalten sprießt hier und da Gras hervor. Auf dem Gipfel des Ganzen haben sich einige große Bäume heimisch gemacht. In jedem Stockwerke sind kleine viereckige Fenster angebracht. Inwendig sind die Wände mit kleinen glasirten Fließen bedeckt, auf denen grinsende Dämone, fliegende Drachen und andere derartige Gebilde dargestellt sind **).

Die Pagode von Moha, die etwa eine Stunde von Macao entfernt ist, beschreibt uns D. Meyen (II. 311.) mit folgenden Worten: Das Gebäude ist sehr groß und weitläuftig gebaut; es steht auf einem großen Platze und ist mit einer starken Mauer eingefaßt, vor der alte Bäume stehen. Drei Eingänge führen auf der südlichen Seite in den Tempel, welche mit ausgezeichnetem Schnitzwerke verziert sind; der Raum in diesen Eingängen ist zwar nicht groß, aber überall sieht man Dächer von Bambusrohr stehen, die wahrscheinlich bei gewissen Feierlichkeiten als Hütten gebraucht werden. Eine Unzahl von großen bunten Papierlaternen, welche in dem Vorraum der Kirche umherliegen, scheinen dann dieses Gebäude zu erleuchten. Gleich im mittlern Eingange findet man drei große Götzenbilder, welche colossale menschliche Figuren darstellen, die von Holz gearbeitet und vergoldet sind: die Form dieser Statuen ist in der That recht gut; sie stehen in Nischen, sind fast ganz verdeckt und vor ihnen steht eine Art von Tisch, auf dem sehr verschiedenartige Geräthschaften liegen. Auf der andern Seite dieser Vorhalle befindet sich eine große Glocke, auf welcher der Name des Kaisers geschrieben steht, unter dessen Regierung dieselbe gegossen

*) Downing II. 209.
**) Downing I. 90.

ist; so wie auch das Gewicht derselben. Auf der andern Seite der Halle steht eine riesenmäßige Trommel auf einem hohen Gestell, zu dem man, um die Trommel zu schlagen, mittelst einer Leiter hinaufsteigen muß. Eine Menge von Buddhapriestern kamen hervor und wunderten sich über die Aufmerksamkeit, welche die Reisenden allen diesen Gegenständen schenkten. Sie waren am ganzen Kopfe geschoren, übrigens äußerst unwissende und ganz ordinaire Leute, auf die jeder Chinese, selbst die kleinen Kinder mit Verachtung hinblicken. Sie sind in ein sehr weites Oberkleid von grauem Baumwollenzeuch gekleidet, das vom Halse bis zur Erde herabhängt. Um den Hals tragen sie einen Rosenkranz, der länger und zusammengesetzter als bei den Katholiken ist. Als wir weiter in die Kirche eindrangen, kamen immer mehr und mehr von diesen grauen Gestalten zum Vorschein, die hier in den Nebengebäuden der Kirche, wie in unseren Klöstern zusammen leben. Auch Kinder spielten in der Kirche und eine Menge von Hunden trieben darin ihr Unwesen, ohne daß es den Priestern aufgefallen wäre. Durch einen Seitengang kamen wir in einen zweiten Vorhof, worin sich ebenfalls eine Menge Götzen befanden, vor denen sehr viele Opfergefäße aufgestellt waren. Auf diesem zweiten Hofe standen zwei sehr schöne Myrthenbäume, und auf dem dritten Hofe, der zum Allerheiligsten führte, ein sehr großes Becken von Gußeisen, das zum Opfern gebraucht wurde. Im letzten Saale stand nur ein Götzenbild, aber von außerordentlicher Größe; es war eine ebenfalls sehr wohlgebildete menschliche Figur. Zu beiden Seiten dieses Saales stehen Bildsäulen aus Holz geschnitzt, die herrlich gearbeitet und oft mit geschmackvollen Kleidern versehen sind; sie sollen die Portraits reicher verstorbener Personen vorstellen. Fast in allen Zimmern dieser Kirche, deren es, besonders kleinere, hier sehr *viele* gab, wurde den verschiedenen Götzen geopfert, und überall brannten die bekannten Sandelholzkerzen.

Auch van Braam (I. 268.) besuchte in Peking einen Buddhatempel, der aus zwei Gebäuden bestand, von denen das eine am Fuße, das andere auf dem Gipfel eines kleinen Berges errichtet war. In dem untern stand ein colossales reich vergoldetes gut gearbeitetes Götzenbild, das in sitzender Stellung auf einem Kissen ruhete. Aus diesem Tempel gelangte man auf 180 sanftansteigenden Stufen zu dem oberen; dieser hatte eine vierseitige Basis, auf welcher sich ein Kuppelgewölbe erhob, über welches eine lange, kunstreich gearbeitete Pyramide aufragte, die mit dem halben Monde gekrönt wurde. Um das vierseitige Grundgebäude zog sich da, wo die Kuppel aus demselben hervortritt, eine breite, durch ein Geländer geschlossene Galerie. Von hier aus konnte man Peking in seiner ganzen Ausdehnung überschauen. Der vierseitige Unterbau ist ganz mit glasirten Ziegeln bekleidet, die mit plastischen Orna-

menten bedeckt sind. Im Innern des Tempels sah man auf einem Altare ein kleines unförmliches Götzenbild mit mehreren Armen und Beinen, vortrefflich aus Bronze gegossen (wahrscheinlich Yamandaga). Vor dem Altare waren vier ausgestopfte Tiger aufgestellt, welche auf dem Hintertheile ruheten. An den Wänden sah man Bogen, Pfeile und andere Jagdgeräthschaften aufgehängt. Thüren, Pfeiler und Fensterrahmen waren von Bronze und reich und geschmackvoll mit Bildwerk verziert.

In einem der kaiserlichen Lustörter befand sich auch ein großes, von Geistlichen bewohntes Klostergebäude, welches Braam ebenfalls besuchte. Der Vorsteher empfing die Reisenden in dem ersten Vorhof. In einem der Seitengebäude, das sehr groß und viereckig war, befand sich eine gewaltige, runde Galerie, die mit mehr als 500 Heiligenbildern besetzt war; sie hatten fast Lebensgröße und waren meist sitzend dargestellt. Einige waren bemalt und lackirt, die meisten ganz vergoldet. Merkwürdig ist es, daß wir hier eine Erscheinung finden, der wir bereits in Aegypten begegnet. Der damals regierende Kaiser Kien-Long befand sich gleichfalls unter den Heiligen, wahrscheinlich aus Dankbarkeit für den gnädigen Schutz, den er den Priestern des Fo angedeihen ließ*). Die Heiligenbilder waren allemal paarweis, Rücken an Rücken aufgestellt. Viele der Bilder waren aus Bronze, wie auch die dabei aufgestellten uralten Opfergefäße und andere Cultusgeräthe. In einem kleinen Gebäude war ein Brunnen befindlich, der etwa 30 Fuß tief war. Man ließ ein angezündetes Licht hinab, und die Reisenden sahen mitten im Wasser einen Baum oder vielmehr einen Stümmel, der horizontal abgesägt und mehr als einen Fuß im Durchmesser hatte. Man versicherte den Reisenden ganz ernsthaft, daß dieser Baum immer fortgewachsen, und das ganze zum Klosterbau nothwendige Holz geliefert habe. Im diesem Kloster waren über 500 Bonzen.

Der choschunsche Tempel auf der Straße von Peking nach Yuen-min-yuen besteht ebenfalls aus mehreren Höfen, in deren ersterem eine niedrige Ceder mit weithingestreckten Aesten steht. Die Geistlichen und Mönche beobachten eine sehr strenge Lebensart, genießen weder Fleisch noch Fische, und müssen sogar sitzend schlafen. Hinter dem Klostergebäude steht ein Thurm, auf welchem eine berühmte Glocke hängt. Sie ist aus Kupfer gegossen und durch ihr Alter sehr schwarz geworden. Sie ist über zwei Klaftern hoch, und wiegt 949 Centner**). In den Henkeln der Glocke, zu denen man auf

*) Braam II. 156 ff. Dazu Culturgeschichte V. 414.

**) Timkowski II. 198. 160. 164. Bei einem Kloster von Peking ist eine Götzenbildgießerei. Die Chinesen lieben große Glocken, so ist die Stadtglocke von Peking über 12 chin. Ellen im Durchmesser und innen 12 Ellen hoch, sie wiegt 1200 Centner. Die Chinesen gießen seit uralter Zeit eiserne und kupferne Glocken.

einer steilen Treppe hinaufsteigen muß, ist eine kleine Oeffnung, durch welche fromme Besucher des Klosters von einer gewissen Höhe Kupfermünzen zu werfen versuchen. Wer in die Oeffnung trifft, nimmt dieß als eine gute Vorbedeutung. Das zu Boden fallende Geld gehört den Mönchen, und gewährt ihnen eine gute Einnahme.

Unter den buddhistischen Idolen nimmt die erste Stelle Buddha oder Fo selbst ein. Er wird gemeiniglich als ein wohlbeleibter, bekleideter Mann abgebildet, der mit gekreuzten Füßen auf einem Kissen sitzt und um den Hals einen großen Rosenkranz trägt. Zuweilen erscheint derselbe, namentlich in Speckstein auf einem Stuhle sitzend, und zu seinen Füßen ein Schüler.

Besonders merkwürdig sind die drei weiblichen Gottheiten Kuan-yn, Sching-mu und Tien-how, letztere eine Göttin der Seefahrer, die man mit der christlichen Madonna verglichen hat; namentlich gilt dieses von der Sching-mu, der heiligen Mutter oder der Mutter des vollkommenen Verstandes, die mit einem Kinde an der Hand oder auf dem Schooße abgebildet wird, und von der die Legende berichtet, daß sie als Jungfrau einen Sohn empfing, nachdem sie bei einem Bade im Flusse von der Blüthe der Lien-wha (Nelumbium) genossen. Sie gebar dann ebendaselbst einen Knaben, den ein armer Fischer fand und erzog, und der mit der Zeit ein großer, Wunder verrichtender Mann wurde. Die Königl. Porzellan-Sammlung zu Dresden hat mehrere Statuen dieser Göttin in weißem, sehr altem Porzellan. Wir sehen hier die Göttin sowohl in sitzender als stehender Stellung mit einem Kinde im Arm oder auf dem Schooße. Zu beiden Seiten des Sitzes stehen Kinder, zu den Füßen ist ein Drache*). Es kommen nächstdem auch noch andere weibliche Götterstatuen vor, an deren Seite ein Kind steht und die in der Hand eine Lotosblume führen.

Ueberhaupt aber ist die Zahl der buddhistischen Gottheiten überaus groß und die der Götterbilder kaum zu berechnen. Man fertigt sie aus Metall, Stein, Porzellan, Thon, Holz, Elfenbein, Filz und jedem andern Stoffe, und sie werden nicht allein plastisch dargestellt, sondern auch gemalt, und in Holzschnitt abgedruckt. Die Buddhageistlichkeit zeigt jeder Gottheit, welche das Volk annimmt, Ehrerbietung; der Tien oder Herr des Himmels, den Confucius als den vornehmsten Gegenstand der Verehrung anerkannte, die Naturgottheiten des Landes, des Ackerbaues, der Schifffahrt, der Provinzen, der Drachenkönig, altberühmte Helden und Krieger, Gelehrte u. s. w. werden vom Volke verehrt und von den Buddhapriestern dann in den Kreis der Heiligen aufgenommen. Sah doch Gützlaff an der Seeküste in einem Tempel die Büste Napoleons, vor welcher, wie vor den andern Götterbildern, Kerzen angezündet wurden.

*) S. Barrow II. 247. Davis II. 45. Downing II. 234.

Mahomedaner und Juden leben seit uralter Zeit in China ruhig und unangefochten, erstere haben ihre Moscheen. Nur dem Christenthum ist die Regierung abhold, weil allerdings die Bekenner desselben seit den Portugiesen dem Staate nur Unheil gebracht haben. Es gab allerdings Zeiten, wo Christen geduldet wurden; so kam 1601 Pater Ricci in den Staatsdienst, die Patres d' Entrecolles, Schaal, Verbiest, Mailla, Amiot, und die Verfasser der fünfzehn Bände chinesischer Memoiren lebten zum Theil am Hofe, auch waren mehrere angesehene Chinesen zum Christenthum öffentlich übergetreten, allein es fanden auch in den Jahren 1615, 1723, dann 1805, 1811, 1815 und 1820 gewaltsame Verfolgungen der Bekenner der Yá-su-Kiao, oder „der Religion des Jesus" Statt, und die Edicte der Regierung wurden immer strenger. Die neuern Ereignisse sind nicht geeignet, der Regierung eine günstige Stimmung für die Europäer und Christen einzuflößen und die Bemühungen der englischen und französischen Missionarien zu befördern*). Im Jahre 1810 waren unter den 360 Millionen Chinesen nur 215,000 Bekenner der christlichen Religion vorhanden, woraus man auf den geringen Einfluß schließen kann, den die gränzenlosen Bemühungen der Missionare gehabt haben.

Die Regierung und die Beamten, so wie Jeder, der zu den gebildeten Ständen gehört, bekennt sich zur Lehre des Confucius, und nur das gemeine Volk theilt sich in die Religionen der Laotse und des Buddha, die es aber auf seine eigene Art erweitert und nach seinem Privatbedürfniß weiter ausbaut. Die Regierung mischt sich nur dann in die religiösen Angelegenheiten, wenn diese die Ruhe des Staates zu bedrohen anfangen und öffentliche Anfeindungen der verschiedenen Secten unter einander Statt finden. Das Gesetz schützt, wie wir oben sahen, jeden Cultus, der die Lehren des Confucius, d. h. die moralische Grundlage des ganzen Staates nicht angreift.

Daher wundert es auch der Staat, wenn das Volk den Priestern, ja den Götzenbildern selbst, welche es zur Verehrung aufgestellt hat, auf handgreifliche Art seinen Unwillen, seine Unzufriedenheit fühlen läßt. Wenn die Leute lange zu einem Bilde gebetet haben und keine Gewährung ihrer Bitte erlangen, so setzen sie die Gottheit ab, schlagen und beschimpfen sie. „Wie nun, sagen sie dann, du Hundegeist, wir geben dir eine Wohnung in einem prächtigen Tempel, wir vergolden dich schön, wir füttern dich gut und räuchern dir, und doch bist du bei aller unserer sorgfältigen Pflege so undankbar, daß du unsere Bitte uns nicht erhören willst." Sie binden dann das Bild mit Stricken, schleppen es auf den Straßen im Kothe umher, und mißhandeln dasselbe auf alle

*) S. Downing II. 254. ff. Medhurst und Gützlaff a. a. O.

Art. Geschieht es indessen, daß das Erflehete dennoch mittlerweile in Erfüllung geht, so waschen sie das besudelte Bild mit vielen Ceremonien wieder rein, tragen es auf seinen Stand zurück, fallen vor demselben nieder und sagen: Es ist wahr, wir waren etwas zu hitzig; du aber warst auch dasmal zu langweilig, und hast dir die Schläge und Mißhandlungen selbst zugezogen. Das kann nun freilich nicht ungeschehen gemacht werden. Denken wir also nicht weiter daran; willst du dieß vergessen, so wollen wir dich neu vergolden *).

Ein seltsamer Fall ereignete sich in Nanking. Ein Mann, dessen Tochter sehr krank war, suchte bei allen Aerzten Rath, wandte Gebete, Opfer und Almosen an, allein es half nichts. Da versicherten endlich die Foppriester, daß sie eine Gottheit hätten, die, über Alles mächtig, auch in diesem Falle Hülfe bringen werde. Dennoch aber mußte das Mädchen sterben. Der Vater verfiel in die tiefste Betrübniß, und faßte den Entschluß, sich zu rächen. Er gab deshalb eine Klage bei der Obrigkeit ein, und verlangte die nachdrückliche Bestrafung des Götzenbildes; er stellte vor, daß es der abscheulichste Betrug sey, daß der Götze das Geld von ihm angenommen und trotzdem seine Tochter habe sterben lassen, und fügte bei: „Hat er keine Macht, wie kann er eine Gottheit vorstellen wollen, und es ist ganz umsonst, daß man ihn verehrt, und daß ihm die ganze Provinz opfert. Er ist also entweder boshaft oder ohnmächtig und er muß deshalb auf gerichtliche Art nachdrücklich bestraft werden, seinen Tempel muß man niederreißen und seine Priester mit Schimpf und Schande absetzen."

Der Richter betrachtete die Sache als wichtig genug, um sie zum Statthalter gelangen zu lassen, und von diesem kam sie zu dem Vicekönig. Dieser vernahm die Priester, die allerdings sehr betreten waren, sagte ihnen seinen Schutz zu und deutete dem Kläger an, daß er die Sache nicht noch weiter treiben möchte. Dieser aber, in seinem Schmerze, ließ sich nicht beruhigen und drang auf strenge gerichtliche Untersuchung, und so gelangte dieser seltsame Fall bis an den kaiserlichen Hof nach Peking, von wo aus eine ernsthafte Verhandlung angeordnet wurde. Endlich kam es dahin, daß der Götze zu ewiger Landesverweisung verdammt und sein Tempel geschleift wurde, weil er dem Lande nichts nütze. Die Priester desselben wurden ebenfalls streng bestraft **).

*) Bekanntlich behandelten ehedem die Portugiesen ihren heiligen Antonius von Padua nicht besser, und noch heute streckt der Lazzarone von Neapel seine heilige Jungfrau, seinen heiligen Januarius figürlich in seine Wollenmütze, wirft sie zu Boden und tritt sie mit Füßen, indem er sich in einer Fluth grober, alle Begriffe übersteigender Schimpfworte ergießt. Der Fischer von Neapel wirft das Heiligenbild mit Verachtung über Bord, das ihm nicht rasch im Sturme beisteht.

**) Le Comte II. 127.

Die Priester erlauben sich übrigens oft die abscheulichsten Betrügereien, die jedoch, wenn sie entdeckt werden, auf das Strengste bestraft werden. Einer ihrer beßten Erwerbzweige ist die Wahrsagerei, der das gemeine Volk, und selbst höher Gebildete sich hingeben. Vor Allem ist dabei zu bemerken, daß der Staat selbst den Glauben an die Astrologie noch festhält, und daß allgemein die Ueberzeugung herrscht, es lasse sich aus der Constellation ein Schluß auf den Gang menschlicher Schicksale und irdischer Begebenheiten ziehen. Die Privatleute lassen sich daher stets die Nativität stellen, für Heirathen, den Beginn wichtiger Geschäfte, Reisen u. s. w. wird immer der geeignete Zeitpunct erforscht. Das astronomische Collegium von Peking muß fortwährend für diese Zwecke den Himmel beobachten*).

Im Volke ist noch mannichfacher anderweiter Aberglaube, an glückliche und unglückliche Vorbedeutungen, an Geistergeschichten, Hexereien im Schwange, und es unterscheidet sich darin nicht von dem Europäer des 19. Jahrh., der ja auch noch fest genug an sympathetische Curen, geheime Mittel glaubt, und in den Punctir- und Traumbüchern, Glückskrädlein und den alten und neuen Schätzen der cabbalistischen Literatur seine Zukunft zu erforschen sucht. Der Glaube an heilige Thiere, Raben, Fische, weiße Rosse, Schlangen und Schlangenbeschwörer, den Ki-lin, den Wundervogel Feng u. s. w. ist sehr verbreitet, wir übergehen jedoch das Detail dieser Dinge, da sie sich überall wiederfinden**).

Die chinesische Staatsreligion nennt Arbeit als eine der wichtigsten Pflichten des Menschen; sie kann daher nicht einen großen Theil der kostbaren Zeit des Menschen für äußere Ceremonien in Anspruch nehmen und Ruhe von der Arbeit gebieten. So giebt es denn in China keinen Sonntag und nur sehr wenig allgemeine Feiertage, die aber durchaus nicht mit allgemeinen religiösen Zusammenkünften, wie unsere Kirchenfeste, verbunden sind. Jeder verrichtet seine Andacht, welcher Secte er auch angehöre, abgesondert.

Die einzigen Festtage bestehen im Neujahrstage und wenigen darauf folgenden Tagen. Für den Neujahrstag schafft der ärmste Bauer neue Kleider für sich und seine Familie an, besucht seine Freunde und Verwandten, wechselt Höflichkeiten, macht Geschenke und erhält deren; die Beamten und höheren Stände geben Feste und Mahlzeiten in der uns bereits bekannten Weise, wobei es an Schauspielen und andern Ergötzungen nicht fehlt***). Die öffent-

*) du Halde III. 345. Barrow II. 256.

**) Downing a. a. O. Klaproth II. 170. 172. 185. Journ. asiat. 2. XII. 235. 2. IV. 257.

***) Le Comte I. 274. Barrow I. 180. Downing II. 268.

lichen Gerichtsstätten und die Bureaux der Beamten sind geschlossen. Privatleute senden sich Neujahrswünsche zu, auf denen ein Kind, ein Mandarin und ein von einem Storche begleiteter alter Mann dargestellt ist, um anzudeuten, daß man dem Freunde Nachkommenschaft, Beförderung und langes Leben wünsche. Auf den Porzellangefäßen trifft man häufig Zusammenstellungen von Vasen, Federn, Corallen, Blumen, Büchern, Waffen, Armringen und dergl. an, welche solche Neujahrsgeschenke vorstellen.

Am ersten Vollmonde nach Neujahr wird durch das ganze Reich ein Fest gefeiert, das jedenfalls einen der prächtigsten Anblicke gewährt, das Laternenfest*). Alle Häuser, alle Straßen, alle Schiffe werden mit Laternen behangen, und Peking allein wird vom Strahle von 200 Millionen größerer und kleinerer Laternen beleuchtet. Die Vornehmen entfalten dabei ihren Luxus, indem sie Laternen aufstecken, die wohl 2000 Thlr. kosten, und bis 25 bis 30 Fuß Durchmesser haben. Diese Laternen sind aus Papier, Horn, Seide, Glas und einem feinen mit Firniß überzogenen Netzwerk, auf welches noch landschaftliche oder historische Scenen und Blumen gemalt sind. Die Form ist überaus mannichfach, cylindrisch, conisch, würfelförmig, kugelförmig. Das Gestell ist oft von reichverziertem, mit schönem Schnitzwerk versehenem Holz; Bänder, seidene Schnüre und Quasten hängen davon herab, Malereien, Stickereien und Vergoldungen bedecken die Seiten. Aus den Darstellungen des Laternenfestes in den chinesischen Bildern des königl. Kupferstichcabinets zu Dresden ersehen wir, daß die Chinesen ganze Drachen, Reiter, Menschenfiguren, Fische, Vögel, colossale Ballons, Trommeln als Laternen quer über die Straßen, an den Gebäuden befestigen oder auch auf Stangen herumtragen; man bemerkt darunter Drachen von wenigstens 20 Fuß Länge, die in den verschiedenartigsten Farben schimmern. Auch Feuerwerke werden dabei losgebrannt, Feuerregen rauscht aus dem Rachen von seltsamen Thieren oder aus dem Munde, Ohren und Augen colossaler Menschenfiguren. Bekanntlich sind die Chinesen überaus geschickt in Anfertigung der Feuerwerkssachen, und sie arbeiten Fische, Enten, Schiffe, welche in glühenden Farben auf der Oberfläche des Wassers sich bewegen. Sie fertigen ferner Trommeln, in deren Innern eine Menge zusammengefalteter und dermaßen geordneter Figuren befindlich sind, daß eine nach der andern auf Drathsaiten herausbringt und während des Abbrennens der im Cylinder enthaltenen Feuerräder, Feuerströme und Schwärmer in schwebender Bewegung erhalten wird**). In den Bildern bemerkt man ferner ganze große laubenartige Ge-

*) Le Comte I. 274. Downing II. 269. und eine Abbildung im 2. Theile von Malpière.

**) Le Comte I. 278. Downing II. 24.

stelle, von denen mannichfach gestaltete Laternen herabhängen; wer auf der Straße erscheint, trägt in der Hand eine Laterne, und so wird das Volksgewühl und die ganze Stadt von magischem, buntem Lichte übergossen.

Das Fest des Ackerbaues, das der Kaiser und die Obrigkeiten, und das der Seidenzucht, welches die Kaiserin alljährlich leitet, lernten wir bereits kennen. Ein anderes Fest ist das der Drachenböte, welches in Kantong von Europäern beobachtet wurde. Am fünften Tage des fünften Monats werden die dazu bestimmten sehr schmalen, aber ungemein ausgelängten Böte auf den Strom gebracht. Jedes Fahrzeug kann 50 bis 60 Ruderer fassen, deren jeder ein kleines Handruder handhabt. Die Böte stellen sich in eine Reihe und beginnen dann auf ein gegebenes Zeichen ihre Wettfahrt*).

Alljährlich Anfangs April wird das Todtenfest im ganzen Reiche gefeiert. Dann zieht aus allen Städten und Ortschaften das Volk haufenweise nach den benachbarten Hügeln, wo sich die Gräber der Familien befinden. Zunächst werden die Grabstätten gesäubert und das, was schadhaft daran geworden, wieder hergestellt. So kommen, weil jedes Familienglied, auch wenn es dem Buddhismus oder der Taosecte angehört, dieses Fest der kindlichen Ehrfurcht feiern muß, oft Tausende an den Grabstätten zusammen. Sie ziehn in Procession mit Fahnen, wehenden Inschriften, Musikinstrumenten, im besten Schmuck dahin, und ordnen sich je nach dem Verwandtsalter an den Gräbern, knien nieder, und der Aelteste der Familie opfert erst Weihrauch, Goldpapier, Wein und Früchte, auch Thierfleisch, was auf einem bestimmten Stein niedergelegt wird, nachdem die Menge die üblichen Ehrenbezeigungen durch mehrfache Verbeugungen vollbracht hat. Der Weihrauch und das Goldpapier wird verbrannt; dann folgt ein Mahl, was bei Wohlhabenden in einem am Grabe errichteten Zelte Statt findet, und wobei Schinken, Kuchen und heißer Wein gereicht wird, nachdem man die Schatten gebeten, herabzusteigen und das Opfer zu verzehren**).

In jedem Monate feiert man Dankfeste für die von der Gottheit erhaltenen Wohlthaten, wobei sich das Volk der herzlichsten Freude hingiebt und in allen Straßen Schaustellungen aller Art Statt finden. Besonders festlich wird in Kantong der 14. September, der Anfang des neuen Geschäftsjahres, gefeiert. An diesem Tage kommen die Theewaaren auf den vielen Canälen und Strömen des Binnenlandes nach dieser Stadt. Die Stadt ist Abends erleuchtet, aus allen Straßen tönt Musik, und selbst den Fremden ist der Zutritt gestattet. Quer über die Straßen auf Balken wer-

*) Downing II. 274.

**) Downing II. 274. vergl. Schilling S. 382.

Gemälde und Sinnbilder aufgestellt, an den Ecken agirten Schauspieler und Jongleurs, alle Läden sind geschlossen*).

Die Wissenschaften und die Literatur

der Chinesen sind eine Frucht vieltausendjähriger Forschung und Erfahrung, und haben eben deswegen eine von unseren Wissenschaften nicht minder abweichende Gestalt, als es bei den Staatseinrichtungen und dem gesellschaftlichen Zustande der Fall ist. Wissenschaft und Literatur, die bei uns zum Theil noch feindselig den politischen Institutionen gegenüber stehen, befinden sich in China in vollständiger Harmonie mit den vom Staate anerkannten Sitten, Einrichtungen und Ansichten. Bevor wir jedoch diesem interessanten Abschnitt näher treten, müssen wir einen Blick auf die Sprache des chinesischen Volkes werfen.

Im chinesischen Reiche giebt es vielfache Dialecte, allein nur eine allgemein gebräuchliche Schriftsprache, deren Zeichen wenigstens die Hälfte der männlichen Bevölkerung des Reiches lesen und schreiben kann. Ihre Worte sind alle einsilbig, und die Schrift ist eine Silbenschrift, die aus der Hieroglyphik oder Bilderschrift sich entwickelt hat. Wir sahen früher, wie die Hülfsmittel, um Gedanken und Ereignisse dem Gedächtnisse zu erhalten, sich allgemach ausbildeten; wir lernten die Büffelfellmälereien, die Wampumschnüre der Amerikaner, die Knotenschriftzeichen der Südseeinsulaner, die Bilderschrift der Mexicaner und die Hieroglyphik der Aegypter bereits kennen. Alle diese Erscheinungen gingen jedenfalls auch der chinesischen Schrift voraus, deren gegenwärtiges System dem Tsang-kie zugeschrieben wird, welcher unter Hoang-ti, etwa 2000 Jahre vor Chr. Geb. gelebt haben soll**). Die chinesische Schrift hat in ihrer Entwickelung zur Lautschrift einen Grad der Ausbildung erlangt, der bei der besonderen Natur des Idioms, dem sie entspricht, zwar nicht der möglich höchste, jedenfalls aber ein sehr hoher genannt werden kann. Ursprünglich war die chinesische Schrift reine Bilderschrift. Da aber die Sprache aus einsilbigen Worten besteht, und die mithin nur möglichen einfachen Lautverbindungen nicht über eine verhältnißmäßig sehr beschränkte Zahl hinausgehen konnten, so mußte die Zahl der verschiedenen Laute weit hinter der Zahl der verschiedenen Begriffe zurückbleiben; es mußte mithin ein und derselbe Laut als Ausdruck mehrerer, ja vieler Begriffe benutzt werden. Daher mußte ferner der Laut, der zur Darstellung mehrerer Begriffe dienen sollte, durch einen zweiten beigefügten Laut näher und fester bestimmt werden. Die Ordner der chinesischen Schrift

*) Downing II. 275 ff.

**) Vergl. C. G. II. 186. III. 396. V. 132. 439. f. Medhurst S. 118. Endlicher chinesische Grammatik S. 1 ff.

mußten daher, sobald sie über den ersten Versuch hinaus waren, jeden Begriff durch ein besonderes Bild darzustellen, nicht blos um Lautzeichen für jede in der Sprache mögliche Lautverbindung bemüht seyn, sondern neben diesen auch Begriffszeichen festsetzen, um durch diese den vieldeutigen Laut auf einen besondern Begriff zu beschränken. Daher sind die chinesischen Schriftzeichen nur zum Theil reine Bilder, die einen bestimmten Gegenstand oder einen Begriff darstellen, dem in der Sprache eine bestimmte Lautverbindung entspricht, also Begriffs- und Lautzeichen zugleich. Die Mehrzahl derselben sind Schriftcharaktere, die aus einem Lautzeichen und aus einem Begriffszeichen zusammengesetzt sind, durch welches der dem Laute zukommende Begriff bestimmt wird.

Die ursprünglichen Bilder sind allgemach dergestalt umgeändert worden, daß sie in den gegenwärtigen Charakteren kaum wieder zu erkennen sind. Z. B. ☉ ist gegenwärtig 日, ☽ Mond 月, 山 Berg 山, 木 Baum 木, 犬 Hund 犬, 貝 Muschel 貝 井 Brunnen in 井 umgestaltet. Daher haben sich denn auch die combinirten Zeichen verändert, z. B. ☉☽ Sonne und Mond, d. h. Glanz in 明 Ming; die eigentlichen Zeichen, die ausdrücken, was keine Gestalt hat, haben auch ihre ursprüngliche Form verändert, z. B. ⁻ oben ist jetzt 上, _ unten 下, ⊕ Mitte 中; nur die ersten drei Zahlzeichen haben die mindeste Veränderung erlitten, wie — eins = zwei ≡ drei.

Die sämmtlichen chinesischen Schriftzeichen theilt man in sechs verschiedene Classen: 1) bezeichnende oder abbildende, wie Sonne, Mond, Berg, Fluß, Feld, Haus, Schaaf, Vogel;

2) combinirte Gruppirung zweier oder mehrerer Bilder, um einen einzigen Begriff auszudrücken, wie Wasser und Auge für Thränen, Thür und Ohr für hören, Sonne und Mond für Glanz;

3) eigentliche Zeichen, wie die Zahlzeichen, die Bezeichnungen von unsichtbaren Dingen, wie oben, unten, Mitte, Länge;

4) die umgekehrten Schriftzeichen, wie sie Endlicher, oder anzeigende, wie sie Andere nennen, für rechts, links, Mensch, Leiche, stehend, liegend;

5) die metaphorischen oder entlehnten Zeichen, oder einfache oder zusammengesetzte Bilder eines sinnlichen Gegenstandes, die nach einer naheliegenden Ideenverbindung auf einen andern sinnlichen Gegenstand oder auf einen Begriff übergetragen werden, wie z. B. ein schielendes Auge, worin man nur das Weiße sieht, für weiß,

das Bild einer keimenden Pflanze für wachsen, zwei Schalen einer Muschel für Cameraden und Freunde, Haus für Mann, Gemach für Weib, Herz für Geist, Verständniß, Hand für Künstler, und endlich die Schriftcharaktere oder „Bilder und Laute", die aus einem doppelten Elemente zusammengesetzt sind, aus einem Lautzeichen, welches eine vieldeutige Lautverbindung bezeichnet, und aus einem Begriffszeichen, durch welches diese Lautverbindung auf eine besondere Kategorie von Begriffen bezogen wird. Diese Schriftcharaktere bilden 29 Dreißigtheile aller gegenwärtig gebräuchlichen Schriftzeichen. Jedes solche Schriftzeichen besteht aus zwei Bildern, von denen jedes an sich einen bestimmten Gegenstand darstellt und einen bestimmten Laut bezeichnet, also den doppelten Werth eines Begriffszeichens in sich vereinigt. In ihrer Verbindung verlieren aber diese Bilder den einen ihrer Werthe, indem das eine seinen Werth als Begriffszeichen aufgiebt und nur als Lautzeichen dient, während das andere aufhört ein Lautzeichen zu seyn und allein seinen Werth als Begriffszeichen beibehält.

Die Chinesen haben nun die ganze Masse ihrer wohl an 30,000 Zeichen umfassenden Schrift zunächst auf 214 Schriftzeichen in 17 Classen geordnet, die nun als Wurzel- oder Schriftzeichen dienen. Sämmtliche Schriftzeichen lassen diesen sich unterordnen*). Diese 17 Classen der 214 Schriftwurzeln theilen dieselben in 6 Arten Striche: 1) den wagerechten —, 2) den senkrechten |, 3) den schiefen nach links /, 4) den schiefen nach rechts \, 5) den hakenförmigen in 13 Formen, z. B. 亅 乛 乙 乙 ㇀ 丿 乚 u. s. w. und 6) den Punct oder Tropfen 丶. Mit Hülfe dieser 17 Grundstriche lassen sich die 214 Wurzelzeichen entwirren, und die 214 Wurzeln lösen jeden der 30,000 Charaktere auf. Wir sahen oben, wie früh schon die Kinder zum Lernen angehalten werden, wie tief sich also diese Charaktere den Seelen derselben einprägen, wie es daher möglich ist, daß wir in den Romanen junge Mädchen als gewandte Leserinnen und geschickte Schreiberinnen antreffen, und daß der größte Theil der chinesischen Nation lesen kann. Außer dieser Cursivschrift hat man nun noch die alte Form, die noch Ueberreste der alten Bilderschrift enthält, und die Siegelbuchstaben, welche lediglich aus senkrechten und wagerechten Strichen, ohne ein einziges, kreisförmiges oder schiefes Zeichen besteht; sie heißt Kho-teou. Sie kommt auf antiken Gefäßen, auf Siegeln und Münzen, namentlich für den Kaisernamen mehrfach vor. Die Königl. Porzellan-Sammlung besitzt ein solches Siegel aus Porzellan, was in diesem Charakter gefaßt ist, so wie auch auf den weiß und blauen Gefäßen diese Schrift-

*) Die Darstellung dieser 214 Schriftwurzeln s. bei Abel Remusat grammaire chinoise S. 131. und bei Endlicher S. 38 ff.

art mehrfach vorkommt*). Es ist dieß die alte Langbarschrift der Chinesen, die der lateinischen Uncial und der gothischen Majuskel und Minuskel des europäischen Mittelalters gleich kommt.

Ihr folgte eine leichtere und gefälligere Schreibart, Tschwan, Cursiv, die in den Zeiten von Confucius (500 v. Chr.) bis zu den Han (200 v. Chr.) allgemein im Gebrauch war. Sie wurde mit dem Griffel auf Rohr oder Palmblatt gerissen und hat daher noch einen etwas harten und steifen Charakter.

Man hat noch Siegel und Münzen mit dieser Schrift und druckt noch Vorreden in derselben. Als Erfinder dieser Schrift nennt man Li-sse, der etwa 210 Jahre vor Chr. Geb. lebte.

Die dritte Schriftart heißt Lt; sie wurde unter der Dynastie der Han erfunden, da man seit jener Zeit anstatt der Bambus- und Palmblätter Seide als Schreibmaterial nahm und der Hand freierer Spielraum gewährt wurde.

Hierauf folgt die Schriftart Thsao, eine sehr flüchtige Cursiv, die sehr schwer zu lesen ist, weil sie eine Menge von ziemlich willkürlichen Abkürzungen und Verschlingungen enthält, welche die ursprüngliche Form der Schriftzeichen abändern. Sie entstand zur Zeit der Han im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, und als ihren Erfinder nennt man Tschang-ping. Man benutzt sie noch gegenwärtig für Vorreden, für Inschriften auf Schirme, Fächer, Tuschstücken, für Gedichte, Erklärungen der Bilder, wie sie denn auch auf Porzellangefäßen vorkommt.

Die im Drucke gebräuchliche Schrift (Kiai-soung-pan) unterscheidet sich nur wenig von der Lischrift, aus welcher durch die Einführung von Papier und Pinsel die Kiai-sing-schou oder Schönschrift hervorgegangen war. Die Schönschrift, welche sich zur alten Kho-tou-schrift wie die gothische Minuskel zur Uncial verhält, entstand unter den Tsin; im 4. Jahrh. nach Chr. Geb. begann der Bücherdruck oder die Kunst, Schriften in Holzplatten zu schneiden, und auf Papier zu drucken im 10. Jahrh. christlicher Zeitrechnung**). Noch jetzt druckt man in China auf diese Art, da der Charaktere zu viele sind, als daß man sie wie unsere Letern beweglich machen und ohne großen Zeitverlust setzen und corrigiren könnte. Es muß indessen das Schneiden und Drucken ziemlich rasch von Statten gehen, da in China viel gedruckt wird. Gemeiniglich wird der in Holz zu schneidende Text zuvörderst correct auf Papier geschrieben, dann dieses auf die Holztafel geklebt und sie so dem Holzschneider übergeben, der die Charaktere vertieft einschneidet. Diese Leute arbeiten so genau, daß es schwer hält, Druck von Schrift

*) Vergl. Endlicher chin. Gram. S. 81. Remusat gr. chin. S. 5.

**) Die 6. Tafel dieses Bandes enthält eine Darstellung der sechs verschiedenen chinesischen Schriftarten nach Abel Remusat gram. chin. S. 5. vergl. Endlicher S. 81. ff.

zu unterscheiden. Uebrigens sind die beweglichen Typen dem Chinesen nicht unbekannt und werden für den Staatscalender angewendet. Auch soll man in Peking und Nanking andere Bücher kleineren Umfangs mit Holztypen gedruckt haben. Der Druck findet ohne Presse Statt, da das feine, ungeleimte Papier dieß nicht aushalten würde. Wenn sie drucken wollen, wird die Tafel ganz wagerecht befestigt, färben die Tafel mit einem Pinsel, säubern sie, legen das Papier darauf und bewerkstelligen den Abdruck, indem sie mit einem andern Pinsel über die Papierfläche sanft hinfahren, und sind im Stande, mit einem Aufstrich drei bis vier Abdrücke zu machen. Zur Druckerschwärze nehmen sie Lampenruß, stoßen ihn, setzen ihn an die Sonne und feuchten ihn, nachdem er gesiebt, mit Spiritus an, bis er dick wird. Dann nehmen sie zu 10 Unzen Schwärze 1 Unze Rindsleim, der mit Wasser verdünnt wird. Die chinesischen Bogen sind nur auf einer Seite bedruckt und der Falz ist am äußeren Längenrande. Da, wo die Doppelblätter offen, werden sie zusammengeheftet, so daß chinesische Bücher das Ansehen unaufgeschnittener Broschüren haben. Auf die Falze ist ein schwarzer Strich gezogen, der wie die von den Puncturen gemachten Löcher unserer Bücher den Buchbinder in den Stand setzt, genau und gehörig zu brechen. Die chinesischen Bände haben selten mehr als 60 bis 80 Blätter und sind in leichte Pappe geheftet, die oft mit Seide, buntem Taffet oder Brocat überzogen ist, und auf welche der groß gedruckte Titel aufgeklebt ist. Werke, die aus mehreren Heften oder Bänden bestehen, kommen in eine Kapsel zusammen, und werden in den Bibliotheken auf der flachen Seite in die Bücherschränke gelegt*).

Dr. Meyen (II. 362.) sah in Kantong die Art und Weise, wie die chinesischen Kaufleute die Etiketten für ihre Waaren drucken. Auf einem Stuhle lag eine Form von Holz, in welche die verschiedenen Buchstaben und Figuren, die von hartem Holze geschnitt waren, hineingelegt wurden; um sie auch in gleiche Höhe zu bringen, wurden sie auf einer klebrigen Thonmasse befestigt. Auf einer Bank, dicht neben dem Stuhle mit dem Letternkasten, lag ein Haufen von Papier, dessen einer Rand fest zusammengedrückt war. Der Drucker bestrich nun seine geordneten Lettern mit Schwärze, die er vermittels eines Haarwisches von den Fasern der Cocosnuß auftrug, legte dann einen Bogen aus der daneben liegenden Masse über seine Letternplatte, und strich über denselben mit einer Art von Bengel, der ebenfalls aus Cocosfasern zusammengeballt war. Von einer Presse war also bei dieser Handdruckerei keine Rede, und dennoch ging das Drucken sehr schnell vor sich. Sobald nun der erste Bogen abgedruckt war, wurde er von einem andern Chinesen, der

*) Le Comte I. 232. du Halde II. 299.

bei dem Papierhaufen stand, durch ein kleines Stäbchen hinabgezogen und ein neuer Bogen wurde über die Platte gelegt.

Die chinesischen Etiketten, die auf den Seidenwaaren, den Theekisten, den Räucherkerzen, der Schminke, ja auf den Pinseln und sonst auf andern Waaren aufgeklebt sind, zeigen meist außerordentliche Sauberkeit des Druckes, der in schwarz, roth, blau auf naturfarbenes, gelbes, rothes und anderes Papier ausgeführt ist. Es wird sehr viel in China gedruckt, da jede Waare eine Etikette hat.

Das Schreibematerial der Chinesen ist Papier, Pinsel und Tusche. In alter Zeit schrieb man mit dem Griffel auf Bretter, Bambustafeln und Palmblätter mit einem Griffel oder einer Nadel, wie es noch jetzt in Indien gewöhnlich ist. Auch hat man noch alte Metallplatten mit Schrift. Schon vor Christi Geburt wurde das Papier in China nicht sowohl erfunden, als vielmehr für schriftliche Zwecke verwendet. Das chinesische Papier besteht zum Theil aus demselben Stoffe wie die Maulbeerzeuche, die wir in Amerika, Afrika und der Südsee als Kleiderstoff kennen lernten. Die Baste des Papiermaulbeerbaumes wird in Wasser geweicht und gestampft, aber dann in Formen gefaßt, die oft 10 bis 12 Fuß Länge und Breite haben. Jeder Bogen wird dann in Alaunwasser getaucht, das hier die Stelle des Leimes vertritt und das Papier dicht und glänzend macht. Es ist weißer, gelinder und dichter als das gemeine europäische, nimmt aber leicht Nässe und Staub auf und erzeugt dann Würmer.

Nächstdem fertigte man schon in sehr früher Zeit Papier aus Hanf, Seidenstoffen, Bambus, Weizen- und Reisstroh, den Hülsen der Seidenwürmer, Baumwollenrinden, Rotang, altem Papier und dergl. Stoffen. Das Papier, das auch zum Verpacken in China in ungeheurer Menge verbraucht wird, ist sehr wohlfeil. Für Etiketten und Visitenkarten färbt man das Papier in angemessenen Farben; für Gelegenheitsgedichte und Briefe nimmt man Papier, das mit Gold oder Silber verziert ist.

Zum Schreiben hat man die Tusche in verschiedenen Arten, über deren Bereitung wir oben bereits das Nähere kennen lernten. Um ihre Güte zu erkennen, benetzt man die Enden der verschiedenen Stücke und reibt sie auf einem feinlackirten Gefäße; man läßt das Geriebene trocken werden, und die Probe, die dem Glanze des Lackes gleich kommt, ist die beste; blauer und grauer Schimmer zeigen schlechte Tuschen an. Man muß die Stücken Tusche in einem trocknen Gefäß verschließen, nachdem man etwas ganz reifen Beifuß dazu gelegt; sie der Sonne nicht aussetzen, weil sie sonst rissig wird. Die Tusche wird auf reinen Marmor aufgerieben, dann Tusche, die vom vorigen Tage übrig geblieben, verdirbt die frischaufgetragene. Alte Tusche wird auch als Medicin gebraucht.

Zum Schreiben hat man Pinsel, deren weiche Haare, am beßten Caninchenhaare, in ein Rohr gefaßt sind. Nachdem nun die Tusche auf eine kleine Marmorplatte, die an einem Ende eine kleine Vertiefung hat, aufgerieben ist, wird die Farbe mit dem Pinsel gefaßt. Der Schreiber hält den Pinsel senkrecht, als wollte er auf das Papier stechen, und schreibt in senkrechten Zeilen von der linken nach der rechten Hand.

Man hält in China viel auf saubere, zierliche Handschrift und zieht nicht mit Unrecht daraus einen Schluß auf die moralische und wissenschaftliche Bildung des Schreibers. Wir finden oft in den Romanen die schöne Schrift eines Briefes, eines Gedichtes erwähnt, und aus diesen können die Leser oder die Leserin desselben die gemüthlichen und geistigen Eigenschaften des Urhebers beurtheilen. Gelehrte, wie junge Damen, Gedichte, wissenschaftliche Abhandlungen, wie Bittschriften und Liebesbriefe, finden wir immer als Muster der Schönschreibekunst genannt.

In einem Lande wie China, wo fast Jedermann lesen kann, das eine so reiche Literatur hat, fehlt es auch nicht an Buchhändlern, wenn auch der Buchhandel ganz anderer Art ist als der unsrige. Einige interessante Notizen über den Buchhandel von Peking theilt Timkowski (II. 130.) mit. In einer besondern Gasse, Liu-li-tschan, die äußerst enge und schmutzig ist, befinden sich beim Eingange einige Gewölbe mit gedruckten Büchern in chinesischer und mandschurischer Sprache. Bücher sind viel, alle gebunden vorhanden, und werden alle in Ordnung aufgestellt erhalten. Nicht selten bestimmen die Buchhändler den Preis der Bücher nach ihrem Gewichte. Sie verkaufen gern Bücher, an denen viele Blätter fehlen, oder sie vereinigen in einem Exemplare Blätter aus drei oder vier verschiedenen Büchern. Man muß sehr vorsichtig verfahren, um nicht ein Opfer der Hinterlist der chinesischen Buchhändler zu werden. Die beßten Bücher, besonders die geschichtlichen, werden in der Hofbuchdruckerei gedruckt, und hier kaufen sie die Buchhändler aus Peking und andern Orten des Reiches zu den von der Schatzkammer festgesetzten Preisen. Hier erscheint auch die Staatszeitung aller zwei Tage, so wie der Staatscalender. Große Fürsten und einige Buchhändler haben eigne Druckereien, die nach Maßgabe des Bedarfs und zu geeignetem Preise Bücher liefern.

In den Bildern von Mailpiers sehen wir auch einen auf offener Straße feilhaltenden Bücherhändler, der seine Waare bequem ausgelegt hat und sich die lange Weile mit Lectüre vertreibt.

In China, wo man auf Wissen und Erfahrung so hohen Werth legt, kann es nicht befremden, ansehnliche Sammlungen von Büchern und andern wissenschaftlichen Dingen zu finden. Unter der Dynastie der Tsang zählte die kaiserliche Bibliothek 370,000 Bände; unter der Dynastie des Song wurden unzäh-

lige Bücher gedruckt; unter den Ming wurden allein 6000 Bände mit Kupferplatten gedruckt. Da der Kaiserpalast den Zerstörungen der Revolutionen und Kriege immer ausgesetzt war, so sendete man stets von da aus Exemplare in die abgelegenen Klöster der Bonzen, und daher sollen sich in den Einöden der Gebürge noch Bibliotheken mit den ältesten Denkmalen der Literatur befinden. Auch Privatleute, namentlich Gelehrte, haben ihre Bibliotheken, wie man denn im letzten Kriege mehrere derselben gefunden hat. Da die chinesischen Bücher in Heften erscheinen, so kann man sie nicht so wie bei uns aufstellen, sondern muß sie legen. Man hat daher in den Bücherrepositorien immer für ein jedes größeres, aus mehreren Heften bestehendes Werk eine besondere Abtheilung.

Die Literatur der Chinesen ist überaus umfangreich, und erstreckt sich über jeden Zweig des Wissens und der geistigen Thätigkeit, obschon in den Stürmen der innern Kriege außerordentlich viel Bücher untergegangen seyn mögen. So ließ schon 1213 Jahre vor Chr. Geb. Kaiser Schehhoangti alle Bücher verbrennen, so daß nur wenig alte Werke in abgelegenen Provinzen sich erhalten konnten.

Um nun eine Uebersicht über alle Zweige der Wissenschaften zu gewinnen, begann man schon sehr früh Encyclopädien zu bearbeiten. Sind doch die von Confucius ausgearbeiteten King nicht sowohl selbständig neue Werke, als Revisionen der von der Erfahrung seit alter Zeit dargebotenen Thatsachen und der Ideen, welche für das Gedeihen des häuslichen und öffentlichen Lebens von Nutzen seyn können.

Eine der ältesten eigentlichen Encyclopädien ist das Buch Wenhian-thoung-khao oder die gründlichen Untersuchungen der alten Denkmäler, welche Ma-touan-lin, der um die Mitte des 13. Jahrh. lebte, abgefaßt hat*). Er war im Staatsdienst, als die Mongolen in sein Vaterland einfielen und die Dynastie der Soung stürzten; darum zog er sich in eine Stadt der Provinz Kianhsi zurück und schrieb hier mehrere Werke, deren berühmtestes die genannte Encyclopädie ist. Der Mongolenkaiser Yng-tsoung ließ das Werk, das im Jahre 1319 vollendet worden, im Jahre 1322 drucken. 1594, 1724 und 1747 wurden durch die Regierung neue Ausgaben, die letzte in hundert Bänden veranstaltet. Der Stoff dieses umfassenden Werkes ist die Geschichte der Regierung, der Sitten, der Gebräuche, der Literatur, so wie der gesammten Cultur des chinesischen Staats und Volkes, von seiner ersten Entstehung bis zum Jahre 1224 v. Chr. Geb.

*) Dies nach Klaproth notice de l'encyclopédie de Ma-touan-lin im Journal asiatique 2. Série Tom. X. S. 1. u. 97. ff.

Jeder Herrscherstamm, sagt der Verfasser in seiner Vorrede, besaß seine Geschichtschreiber, die seinen Ursprung, seinen Fortschritt und seinen Verfall und jedes merkwürdige Ereigniß berichten, welches die Aufmerksamkeit der nachfolgenden Geschlechter erregen und gleichsam als ein Spiegel dienen kann. Obschon nun der Untergang der verschiedenen Familien der Herrscher niemals von denselben Ursachen veranlaßt wird, so ist doch die Geschichte, welche die Anfänge und Grundursachen ihrer Erhebung und ihres Falles erzählt, von großem Nutzen für die Nachkommen. Diese Art von Geschichte genügt jedoch durchaus nicht, wir müssen auch die Geschichte der Regierung kennen lernen, die in den Gesetzen, den Sitten und Gebräuchen besteht, von denen ein Theil sich erhalten hat, während der andere untergegangen ist. Wenn auch ein Reich plötzlich seinen Beherrscher wechselt, so verändert es niemals seine Sitten und Gebräuche so rasch. Diese gestalten sich nur allmälig um, und die meisten neuen Gewohnheiten und Gesetze sind auf älteren Einrichtungen begründet. Dieß war es denn auch, was den Confucius zu dem Ausspruch bewog, daß man die Veränderungen, welche im Laufe der Jahrhunderte erfolgen, voraussagen könne. Um aber derartige Veränderungen beurtheilen zu können, muß man viel gelesen, viel gedacht haben. Nachdem er nun die früheren Geschichtschreiber, seine Vorgänger und ihre Mängel geschildert, berichtet er, wie er sie alle fleißig studirt und ein Werk begonnen, dessen Zweck es ist, die Mängel seiner Vorgänger zu vermeiden. Darauf theilt er seinen Plan mit; dem zufolge er seinen gesammten Stoff in vier und zwanzig Men oder Hauptstücke vertheilt, und dabei nur Facta aus bewährten Schriftstellern aufnimmt. Die vier und zwanzig Hauptstücke sind in 348 Bücher vertheilt.

Das erste Hauptstück handelt vom Eigenthum an angebautem Lande. Die alten Kaiser und Könige haben sich niemals das Eigenthum des Reiches angemaßet, sondern dasselbe in verschiedene Fürstenthümer und Herrschaften vertheilt. Der Kaiser behielt für sich nur ein Gebiet von 1000 Quadrati. Die Minister und Räthe, die Beamten erhielten jeder ein Stück Land erblich für ihre Familien, wo es von Geschlecht zu Geschlecht forterbte. Der Staat war also der Eigenthümer aller Ländereien, das Volk erhielt sie von ihm, baute sie, zog seine Nahrung daraus und zahlte seine Abgaben davon. In solcher Weise erfüllten die unteren Classen ihre Pflichten und die höheren wendeten ihnen eine väterliche Sorgfalt zu. Da Niemand weder zu reich, noch zu arm war, lebten Alle in vollkommener Eintracht mit einander.

Auf solchen Grundsätzen beruhte die Verwaltung der ersten drei Herrscherfamilien von China. Der erste Kaiser der Thsin (255 v. Chr. G.), stürzte diese Ordnung der Dinge um und machte sich zum Besitzer aller Lehnsgebiete des Reiches. Ein einziger

Mensch wollte Alles in seiner Hand haben; da nun die Beamtenstellen nicht mehr bleibend waren, so betrachteten die damit Bekleideten sie als vorübergehend, und sie hatten weder Veranlassung noch Gelegenheit, sich über die Beschaffenheit der Geschäfte und der Einwohner zu unterrichten. Das Land zerspaltete sich also in eine unendliche Menge Privatbesitzungen.

Das zweite Hauptstück handelt vom Geld und von der Waare. Das Leben des Menschen wird durch Nahrung und Kleidung unterhalten, aber auch die Dinge, welche weder das Eine noch das Andere sind, haben sich doch zu Gegenständen von der ersten Nothwendigkeit gestaltet, wie Perlen, Edelsteine und die fünf Metalle. Sie wurden zu Tauschmitteln u. s. w. In dieser Weise verfolgt der Verfasser die Geschichte der Münzen.

Das dritte Hauptstück von der Anzahl der Familien und Menschen beginnt mit der Betrachtung: In alter Zeit war die Bevölkerung des Reiches nicht so beträchtlich, aber die Menschen waren weise und aufgeklärt durch die Vernunft. In der Folgezeit mehrte sie sich, aber die Anzahl der Unwissenden und Unthätigen wuchs außer allem Verhältniß an. Bei den Alten trieb Jeder, was ihm zukam, der Adel wendete sich den Wissenschaften zu, der Bauer bearbeitete fleißig sein Feld, der Soldat übte sich, und so gelang Jedem, was er vorgenommen hatte. Ein starkbevölkertes Staat ist mächtig.

Im vierten Hauptstück werden die Aemter und Würden, im folgenden Abgaben und Steuern betrachtet, im sechsten der Handel, im siebenten die Grundsteuer, im achten die Staatsausgaben, im neunten die Prüfung und Anstellung der Beamten, im zehnten die Schulen und der öffentliche Unterricht und im eilften die Aemter und Verwaltungstellen.

Das zwölfte Hauptstück beschäftigt sich mit den Opfern unter freiem Himmel und in den Tempeln. Ma-touan-lin beginnt diesen Abschnitt mit der Bemerkung, daß es wesentlich sey, den Geist und das Aeußerliche, oder den Cultus zu unterscheiden. Der Geist des Opfers, sagt er, ist verloren, obschon die äußere Form des Cultus sich erhalten hat. In den ältesten Zeiten waren die Ceremonien, die sich auf ein Opfer beschränkten, durch Verordnungen festgestellt; dann wurde die Uebung dieser Ceremonien an verschiedene Staatsämter geknüpft und die, welche diese bekleideten, selbst Fürsten und Könige waren verpflichtet, denselben beizuwohnen. So war es denn leicht, die Tradition dieser Ceremonien zu bewahren, und sie trotz des Wechsels der Dynastien, die nach und nach den Thron inne hatten, der Nachwelt zu überliefern. Da nun aber der Geist der Opfer nur in dem Beweggrund besteht, der sie in's Leben gerufen, so war ein großer Philosoph, ein unterrichteter Lehrer wohl im Stande, sie zu erklären. Mit dem Verfall der Tscheou-

Dynastie begann man die Ceremonien zu vergessen, so daß der Cultus selbst verloren ging. Was seit den Thsin und Han durch mündliche und durch schriftliche Ueberlieferung sich erhalten hat, bezieht sich nur auf diejenigen Ceremonien, die mit Staatsämtern und Würden verbunden waren. Unter den Han schrieb der gelehrte Tsching-khang, der tiefe Untersuchungen über die Ceremonien angestellt hatte, eine Erläuterung über diesen Gegenstand, welche manche Lücke in dieser Beziehung ausfüllt. Da diese Erläuterung jedoch auf die Lehre, welche damals herrschte, und die Gebräuche der Thsin und Han begründet war, so vergreift sie sich oft in der Auslegung der classischen Bücher und Gebräuche der drei ersten Dynastien. In den alten Zeiten wurden die Kiao und Ming-thang genannten Opfer dem Höchsten unter freiem Himmel dargebracht. Die Thsin und Han waren die Ersten, welche Capellen hatten, die den fünf Kaisern und dem großen Einen gewidmet waren, und denen sie die Kiao und Ming-thang benannten Gebräuche darbrachten. Diese neue Lehre wurde von den Hang-schu oder Zauberern begründet; trotzdem hat sie Tsching-khang in seiner Erläuterung aufgenommen und hat auf solche Weise die Lügen des Betrüger anerkannt, um die Gebräuche zu erklären. Er hat sich also verirrt. In der That aber ist doch von allen Gebräuchen der erste das Opfer und von allen Opfern das wichtigste das, welches man dem Himmel darbringt. Allein er hat in Bezug auf den Begriff des Wortes Himmel (Tien) so ungewöhnliche Ansichten aufgestellt, daß man seiner Erläuterung nur geringen Glauben schenken kann. Trotzdem haben alle folgenden Dynastien seine Meinungen angenommen. Was das Opfer Ti betrifft, welches die Kaiser alle 5 Jahre ihren kaiserlichen Vorfahren, und das Opfer Hia, das man aller 3 Jahre den Ahnen brachte, so wie über das Opfer, das man vor der Tafel des Gründers der Familie bringt, befindet sich nichts im Buch der Gebräuche, und es widersprechen sich in dieser Hinsicht die Erklärer unter einander. Im vergangenen Jahrhunderte stellte der Doctor Pang, der ältere Schriften vor sich hatte, ein Werk über die beim Opfer üblichen Gebräuche zusammen, das wohl als Leitfaden und Regel für alle Jahrhunderte dienen kann; indessen da er sich nur an den Text des Buches der Gebräuche hält und die Commentare des Tsching nicht berücksichtigt, so hat er sich nicht bemüht, die Lücken des von ihm erläuterten Textes auszufüllen, und so ist denn sein Werk keineswegs vollständig. Thou-khi ist der Erste, der in seinem Thoung-tian eine gute Zusammenstellung aller dieser Untersuchungen giebt; er benutzte die Arbeiten des Pang und aller anderen Commentatoren, um auszufüllen, was sie ausgelassen. Dennoch ist sein Buch, obschon es außerordentlich klar ist, nicht mit dem Werke des Pang zu vergleichen, dessen Quellen die reinsten und besten sind. Nachdem Matouen-lin diese Kritik seiner Vorgänger und

Quellen vorausgesetzt, legt er seinen Plan dar, dem zufolge er Alles betrachtet, was die Ceremonien und Opfer unter allen Dynastien betrifft und in den dieselben behandelnden Schriften enthalten ist. Seine Arbeit enthält die Beschreibung aller alten und neuen Opfer, die den Göttern und Hausgottheiten dargebracht zu werden pflegten. Er beschreibt die Opfer Kiao, Ming-thong, Heou-thou, Erdkönigin, die Opfer, die man dem Regen, den fünf Kaisern, der Sonne, dem Monde, den Gestirnen, den Planeten, dem Frost und der Hitze, den Jahreszeiten, den vier Weltgegenden, den Geistern der Gefilde, den Saaten, den Gebürgen und Strömen, der Erde u. s. w. darbrachte, und schließt mit den Gebeten, den Beschwörungen und den abergläubischen Opfern. Den Stoff hat er in drei und zwanzig Bücher vertheilt.

Der dreizehnte Abschnitt von den Tempeln der Vorfahren ist gewissermaßen, wie auch der folgende vierzehnte von den kaiserlichen Ceremonien eine Fortsetzung dieses Hauptstückes. Die kaiserlichen Ceremonien waren doppelter Art Li und I, jede derselben bestand aus 300 verschiedenen Gebräuchen, über deren Einzelheiten man jedoch nichts Näheres weiß. Man kann diese indessen in fünf und sechs Classen theilen: 1) die Ceremonien bei glücklichen Ereignissen, bei unglücklichen, bei dem Heerwesen, bei dem Empfang der Fremden und an Festtagen, und 2) in die Ceremonien bei der Annahme der männlichen Kappe, bei der Hochzeit, der Trauer, den Opfern, den ländlichen Festen und den Besuchen. Alle diese Ceremonien haben wesentliche Verbesserungen erhalten, einige sind ganz abgeschafft und neue an ihre Stelle gesetzt worden. Der Verfasser wendet sich im funfzehnten Hauptstück zur Musik. Die Ueberlieferung sagt, beginnt er, daß die Kenntniß der Töne und der Klänge innig verbunden sey mit der Wissenschaft der Staatsverwaltung, und daß der, welcher die Musik versteht, zur Regierung geschickt ist. Gute und schlechte Musik steht auch in der That in gewisser Beziehung zur Ordnung oder zur Unordnung, die in einem Staate herrschen. Die drei ersten Dynastien herrschten während einer langen Reihe von Jahren und erzeigten dem Volke vieles Gute, und dieses drückte seine Zufriedenheit durch die Musik aus. Die vornehmsten Dynastien, welche diesen folgten, waren die Han, Thang und Soung. Die besten Zeiten der Han waren die Regierungen von Wen-ti und King-ti (179—141 v. Chr. G.), aber erst nachher unter Hiao-wou-ti überreichte König Hian von Hou-kian diesem Kaiser eine schöne musikalische Composition, für welche der Kaiser einen besonderen Director ernannte, welcher Beamter der großen Musik hieß. Diese Musik wurde nur bei außerordentlichen Gelegenheiten aufgeführt. Unter Kaiser Ngai-ti (um die Zeit von Christi Geburt) war die wahrhaft gute Musik bereits außer Brauch und es wurde die elegante Musik eingeführt. Im 7. und 8. Jahr-

hundert nach Christi Geburt war die beliebteste Musik die der Schauspieler. Das große Tribunal begünstigte vorzugsweise diese Musik und sie war am meisten geübt. Die Gelehrten, welche zur Zeit der Soung-Dynastie schrieben, beklagen sich, daß die Musik nicht rein und harmonisch sey, sie vermochten es aber nicht, eine Verbesserung einzuführen.

Das sechszehnte Hauptstück handelt vom Heere und den militairischen Angelegenheiten, der siebzehnte von den Strafen, der achtzehnte von den classischen Büchern und der Literatur überhaupt. Alle Freunde der Literatur, sagt Ma-touan-lin, beklagen die Bücherverbrennung, welche Kaiser Schi-houang-ti anordnete und wobei nur Bücher über Heilkunde, Wahrsagung und Ackerbau verschont wurden. Indessen besitzen wir doch noch das Buch der Veränderungen, den Yking und den Tschoun-thsieou vollständig. Im Buch der Gedichte, dem Schiking, fehlen nur sechs Abschnitte. Diese sollen Gesänge enthalten haben, welche man mit dem Instrumente Seng begleitete. Ursprünglich sollen diese Gesänge Lieder ohne Worte gewesen seyn. Die Gebräuche bildeten niemals ein besonderes Buch, wir kennen sie nur durch Ueberlieferung, die erst unter der Han-Dynastie von den Gelehrten in ein Werk vereinigt wurden. Die 17 Capitel des I-li und die 10 Tian oder Regeln erschienen zuletzt und von letzterem ging nur ein Abschnitt verloren. Was von diesem letzten Capitel noch vorhanden, ist ein solches Gewirre von Gutem und Schlechtem, daß man diesen Verlust nicht eben sehr zu beklagen hat. Der einzig wesentliche Verlust ist der, der 46 Capitel des Schu-king, die sich auf die Geschichte des Schin und der Dynastie der Hia, Schang und Tscheou bezogen. Man kann also wohl annehmen, daß von allen Büchern, welche jener Kaiser verbrennen ließ, einzig jene 46 Capitel wahrhaft zu beklagen seyen. Merkwürdig ist es, daß von allen den medicinischen, divinatorischen und ökonomischen Büchern, deren Aufbewahrung Schihouang-ti anordnete, nicht ein einziges auf unsere Tage gekommen ist. Es ist also offenbar, daß die Werke von weisen und heiligen Männern die Bestimmung haben, ewig zu leben, während jene Bücher, die gleichgültige oder den Aberglauben lehrende Werke, trotz der Sorgfalt untergehen, die man auf ihre Erhaltung verwendet. Der Untergang der einen und die Erhaltung der andern hängt also keineswegs von der Gunst oder dem Hasse der Könige ab, deren Macht nothwendig beschränkt ist.

Die Geschichtschreiber der Han, der Soui, der Thang und der Soung schrieben die Geschichte der Cultur und der Literatur ihrer Zeit; vergleicht man nun den Bericht über die Begebenheiten der Zeit der Han mit dem über die der Soui, so findet man, daß auf zehn Bücher aus der ersteren Periode sechs bis sieben kommen, die

unter der letztern verloren gingen. Gleichermaßen scheint es mit den in der Geschichte der Sont und Thang angeführten Büchern ergangen zu seyn. Diese Verluste können jedoch nicht einem ähnlichen Unfalle, wie jener Bücherbrand war, beigemessen werden. Müssen wir daher nicht die Ursache des Unterganges und Verschwindens dieser Bücher in dem Erfahrungssatze suchen, daß ein Buch, was mit leichter Mühe gemacht ist, nicht weit geht? Es kommen wahrhaftig nur wenige Bücher auf die Nachwelt; wenige Menschen verstehen sie zu erhalten und noch viel weniger haben den Willen, sie zu studiren. Unter den Soung in den Jahren 1049 bis 1053 befahl der Kaiser dem berühmten Gelehrten Wang-ya-tschin, ein Verzeichniß von allen vorhandenen guten Büchern anzufertigen und die Titel aller derer aufzuschreiben, die sich in der kaiserlichen Bibliothek befanden. Da erkannte man, daß schon damals ein großer Theil der Bücher fehlte, die sich auf Geschichte und Auslegung der alten classischen Bücher bezogen. Von vielen dieser Werke kennen wir nur noch den Titel. In der letzten Zeit hat der Doctor Tschao von Tschy-tschai, mit dem Beinamen Koung-wou, eine Geschichte der Literatur bekannt gemacht und der Gelehrte Tschin, genannt Tschin-sün, ließ eine Bibliographie unter dem Titel Erläuterung und Aufschriften der Bücher erscheinen. Diese beiden Werke gründen sich auf die Bücher, welche jene Gelehrten in ihren Büchersammlungen hatten. Ma-touan-lin beginnt damit, die Titel aller Bücher zu geben, die in der Geschichte der vorherigen Dynastien angeführt werden; dann giebt er Auszüge aus den bibliographischen Werken über den Inhalt der noch erhaltenen Werke und stellt die Nachrichten über die nicht mehr vorhandenen Bücher zusammen. Er handelt in 17 Capiteln über die classischen Bücher oder die King, in 18 über die geschichtlichen Werke, in 22 über die philosophischen und in 20 über die literarischen Sammlungen.

Das neunzehnte Hauptstück behandelt die genealogische Geschichte der Kaiser, das folgende über Einrichtung und Ursprung der Lehnsherrschaften und das ein und zwanzigste von der Himmelskunde. Unter den drei ersten Dynastien war der erste Geschichtschreiber des Reiches verpflichtet, den Zustand des Himmels zu prüfen und Alles, was auf die Folge der Zeit Bezug hatte, schriftlich niederzulegen. So mußte ein einziger Mann die Himmel betrachten und die Geschichte der Ereigniße aufzeichnen. Unter den Han war der Großgeschichtschreiber an der Spitze des Büreau der Himmel, und war, ohne sich in die Regierung des Volkes zu mischen, beauftragt, die geschichtlichen Bücher fortzusetzen. Unter dem Kaiser Siüan-wang wurde diese Stelle getheilt: Die Himmelsbeobachtung behielt der Großgeschichtschreiber, aber die Aufzeichnung der Begebenheiten mußte ein anderer Beamter übernehmen, und so mußte der Geschichtschreiber seine ganze Aufmerksamkeit den himm-

lichen Erscheinungen zuwenden. Es schien jedoch nothwendig, daß diese Aemter in einer einzigen Person vereinigt werden müßten, um die vollständige Geschichte einer Dynastie zu erhalten, und daß eine einzige Person sich mit der größten Sorgfalt damit beschäftige, damit keine Thatsache, die mit den himmlischen Veränderungen zusammenhängt, ausgelassen werde. Denn dadurch kann man im Voraus die glücklichen oder unglücklichen Ereignisse erkennen, welche bevorstehen, und die durch außerordentliche sichtbare Vorbedeutungen und Himmelszeichen angekündigt werden. Lange Zeit waren beide Aemter vernachlässigt und getrennt. Während der im Tschunthsieou beschriebenen Periode hatte man die Sonnenfinsternisse aufgezeichnet, ohne daß man den Tag bemerkte, an welchem sie sich ereignet hatten. Diese Versäumniß schrieb man der Trägheit der Geschichtschreiber zu; wir ersehen jedenfalls daraus, daß das Amt des Himmelsbeobachters von dem des Geschichtschreibers getrennt war. Während der 242 Jahre Tschâu-tsiou (722 bis 481 v. Chr. Geb.) scheint es, daß sechs und dreißig Sonnenfinsternisse aufgezeichnet wurden. Aber in den 293 Jahren vom funfzehnten Regierungsjahre des Königs Ling-koung von Lou bis zum dritten Jahre des Gründers der Han-Dynastie, finden wir blos sieben Sonnenfinsternisse in der Geschichte erwähnt. Wir dürfen daraus schließen, daß der größte Theil der Finsternisse jener Zeit aufzuzeichnen vergessen worden. Als nun in der Folge das Reich unter einen einzigen Herrscher vereinigt wurde, wendete man der Geschichte größere Aufmerksamkeit zu; da sich aber die Geschichtschreiber begnügten, einer dem andern nachzuschreiben, so kann man nicht beurtheilen, in wie weit ihre Berichte wahr oder welche Versehen sie begangen haben. Als China in zwei Reiche zerfiel, das nördliche und südliche (420 bis 580 n. Chr. G.), hatte keines derselben seinen besonderen Geschichtschreiber und man kann die Verschiedenheit ihrer Berichte bemerken; daher finden wir nur wenige Sonnenfinsternisse und diese oft widersprechend aufgezeichnet. Da es nun am Himmel nicht zwei Sonnen giebt, so ist offenbar, daß die Nachlässigkeit und Unwissenheit der Geschichtschreiber die Ursache dieser Widersprüche ist. Manche wichtige astronomische Facta sind nur in den Biographien der Kaiser berichtet. Die beste astronomische Geschichte ist die der Tsin und Soui. Das deutlichste und gedrängteste Werk ist das von Tan-huan-tsû. Die Geschichte der beiden Soung-Dynastien beschreibt die Entfernung der Sterne vom Pol und bringt mehre Abhandlungen über Gegenstände, die früher nicht beobachtet worden waren. Man-touan-lin beginnt dieses Hauptstück, was die sichersten Nachrichten aus allen Geschichtswerken zusammenstellt, mit den die drei Mauern genannten Constellationen und den Namen der 28 Zodiacalconstellationen; darauf handelt er von der Milchstraße, der Bewegung der Sonne, des Mondes und

der fünf Planeten, von den Veränderungen in den sieben Sternen und zuletzt von den Wolken und der Luft.

Im zwei und zwanzigsten Hauptstück geht er auf die außerordentlichen Ereignisse und Wunder über. Die Ueberlieferung meldet, daß, wenn eine Familie die Bestimmung hat, auf den Thron zu steigen, dieses Ereigniß durch glückliche Vorzeichen vorher angedeutet worden ist. Gleichermaßen ist der Fall der Dynastien durch Ungeheuer und Wundvorzeichen vorher angedeutet worden. So wie sich nun ungeheure Dinge in der Welt zeigen, so müssen auch nothwendigerweise Glücksvorzeichen vorhanden seyn. Diese Erscheinungen sind aus der Bewegung der Materie abzuleiten. Yeu-sching hat eine Abhandlung über die fünf Grundstoffe zusammengestellt, welche Pan-meng-kian mit einer Erläuterung begleitete. Er beweiset die Wahrheit dieser Anzeigen, die unter den verschiedenen Dynastien vorgekommen sind. Man muß jedoch bekennen, daß dieser Gegenstand, die glücklichen und unglücklichen Anzeigen, gar nicht leicht zu behandeln ist. Angenommen ist der Grundsatz, daß unter einer gerechten und billigen Regierung der Phönix, Fung-houang, erscheint; unter der Regierung des Schün baute er sogar sein Nest auf den kaiserlichen Palast. Die Geschichte lehrt uns aber auch gleichermaßen, daß unter der Dynastie der Han der Phönix zweimal erschien (151 u. 189 nach Chr. Geb.). Und doch weiß man, daß unter diesen Regierungen das Reich gar nicht sonderlich geordnet und Ruhe keineswegs herrschend war. Ein anderer Grundsatz derer, welche an Vorzeichen glauben, ist, daß auf die allzu häufige Anwendung der Todesstrafe immer große Kälte gefolgt ist. Demgemäß ist unter Schi-houang aus der Thsin-Dynastie mitten im Sommer Regen und Schnee gefallen; aber die Geschichte lehrt auch, daß unter dem Kaiser Wen aus der Han-Dynastie (176 v. Chr. G.), der gewiß kein Liebhaber schwerer Strafen war, ein gleiches Ereigniß Statt fand. Die Erscheinung einer abentheuerlichen Schlange ohne Kopf, und Geheul, das Nachts in der Luft vernommen wurde, zeigten den Sturz der Thsin im Voraus an, waren aber auch auf der andern Seite glückbringende Vorzeichen für die Han, die nachmals zur Herrschaft gelangten. Gleiche Bemerkungen kann man über die Vorbedeutungen machen, welche durch Bäume und Insekten geschehen, welche dem Tschao-ti aus der Han-Dynastie Unglück und seinem Nachfolger Siouan-ti das vollständigste Glück anzeigten. In Bezug auf dergleichen Ereignisse haben die Geschichtschreiber, die ihre Ursachen nicht errathen konnten, Folgerungen gezogen, die ganz irrig und sinnlos waren. Meiner Ansicht nach, fährt Ma-touan-lin fort, ist Alles, was dem gewöhnlichen Laufe der Natur zuwider ist, ein Vorzeichen. Ich theile diese außerordentlichen Ereignisse in zwei Classen; die erste umfaßt die, welche glückliche Ereignisse verkünden, wie der Vogel Phönix, das

vierfüßige Thier Ki-lin, der süße Thau, Kan-lou, die Springquellen von Zuckerwein, die Wolken des Glücks und das Kraut Tschi, die zweite Classe besteht in Verkündigungen der Unfälle, wie Bergstürze, Vertrocknung der Flüsse, Erdbeben, Mißgeburten unter Schweinen und Fischen. Obschon nun alle diese Vorbedeutungen unter einander gar sehr in Bezug auf das Gute und Böse, was sie ankündigen, verschieden sind, so stehn sie doch immer mit dem natürlichen Verlauf der Dinge in Widerspruch und kommen selten vor, deßhalb nenne ich sie alle außerordentliche Ereignisse. Ich habe Alles gesammelt, was sich auf diesen Gegenstand in den Specialgeschichten der Dynastien und den Abhandlungen über die fünf Elemente bezieht; ich habe unter jeden Abschnitt die darauf bezüglichen Ereignisse geordnet, und ohne sie nach den glücklichen und unglücklichen Erfolgen zusammenzustellen, habe ich sie in eine einzige Kategorie zusammengefaßt, in die der außerordentlichen Ereignisse. Anhaltender Regen oder langdauernde Dürre, heftige und starke Stürme, Ueberschwemmungen und Brände sind Unglücksfälle und niemals Wohlthaten. Zur Zeit der Wei und Thsin wurden auf dem Dache des Zeughauses eine Menge Fische gefunden, und die Geschichtschreiber jener Zeit bezeichnen dieses Ereigniß mit dem Ausdruck: außergewöhnliche Erzeugung von Fischen. Man kann indessen die Erscheinung des weißen Fisches, der in das Schiff des Kaisers Wou-wang aus der Tscheou-Dynastie sprang, eben so bezeichnen. Daher ordne ich beide unter die Classe der außerordentlichen Dinge in den Abschnitt von den Fischen. Dieselbe Classe enthält gleichermaßen einen Abschnitt von den Pferden. Die Geschichte meldet, daß unter dem König Hiao-koung von Thsin ein Maulthier einen Menschen gebar, was ohne Widerrede ein schlechtes Vorzeichen ist. Das Drachenpferd, was zur Zeit des Fou-hi erschien, und die wunderbare Zeichnung, die es auf dem Rücken hatte, waren jedenfalls gute Vorbedeutungen. Beide Erscheinungen, obschon sie verschiedne Wirkung hatten, bringe ich unter den Abschnitt von den Pferden. Andere Wunderdinge, wie auch andere Thiere, Vögel, Schlangen, Pflanzen, Hölzer, Metalle, Steine, Gesänge der Kinder, prophetische Verse, welche andere Geschichtschreiber anders eintheilen, gehören bei mir zu den wunderbaren Ereignissen u. s. w.

Der drei und zwanzigste Abschnitt betrachtet die Erdkunde. Unter der Herrschaft des Yao war das Reich in neun Tscheou oder Kreise getheilt, unter den Schün aber in zwölf. Die Tscheou stellten die alte Eintheilung in neun Kreise wieder her, doch war sie von der unter den Yü gewöhnlichen verschieden. Die Han behielten die durch die Thsin eingeführte Eintheilung in Fürstenthümer und Königreiche; später theilten sie das Reich in dreizehn Kreise, die unter den Thsin noch bis auf neunzehn stiegen. Unter den folgenden Dynastien wurde diese Anzahl noch bedeutend vermehrt, ihr Umfang

gemindert und der Hauptort jedes Kreises oft verändert, wie z. B. der von Yang-tscheou. Unter den Dynastien, die auf die Han folgten, war die Hauptstadt dieses Kreises bald Ly-yang, bald Scheou-tscheün, dann Khiü-o, später Ho-fei und zuletzt Kian-nie. Unter den Thang wurde die Regierung nach Kwang-ling übergesiedelt. Als China in zwei Reiche, das nördliche und das südliche, getheilt wurde, bemühte sich jedes größer zu erscheinen, als es eigentlich war. Es begann damals der Gebrauch, den Städten erdichtete Namen zu geben: Hoei-khi wurde das östliche Yang genannt, Khin-keou die Südprovinz von Siü; Kuang-ling das südliche Yuan; Ly-tsching das südliche Ki, Siang-yang das südliche Young. Das Land Lou hatte seit der Zeit des Yü zum Kreise Siü gehört; unter den Han kam es unter Yü-tscheou. Zur Zeit des Yü war Tschhin-lieou ein Theil des Kreises Yü-tscheou; die Thsin ordneten es nach Yüan über. Diese Gliederungen und Abänderungen in der Eintheilung haben eine solche Verwirrung in den Namen hervorgebracht, daß man die Kreiseintheilung des Yü durchaus nicht mehr ganz sicher nachweisen kann. Yü richtete sich dabei jedoch nach den natürlichen Gränzen, welche Gebürge und Flüsse angaben.

Das letzte Hauptstück beschreibt die an den Gränzen Chinas wohnenden Völker. Die ersten Könige, welche China regierten, theilten das Land in fünf Fou. Die barbarischen Nationen der Man, I, Joung und Ty hatten das zwischen diesen Gränzen gelegene Gebiet inne. Diejenige Abtheilung dieser Völker, die innerhalb der neun Provinzen lebte, stand unter der Aufsicht der Regierung und wurde durch die kriegerische Gewalt zurückgedrängt. Wir wissen nichts genauer über diese Völker während der Regierung von Yao, Schün und der drei ersten Dynastien. Tschün-thsieou erwähnt eine sehr beträchtliche Anzahl derselben. Die Geschichte berichtet von den gegen die Barbaren unternommenen Kriegen, aber, obschon sie unterjocht und innerhalb der Gränzen des blühenden Landes (China) lebten, so setzte man sie doch nicht auf denselben Fuß wie die Chinesen. Was aber die jenseits der Sandwüste gelegenen Ländereien, die von pestartigen Dünsten erfüllten und die jenseits der See gelegenen Gebiete betrifft, so dachten die Chinesen nie daran, dorthin ihre Waffen zu tragen und sie dadurch zu entweihen und den falschen Ruhm zu erwerben, daß sie eine Gegend zur Provinz des Reiches gemacht hätten, welche durch Barbaren bewohnt ist. Schi-wang-ti war der Erste, welcher, nachdem er die sechs Königreiche, in welche China zerspalten war, vereinigt hatte, die Hiong-nou angriff, sie nach dem Norden drängte und die 300 Stämme der Yüe im Süden unterjochte. Kaiser Wou-ti aus der Dynastie der Han dehnte seine Eroberungen nach Osten aus und bezwang Tschao-sian (Korea); im Osten eroberte er die

Länder Kan-tscheou und Liang-tscheou; im Süden fügte er dem Reiche Kiao-tschi (Kochinchina) und Tschou-yai (die Insel Hainan) bei; im Norden machte er sich zum Herren des Landes Sofang und jener Gegend, welche die nördliche Beuzung des Hoang-ho umgiebt. Seine Kundschafter drangen bis in's Land der Tsche-ßu (Uiguren) und bis Ta-wan (Sogdiana) und Ye-lang und Kouenming (Yün-nan) vor. Er verband sich diese Völkerschaften durch Geschenke und errichtete hier Poststationen, um den Verkehr derselben mit China zu erleichtern. Alle diese Unternehmungen dienten jedoch nur dazu, das Volk zu erschöpfen und eine Vergrößerung herbeizuführen, die keinen wirklichen Nutzen brachte. In neuerer Zeit legte man sich auf die Schifffahrt und unsere Geschichtschreiber berichten Alles, was die Seeleute über die Eigenthümlichkeiten des Clima's und die Volkssitten der fremden Länder in Erfahrung gebracht haben. Die Reihenfolge der fremden Herrscher kennen wir nur sehr unvollkommen.

Diese letzte Abtheilung der Encyclopädie des Ma-touan-lin ist in zwanzig Bücher getheilt. Leider hat Klaproth nur die Einleitung und die darin enthaltene Uebersicht mitgetheilt; es wäre sehr zu wünschen, daß das ganze Werk vollständig in eine europäische Sprache übersetzt würde, da vom eigentlichen Texte nur Bruchstücke durch die Missionare übersetzt sind. Ma-touan-lin führte sein Werk bis zum Jahre 1224 fort. Ein berühmter Gelehrter, Wang-khi, setzte dasselbe bis zum Ende des 16. Jahrh. fort. Im Jahr 1805 unternahm Lon-lal-ngam eine neuere Bearbeitung der Encyclopädie, wozu er alle bis dahin erschienenen Nachträge benutzte, und bildete so ein neues Werk in zwei und dreißig Bänden. Im J. 1772 hatte der Kaiser Kieng-long das ältere Werk mit zwei bis auf seine Zeit reichenden Nachträgen drucken lassen, das 518 Hefte stark ist.

Im J. 1773 ließ nächstdem Kaiser Kieng-long*) eine Sammlung der beßten Nationalwerke beginnen; diese Nationalbibliothek hatte man ursprünglich auf 160,000 Hefte berechnet, wovon im Jahre 1818 bereits 78,731 Bände erschienen waren, nämlich:

1) die classischen Bücher oder die King.

Das Buch der Veränderungen oder der Y-king	1,743	Bände
Das Buch der Annalen oder der Schu-king	650	"
Das Buch der Lieder oder der Schi-king	941	"
Das Buch der Sitten und Gebräuche oder der Li-king	2,168	"
Das Buch der Jahrbücher, Frühling und Herbst	1,801	"
Das Buch von der kindlichen Ehrfurcht	17	"
Inhaltsverzeichnisse, Holzschnitte, Tafeln	30	"

*) Siehe Neumann im Journal asiat. 2. Série, T. XVI. S. 64.

2) Die vier Bücher.

Die große Lehre. Die unveränderliche Mitte, die Dialogen und Mengtseu — vier Bücher zusammen	732	Bände
Werke über die Musik	482	"
Schul- und Elementarbücher (Siao-hio)	913	"

3) Geschichtliche Werke.

Sammlung der Geschichten aller Dynastien	3681	"
Jahrbücher	2066	"
Allgemeine Geschichten	1205	"
Specialgeschichten	1485	"
Vermischte Geschichten	273	"
Sammlung kaiserlicher Befehle und Entscheidungen	1474	"
Lebensbeschreibungen	949	"
Geschichtliche Urkunden	18	"
Nachrichten über einzelne Landestheile	389	"
Zeitrechnung	29	"
Landeskunde, Reisebeschreibungen, Beschreibungen fremder Länder	4788	"
Verwaltung und Regierung	392	"
Staatseinrichtungen, Gesetze, Verordnungen	3785	"
Bücherkunde und Inschriften	700	"
Beurtheilungen besonderer Geschichtsabschnitte	382	"

4) Religion, Philosophie und andere Wissenschaften.

Schule des Confucius	1694	"
Kriegswissenschaften	153	"
Rechtskunde	94	"
Wirthschaftslehre	195	"
Heilkunde	1915	"
Sternkunde und Rechnenkunst	643	"
Naturkunde, Astrologie und andere magische Künste	412	"
Malerei, Musik, Druckerei, Tanz	1,108	"
Naturwissenschaften, Diätetik und Abbildung von Geräthen	363	"
Vermischtes	9,200	"
Kleine Geschichten, Abentheuer	1,386	"
Buddhalehre	12	"
Schriften der Tao-sse	442	"
Gedichte und allerlei literarische Sammlungen	28,998	"
Zusammen	72,751	Bände.

Nehmen wir nun auch an, daß erst funfzig chinesische Bände einen mäßigen Octavband bilden, wie es aus unsern deutschen Pressen hervorgeht, so wird diese chinesische Büchersamm-

lung dennoch einen ansehnlichen Raum einnehmen, wenn sie einst beendigt seyn wird *).

Wir sehen also, daß die Chinesen im Besitze einer reichen, alle Zweige menschlicher Erkenntniß umfassenden Literatur sind, die sie sorgfältig anbauen, müssen aber dabei, als den Grundcharakter derselben, ihre rein praktische Richtung bezeichnen. Die Philosophie der Chinesen ist eine auf das praktische Leben gerichtete Moral, die daher auch die Grundlage ihrer Gesetzgebung und sämmtlichen Staatseinrichtungen ist. Die Philosophie der Chinesen ist rein auf die Erfahrung gegründet, und was derselben widerspricht, weiset sie von sich ab und gestattet ihm keinen Eintritt in den Kreis ihrer nähern Betrachtung. Der chinesische Philosoph ist der Freund der Weisheit; er verlangt von ihr Belehrung und Beruhigung, und hält die durch die Erfahrung bewiesenen Lehrsätze seiner Vorfahren als kostbares Gut fest. Die eigentlichen, anerkannten Philosophen gehören der Schule des Confucius an; die Schüler des Lao-tseu und des Fo sind mehr Theologen als Philosophen.

Treten wir nun den wissenschaftlichen Arbeiten und Bestrebungen der Chinesen näher, so finden wir bemerkt, daß schon 2254 Jahre vor Christi Geburt astronomische Instrumente gefertigt und die Planeten beobachtet wurden, und wir ersahen oben aus der Encyclopädie des Ma-touan-lin, wie selbst die Regierung großen Werth auf die Beobachtung der Himmelserscheinungen legte. Sie hatten zwei Eintheilungen des Himmels; eine in acht und zwanzig ungleiche Theile, deren jeder wiederum in seinen Gränzen besonders getheilt war und ihnen den Vortheil gewährte, daß sie an jeder Stelle des Himmels, sofern er in ihrem Lande sichtbar ist, ohne Schwierigkeit lesen konnten, und die andere in zwölf gleiche Theile, welche die zwölf Paläste der Sonne hießen, wornach sie die Jahreszeiten ordneten, die Sonnenfinsternisse vorausbestimmten und die Stellen der Planeten und Fixsterne berechneten. Sie hatten auch schon den Umfang des Sonnenjahres auf 365 Tage und 6 Stunden bestimmt und berechnet, daß 235 Mondumläufe neunzehn dieser Jahre gleich kommen, und hatten dann 7 Mondumläufe in diese neunzehn Jahre vertheilt **). So konnten denn auch die Chinesen, da sie mit diesen Kenntnissen ausgerüstet waren, Kalender anfertigen. Sie kannten ferner die tägliche Bewegung des Mondes, die Dauer seines Umlaufs um die Erde, die Umlaufzeit der

*) Nachrichten über andere encyclopädische Werke bei Schott chin. Bücher und Handschr. der K. Bibliothek zu Berlin S. 65. ff.

**) Vgl. damit die altmexican. Zeitrechnung C. G. V. 128. und Mémoires conc. les Chinois VI. 311., wo Pauw widerlegt wird, aus welchem Barrow (II. 53.) seine Angriffe auf die Civilisation der Chinesen begründet. Medhurst S. 79. Journ. asiat. 3. Série, T. VIII. p. 210.

Planeten und hatten den Constellationen, so wie den einzelnen Sternbildern eigenthümliche Namen gegeben. Seit uralter Zeit haben sie Sternwarten und astronomische Instrumente, obschon sie allerdings erst durch die französischen und deutschen Missionaren mit den neuern Instrumenten bekannt gemacht sind.

Es darf uns nicht befremden, daß die Chinesen, bei der praktischen Richtung, die sie durchgehends verfolgen, in ihren Kalendern noch die glücklichen und unglücklichen Tage für gewisse Geschäfte und Verrichtungen anzeigen, und daß ihr astronomisches Tribunal sich noch immer mit Vorherbestimmung der mannichfaltigen Ereignisse beschäftigt. Theilweise liegt eine Ursach dieser Erscheinung in der großen Anhänglichkeit, welche die Nation an die Gebräuche und Ansichten der Vorfahren hat, anderntheils muß aber auch bedacht werden, daß eine bessere Ueberzeugung sich um so langsamer Bahn bricht, je größer die Anzahl der Menschen ist, für die sie bestimmt ist.

So kommt es denn auch, daß man in China beim Eintritt einer Sonnenfinsterniß noch die althergebrachten, seltsamen Gebräuche beobachtet. Das astronomische Tribunal giebt vier Tage vor Eintritt der Sonnenfinsterniß Berechnungstafeln in chinesischer und mandschurischer Sprache in Peking, so wie in allen bedeutenden Orten des Reiches aus. Der Kaiser zieht sich in das Innere des Palastes zurück, wo er Ceremonien zu Gunsten der Sonne verrichten soll. In Peking herrschte bei der am 21. Jan. 1795 Statt findenden Sonnenfinsterniß die tiefste Ruhe. Dagegen wurden bei der Sonnenfinsterniß am 4. März 1821, welche Timkowski beobachtete, in allen Tempeln die Gongs, Pauken und Glocken gerührt; die Beamten waren überall auf ihren Plätzen; das Volk betete und war bewegt, da der Volksglaube die Verfinsterung der Sonne einem sie bedrohenden Drachen zuschreibt und das ganze Ereigniß als unheilverkündend für das Reich betrachtet. Da nun der Kaiser der Vertreter der Nation bei dem Himmel ist, so lastet dieses Unglück besonders auf ihm. Mondfinsternisse und Cometen werden aus gleichem Gesichtspuncte betrachtet.

Andere Naturereignisse, die außer dem gewöhnlichen Laufe der Dinge liegen, bringen ähnliche Wirkungen hervor und ich theile aus Timkowski (II. 213.) ein kaiserliches Edict mit, was am 13. Mai 1819 in Peking erschien. „Gestern um 5½ des Nachmittags erhob sich plötzlich der Wind aus Südost. Nach einigen Minuten erfüllte sich die Luft mit Staub, und in den Zimmern konnte man nicht anders als mit Hülfe eines Lichtes die Gegenstände unterscheiden. Diese Erscheinung war sehr ungewöhnlich.

*) Le Comte II. 372. Barrow II. 55. Braam II. 243. Timkowski II. 211. Davis II. 204.

In der Tiefe des Herzens Furcht empfindend, konnte ich mich die ganze Nacht hindurch nicht der Ruhe überlassen, indem ich über die Ursachen der himmlischen Belehrung nachdachte. Nach der Auslegung der Kennzeichen der Schuld, die in dem Buche von dem großen Vorbilde enthalten sind, verkündet ein anhaltender Wind Blindheit. Gewiß ist dieser daher entstanden, daß ich ohne Scharfsinn die Angelegenheiten des Reiches verwaltete, daß ich unwürdige Beamtete einsetzte. Es kann seyn, daß wegen meiner Unaufmerksamkeit auf die Gefühle des Volkes diese nicht bis zum Throne gelangen; und daher bleiben die Mängel und Gebrechen in der Regierung nothwendigerweise unverbessert. Es kann seyn, daß es unter den in Peking und andern Städten Chinas befindlichen Beamten arglistige und ungerechte giebt, die ich nicht im Stande bin zu bemerken. Die Pflicht der Präsidenten ist, mit mir die Gefühle der Furcht zu theilen, die der Zorn des Himmels erweckt. Jeder ist verbunden, von Allem mir Meldung zu thun, nur allein vom Pflichteifer, nicht von Persönlichkeit geleitet. Wenn in den Angelegenheiten der Regierung Unordnungen eingerissen sind, wenn irgend etwas von Neuem eingeführt oder abgeschafft werden muß, so sollen sie mit vollkommener Genauigkeit und ohne Leidenschaft urtheilen. Wenn irgend Jemand im Volke schuldlos leidet, und man seine Unschuld verheimlicht, so sollen sie es mir vorstellen, um den Triumph der Gerechtigkeit in allem ihrem Glanze zu zeigen. Was die übelgesinnten Beamten betrifft, so soll man sie anklagen. — Der Wind wehete von Südost; man muß denken, der Südost nähre dort versteckte, dahin geflüchtete Aufrührer, welche die Vorgesetzten in den Oertern nicht entdecken können, und dadurch ist auch die Erschütterung in der Harmonie des Himmels entstanden u. s. w."

In der Rechnenkunst bedienen sich die Chinesen des Decimalsystems, demgemäß auch ihre Rechnenmaschine eingerichtet ist, die wir bereis oben (S. 348.) kennen lernten. Die wissenschaftliche Bearbeitung der Algebra und Geometrie wird ihnen von neueren Schriftstellern, wie Barrow (II. 65.) und Davis (II. 202.) gänzlich abgesprochen, indessen dürfte eine genauere Betrachtung der im 6. Band der französischen Memoiren enthaltenen Notizen, die hier natürlich nicht Statt finden kann, jene kurzweg ausgesprochenen Bemerkungen in manchem Stücke modificiren. Vorläufig verweise ich auf das, was Biot über das chinesische „vollständige Lehrbuch der Rechnenkunst" bekannt gemacht hat*).

Chemie, Mechanik, Optik werden bei den Chinesen ebenfalls nur praktisch betrieben; ihre Leistungen lernten wir bereits

*) Ed. Biot d'un ouvrage chinois intitulé Souan-fa-tong-tsong, ou Traité complet de l'art de compter, im Journal asiat. 3. Série, T. VII. p. 193. ff.

oben kennen. Ihre Optik beschränkt sich auf die Anfertigung concaver und converer Linsen, deren man sich zum Anzünden von Feuer und zur Unterstützung der Sehkraft bedient. Diese Linsen werden aus Bergcrystall mit einer Säge geschnitten und sodann mit Cristallpulver geschliffen. Die Tabakraucher führen häufig solche convexe Linsen bei sich, um den Tabak in Brand zu stecken. Brillen werden sehr häufig getragen und kommen in den chinesischen Bildern, namentlich bei älteren Männern, selbst der niedern Stände, wie z. B. der Schuster, vor *).

Die Beobachtung der Erde, ihrer Oberfläche, ihrer Erzeugnisse hat in China schon sehr früh begonnen und zwar wie immer stets aus dem practischen Gesichtspuncte. So hat man seit frühester Zeit genaue topographische Notizen über die durch ihre Lage, ihre Erzeugnisse und andere Umstände bedeutenden Puncte des Landes, obschon die Chinesen die erste, trigonometrische Landesvermessung den französischen und deutschen Jesuiten verdanken **). Die Anlegung des großen Canals mit seinen vielen Zweigcanälen setzt eine genaue Kenntniß der Oberfläche voraus, so wie denn auch die Regulirung der Abgaben ***), die meist in Naturerzeugnissen bestehen, auf gründlicher Bodenkunde beruhen. Eben so sind die Küsten, die benachbarten Inseln, dann im Innern die Gebirge und deren Inhalt der Regierung gar wohl bekannt. Was nun aber die außerhalb China gelegenen Lande betrifft, so ist die Kenntniß derselben um so mangelhafter, je entfernter sie vom Reiche der Mitte gelegen sind.

Im Jahre 1820 erschien in Kantong ein Werk unter dem Titel: Houan-thian-thou-tschoue, d. i.: Erläuterung der Tafel der himmlischen Sphäre, in drei Bänden mit sehr schöner typographischer Ausstattung, verfaßt von Li-ming-tsche und der Vicekönig von Kantong hat dasselbe mit einer empfehlenden Vorrede beehrt. Der Verfasser richtet sich darin nach dem ptolemäischen System, obschon das astronomische Tribunal von Peking schon zu Ende des 17. Jahrh. das kopernicanische angenommen hat. Der dritte Theil dieses Werkes enthält eine Geographie und eine Anzahl Landkarten, worunter auch die Planisphären †), wie sie etwa in Europa zu Anfange des 17. Jahrh. dargestellt wurden.

Die östliche Halbkugel heißt hier die Vorderseite der Erdkugel, die westliche aber die Rückseite derselben. Die vier Erdtheile heißen

*) Barrow II. 102.

**) Nouus atlas sinensis a Martino Martinio Soc. Jesu descriptus. 1655. sq.

***) Siehe oben über das Finanzwesen.

†) J. Klaproth notice d'une mappemonde et d'une cosmographie chinoises im Journal asiatique 2. Série. T. X. p. 481. ff. u. T. XI.

Ngeou-lo-pa, d. h. Europa, Ya-ssi-ya, Asien, Li-wi-ya, Libyen oder Africa und Ya-me-li-kia oder Amerika.

Europa erscheint hier im Westen und Süden ganz richtig vom großen und in der Mitte der Länder gelegenen Meere begränzt, auch ist das weiße und schwarze Meer angegeben und genannt. Portugal erscheint mit zwei Namen Pho-kian-tou-wa und Phou-tao-ya. Daran gränzt Si-pan oder Spanien, in dessen N. W. Fou-lang-ki-koue Frankreich mit der Hauptstadt Pa-in oder Paris. England heißt In-ky-li-koue, und Irland I-eul-lang-ta, Italien I-ta-li-ya und Rom Lo-ma; westlich von Frankreich kommt nochmals Lû-si-ta-ni und Po-eul-tou-ya-eul-ya oder Portugal.

Holland heißt Ho-lan-koue und Deutschland He-eul-ma-ni, d. h. Germanien, beide werden noch näher durch den Ausdruck Houng-maoi, d. h. rothhaarige Barbaren, bezeichnet. Südlich von Deutschland ist Oung-kia-li-ya, Ungarn, und westlich davon Minnian-schin, oder die Republik Venedig. Die Meerenge der Dardanellen ist nicht angegeben, und das schwarze Meer ist also ein See. Ueber Ungarn ist Po-lo-ni-ya und darüber Wang-khi-kou, d. h. Dänemark in östlicher Richtung. In Finland steht Ta-ni-ya. Norwegen und Schweden heißen No-koue und Lin (Soni) yen. Der Dou-ta-nai-ho fällt in's schwarze Meer, und davon nordwestlich liegt Pou-lou-sche-se, d. h. Preußen. Das Land der Russen, O-lo-ßu, liegt schon in Asien.

Es würde zu weit führen, wollten wir die Einzelheiten in der Darstellung der übrigen Erdtheile verfolgen, welche Klaproth nebst der Abbildung der Karte selbst mittheilt. Ich bemerke nur noch, daß in den Bibliotheken Europas chinesische Erd- und Himmelskarten, Landkarten und topographische Blätter vorhanden sind. Die Berliner Bibliothek besitzt z. B. den Plan der Provinz Kantong und den Grundriß der Stadt, den Plan der Stadt Peking (s. Schotts Verz. der chines. und mandsch. Bücher und Handschriften der Kön. Bibliothek zu Berlin S. 112.). Demnächst hat man tabellarische Uebersichten der Poststationen des Reiches zu Wasser und zu Lande (das. S. 21.).

Die Naturwissenschaften der Chinesen sind aus der Heilkunde und dem Bestreben hervorgegangen, alle Naturproducte, welche für ökonomische und technische Zwecke von Nutzen sind, kennen zu lernen, und diese Kenntniß durch fortgesetzte Beobachtung zu vermehren. Die ältesten naturhistorischen Bücher Chinas sind die medicinischen. Hoangli soll bereits vor 4400 Jahren ein Buch über die Krankheiten und den Puls abgefaßt haben. Ein noch älterer, der göttliche Bauer genannter Schriftsteller schrieb über die Eigenschaften der Pflanzen, auf welches Buch sich die gesammte Botanik und materia medica der Chinesen gründet. Dieser göttliche Bauer entdeckte 365 Heilmittel, die vorzugsweise der Pflanzenwelt

angehören*). Die meisten naturhistorischen Werke glichen daher auch jenen Hortus sanitatis und anderen derartigen Büchern, welche das europäische Mittelalter hervorbrachte, das die Naturgeschichte ebenfalls nur als Dienerin der Medicin, Alchymie und Oekonomie betrachtete und behandelte.

Wir sahen schon oben, wie die Chinesen die Metalle, die Fels- und Steinarten, die Steinkohlen und andere Fossilien ihres Landes genau kennen und auf das mannichfaltigste zu bearbeiten verstehen. Sie kennen ferner sehr genau alle Pflanzen, welche ihr ungeheurer Bodenfläche hervorbringt, und wir sahen oben, wie unendlich weit sie es in der Bearbeitung, Zucht und Pflege derselben gebracht haben. Die chinesischen Botaniker sammeln eifrig Pflanzen, bezeichnen Gestalt und Eigenschaften derselben auf das Genaueste, liefern auch vortreffliche, naturgetreue Abbildungen, wie denn die tausend und abertausend Pflanzenabbildungen auf den chinesischen Porzellangefäßen der Königl. Sammlung zu Dresden gewiß manchen Beitrag zur Botanik Chinas liefern würden. Ein umfangreiches chinesisches botanisches Werk, Pün-theo**), theilt die gesammten Pflanzen in fünf Classen, Gesträuche, Körner, Kräuter, Früchte, Bäume. Die erste Classe umfaßt folgende Geschlechter: wilde, riechende, Sumpf-, Gift-, Felsen-, Kriech-, Wasser-, kryptogamische und vermischte Pflanzen; die zweite: Weizen, Gerste, Hirse, Mais und andere Körner; zur dritten gehören: lauchartige, schleimige, kriechende, wässerige und Schwammgewächse; zur vierten: wilde, fremde, aromatische und wässerige Früchte, und in die fünfte: wohlriechende, riesenförmige, üppige, schmarotzende, biegsame und vermischte Bäume. Alle diese Geschlechter zerfallen dann wieder in tausend und vierundneunzig Arten.

Wie genau die Chinesen die Thiere ihres Landes kennen, wie sie nicht blos Insecten ziehen und pflegen, sondern auch ihrer Schönheit wegen sammeln und als Schmuck verwenden, als Ornamente in ihren Kunstwerken anwenden, wurde schon oben bemerkt. Man fertigt auch ganze Sammlungen von Insecten, die man in Kästchen aufspießt und in solchen verkauft (s. Meyen II. 363.). Muscheln, Fische, Vögel, Vierfüßer werden häufig abgebildet, und es kommen ganze Sammlungen solcher Abbildungen auf Reispapier überaus sauber ausgeführt in den Handel, worunter sich namentlich die Schmetterlinge auszeichnen.

Einen tiefern Blick in den wissenschaftlichen Charakter der chinesischen Naturforscher gewähren uns die Bruchstücke, welche von den Bemerkungen des Kaisers Kang-si, Kieng-longs Großvater, in den

*) Extrait d'un mémoire intitulé Observations sur l'état des sciences naturelles chez les peuples de l'Asie orientale par M. Abel-Remusat im Journ. Asiat. 2. Sér. T. II. p. 81.

**) Medhurst S. 80.

Memoiren der Jesuiten mitgetheilt werden (IV. 452. ff.). Kang-ti beobachtete Alles, was ihm seiner Aufmerksamkeit werth schien, und schrieb die Ideen, welche diese Gegenstände in ihm erweckten, sorgfältig mit eigner Hand nieder. Da er häufig auf Reisen war, fehlte es ihm nie an neuen Gegenständen der Betrachtungen. Ich theile Folgendes mit:

Versteinerungen. Mag nun die Kälte der Wässer des Hai-tong-kiang oder irgend ein eigenes Salz, was sie durchdrungen hat, diese Körper umgewandelt haben, gewiß ist, daß Holz zu Stein wird. Die Versteinerung ist so vollständig, daß ganze Baumstämme in Gewicht, Festigkeit und Korn dem Steine gleich sind. Diese Thatsache kann nicht in Zweifel gezogen werden, da man ganz deutlich Rinde, Knoten, Adern des Holzes bemerkt, und man auch Theile antrifft, die noch nicht vollkommen versteinert sind. Wir haben uns durch unsere eigene Augen überzeugt. Die versteinernde Kraft des Hai-tong-kiang erstreckt sich fast auf Alles. Man findet hier Insekten, Fische, Thiergehörne und Knochen von Menschen, die ganz versteinert sind. Man hat eine Menge alberner Muthmaßungen und Fabeln zu Markte gebracht, bevor man die Ursache erkannte. Die Lüge ist die erste Ausflucht der Unwissenheit. Was soll man aber thun, wenn man die Wahrheit nicht weiß? schweigen.

Salzstein. Die Gaben des Himmels (Tien) sind mannichfach vertheilt; wir sind in China genöthigt, das Salz selbst zu erzeugen. Die Mahomedaner des Westens finden es vollkommen von der Hand der Natur bearbeitet. Es hängt in großen Blöcken von der Höhe ihrer Gebürge herab. Da es nun zu gefährlich seyn würde, oben es aufzusuchen, trennen sie es mit Pfeilschüssen los. Dieses Salz ist rein und durchscheinend wie Bergcristall, prasselt nicht im Feuer und hat gar keine Schärfe. Es scheint weit besser als das unsrige, und man braucht es in der Heilkunst mit Erfolg. Man findet auch große Steinsalzblöcke in der Erde; diese sind aber röthlich und geben dem Wasser, wenn man sie darin auflöst, eine schöne rothe Färbung. Wir haben nicht vernommen, daß man ihm eine besondere Kraft beilege. Die Leute jenes Landes bereiten ihre Nahrungsmittel damit.

Kiefer. Man hat in Keou-sung, außerhalb der großen Mauer, im Lande Ngan-kao-han eine Art Kiefer, Lo-ya-song, deren Stamm, Zweige, Blätter und Früchte denen der gemeinen Kiefer gleichen. Sie hat jedoch die Eigenthümlichkeit, daß sie im Herbste allemal ihre Blätter fallen läßt. Ihr Holz ist sehr hart und gut zu brauchen; aber ihr Saft ist giftig. Wenn man den Baum fällt, muß man sich in Acht nehmen, daß der Saft nicht auf die Haut fällt, denn er bildet Blasen und Anschwellungen, die schwer zu heilen sind. Die Wurzel ist röthlich und widersteht der Fäulniß; in die Erde gegraben, oder in's Wasser gelegt, versteinert sie in kurzer Zeit;

sie dient dazu, die Instrumente zu schärfen. Die Versteinerung verändert ihre Gestalt nur wenig, so daß man sie sehr genau betrachten muß, um sich nicht zu täuschen. Nur das Gewicht vermehrt sich dann beträchtlich.

Der fliegende Fuchs findet sich in den dichten Wäldern der Tataren im Norden der großen Mauer. Seine Flügel bestehen in leichten Häuten, die von einem Fuß zum andern gespannt sind und bei seinem Schwanze sich endigen. Das Thier kann nur dann fliegen, wenn es sich von einem hohen Baume herabfallen läßt; aufwärts zu fliegen ist es nicht im Stande. Die Alten kannten und benannten schon das Thier. Der Verfasser des Niu-schingschi sagt, daß es einen Fuchs gebe, der sich von Eicheln und Kieferfrüchten nähre und dann zu den Halbgöttern emporfliege. Diese lächerliche Fabel hat man erfunden, um eine Thatsache zu bewähren, die sich bei den Alten fand, und die man im falschen Lichte des Wunderglaubens auffaßte. In Keou-way giebt es eine fliegende Ratte, die etwas größer ist als die gemeinen Ratten und eben solche Flughäute wie der besprochene Fuchs hat.

Erdbeben. Es ist schon lange Jahre her, daß ich lese, um mich zu unterrichten und meine Seele mit Wahrheit und Vernunft zu nähren. Ich war begierig, die Ursache der Erdbeben aufzusuchen. Tschin-tsee behauptet, daß jedes Erdbeben von einer in den Eingeweiden der Erde eingeschlossenen und angehäuften Luft herrühre, welche ihr Gefängniß durchbrechen und zu Tage kommen will. Er ließ auch dem Lao-tsee sagen, daß die Erde weder feststehe, noch unerschütterlich sey. So schwach nun auch die Luft scheinen möge, so werden Hindernisse doch stets ihre Kraft mehren, und so kann sie denn die größten Massen erschüttern. Die Kraft eines Erdbebens erstreckt sich kaum auf 10 Meilen; aber man fühlt die Wirkung über 100 Meilen weit. Seine Stöße stürzen Häuser um, machen die Erde bersten und werfen Alles über den Haufen, was in seinen Bereich kommt. Die Erdbeben erstrecken sich von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, aber immer in verschiedener Weise, je nach der Beschaffenheit des Bodens, wo sie sich zutragen. Wenn die Luft einmal ein großes Erdbeben verursacht hat, so ist so bald keine zweite Erschütterung zu fürchten. War aber das Erdbeben nur ein Versuch der Luft, sich zu befreien, so ist dieß das Vorspiel eines größern. Die Gelehrten der Dynastie der Song sagten, daß der Yang, indem er die Masse der Luft vermehrte und gegen die Hindernisse kämpfte, Erdbeben hervorbringt, indem er sich in Zwischenräumen an- und abspannt. Der Yn-li-tong-tschi-king behauptet, daß der Yang und der Yn, wenn sie in zu großer Menge vereinigt sind, sich zu besiegen und zu trennen streben, und daß dieß die ursprüngliche Ursache der Erdstöße sey. Alle diese Gründe beschränken sich bei der genauesten Erwägung auf die Thätigkeit der

Luft. Die im Nordweſt von China gelegenen Länder ſind den Erdbeben ſehr unterworfen, es vergehen nicht 10 Jahre, ohne daß ein ſolches dort Statt findet, und ſie ſind ſo beſchaffen, daß in Folge derſelben der große Fluß Kiung ſeine Farbe ändert, anſchwillt, aus ſeinem Bette tritt und ein großes Stück Land überſchwemmt, was deutlich die Thätigkeit der Luft andeutet. Da nun die nordweſtlichen Länder weite ſteinigte Ebenen und meiſt mit Sand bedeckt und kahl ſind, ſo muß die Luft, die dort in der Erde iſt, lebhafter und kräftiger ſeyn, zumal da es dort nur wenig regnet und wenig Ströme und Bäche daſelbſt vorhanden ſind. Das iſt die Urſache der ſchrecklichen Erdbeben jener weiten Gebiete. Wir bemerken auch in der That, daß zwar jeden Monat Erdbeben in Taiwang am Ufer des Meeres Statt finden, daß ſie aber niemals heftig ſind, weil die Feuchtigkeit die Thatkraft der Luft vermindert u. ſ. w.

Der Firniß von Japan iſt von einer Feinheit, einem Glanz und einer Glätte, daß er das Auge nur erfreut. Der chineſiſche iſt weit unter ihm. Jedermann ſchreibt dieß der Geſchicklichkeit der Japaner zu. Das iſt aber Folge der Unwiſſenheit und des Vorurtheils. Unſere Arbeiter übertreffen die Japaniſchen in Sachen, die viel ſchwieriger und zarter zu bearbeiten ſind, als der Firniß. Es iſt ungerecht, ihnen einen Vorwurf über etwas zu machen, was nicht von ihnen abhängt. Die Anwendung des Firniſſes verlangt eine ſanfte, friſche, feuchte und heitere Luft; die Luft Chinas iſt ſelten gemäßigt, und faſt immer entweder heiß oder kalt, oder mit Staub und Salzen geſchwängert. Daher kommt es, daß die hier gefertigten Firnißwaaren nicht den Glanz der Japaner haben, die mitten in der See gelegen eine Luft beſitzen, welche zum Trocknen des Firniſſes geeigneter iſt, ſo daß er weder zuſammenſchrumpft noch blind wird.

Der Compaß. Die Magnetnadel weicht ſtets ein wenig ab, ſie iſt nicht im Stande, genau die Richtung nach Süden einzuhalten. Ihre Abweichung iſt weder je nach einem Lande beſtimmt, noch gleichmäßig und beſtändig in einem und demſelben Lande. Im 22. Jahre meiner Regierung (1683) betrug ihre Abweichung in Peking 3 Grad; jetzt aber weicht ſie nur um $2\frac{1}{2}$ Grad ab. In einer Provinz weicht ſie nach Oſten, in der anderen nach Weſten ab. Ein Gelehrter der Song giebt vor, dieſe Abweichung komme von der Art her, wie man die Nadel magnetiſirt; wie kommt es aber dann, daß dieſelbe Nadel in einem Jahre anders abweicht, als in dem andern? Außerdem müßte ja jeder Compaß ſeine eigenthümliche Abweichung haben, und es müßte doch wenigſtens einige geben, die gar nicht abweichen. Der Schatten der Sonne an beiden Solſtitien muß doch ſicher die wahre Mittagslinie geben; denn dieſe Mittagslinie weicht niemals ab. Wenn alſo die Sonne den Compaß leitet, warum weicht er dann ab? Würde das wohl eine

zufällige und jedem Lande besonders eigene Ursache seyn, welche diese Abweichung verursacht? Fände dieß etwa in Folge der Verschiedenheit einer wahren Mittagslinie von der andern Statt? Ich vernehme jetzt von den Europäern, daß es eigentlich der Nordpol ist, nach welchem sich die Magnetnadel dreht; die Alten sagten, sie richte sich nach dem Süden; wer hat nun Recht? weder die Einen noch die Andern geben einen Grund für ihre Ansicht an, man ist aber auf der einen Seite nicht weiter als auf der andern. Indessen sind die Alten die Ersten der Zeit nach, und je weiter ich vorschreite, desto mehr sehe ich, daß sie den Mechanismus der Natur erkannt haben. Jede Bewegung wird schwächer und verlöscht in dem Verhältniß, als sie dem Norden zuschreitet; es ist schwer zu glauben, daß dieß die Ursache bei der Abweichung der Magnetnadel sey.

Aufbewahrtes Schneewasser. Es regnet fast niemals im Königreiche Hami, und die kleinen Regen, die hier zuweilen fallen, benetzen kaum die Oberfläche der Erde: dazu kommt, daß auch kein Thau und kein Nebel fällt, der sie anfeuchten könnte. Dennoch sind die Felder feucht und fruchtbar, obschon es wenig Bäche giebt, und Quellen und Flüsse sehr selten sind. Sorgsamkeit und Arbeit helfen allem dem ab. Da im Winter viel Schnee in den Gebürgen fällt, so leiten die Einwohner das davon abrinnende Wasser in große Behälter. Wenn dann die Hitze eintritt, lassen sie es auf ihre Felder laufen und vertheilen es mit solcher Sparsamkeit, daß es gerade hinreicht, die Acker zu befruchten. Da die Hitze in dieser Gegend sehr groß ist, so fürchtete ich, daß einige Mahomedaner, die ich dorthin gesandt, sehr davon leiden würden. Sie kamen aber allesammt nach Peking zurück, ohne daß sie erkrankt waren. Ich fragte sie, ob die Hitze von Haim und Tou-eul-fan unerträglicher wäre, als die von Hong-tscheou, und sie erwiderten, daß sie erträglicher wäre, weil man, obschon die Gegend hoch und der Gluth ausgesetzt sey, doch frisches Wasser zur Abkühlung habe, statt daß in Hang-tscheou das Brunnenwasser in den Hundstagen lau sey und nicht erfrische.

Der Kan-ta-han ist eine Art Hirsch des Landes Fou-hoeul-tsi von schwarzer in's Dunkelblau spielender Farbe; am Halse hat er eine Art starker Fleischwamme und auf dem Rückgrat einen Buckel wie das Camel. Das Thier ist sehr groß und schwerer als ein Ochs, seine Hörner sind stark, zurückgebogen und von einem knochenartigen Stoff; sie sind stärker und fester als das beßte Elfenbein. Seine Nerven haben wunderbare Heilkraft zur Beruhigung gichtischer Schmerzen.

Die Seesteine, die man am Ufer des östlichen Meeres findet, enthalten viel Agath. Sie haben seine Härte, Durchsichtigkeit, Korn und Glanz; ihre Farben sind eben so lebhaft, mannichfaltig und zart. Was aber den Werth dieser Steine sehr über den des

Agaths erhebt, ist, daß man zuweilen darin eine offene Grenade mit ihrer Krone und kleine Smaragdkörner und Rubine erblickt; manchmal enthalten sie einen Li-tschi mit seiner rothen Rinde und seinem milchweißen Fleisch; in anderen Exemplaren sieht man eine Auster, eine Heuschrecke, Muschel oder auch einen Schmetterling mit einer Zartheit gemalt, wie sie die Kunst niemals nachzuahmen im Stande ist. In anderen bemerkt man wohl auch Hölzer dargestellt, die der Winter ihrer Blätter beraubt hat. Man sieht ferner entzückende Landschaften, Gegenden, die in leichte Nebel gehüllt sind, steile Gebürge mit ihren Abgründen, herrliche Horizonte, welche die untergehende Sonne mit tausend Farben verschönert. Die Malerei kann nichts so Lebhaftes, noch so Feines hervorbringen. Ich habe einige hundert dieser Steine gesammelt, von denen einer immer merkwürdiger als der andere ist. Ich liebe es hier zu bewundern, wie ein Spiel der Natur alle Ideen menschlicher Industrie zusammenwirft und alle Quellen ihrer Einsicht erschöpft. Ein kleines Insect, ein Grashalm sind noch wunderbarer. Wer aber versteht es, seine Bewunderung darzulegen?

Der Tscha-ke ist ein Baum an der nördlichen Küste. Er hat die Eigenthümlichkeit, daß weder sein Stamm noch seine Zweige eine Rinde haben. Wenn man ihn in's Feuer wirft, so brennt er herrlich, wie grün er auch sey. Macht man Kohle daraus, so entzündet sich die Kohle sehr leicht, giebt heftige Gluth, ohne Rauch und Geruch, hält gut Feuer und brennt lange, ohne sich aufzuzehren. Ja man braucht das Holz gar nicht erst zu verkohlen, wenn man es nur recht austrocknet.

Vom Klang und Ton. Nichts ist einfacher und leichter als die Theorie des Klangs; nichts ist aber zugleich auch schwieriger und verwickelter. Der Klang trägt uns Ideen in die Seele, welche andere vollständig entwickelt haben. Die Musik verlangt weder Aufmerksamkeit noch Anstrengung, um uns ein Mittelding zwischen den Freuden der Kunst und den groben Sinnesgenüssen zu gewähren. Die Menge kitzelt ihre Ohren, ohne an die Ursachen und die Mittel der Dienste zu denken, welche die Musik ihr leistet, und das Vergnügen, das sie ihr gewährt. Was mich betrifft, so war ich stets durch die kraftvolle Wirkung überrascht, welche die Verschiedenheit des Tons der Stimme hervorbringt, wenn sie die verschiedenartigsten Bewegungen der Seele malt und ausdrückt, wie Zorn und Zärtlichkeit, Trauer und Freude, Furcht und Bewunderung u. s. w. Man braucht nicht erst das Gesicht zu sehen, ja nicht einmal die Worte dessen zu vernehmen, welcher spricht; der Ton der Stimme schon drückt aus, wie sehr seine Seele bewegt ist. Wenn eine Person, welche klagt oder lacht, von uns geliebt wird, so nehmen wir an ihrer Freude oder Trauer mit zartem Gefühl der Liebe Antheil; ist es eine unbekannte Person, so

zaubert die Seele; hört man eine Zeit lang zu und ist die Seele sonst ruhig, so nähern wir uns ihr unmerklich, und ihre Gefühle werden die unsrigen. Hassen wir eine Person, so stört uns ihre Freude, so ergötzt uns ihr Schmerz; dieses Gefühl ist jedoch zu unnatürlich, als daß es lange andauern könnte. Hört man einige Zeit lang zu, so bewegt uns der Ton zum Mitgefühl, und man kann sich nicht einer geheimen Pein erwehren, welche von der Güte unserer Natur oder der Bosheit unseres Herzens Zeugniß giebt. Wenn zwei Personen zusammen sprechen und die eine ihre Stimme hebt, so wird die andere desgleichen thun; senkt die eine den Ton, folgt die andere gleichermaßen. Es ist dieß die natürliche und unfehlbare Wirkung eines gewissen, wesentlichen und eingebornen Triebes, der uns zur Zusammenstimmung hinweiset. Es ist mit der Stimme, wie mit der Schönheit, ihre Wirkungen sind je nach den Persönlichkeiten verschieden. So wie es Gesichtsbildungen giebt, welche auf den ersten Anblick gefallen und sofort einnehmen, so daß man sie lieben muß, ehe man es selbst merkt, so giebt es auch Stimmen, die geradezu auf's Herz los gehen, und an und für sich genügen, um Freundschaft und Liebe zu erwecken. Diese Thatsache bezieht sich gewißlich auf eine Theorie, die noch sehr fern von uns liegt. Ich habe viele Werke über das Echo gelesen. Die Unwissenheit hat Fabeln, die Gelehrsamkeit Regeln aufgestellt; ich für meine Person glaube, daß das Erzittern zweier klingenden Saiten, welche sich in Uebereinstimmung befinden, uns gar wohl die Ursachen der Echos in Thälern und an den Mauern der Gebäude erklären helfen. Wir haben in der Tatarei so mannichfaltige und so starke Echos, daß es gar nicht so leicht ist, sie mit allen den Bemerkungen über den Klang zu erklären, die uns die Europäer mitgetheilt haben. Vielleicht muß man beide Ursachen zusammen nehmen und eine dritte beifügen. Die wahrscheinlichsten Erklärungen liegen uns allzu nahe, als daß sie so wahr seyn sollten, als man wohl meint. Je einfacher die Gesetze sind, welche die Natur befolgt, desto feiner und desto schwieriger sind sie zu durchdringen. Tschon-tsee hat die sehr richtige Bemerkung gemacht, daß die Unwissenden nie bis zur Wahrheit gelangen, und daß die Gelehrten drüber hinaus kommen. Bewundern und entschreiben, das sind die von den menschlichen Gedanken am meisten betretenen Wege. Ich gebe mich oft dem Zweifel hin; ich lasse die reden, die Alles erklären. Wenn man mir sehr deutlich erklärt, wie sich die Saiten des Kins zu denen der Flöte und der Glocke verhalten, und wie die Töne hundert verschiedener Instrumente und eben so vieler Stimmen jeder ihren Weg durch die Luft finden, um in unsern Ohren ein unbeschreibliches Gefühl ihrer Harmonie zu erzeugen, so begnüge ich mich mit unsern Alten zu wiederholen, daß das, was uns am nächsten liegt, zumeist am allerfremdesten für unsere Kenntniß ist. Indessen hat

mich meine Unwiſſenheit in dieſer Beziehung nie beläſtigt, weil ſie der großen Pflicht, das Böſe zu fliehen und das Gute zu üben, durchaus keinen Eintrag thut.

Salpeter. Unter der vorigen Dynaſtie glaubte man, daß es nur in Chyna Salpeter gebe, und es war bei den härteſten Strafen verboten, Salpeter in's Ausland zu führen. Man wußte noch nicht, daß im Lande der Kal-kas und Eleuthen eine weiße Erde vorhanden ſey, die ſehr ſchönen Salpeter liefert. Beſſer iſt noch der, welcher aus den nördlichen Ländern kommt. Der, welcher die Welt erſchaffen und regiert, hat ſeine Gaben an alle Länder ausgetheilt.

Kinder. Die Verfeinerung und die Verweichlichung vergiftet Alles. Die Kinder lieben die Bewegung und Thätigkeit; ſie iſt ihrem Alter nothwendig; laſſet ſie rennen und ihre kleinen Spiele machen; und wenn Frühling und Sommer kommen, ſo zwingt ſie nicht, ſich in einer Galerie oder unter einem Vordach aufzuhalten. Die Alten ſagten, daß die freie Luft der Höfe und Gärten ihnen geſünder wäre. Väter und Mütter ſollen ihre Kinder lieben; ſie beweiſen ihnen aber ihre Liebe ſehr ſchlecht, wenn ſie dieſelben zu ſehr beſchränken. Dieſe kleinen weiblichen Fürſorgen verweichlichen ihre Seele und machen ſie kleinlich in jeder Art; man gewöhnt ſie, zu viel zu eſſen, macht ſie zu empfindlich gegen Hitze und Kälte und nimmt ihnen Kraft und Muth zur Arbeit. Die meiſten Kinder werden dadurch cacochymiſch und entkräftet. Ich ſehe viele Kinder der Prinzen und Großen meines Hofes, die ſchwächlich, verzärtelt und kränklich ſind. Das iſt eine Schuld der Väter und Mütter; ſie verderben das Gemüth und die Geſundheit ihrer Kinder durch ihre übertriebene, kindiſche Sorgfalt. Ich habe mir meine Geſundheit ſelbſt geſchaffen und ſie geſtärkt, indem ich alle Aufmerkſamkeiten der Verzärtelung und des Wohllebens abgeworfen. Ich habe gern viele Kleider auf dem Leibe, und gehe ſo durch's Feuer; wie heiß es auch ſey, ich nehme meine Mütze nicht ab und führe nie einen Fächer, das hat mich gegen Hitze und Kälte abgehärtet. Ach, wir haben nur ſchon zu viel Bedürfniſſe, warum wollen wir ſie noch vermehren.

Caninchen. In der nördlichen Tatarei giebt es ein Thier, das ich für eine Art Caninchen halte; es gleicht in der Geſtalt unſern Caninchen, iſt aber größer und beſſer gegliedert; ſein Fleiſch iſt angenehmer, ſaftiger und weißer; ſein Fell gleichet dem der gemeinen Caninchen, namentlich zur Sommerzeit; im Herbſt ändert es die Farbe und wird ſchneeweiß. Nur ſeine Ohrenſpitzen ändern ſich nie und bleiben ſtets ſchwarz. An ſeinen vier Füßen hat es lange herabhängende Haare. Es iſt offenbar die grimmige Kälte des Landes, welche dieſe Veränderung bewirkt. Das Thier paart ſich im Frühjahr und Sommer; das Weibchen wirft gemeiniglich zweimal. Ich habe es im Parke von Ge-ho-eulh auf den Bergen

geschossen; hier ändert es, wie in seiner Heimath, alljährlich die Farbe.

Geräusch des Donners. Tschou-tsei hat die Natur des Donners sehr richtig aufgefaßt und spricht mit wenig Worten sehr deutlich darüber. Ich selbst habe die Erfahrung gemacht, daß das Geräusch, das er macht, sowohl wenn er in den Wolken rollt, als wenn er niederschlägt, nicht über 10 Meilen hörbar ist. Die Musik berechnet die Höhe, Dicke und den Durchmesser der Glocken, je nach der Beschaffenheit des Metalls oder anderweiten Stoffes, aus denen sie gemacht sind, und vergleicht nach diesen Maaßen das genaue Verhältniß des Tones der einen zu dem der andern, wenn sonst die Jahreszeit und Beschaffenheit der Luft gleich ist. Ich bin überzeugt, daß man die Stärke des Donners aus der Entfernung beurtheilen könnte, in welcher er vernommen wird. Die größere oder mindere Erhebung der Wolken scheint keine so große Schwierigkeit in dieser Hinsicht darzubieten, als der Wiederhall der Thäler und Gebürge. Indessen habe ich mich, je mehr ich Untersuchungen angestellt, doch überzeugt, daß das größte Geräusch nicht über 10 Meilen (2½ Stunde) gehört wird. Ich ging einige Jahre hindurch nach Tri-tsing, um die Arbeiten zu besehen, die ich dort angeordnet; meine Truppen schossen dort mit Kanonen; sey es nun die Richtung des Windes, der Lauf des Stromes, oder die Nähe der See, ich habe den Lärm dieser Kanonen wohl 30 Meilen weit gehört, und er schien gar nicht so entfernt zu seyn*). Es folgt daraus, daß man die Kanonen weiter hört, als den Donner. Kommt das daher, weil die Kanonen auf dem Erdboden stehen? oder weil die Luft, die den Schall trägt, dichter ist? Diese Frage verdient nähere Beachtung.

Dus-tsi. Von der chinesischen Gränze bis Hai-tong-kiang, und vom östlichen Meer bis vor nach Westen, findet man große und kleine Gehölze, deren Bäume so dicht geschlossen stehen, daß sie die Sonne nicht durchlassen. Bemerkenswerth ist, daß jede Baumart für sich gesondert steht; Kiefern stehen bei den Kiefern, Cedern bei den Cedern, und man findet keinen andern Baum unter ihnen. Da der Wind die Blätter nicht fortführen kann, so fallen sie alle zu Boden, bilden hier eine mehrere Fuß hohe Lage und schwimmen oben auf dem Wasser, das sich von Regen und Schnee hier ansammelt, weil es nicht abfließen oder verdunsten kann. Daher sind diese Orte so schwer zu bereisen und daher werden sie Dus-tsi, stete Höhlen genannt. Indessen findet man hier doch Bären, Eber und wilde Ratten von schwarzer, grauer und weißer Farbe, die sich

*) Im October 1813 hörten wir in Chemnitz den Donner der Kanonen auf dem Leipziger Schlachtfelde, was doch an 10 Meilen entfernt ist, ganz deutlich, wenn wir das Ohr an den Boden hielten, die Kanonen von dem 2½ Meilen entfernten Penig aber selbst im Zimmer.

von Fichtenkernen und Eicheln nähren. In diesen düsteren Wäldern wächst der Gin-scheng und viele andere kostbare officinelle Kräuter. Diese Wälder sind den nördlichen Gegenden eigenthümlich. Doch giebt es deren auch im Süden.

Lange Tage. Die, welche im Norden bis Hei-tong-kiang vorgedrungen sind, melden, daß dort um das Sommersolstitium kaum eine Stunde Nacht ist. Diese Thatsache beweiset deutlich, daß die Erde rund ist und sich nach dem Pole hin verjüngt. Tschan-tse, welcher seine Eroberungen bis Kou-li-kan ausdehnte, sagt, daß die Nacht dort so kurz ist, daß man kaum eine kurze Morgenröthe nach der Abendröthe unterscheiden könne. Im Kang-mou wird gemeldet, daß einige Reisende bis zu einem Reiche gelangt sind, wo die Sonne nur auf eine kurze Zeit unter den Horizont verschwinde und nicht so weit entferne, um das Tageslicht vollkommen zu beendigen. Diese Beobachtungen der Alten stimmen mit den unsrigen vollkommen überein. Es ist also falsch, wenn man ihnen den Vorwurf macht, daß sie nach dem Wunderbaren jagten; sie haben nur erzählt, was sie in Erfahrung gebracht haben.

Natürliches Salz. Das Salz ist nothwendig zur Bereitung der Nahrungsmittel. China hat dessen mehrere Arten. Hier hat man Seesalz, dort Brunnensalz, anderwärts Sumpfsalz. Alle diese Arten sind Erzeugnisse der Arbeit und des Kunstfleißes. Man muß die Soole durch Feuer, Sonne und Wind verdunsten lassen. Außerhalb der großen Mauer giebt es Orte, wie Tschang-kia, wo die Natur den Menschen alle diese Kosten und Mühen erspart. Die Einwohner holen ihren Salzbedarf vom Gestade eines Sees, wo sich der Stoff in großen und kleinen Crystallen findet. Dieses Salz ist etwas schwarz, aber eben so gut und schmackhaft wie das unsrige. Man kennt keine schlechte Sorte. Also sorgt der Himmel für die Menschen nach den Orten, welche sie bewohnen.

Heilquellen. Nichts ist wahrer, als daß die warmen Quellen sehr geeignet sind zur Heilung mehrerer Krankheiten. Allein viele Leute wissen nicht, welche die besten für die sind, die 40 Jahr erreicht haben. Wer noch nicht so alt ist und warme Bäder nimmt, den schwächen und ermatten sie zuvörderst; denn da das Blut noch in seiner ganzen Kraft ist, so verursachen sie eine Gährung und Schweiße, welche die Natur stören und angreifen. In einem vorgerückteren Alter dagegen beleben sie das Blut auf's Neue und befreien Knochen, Nerven und den ganzen Körper von Stockungen und Verschleimungen. Indessen sagt doch der Dichter Li in seinem Gedicht über die warmen Quellen, daß Jedermann geschwächt und angegriffen sey, der aus dem Bade kommt. Das widerspricht aber unserer Behauptung keineswegs, da wir nur von den Wirkungen sprechen, die sie für die Folgezeit haben. Man nimmt 7 Tage hintereinander Bäder, dann setzt man 7 Tage aus und läßt Blut und

Säfte sich erholen. Wer dieß lange Zeit fortsetzt, wagt eine Erschütterung, die oft gefährlicher als die Krankheit selbst werden kann. Schädlich ist es, nach eingenommener Mahlzeit in's Bad zu gehen, oder sich nach dem Bade der frischen Luft auszusetzen. Wir stellen diese Beobachtungen zusammen, weil uns Alles von Wichtigkeit ist, was das Leben der Menschen angeht. Im Schoui-king finde ich, daß die Wässer des Quelles Hong-schan sich im Frühjahr roth färben, weil sich ihnen Zinnober beimischt; die von Hing-tschou enthalten Alaun, andere Eisen, fast alle Schwefel. Es ist offenbar, daß Hitze, Geruch, Geschmack und die Heilkraft der heißen Quellen die Wirkung der Mischung der darin enthaltenen fremdartigen Körper ist. Worin bestehen aber diese Körper, in welcher Menge und in welchen Verhältnissen stehen sie? Das Alles prüft man nicht genug. Die Aerzte selbst halten sich an den alten Ruf, den eine Quelle hat, wenn sie ihre Kranken dorthin senden. Ich weiß gar wohl, daß man in einigen sehr geschätzten Quellen Arsenik findet; auch weiß ich wohl, daß die Natur Gifte in Heilmittel zu verwandeln im Stande ist, wenn sie solche nach dem ihr allein bekannten Geheimniß entmischt und wieder neu zusammensetzt; ich weiß ferner, daß, wenn man die den Heilquellen inwohnenden Eigenschaften besser untersuchte, man auch die Krankheiten, bei denen sie dienlich sind, genauer bestimmen könnte. Ich habe in dieser Beziehung meinen Unterthanen ein Beispiel gegeben. Finde ich auf meiner Reise eine Mineralquelle, so nehme ich sie auf die Retorte und ich ersehe aus dem Alaun, Schwefel, Metall oder was ich sonst darin finde, was ihre Eigenschaften seyn müssen. Man geht nicht sicher genug, wenn man hierin dem Beispiele der Alten folgt; denn sie hielten sich nur an Geruch, Geschmack und Farbe, um die guten oder üblen Eigenschaften der Wässer zu bestimmen. Diese Art der Untersuchung ist zu oberflächlich und ungenügend. Es reicht hin bei Wässern, die aus der Ferne kommen; sie sind mit Salz geschwängert, mit erdigen und erzigen Theilen, welche Ansehen, Geruch und Geschmack nicht unterscheiden können.

Der Gebürgsbär des Nordens bringt den Winter in einer Höhle zu. Der fallende Schnee und sein gefrierender Athem schließen den Eingang derselben, so daß nur ein kleines Loch bleibt, wodurch die innere Luft mit der äußern in Verbindung steht. Im Frühjahr schmilzt diese Hülle und der Bär geht aus seinem Gefängniß heraus. Ein Erklärer des Schi-king sagt, daß der Bär im Winter von seiner Ausdünstung lebe. Ich erstaunte darüber; als ich aber vor einigen Jahren gegen Ende des Winters auf die Jagd ging, erlegte ich einen Bären und ließ ihn sorgfältig öffnen, und es fand sich durchaus gar nichts, weder in seinem Magen, noch in seinen Eingeweiden. Diese Thatsache, welche ich vor meinen Augen hatte, hob meine Zweifel über die Ungenauigkeit der

Alten, denn der Ort, wo ich sagte, war voll von Wildbret. Wäre also dieser Bär vom Hunger geplagt worden, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, Beute zu erlangen und in seiner Höhle zu verzehren. Einige Taosse bringen je drei Tage zu, ohne daß sie etwas essen, und ohne vom Hunger zu leiden. Sie beobachten dabei kein anderes geheimes Mittel, als daß sie ihren Athem verschlucken, offenbar um damit ihr Inneres zu ernähren und zu erfrischen. Da es nun der Bär eben so macht, und da ihn die Kälte, die Dicke seines Felles, die Länge seines Haares an der Ausdünstung hindern, so darf man nicht staunen, wenn er den Winter ohne zu essen hinbringt, zumal er sich keine Bewegung macht.

Das Clima. Die Früchte, Getreide, die Vögel und Thiere haben in jedem Lande etwas Eigenthümliches, welches nach Maßgabe der Entfernungen wächst. Eben so ist es mit den Menschen in gewissen Rücksichten: Gesichtsbildung, Wuchs, Physiognomie, Farbe, Kräfte und Ansehn sind in einem Lande verschieden wie im andern. Die Luft, die Jahreszeiten, die Nahrungsmittel sind verschieden und das muß der ganze Körper fühlen. In derselben Provinz scheint ein Bauersmann, der den ganzen Tag der Sonne, dem Wind, dem Regen ausgesetzt ist, viel arbeitet und sich schlecht nährt, ein ganz anderer, fremdländischer Mensch als sein Bruder zu seyn, der ein guter Gelehrter ist, der nie aus seinem Zimmer geht. Um so mehr müssen die Bewohner der heißen Länder verschiedene von denen der kalten und gemäßigten seyn. Was Sitten und geistige Eigenschaften betrifft, so kann das Clima nichts thun, als den Körper stärken oder schwächen. Die Männer des Südens sind Weiber, wenn man sie mit den Nordländern vergleicht, und die Frauen des Nordens sind Männer den Südländern gegenüber. Das kommt daher, weil die Kraft des Körpers auch die Seele stärkt. Wenn moralische Ursachen sich mit physischen verbinden, so geht das noch weiter. Als der Hof in den südlichen Provinzen sich aufhielt, hatten die Reichthümer, welche er dorthin brachte, einen Luxus, eine Weichlichkeit und eine Sittenverderbniß hervorgebracht, welches die Männer zu Weibern umwandelte, so sehr waren sie schlaff, zärtlich und Sclaven ihres Wohllebens geworden. Seitdem er sich aber im Norden befindet, sind sie fester, thätiger und geregelter geworden. Die im Norden dagegen verweichlichen und verderben unmerklich. Unsere Naturforscher und Astrologen täuschen sich indessen gleichmäßig, wenn sie den Charakter, Geist, die Neigungen und Sitten der Menschen nach dem Clima und nach den Sternen beurtheilen. Meine Tataren sind Tataren in den südlichen Provinzen wie im Leao-tong, was ihre Lebensart betrifft, und die Menschen des Südens bleiben eben so weichlich in den Provinzen des Nordens wie zu Hause, wenn sie sich hier niederlassen. Ich bin seit mehr als dreißig Jahren auf dem Throne.

Ich habe Leute aus allen Theilen meines Reiches gesehen und im Dienste verwandet. Die ehrlichen Leute gleichen sich überall, in allen Ländern. Was das Waffenhandwerk und den Geschmack für die Wissenschaften betrifft, so entscheiden die Umstände. Die unherschweifenden Völker, die im Osten und Westen und im Süden und Norden des Reiches der alten Tscheou waren, haben immer Krieg geführt. In den Provinzen, wo das meiste Elend herrschte, waren die Empörungen am schrecklichsten und häufigsten. Die Wissenschaften blühten an allen den Orten, wo der Hof verweilte, oder wo er es wollte. Die besondere Geschichte jeder Provinz führt Krieger, Weise, Gelehrte, Künstler, große Männer und Scheusale auf. Der Mensch bleibt überall Mensch, und in derselben Stadt ist ein Mensch vom anderen eben so verschieden, als die Völker des Nordens von denen des Südens verschieden sind. Sehr scharfsinnig sagt deshalb der Dichter Lieou-tschi: Kein Clima macht den Tiger sanft, keines giebt dem Caninchen Muth.

Vogel und Ratte zusammen. Man hat sehr viele Dinge in Zweifel ziehen wollen, die in den King vorkommen, weil man diese Gegenstände nicht mehr vor Augen hatte. Im Capitel Yü-kong des Schu-king lieset man, daß es am Flusse Ourl-tsei Ortschaften gebe, wo Ratten und Vögel in demselben Neste beisammen sind. Ein berühmter Ausleger hat dieß als eine Fabel behandelt, weil ihm einige Reisende versichert haben, daß sie nichts dem Aehnliches am Ufer des genannten Stromes gesehen hätten; allein mein Gesandter in Rußland hat an diesem Ufer Vögel und Ratten unter einander gesehen. Ich wollte mich darüber versichern und habe ihn selbst gefragt. Man hat also Unrecht, wenn man den Verfasser des Yü-kong beschuldigt, er habe eine Fabel zu Markte gebracht.

Aehren, die voll Mücken. Das Land Tsee-wang-ho-la ist ein sumpfiges Land; fast alle Felder liegen tief, so daß man hier nur Wasserreis säen kann. Es gab mehrere Jahre, wo die Ernte nichts als Mücken gab. Der Reis hatte wohl Aehren wie gewöhnlich, aber so wie sie reiften, sah man aus denselben die Mücken in Schwärmen hervorkommen. Alle Körner waren damit angefüllt. Ich sandte einen Großen an Ort und Stelle, um diese seltsame Sache untersuchen zu lassen. Er versicherte bei seiner Rückkehr, daß er die Erscheinung mit seinen eignen Augen gesehen hätte. Ich kann nun freilich nicht sagen, wie die Sache zu erklären sey; aber ich erinnere mich im Kan-y-von-tschei gesehen zu haben, daß es in Ling-piao einen Baum giebt, der wirklich Mücken trägt; d. h. dessen Früchte, wenn sie groß genug und reif sind, sich spalten und öffnen, woraus dann Wolken von Mücken herausströmen. Im Lande nennt man ihn Wen-tsee-schou, d. h. Mücken-Baum. Diese Erscheinung erklärt die andern; aber sie be-

weißt auch, daß es in der Natur nichts so Seltsames giebt, daß sich nicht an einer andern Art wiederhole.

Trauben. Die Trauben sind nach China aus dem Westen gekommen. Ehedem hatte man nur sehr wenige Arten; jetzt besitzen wir drei neue derselben, die ich aus dem Königreich Ha-mi habe kommen lassen. Die der ersten Art sind roth oder grünlich und lang wie Stutzingzitzen. Die zweite Art hat einen sehr angenehmen Geschmack und Geruch, ist aber nicht so groß. Die dritte ist die angenehmste, süßeste und würzigste; sie ist aber nicht größer als die Erbsen. Diese drei Sorten von Trauben arten in den südlichen Provinzen aus und verlieren ihren Wohlgeruch. Im Norden halten sie sich gut, wenn man sie in trockne und steinigte Stellen pflanzt. Ich ziehe es vor, meinen Unterthanen eine neue Frucht oder Korn zu verschaffen, als hundert Porzellanthürme zu erbauen.

Besondere Seide. Die nordwestlich von China heimischen Mahomedaner erziehen eine Art Seidenwürmer, die von den unsrigen verschieden sind. Sie sind um die Hälfte größer und die Seide, welche sie spinnen, ist stärker und dauerhafter. Vierzig Fäden der Würmer genügen, um einen Seidenfaden herzustellen, während in der Provinz Tsche-kiang vier und vierzig dazu nothwendig, wo doch unsere beßte Seide gewonnen wird. Wie kann man nun sagen, daß es außerhalb China keine Seide gebe?

Vom Wind. Das Sprichwort sagt: Der wehende Wind ist in hundert Meilen und der fallende Regen in zehn Meilen nicht mehr derselbe. Die Alten behaupteten, daß der Regen, der an einem Ort einen Fuß Wasser giebt, an einem andern keinen Zoll beträgt; wie kann man ihm also zehn Meilen Ausdehnung und dem Winde hundert geben? Man muß über Erscheinungen nie anders als nach Thatsachen urtheilen. Ich weiß, daß, wenn der Wind in der Provinz Pe-tsche-li nordwestlich ging, er im benachbarten Schan-tong aus Süden kam. Ich meine, daß sich der Wind je nach der Lage des Landes richte. Pao-po sagt, daß der Wind, der an einem Orte Baumzweige zerbricht, wohl 30 Meilen davon gemerkt werde. Allein er benkerkt nicht, ob er aus derselben Richtung kommt. Tschou-tsee behauptet, daß der Wind eine Folge der Bewegung der Gestirne sey, daß er deßhalb niemals aufhöre und höher oder niedriger wehe, je mehr oder minder heftig er gegen die Erde gedrückt werde. Diese Meinung hat wohl auch ihr Gutes. Die Veränderung in der Richtung des Windes kommt seiner Ansicht zufolge von derselben Ursache, weil die zwischen die Erde und die obern Sphären gepreßte Luft da durchbricht, wo sie das geringste Hinderniß findet. Somit ließe sich wohl auch die verschiedenartige Richtung der höhern und niedern Luftschichten erklären. — Ich habe eine besondere Beobachtung gemacht und gefunden, daß der

herrschende Wind in Peking der Südwest ist; die andern Winde halten niemals lange an. Aus dem Y-king ersehen wir, daß es in der ältesten Zeit derselbe Fall war, und daß die Alten aufmerksam und genau in jeder Art von Beobachtung waren. Hoei-nan-tsei will, daß der Wind eine schiefe und fast kreisrunde Richtung befolge. Das Wort schief scheint mir vortrefflich und erklärt oder hilft die Richtung des Windes von einem Orte zum andern erklären. Gewiß ist, daß der Wind niemals in ganz genauer Richtung aus einer der vier Weltgegenden weht; er beugt ab und schwankt immer von einer Seite zur andern. Was nun auch die Ursache des Windes und seiner verschiedenen Richtungen seyn mag, so sind, abgesehen von der Hauptursache, auch noch andere Nebenursachen anzunehmen. Der Wind ist nur ein Strom der Luft, der sich von einem Ort zum andern bewegt. Mag man nun auch annehmen, daß er seiner Feinheit wegen Alles durchdringen könne, so läßt sich doch schwer erklären, wie er sich auf dem Grunde des Wassers bemerken läßt. Ausgemacht ist es, daß wenn der Ostwind weht, sich alsbald das Grundeis bildet. Wie könnte das Statt finden, wenn der Wind nicht bis dahin dränge? Ferner giebt es Winde, die man nur auf dem Grunde des Wassers bemerkt. Die Geschichte der Dynastie der Yüen erzählt, daß Leute, die sich badeten, vor Kälte im Wasser gefroren, weil ein kalter Wind wehte, der sie sofort festmachte.

Donnersteine. Die Gestalt und die Beschaffenheit der Donnersteine (Donnerkeile) ist nach den Orten verschieden. Die umherschweifenden Mongolen, sowohl an der Küste des östlichen Meeres, als in der Gegend von Scha-mo, bedienen sich derselben als Kupfer und Stahl. Man hat solche Steine, welche die Gestalt einer Art haben, andere die eines Messers, wieder andere gleichen einem Hammer. Diese Donnerkeile sind von verschiedener Gestalt; man hat schwärzliche, andere, die in's Grüne spielen. Ein Roman aus den Zeiten der Tang berichtet, daß in Yü-men-ki ein großer dem Donner geweihter Miao gewesen und daß die Einwohner des Landes viele Gegenstände zum Opfer dorthin gebracht hätten, um solche Steine zu erhalten. Diese Erzählung ist lächerlich. Die Donnerkeile sind Metalle, Steine, Kiesel, welche das Feuer des Donners verwandelt hat, indem er sie schnell trennte und verschiedene Stoffe untrennbar vereinigte. An einigen dieser Steine bemerkt man eine gewisse Verglasung.

Die östliche Tatarei. Wenn man vom Gestade der östlichen See nach Tsche-lon reiset, trifft man weder Bäche noch Sümpfe im Lande, obschon es von Gebürgen und Thälern durchschnitten ist. Dennoch aber findet man fern von der See im Sande Austernschalen und Krebspanzer. Die Ueberlieferung der Mongolen, die dieses Land bewohnen, meldet, daß man zu jeder Zeit gesagt habe,

es hätten im hohen Alterthume die Gewässer der Fluth diese Gegend überströmt, und nachdem sie sich zurückgezogen, sey das Land mit Sand bedeckt geblieben. Man nennt daher diese Gegend Sandmeer.

Unterirdisches Feuer. Der alte Gelehrte Heou sagt, daß es im Yün-nan ein Gebürge gebe, welches Feuerberg heißt, weil dort eine Oeffnung befindlich, aus welcher Feuer und Flammen hervorbrechen. Die scharfen Kritiker, welche die Wahrheit gefunden zu haben glauben, wenn sie die Alten der Lüge zeihen können, haben keinen Anstand genommen, zu sagen, Heou habe eine Fabel erzählt, aber nicht bedacht, daß dieser Vulcan seit der Dynastie der Song erloschen und erschöpft seyn könnte. Es wird auch wirklich in der großen Erdkunde gemeldet, daß es im Bezirke Tou-tscheou Brunnen gebe, welche in Zwischenräumen Flammen von sich geben. Dieß findet bald aller zehn Jahre, bald erst nach Ablauf eines Jahrhunderts Statt. Noch mehr aber wird das Vorhandenseyn der Vulcane durch Folgendes dargethan. Im Lande der Mongolen, welche am Ufer des Tai-tong-kiang leben, giebt es eine Menge flammenspeiender Orte. Wenn man die Erde ein oder zwei Zoll aufgräbt, so dringt sofort eine lebhafte und leichte Flamme hervor. Die Bewohner des Landes bedienen sich derselben als Feuer und Licht. Wenn sie den Acker bauen und Korn säen, so kratzen sie nur die Erde auf. Drei Monate später ärnten sie; so sehr entwickelt und fördert die Wärme des unterirdischen Feuers die Tragbarkeit der Erde.

Nahrungsmittel. Allemal wenn ich mich auf der Reise durch die verschiedenen Provinzen meines Reiches befunden habe, war ich immer beflissen, die verschiedenen Früchte und Kräuter zu kosten, mit denen sich das Volk ernährt. Die saftigen Gerichte, womit man die Tafeln beladet, sind die erste Ursache zu den verwickelten Krankheiten, worüber die Reichen ewig klagen und welche die Armen gar nicht kennen. Die Natur verwandelt uns alle raffinirten Genüsse des Luxus und der Leckerei in Schmerzen, Schwächen und Krankheiten. Die Landleute haben kaum Kräuter und Gemüse als Zukost zu ihrem Reis; sie arbeiten viel, ertragen fast ohne alle Erholung die Strenge jeder Jahreszeit und erreichen dabei mit allen ihren Kräften und ohne Krankheiten ein hohes Alter. Alle Welt sieht das, alle Welt sehnt sich nach Gesundheit, hängt am Leben und kein Mensch achtet darauf, daß man dieß nur der Mäßigkeit und einfachen Kost verdankt. Eine allerliebste Erfindung ist die der Heilmittel, von denen man sich einbildet, daß sie zur Verdauung helfen. Wenn ihr wenig esset, werdet ihr viel verdauen.

Frühreifer Reis. Der Ackerbau hat, so weit ich zurückdenken kann, mir immer die größte Freude gemacht. Ich habe

mir das Vergnügen gewährt, unter meinen Augen alle Arten von Getreide, Körnerfrüchten, Kräutern, Gemüsen und Obst anbauen zu lassen, so viel ich deren nur kennen lernte. Brachte man mir eine neue oder besondere Art, so widmete ich ihr außerordentliche Sorgfalt. Glückte der Anbau, so ließ ich sie stets meinen Völkerschaften bekannt machen, damit man von meiner Entdeckung Nutzen ziehen und sie womöglich noch mehr verbessern könne. Eines Jahres geschah es, daß in meinen Ländereien zu Hong-tsi ein Reishalm lange vor den anderen Aehren ansezte und lange Zeit vor den anderen zur Reife kam. Diese Andeutung der Natur war ein leitender Lichtstrahl für mich. Ich gab Befehl, daß man diesen Reishalm mit frühreifen Aehren besonders abschneiden und in ein besonderes Feld wieder aussäen sollte. Jeder Stengel, den dieser Samen hervorbrachte, reifte bei weitem früher als jeder andere Reis, viele Jahre hindurch. Wie nun in den südlichen Provinzen die Luft viel milder und die Erde viel fruchtbarer ist, so müßte denn auch diese Art dort noch viel besser gedeihen. Man muß lieber auf die Richtung eingehen, welche die Natur andeutet, als etwas erzwingen wollen, was sie nun einmal nicht gewähren will. Viele fremde Bäume sind in meinen Gärten gut fortgekommen, viele wollten sich aber auch nicht an das Clima von Petscheli gewöhnen. Gelingt es, durch Sorge und Kosten sie zur Hervorbringung ihrer Blüthen und Früchte zu bringen, obschon das Clima ihnen keinesweges günstig ist, so hat man ein leeres Vergnügen, was keinen Nutzen gewährt. Die Früchte arten aus und verlieren ihr eigenthümliches Verdienst. Man muß sich lieber bemühen, diejenigen Arten zu vervollkommnen, welche wirklich gedeihen. Das allerweiteste Reich kann doch nicht Alles hervorbringen. Derjenige, welcher seine Gaben ausgetheilt hat, wird sie niemals auf ein Königreich zusammenhäufen. Man braucht nur aufmerksam den Zweck zu beobachten, den er bei ihrer Vertheilung beabsichtigte.

Quelle des Hoangho. Der gelbe Fluß oder der Hoangho entspringt aus dem See Sing-sou. Einige Unwissende, die sich auf die Worte Sing-sou stützten, welche ein Sternbild bedeuten, bildeten sich ein, der Hoang-ho entspringe aus dem Himmel. Es ist unbegreiflich, wie denkende Menschen solche Abentheuerlichkeit vorbringen konnten. Ich sandte eigends einen meiner Großen aus, um in den westlich gelegenen Ländern die wahre Quelle des Hoang-ho aufzusuchen; er ging bis an den See Sing-hou, den die Mongolen Ko-kün-ta-la benennen, und sah, wie der Strom mit heftigem Brausen über einen hohen Felsen sich in den Fing-sou-hai stürzt, der aus zwei runden Becken, einem größeren und einem kleineren, die ganz von Lichte zu strahlen scheinen, zusammengesetzt ist. Ich selbst bin, als ich zu den Eleuten reisete, im Hoang-ho in einer Barke

von Ning-kia, außerhalb der großen Mauer bis zum Flusse Houtan gefahren. Diese Reise, die vor mir noch Niemand unternommen hatte, dauerte ein und zwanzig Tage und war nicht ohne Gefahren. Der Hoang-ho wechselte mehrmals seine Farbe; er war oft so trübe und von so schmutzigem und trübem Gelb, daß er wie eingerührter Koth aussah. Anderwärts waren aber seine Wässer von so lebhaftem und glänzendem Gelb, daß er gegossenem Golde glich. Ich sage nichts, was nicht alle meine Begleiter gesehen hätten.

Verschiedene Aussprache. Wenn mich meine Reisen in die verschiedenen Provinzen des Reiches führten, so gewährten mir alle Orte, durch welche ich kam, reichen Stoff für meine Untersuchungen und mein Nachdenken. Ich war besonders erstaunt über die Verschiedenheit, die ich in der Aussprache und der Art zu sprechen gewahrte. Auf geringe Entfernung ist dieser Unterschied wenig zu bemerken. Wenn man in eine Provinz eintritt, so trifft man fast dieselbe Aussprache und Redeweise, wie in der, welche man verlassen hat; je weiter man aber geht, desto bedeutender und bemerkbarer wird die Abweichung. Wenn man die Aussprache einer entfernten Provinz mit der des Ortes vergleicht, wo man heimisch ist, wird dieser Unterschied so bedeutend, daß man darüber erstaunt. Noch seltsamer ist es aber, daß die dem chinesischen Reiche benachbarten Völker eine Menge chinesischer Worte angenommen haben und die Chinesen wiederum viele fremde Worte gebrauchen. Gleiche Färbungen in Redeweise und Aussprache finden auch unter den mannichfaltigen Völkern Statt, welche zwischen dem östlichen und dem kaspischen Meere wohnen, und die verschiedenartigsten Sprachen berühren sich unter einander gegenseitig. Der letztere Umstand scheint mir jedoch weniger schwer erklärbar, als die verschiedenartige Aussprache in einer und derselben Sprache. Je mehr ich die Sache untersuche, desto weniger sehe ich; wie kommt es, daß ganz China, das dieselben Bücher liest und seit so vielen Jahrhunderten dieselbe Sprache spricht, diese in so verschiedenartiger Weise in jeder Provinz redet, daß man oft Mühe hat, sie zu verstehen? Selbst in meiner Hauptstadt ist die Aussprache einer Vorstadt nicht dieselbe wie in der andern, und die Unterthanen meiner verschiedenen Provinzen sind ziemlich Fremdlinge in der der anderen. Wenn man die Bücher in der gemeinen Sprache einer jeden Dynastie vergleicht, bemerkt man Ausdrücke und Redensarten jeder Art, die sehr verschieden von einander sind. Jedes Jahrhundert hat seinen eigenthümlichen Geist und Geschmack; ich begreife, daß man zwischen wissenschaftlichen und den Büchern der allgemeinen Literatur einen Unterschied zu machen hat. Der Styl der verschiedenen Schriftsteller trägt den Stempel davon. Warum ist dieser Wechsel in den verschiedenen Orten so mannichfaltig? warum geht er so weit, daß er das Wesen der Worte verändert?

Es ist nothwendig, daß hier eine immerfort bestehende Ursache Statt finde und daß die Wirkung je nach der Entfernung der Orte verschieden sey. Und selbst dann, wenn man eine solche annimmt, sieht man nicht ein, warum diese Verschiedenheiten unter sich keine Analogie, keine Aehnlichkeit haben.

Fen-schou. An der Küste des Nordmeers, über Tai-tong-kiang hinaus ist die Kälte außerordentlich und fast stets anhaltend. An dieser Küste nun findet man das Thier Fen-schou, dessen Gestalt der der Ratte ähnlich ist, das aber so groß wie ein Elefant ist. Es lebt in dunkelen Höhlen und fliehet stets das Licht. Man hat von ihm ein Elfenbein, das eben so weiß als das des Elefanten ist, aber es ist leichter zu bearbeiten und spaltet nicht. Das Fleisch des Thieres ist sehr kalt und dient trefflich zur Erfrischung des Blutes. Das alte Buch Schin-y-king sagt hierüber Folgendes: Im äußersten Norden, beim Schnee und Eis, womit das Land bedeckt ist, befindet sich eine Ratte, welche tausend Pfund wiegt, ihr Fleisch ist gut für die, welche erhitzt sind. Der Tsee-schou nennt es Fen-schou und spricht von einer andern Art, die nicht so groß ist. Es ist, sagt er, nicht größer als der Büffel, gräbt sich ein, wie der Maulwurf, flieht das Licht und bleibt fast immer unter der Erde. Man sagt, daß es sterbe, wenn es das Licht der Sonne, ja selbst des Mondes erblickt.

Trinkwasser. Das Wasser ist eines der zum Leben nothwendigsten Dinge. Wenn es ungesund, ist es sehr schädlich. Das Wasser der Flüsse und Bäche ist in der Regel sehr gut. Wenn jedoch die Gluth der Hundstage die Erde drückt und wenig Wasser in den Rinnsalen ist, wird es gefahrbringend. Man muß, ehe man es trinkt, warten, bis der Regen die Luft erfrischt und die Wassermasse vermehrt hat. Im Allgemeinen ist das Quellwasser leichter und besser, weil es rein ist. Wenn man kein gutes Wasser finden kann, so ist das Einfachste, daß man es durch den Destillirkolben gehen läßt. Das Feuer nimmt demselben das Rohe und befreit es von den fremden Körpern, die damit gemischt sind. Ich schreibe meine gute Gesundheit namentlich der Gewohnheit zu, daß ich nie anderes, als so zubereitetes Wasser getrunken habe.

Dieß möge genügen, den Geist der ernsten Forschung, des steten Strebens nach Vermehrung der Erfahrung zu charakterisiren, der den chinesischen Naturforschern eigenthümlich ist und der bis in die höchsten Regionen der Gesellschaft hinaufreicht.

Die naturhistorische Literatur der Chinesen ist sehr umfassend und in den Verzeichnissen chinesischer Bücher finden sich auch allgemeinere Werke. Dahin gehört z. B. das Buch: Pen-zao-kang-mu *) von Ly-schy-dschin, das im J. 1596 nach dem

*) Klaproth Verzeichniß der chinesischen und mandschurischen Handschriften der Kön. Bibliothek zu Berlin. Paris 1822. S. 153.

Tode des Verfassers auf kaiserliche Kosten herausgegeben wurde. Diese allgemeine Naturgeschichte ist folgendergestalt gegliedert:

1. u. 2. Abtheilung oder Einleitung, worin von den älteren naturwissenschaftlichen Werken und der von dem Verf. benutzten Bücher Nachricht gegeben wird.
3. u. 4. von den in allen Krankheiten gebrauchten Arzneimitteln.
5. von den 13 Arten des Wassers des Himmels und der 30 Arten des der Erde.
6. von 11 Arten des Feuers.
7. von 16 Arten der Erde.
8. von 28 Arten der Metalle und 14 Arten kostbarer Steine.
9. u. 10. von 71 Arten der Steine.
11. von 20 andern Steinarten und Anhang von 27 Arten.
12. u. 13. von den 70 Arten Pflanzen, die auf Bergen wachsen.
14. von 26 Arten wohlriechender Pflanzen.
15. u. 16. von 126 Arten Pflanzen, die in Niederungen wachsen.
17. von 17 Arten Giftpflanzen.
18. von 73 Arten rankenden Pflanzen nebst Anhang von 19 Arten.
19. von 22 Arten Wasserpflanzen.
20. von 19 Arten auf Steinen wachsender Pflanzen.
21. von 16 Arten Moosen, von 9 andern Arten Pflanzen und von 153 Pflanzenarten, welche besondere Namen haben, aber nicht gebraucht werden.
22. von 12 Getreidearten.
23. von 18 Reis- und Hirsearten.
24. von 14 Erbsen- und Bohnenarten.
25. von 29 Getreidearten, aus denen man Branntwein und andere gegohrne Getränke fertigt.
26. von den Gartengewächsen, die einen beißenden und würzigen Geschmack und Geruch haben, wie Zwiebeln, Knoblauch, Rettige u. s. w., 32 Arten.
27. von 42 Gemüsearten und andern genießbaren Pflanzen.
28. von 11 Kürbißarten, 6 Wassergemüsen und 15 Arten Baumschwämmen und Pilzen.
29. von 11 Gartenfruchtarten, Pflaumen, Aprikosen, Mandeln, Pfirsichen, Castanien.
30. von 34 auf Bergen wachsenden Pflanzenarten.
31. von 32 Früchten, die in China ursprünglich nicht heimisch sind.
32. von 13 gewöhnlichen Fruchtarten.
33. von 9 melonenfruchttragenden Früchten, 6 Wasserfrüchten und Anh. von 23 Pflanzenarten.
34. von 35 wohlriechenden Hölzern.
35. von 62 hochstämmigen Bäumen.
36. von 50 dickbelaubten Baumarten.
37. von 12 dickstämmigen Bäumen, von 4 baumartigen Rohren,

wie Bambus, Rotang, von 19 Hölzern, die verschiedene Veränderungen erlitten, und Anh. von 19 Arten.
38. von 25 Arten Kleiderpflanzen und 54 Arten Geräthschaften.
39. u. 40. von 33 Arten Insecten, die aus Eiern entstehen.
41. von 31 Insecten, die durch Fäulniß entstehen.
42. von 23 aus Feuchtigkeit entstehenden Insectenarten.
43. von 9 Arten Drachen und Krokodillen und 17 Schlangenarten.
44. von 28 Fischarten, von 31 schuppenlosen Fischen und 9 andern Arten.
45. von 17 Arten Krebsen und Schildkröten.
46. von 29 Arten Muscheln und Austern.
47. von 13 verschiedenen Wasservögeln.
48. von 22 Arten Hausgeflügel.
49. von 17 Arten Wald- und 13 Bergvögeln.
50. von 28 Hausthieren.
51. Von 38 wilden Thieren, 12 Arten Mäusen, 8 Arten Affen und verständigen Thieren.
52. von Menschen, den 35 menschlichen Dingen, die in der Medicin gebraucht werden.

Jede Abtheilung enthält als Gesichtspunct die verschiedenen Namen des Gegenstandes, Beschreibung seiner Gestalt und Entstehung, seinen Geruch, Geschmack und innere Eigenschaften, die medicinischen Eigenschaften und Gebrauchsanweisungen und Recepte. Als Anhang ist eine Pulslehre nebst vielen Abbildungen beigegeben.

Man findet bei du Halde, in den Memoiren der Jesuiten, bei Klaproth und Schott und anderwärts noch eine namhafte Anzahl naturhistorischer und medicinischer Werke angeführt, welche aus chinesischen Pinseln geflossen und zum Theil auch gedruckt sind. Es befinden sich darunter viele Abhandlungen über die Pulslehre, Receptbücher, oft mit seltsamen Titeln, wie: der zurückkehrende Frühling aller Krankheiten, der vermehrte Spiegel der alten und neuen Arzneiwissenschaft, die Hauptadern des Reiches der Medicin, Katechismen u. s. w.*).

Nächst den Naturwissenschaften erfreut sich namentlich die Geschichte einer sorgfältigen Pflege von Seiten der chinesischen Gelehrten und einer kräftigen Unterstützung von Seiten der Regierung. Das Gesetz beschützt nicht allein jedes Denkmal, welches auf die Geschichte des Landes Bezug hat, eben so wie es das Andenken an die Vorfahren zur Pflicht macht, sondern es besteht in China schon seit uralter Zeit das Amt der Geschichtschreiber, denen die Verpflichtung obliegt, alle merkwürdige Ereignisse, die sich am Hin-

*) Vergl. Barrow II. 105. Timkowski II. 150. Medhurst S. 82. Journal asiatique 2. Série T. I. 118. Mém. conc. les Chin. IV. 421. Erkenntniß der Wunden an Leichen.

mel wie auf der Erde zutragen, vor Allem aber die Handlungen und Gedanken der Kaiser aufzuzeichnen. Es sind dieß die beiden Censoren, die dem Kaiser immer zur Seite stehen, auf seine Handlungsweise Acht und die Pflicht haben, ihn auf jede Gesetzwidrigkeit aufmerksam zu machen, wie wir bereits oben sahen.

Aus den Aufzeichnungen dieser Censoren werden nach dem Ableben des Kaisers die Jahrbücher seiner Regierung abgefaßt, und diese Jahrbücher dienen sodann als Quelle für die Geschichte der Dynastien und des gesammten Reiches.

Das angesehenste und wichtigste Geschichtbuch der chinesischen Nation ist unstreitig der Schu-king, den Confucius aus den zu seiner Zeit vorhandenen Chroniken und Annalen zusammenstellte*). Er hatte dabei die moralischen Grundsätze der alten weisen Regenten des Landes vorzugsweise im Auge und beginnt mit der Geschichte von Yao und Schün; der Schu-king ist also mehr eine moralisch-politische Beispielsammlung, als eine eigentliche Geschichte.

Ein sehr altes Geschichtbuch ist der Tschou-schou-ki-nien, wörtlich Bambusbuch-Jahresberichte, so genannt, weil man das Werk im Jahre 284 vor Chr. Geb. auf Bambustafeln geschrieben in einem Grabe der Fürsten von Wei entdeckte**). Sie enthalten eine Reichsgeschichte von Hoang-ti bis 299 v. Chr. Geb., und sind deshalb wichtig, weil sie das einzige alte Werk der Chinesen bilden, welches zuverlässige chronologische Notizen darbietet. Es erinnert in der Abfassung an die alten Annalen, wie sie aus den Klöstern des europäischen Mittelalters hervorgingen. Ich hebe zur Probe den Anfang des Buches aus: „Erstes Buch: Hoang-ti aus der Familie Hien-houen. Im ersten Jahre wurde er als Herrscher anerkannt. Er residirte in Yeou-hioung. Er ordnete zuerst die Form der kaiserlichen Mütze und Kleider. Im 20. Jahre wurden Wolken von einer glücklichen Vorbedeutung gesehen. Er bestimmte die Abzeichen und den Namen seiner Beamten nach der Farbe der Wolken. Im 50. Jahr, im Herbst, im 7. Monat am Tage Keng-schin, kam der Vogel Foung (Phönix). Der Herrscher opferte auf dem Strome Lo in Ho-nan. Im 59. Jahr unterwarf sich der Stamm Konan-hioung. Der Stamm Tschang-kou unterwarf sich. Im 77. Jahr unterwarf

---

*) Le Chou-king un des livres sacrés des Chinois, qui renferme les fondaments de leur ancienne histoire, les principes de leur gouvernement et de leur morale; ouvrage recueu illi par Confucius, traduit et enrichi de notes par le P. Gaubil, revu et corrigé par M. de Guignes. Par. 1770. 4. Dann eine Uebersetzung von G. Pauthier in den livres sacrés de l'orient. Par. 1840. 4. — Eine englische Uebersetzung neben dem Text gab Marshman. Serampore 1809. 4. und aus dieser eine deutsche D. W. Schott. Halle 1826. 8.

**) Eine Uebersetzung von Ed. Biot im Journal asiatique 3. Série Tom. XII. S. 537. u. XIII. 381. — vergl. damit oben C. G. I. 7.

sich Tschang-y. Er residirte am Flusse Jo. Er erzeugte den Herrscher Kan-hoang. Im 100. Jahre that sich die Erde auf. Der Herrscher stieg auf (d. h. er starb).

In dieser Weise ist denn allemal der Name des Kaisers an die Spitze eines Abschnittes gestellt und dann folgen hinter der Jahrzahl die einfachen Facta in wenig Worten angegeben, z. B. die Ordnung des Kalenders, die Anfertigung eines Gesanges, die Geburt kaiserlicher Prinzen, Feldzüge, Einrichtungen im Staate wie im Heere, die Erscheinung merkwürdiger Sterne, die Abhaltung großer Opfer, die Regulirung des Strombettes der Flüsse, die Verheirathung der Prinzessinnen, die Erbauung von Palästen, die Reisen der Kaiser, die Abänderung der Gesetze.

Das erste große historische Werk nach dem Schu-king sind die 130 Bücher des Sse-ma-tsien*), der 104 Jahre vor Chr. Geb. vom Kaiser Ou-ti den Auftrag erhielt, den gesammten geschichtlichen Stoff der vorigen Dynastien in ein Ganzes zu fassen. Man suchte alle nur mögliche geschichtliche Werke nicht allein aus China, sondern auch aus Korea, Japan, ja aus Persien zusammen. Es entstand auf solche Art eine colossale Bibliothek, aus welcher Sse-ma-tsien, unterstützt von anderen Gelehrten, im Laufe von 7 Jahren seine Arbeit herstellte. Er beginnt seine Geschichte mit dem Hoang-ti, und führt sie im ersten Buche bis zum Yü; das 2. Buch enthält die Geschichte der Dynastie Ya, das dritte die der Schang, das folgende die der Tscheou; die sechs nächsten die der Tsin und der Han bis zum Jahr 104 vor Chr. Geb. Es folgen nun chronologische Abtheilungen, dann besondere Bücher über Ceremonial, Religion, Musik, Kalender, Astronomie; besondere Bücher über die Geschichte der Familien, berühmten Personen, der Prinzen, der Fürstenthümer. Sse-ma-tsien wird von den französischen Berichterstattern als geistreicher Schriftsteller geschildert, der geizig mit Worten, aber übersprudelnd von Gedanken ist, und der nur weniger Worte bedarf, um ein Gemälde deutlich hinzustellen und in der Seele des Lesers Gedanken zu wecken, die er nicht erst ausspricht. Diese Kürze ist aber auch Ursache, daß man Anmerkungen zu seinem Texte fügen mußte, um die alten Charaktere, die den King enthobenen Redensarten, die Ceremonialworte und Gleichnisse zu erläutern, deren er sich bedient. Sse-ma-tsien starb arm und in der Ungnade des Hofes, und erlebte nicht den Ruhm, der sein Werk nachmals umstrahlte.

Auf ihn folgte Pan-kou**), der alle hinterlassene Papiere desselben vorfand und zur Fortsetzung der Jahrbücher benutzte. Er begann sein Geschichtbuch erst mit der Dynastie der Han, und setzte

*) Mémoires conc. les Chinois I. 89 ff. II. 117 ff.
**) Daselbst S. 84.

es in 12 Büchern bis Pin-ti fort. Darauf ließ er eine Art Encyclopädie folgen, worin er die Chronologie, die specielle Geschichte der Prinzen und berühmten Personen, die Civil- und Criminalgesetze, die Naturgeschichte des Himmels und der Erde, die Wissenschaften und Künste, die Sitten und die Religion betrachtet. Pankou hatte die Absicht, seinen Vorgänger zu übertreffen, allein er hatte nicht die Stärke des Geistes, den Schwung der Gedanken, den klaren und malerischen Styl, und sein Werk enthält mehr Worte als Thatsachen.

Nach Pan-kou schrieb Sse-ma-tschin*), der Enkel des Sse-matsien; er nahm sich vor, das Werk seines Großvaters zu ergänzen, und zog deshalb Bücher der Tao-sse, die Ausleger der King, die alten Romane zu Rathe, um die älteste Geschichte von Fohi bis Hoang-ti zusammenzustellen**). Es folgten nach ihm noch mehrere Historiker, über welche die französischen Jesuiten berichten.

Diese Werke wurden nach und nach von verschiedenen Geschichtschreibern fortgesetzt, und es erschien die Geschichte einer jeden Dynastie gewöhnlich, wenn sie ihre Endschaft erreicht hatte. Daraus entstand eine Reichsgeschichte, Nian-eul-szu, oder die 22 Geschichtschreiber, der im Jahre 1739 die Geschichte der Ming-Dynastie beigefügt wurde. Dieses Werk enthält 120 Hefte.

Außerdem hat man nun in chinesischer und mandschurischer Sprache noch eine ziemliche Anzahl geschichtlicher Werke, wie den Chafu-buleku-bische, oder Spiegel der Geschichte, den Ming-szu, oder Geschichte der Ming-Dynastie, worüber Klaproth (a. a. O. S. 48.) ausführliche Nachricht giebt, den Tung-kian-kong-mu von Tschu-si im 13. Jahrh.***). Es würde uns jedoch zu weit führen, wollten wir die Einzelnheiten über diese Werke, so wie über die mannichfachen Stadtchroniken, Biographien und andere specialhistorische Werke hier beibringen.

Die Poesie

der Chinesen war in der Zeit vor Confucius überaus mannichfaltig und reich in allen Fächern; allein es ist uns von diesen älteren Erzeugnissen der Dichtkunst nichts erhalten, als das, was die Liedersammlung des Confucius, der schon mehrfach von uns erwähnte und wörtlich eingeführte Schi-king darbietet†). China war vor Confucius eine Feudalmonarchie, der es nicht an allen den Ele-

*) Mémoires conc. les Chinois I. 85.

**) S. Klaproth Verz. der chin. und mandschurischen Bücher und Hss. der Königl. Bibliothek zu Berlin S. 7 ff.

***) S. Schott's Verzeichniß S. 1 ff.

†) S. die einleitenden Bemerkungen über chinesische Poesie, welche Heinrich Kurz seiner Uebersetzung des Blumenblattes vorausendet. Dazu Mémoires conc. les Chinois I. 29.

menten fehlte, welche das europäische Mittelalter bewegten und hier jene romantische Poesie erweckten, die wir bereits bei den Tscherkessen und Beduinen gefunden haben. Die höheren, ritterlichen Stände Chinas gaben sich dieser Poesie hin, während das der passiven Rasse ursprünglich angehörige Volk in einfachen Geschichten sich gefiel und seine Erfahrung zum Theil in Sprüchwörter zusammen faßte, deren eine große Menge, allerdings von den Lehren des Confucius durchdrungen bis auf unsere Tage gekommen ist*). Confucius stellte die Moral der Nation fest, und die allgemein eintretende gegenseitige Beschränkung, die Stellung, die den Frauen, der Jugend, dem Krieger, der Musik allgemach angewiesen wurde, konnte der Poesie eben so wenig günstig sehn, als das, was wir „das ruhige bürgerliche Leben" nennen, romantische Liebschaften, abenteuerliche Unternehmungen und poetische Aufschwingungen begünstigt. Die Poesie ist überhaupt und immer und überall Sache der Jugend, der fesselosen Gesinnung; der alternde Mann, der berechnende Kaufmann, der verantwortliche Beamte ist in der Regel kein Poet, und wenn er es trotz aller der Poesie feindlichen Elemente seines Berufes bleibt; ist's eine Ausnahme. Einzelne Personen machen wohl Ausnahmen, niemals aber ganze Völker.

Confucius sammelte aus dem poetischen Schatze der Nation, was ihm für seine Zwecke brauchbar und denselben nicht widersprechend erschien, und legte dieß in seinem Schiking nieder. Schiking zerfällt in vier Abschnitte. Der erste heißt Kue-fung, Volksgesänge, welche sich auf Hochzeit und Liebe, die verschiedenen Arbeiten im Feld und Haus u. s. w. beziehen. Die zweite und dritte Abtheilung Siao-ja und Ta-ja, große und kleine Erhabenheit, sind in höherem Tone gehalten, und entsprechen unseren Oden; sie feiern die erhabenen Tugenden der Kaiser, Fürsten, der großen und verdienstvollen Männer der Nation, oder sie enthalten auch Tadel der Laster. Einige sind Danklieder und Gesänge, die bei den Gastmälern abgesungen werden. Der vierte Theil, Sung, besteht aus Hymnen und Lobgesängen auf den Tien oder Himmel und Ehrengesängen für die Ahnen. Viele dieser Gedichte stammen aus den Zeiten der Schung, d. h. 1756—1112 vor Christus. Die Form der Lieder, sagt H. Kurz, ist mit wenig Ausnahmen ein Vers von vier Sylben, der in einigen verschiedenen Versmaßen eingekleidet und mit harmonischen, manchen prosodischen Regeln unterworfenen Reimen geendet ist. Der Styl ist einfach, kräftig, an's Herz sprechend. Man kann ihn nur mit dem des alten Testaments vergleichen.

Obschon nun Confucius durch den Stempel, den er der Nation

*) Eine Sammlung chinesischer Sprüchwörter in den Mémoires conc. les Chinois IV. 268. X. 144 ff., die in der That so trefflich sind, daß sie eine besondere Uebersetzung und Herausgabe verdienten.

aufprägte, der poetischen Entwickelung ein Hemmniß anlegte, so sind doch fortwährend Dichter in allen Gattungen der Dichtung aufgetreten.

Als die bedeutendsten Dichter nach der Zusammenstellung des Schiking nennt H. Kurz Tu-fu und Li-thaipe, die beide dem 8. Jahrhundert nach Chr. Geb. angehören. Tu-fu stand seinem Zeitalter als Fremdling gegenüber, er entsagte daher auch allen Ansprüchen auf höhere Stellen und lebte nur der Dichtung. Thaipe dagegen lebte am Hofe. Seine Gedichte sind nebst anderen gesammelt worden.

Eine epische Literatur haben die Chinesen nicht, obschon sie in alter Zeit gewiß vorhanden gewesen ist; aber wie bei uns, ist sie in den Roman übergegangen und lebt als solche noch heute fort. Das Epos mußte zu allererst von dem Geiste, den Confucius hervorgerufen hatte, beseitigt werden.

Die Romanenliteratur Chinas ist überaus reich, und es sind schon mehrere derselben in das Französische, Englische und Deutsche übersetzt worden. Ich führe davon diejenigen an, die zu meiner Kenntniß gekommen sind:

Iu-Kiao-Li on les deux cousines, roman chinois trad. par Abel Rémusat. Par. 1826. 4 Bde. 8.

The fortunate Union, a chinese romance translated from the original by J. J. Davis. Lond. 1829. 3 Bde. 8.

Contes chinois traduits par Mm. Davis, le P. d'Entrecolles etc. et publiés par M. Abel Rémusat. Par. 1827. 3 Bde. 12.

Blanche et Bleue, roman chinois tr. par Stanislas Julien. Par. 1834. 8.

Das Blumenblatt, eine epische Dichtung der Chinesen, aus dem Original übersetzt von D. Heinrich Kurz. Mit einleitenden Bemerkungen über die chinesische Poesie und einer chinesischen Novelle als Anhang. St. Gallen 1836. 8.

Hao-Khieou-Tchouan ou la Femme accomplie, roman chinois trad. sur le texte original par Mr. Galliard d'Arcy. Par. 1842. 8.

Wang Keaou Ewan Pih Neen Chan Han, oder die blutige Rache einer jungen Frau. Chinesische Erzählung nach der in Canton 1839 erschienenen (englischen) Ausgabe von Gloth übersetzt von Adolf Böttger. Leipzig 1846. 8.

Diese Romane bieten eine außerordentliche Fülle von Schilderungen der chinesischen Zustände, Sitten und Gebräuche, Ansichten und Meinungen dar, wie ich sie denn auch für diesen Zweck im Vorhergehenden vielfach benutzt habe. Die Erzählung ist in ihnen ganz einfach und der Sache angemessen, und man kann sie wohl am treffendsten mit den Romanen des europäischen Mittelalters, ja mit Boccaccio vergleichen. Die Geschichte spiegelt sich in ihnen so ruhig wieder, wie das Bild einer Landschaft in der glatten Ober-

fläche eines vom Winde nicht berührten Sees, und Niemand, dem das chineſiſche Weſen nicht ganz fremd iſt, wird dieſe Bücher unbefriedigt aus der Hand legen. Die Charakterſchilderung iſt ſtets treffend und ſehr mannichfaltig, obſchon ſtets ächt chineſiſch*).

Minder anſprechend für uns iſt das chineſiſche Drama, von denen folgende in die europäiſchen Sprachen überſetzt ſind.

Tchao chi cou ell ou le petit orphelin de la maison Tchao, tragédie chinoise, bei du Halde III. 417—461.

Hoei-lan-ki ou l'histoire du cercle du craie, drame en prose et en vers, tr. du chinois et accompagné de notes par Stanislas Julien. Lond. 1832. 8.

Les intrigues d'une soubrette, comédie chinoise, traduite par Bazin aîné. Par. 1835. 8.

Han-koung-thsie ou les chagrins dans le palais de Han, in englischer Ueberſetzung von Davis als Anhang zur fortunate union und Journal asiatique 2. Reihe 4. Thl. S. 1. ff. von Klaproth beurtheilt.

Le pi-pa-ki ou l'histoire du Luth, drame chinois de Kao-tong-kia, représenté à Peking en 1404 avec les changemens de Mao-tseu, trad. sur le texte original par M. Bazin aîné. Par. 1841. 8.

Die dramatiſche Literatur iſt überaus zahlreich, und iſt fortwährend im Wachsthum begriffen, wie denn unter andern die Kön. Bibliothek zu Berlin eine Sammlung von 60 dramatiſchen Stücken beſitzt, deren Titel den Inhalt andeuten, z. B. die Päonie, der weiße Haſe, der Ring von Jaspis, die beiden Perlen, der Goldſpatz, die tauſend Goldſtücke, die beiden Kuſchen u. ſ. w. (ſ. Schott's Verzeichniß S. 95.).

Die chineſiſchen Dramen ſind meiſt hiſtoriſchen Inhalts, doch iſt der Stoff immer einem entfernten Zeitalter entnommen, Stoffe, welche die herrſchende Dynaſtie berühren, kommen nicht auf die Bühne. Das Geſetz verbietet, wie wir oben ſahen, die alten Kaiſer und großen Männer der Nation der Schauluſt des Volkes Preis zu geben. Die Bühne ſelbſt, deren jedes größere Privathaus eine hat, iſt ſehr einfach und von künſtlicher Decoration dabei keine Rede. Der Fantaſie des Zuſchauers bleibt es überlaſſen, den Schauplatz ſich als Garten, Stadt, Zimmer oder Feſtung auszumalen.

Der Leſer wird den Geiſt der chineſiſchen Dramen am beſten aus einem Auszuge erkennen, den ich aus dem jüngſt erſchienenen Pi-pa-ki folgen laſſe. Dem Drama geht eine Art Vorrede in Ge-

*) Vergl. noch die bei du Halde III. 362. ff. mitgetheilten Proben chineſiſcher Romane.

**) Barrow I. 266. Davis II. 121. ff.

stalt eines Dialogs zwischen einem chinesischen Herausgeber und einem jungen Gelehrten voraus.

Der Gelehrte fragt: welche Bücher er für die Meisterwerke der chinesischen Literatur halte. Der Herausgeber bezeichnet als solche die Werke des Tschouang-tseu, Khio-youen, See-ma-thsien, Tou-fou, Chi-mai-ngan und Wang-schi-fou, bemerkt aber auf den Einwurf, daß es deren wohl noch mehrere gebe, und daß, wenn man mit den Fingern alle Schriftsteller von großem Verdienst abzählen wollte, sich wohl noch mehr als sechs zusammenfinden würden. Als nun der Gelehrte fragt, warum man immer nur jene sechs anführe, erwidert der Herausgeber: „Verstehen wir es recht; was ist das Genie (Thsai)? Das Genie hat seine Quelle in der Natur; es entfaltet sich, es bildet sich durch die Leidenschaften; es lehnt sich an die Gebräuche, an die Gerechtigkeit, und nimmt, fürchtend, sich zu verirren, nie seinen Weg ohne Führer, und auf das Gerathewohl. Es weiß von der Freude an wunderbaren und an fabelhaften Begebenheiten abzustehen. Tschouang-tseu z. B. überläßt sich seiner Einbildungskraft, aber er erreicht seinen Zweck. Khio-youen hat vielleicht zu viel Feuer, zu viel Gluth; aber er hat Gerechtigkeit und Gesetzmäßigkeit. Tou-fou hat die Harmlosigkeit eines Kindes, aber auch Freimüthigkeit und Weisheit. So hat denn jeder Schriftsteller seinen eigenthümlichen Genius und eine Art, welche natürlich ist. Die Seeräuber spielen eine große Rolle im Schouihou-tschouen; dennoch entfernt sich Chi-mai-ngan nicht von der Gerechtigkeit und Billigkeit. In dem Pavillon des Westens finden Besprechungen über die Wollust Statt, allein man muß bekennen, daß Wang-schi-fou tief in die Leidenschaften eingeht. Ich wiederhole, daß jeder dieser Schriftsteller ein geistiges Gepräge besitzt, welches ihm eigenthümlich ist, daher hat man diese sechs auch Thsai-tseu, Schriftsteller von Genie genannt. Wer kann ihnen diesen Titel streitig machen? Vergleichet nur die geschichtlichen Schauspiele der Thang- und Song-Dynastien, (8. u. 10. Jahrh. nach Chr. Geb.) und der Youen-Dynastie (13. u. 14. Jahrh.), welche allein mehr als 500 Bände bilden, leset die Stücke der Ming-Dynastie. Was findet man da? Einen narrenhaften Dialog, eine Menge von Scenen, in denen man den Straßenlärm und die gemeine Sprache der Kreuzwege zu vernehmen meint; die Ausschweifungen der Dämonen und Geister, ferner Liebeshändel, die wider die Zartheit der Sitte verstoßen, und was folgt daraus? Daß der Blick des Menschen getrübt und verirrt wird, daß das Herz von dem wilden Strome der Leidenschaften gefaßt wird und darin endlich untergeht. Wenn man den Zweck aufsucht, nach welchem Pe-schin-fou und andere Schriftsteller der Youen-Dynastie strebten, so erkennt man sofort, daß die einzige Absicht ihrer Schriften dahin ging, die Menge durch das Schauspiel der Freude zu erfreuen, oder durch das der Trauer aufzuregen.

Was aber die betrifft, welche die Erziehung des Menſchen durch Lehre und Beiſpiel befördern wollen, ſo kommen auf zehntauſend nicht einer.

Hierauf befragt der Gelehrte den Herausgeber über ſeine Anſicht von Pi-pa-ki, und dieſer erwidert: Ein Miniſter, der ſeinem Fürſten dient, ein Sohn, der ſeinen Eltern dienen will, zwei vollkommene Gatten, eine erſte und eine Nebenfrau, die ſich lieben, Freunde, die ſich helfen, das ſind die Hauptperſonen, welche Kao-tong-kia in ſeinem Stücke vorführt. Wo nun, ſelbſt im kleinſten Flecken, eine Bande Schauſpieler auf die Bühne ſteigt, um Pi-pa-ki darzuſtellen, füllt ſich ſofort der Saal. Und wenn ſie nun die Scenen der Hungersnoth und der Trennung, die Scene, wo Tſai-yong das Mitleid des Himmelsſohnes im kaiſerlichen Palaſt erfleht, oder die Scene darſtellen, wo Tſchao-ou-niang ihr Haar verkauft, um einen Sarg zu kaufen, und Erde zu einem Grabe zuſammenhäuft, dann röthen ſich alle Wangen, dann brennen alle Ohren bei allen Zuſchauern, Eigenthümern, betagten Frauen, jungen Hirten, Holzhauern, ehrwürdigen Greiſen. Die Thränen rinnen ihnen über die Wangen, alle Geſichter ſind verſtört, man hört nur ſeufzen und ſchluchzen bis zum Ende des Stückes. Als ich dieſes Stück zum erſten Male aufführen ſah, ſo rief ich in meiner Begeiſterung: dieſes Stück iſt das ſiebente Thſai-tſeu, Genielwerk. Sofort unternahm ich eine Reviſion des Textes; ich verweilte mit Sorgfalt bei der Form jeder Redensart, ich übergab die Handſchrift meinem Sohne und trug ihm auf, die Abſchrift mit dem Original zu vergleichen, nützliche Veränderungen vorzunehmen und mir zu helfen, die letzte Hand daran zu legen. Als ich nun ſpäter das von meinem Sohn corrigirte Werk überlas, der ſich ſeines Auftrages trefflich entledigt und die lyriſchen Stücke in regelmäßige Strophen getheilt und die Arien den Worten angeeignet hatte, ſo war es mir, als ſtünde ich einem Werke der Alten gegenüber und als hätte ich Perſonen in's Leben zurückgerufen, die vor tauſend Jahren gelebt hatten. In dieſer Weiſe enthält dann die dialogiſirte Vorrede, welche 18 Seiten einnimmt, eine Kritik des Stückes.

Darauf folgt das Perſonenverzeichniß mit 35 Namen, vielen ſprechenden Dienern, Fahnenträgern, Gerichtsdienern, ſo wie einer Menge ſtummer Perſonen, nämlich 500 Baccalaureen, übernatürlichen Weſen und hölliſcher Miliz.

Der Inhalt des Stückes geht dem eigentlichen Texte voraus, indem ein Schauſpieldirector mit ſeiner Bande auftritt und denſelben nach kurzem Dialog folgender Geſtalt herſagt.

Tſchao iſt eine junge Frau von beſonderer Schönheit, Tſai-yong ein vollendeter Baccalaureus. Sie waren kaum zwei Monate durch geſetzmäßige Bande vereinigt, als der Kaiſer alle Gelehrten

des Reiches zusammenberief und die Eröffnung der Prüfungen ansetzte. Tsai-yong gab den Bitten seines Vaters nach und reiste nach der Hauptstadt ab, errang die academische Palme und erlangte auf einmal den ersten Rang der Doctoren. Sofort ging er ein neues Ehebündniß ein; er heirathete Neou-schi, aber da er einmal durch seine Erfolge auf den Gipfel des Ruhmes, der Größe und des Glückes gestiegen, konnte er sich dem Staatsdienste nicht länger entziehen. Während dieser Zeit richtete eine Hungersnoth in seinem Geburtslande Verwüstungen an; sein Vater und seine Mutter starben eins nach dem andern; welch eine Quelle von Jammer für den jungen Mann. Tschao, die junge Frau, von Kummer trunken, erfüllt alle Pflichten, welche die Gebräuche ihr auferlegen. Sie schneidet ihr Haar ab und verkauft dasselbe, um den Eltern ihres Gatten die Bestattung gewähren zu können; sie sammelt Erde in ihrem hänfenen Gewande und errichtet ihnen einen Hügel. Dann ergriff sie ihre Laute und wandert nach der Hauptstadt. Man sieht sie, wie sie auf den Straßen die häuslichen Tugenden preiset und besingt. Die Wiedererkennung von Tschao und Tsai-hang findet in einer Bibliothek Statt. Auf diese Wiedererkennung folgen Thränen, Seufzer und bittere Klagen. Der junge Mann ist durchdrungen von kindlicher Frömmigkeit, Nieou-schi von Weisheit und Mäßigung. Endlich begiebt sich Tsai-yong, von seinen beiden Frauen begleitet, in seine Heimath zurück und erfüllt die Trauergebräuche.

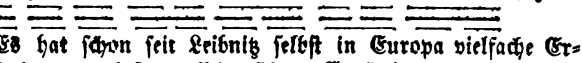
Nun erst beginnt das Stück selbst, das in 24 Bilder oder Scenen abgetheilt ist. Auch dieses Stück athmet, wie alle Producte chinesischer Literatur die reinste Moral und vor Allem die innigste Liebe und Ehrfurcht gegen die Eltern und gleich die erste Scene enthält den lebendigsten Ausdruck derselben. Es würde jedoch zu viel Raum wegnehmen, wollten wir auf die Einzelnheiten eingehen.

Wie nun kein Werk der chinesischen Literatur auf allgemeine Anerkennung und dauernden Beifall Anspruch machen kann, wenn es nicht im Geiste der durch Confucius zur Geltung gebrachten Lehren abgefaßt ist, so sind denn die Schriften des Confucius selbst die Quelle, auf welche der Chinese, der auf Geistesbildung sein Streben richtet, immer wieder zurückkommt. Diese Schriften, so wie die im Geiste derselben abgefaßten Erläuterungen, nennt der Chinese die King oder Hauptwerke und classische Bücher. Es sind aber

1) der Schu-King, das Buch der Geschichte in vier Abtheilungen. Den Umfang dieses Werkes kann man daraus ermessen, daß es 90 Doppelseiten in hoch Quart in der französischer Uebersetzung von G. Pauthier einnimmt.

2) Y-King, das Buch der Veränderungen. Es ist dieß ein uraltes, dem Fohi zugeschriebenes Büchlein, welches 64 Zusammenstel-

lungen von ganzen und gebrochenen Linien, je in 3 Reihen enthält, z. B.



u. s. w. Es hat schon seit Leibnitz selbst in Europa vielfache Erklärungsversuche veranlaßt, allein schon Confucius war mit den Auslegungen seiner Landsleute nicht zufrieden*).

3) Der Schi-king, den wir bereits näher betrachtet haben.

4) Der Ta-hio oder das große Studium, ein Werk von Confucius und seinem Schüler Thseng-tsen. Man hatte dasselbe ehedem in dem großen Lehrsaale, oder dem großen kaiserlichen Collegium als Lehrbuch eingeführt, und Jedermann richtete darnach seine Handlungsweise ein, wie Doctor Tschou-ssi in der Einleitung zu diesem Werke bemerkt. Es besteht aus nicht mehr als sieben Capiteln, der Commentar des Schülers aber aus zehn.

5) Tschoung-Young, oder die Unveränderlichkeit in der Mitte, von dem Enkel des Confucius Tseu-sse zusammengetragen, enthält 33 Capitel und die Lehre von der Vernunft und den Vorschriften, die sie dem Menschen giebt (übersetzt in G. Pauthiers livres sacrés S. 163. — 176.).

6) Lún-yú, oder philosophische Gespräche im Sinne des Confucius (ebenfalls bei G. Pauthier 177.—218.).

7) Das Buch des Meng-tseu, das hauptsächlich von der Gerechtigkeit und Menschlichkeit handelt und durch Beispiele aus der Geschichte zu belehren sucht, und wobei Confucius immer als die vornehmste Quelle angeführt wird (Meng-tseu in Pauthiers Sammlung und eine lateinische Bearbeitung von Stanislaus Julien). Th. I. Paris 1824. 8.

Die Kunst

ist in China, eben so wie die Literatur im vollständigen Einklange mit den übrigen Lebenserscheinungen und ein wesentlicher Theil derselben.

Dieses gilt namentlich von der Musik, die Confucius nicht allein als eines der wichtigsten Bildungsmittel der einzelnen Menschen betrachtete, sondern auch, nach dem Beispiele der Alten, als einen der wirksamsten Hebel für die patriotischen und religiösen Gefühle der Nation anempfahl. Die chinesische Musik ist aber ganz von der unsrigen verschieden, und die unsrige macht gar wenig Eindruck auf die Chinesen. Als Pater Amiot**), welcher Flöte und

*) S. Barrow II. 44. Joh. Thom. Haupts neue und vollständige Auslegung des von dem Stifter und ersten Kaiser des chines. Reiches Fo-hi hinterlassenen Buchs Ye-Kün. Rostock und Wismar 1753. 8., worin auch die von europäischen Gelehrten versuchten Auslegungen dargelegt und erläutert werden. Y-King ed Jul. Mohl. vol. I. Stuttg. 1834. 8.

**) De la musique des Chinois tant anciens que modernes par M. Amiot in den mémoires conc. les Chinois VI. 1. vergl. du Halde III. 328. Barrow II. 86. Journal asiatique 2. Série T. X. p. 100. Downing I. 62. Davis II. 183.

Clavier spielte, europäische Stücke vortrug, bemerkte man ihm, daß diese Sachen nicht für chinesische Ohren, oder chinesische Ohren für diese Melodien nicht gemacht seyen, und daß sie die Schönheiten derselben durchaus nicht empfinden könnten. Ein chinesischer Doctor aus der Academie der Hanlin bemerkte noch: Die Klänge unserer Musik gleiten vom Ohre bis in's Herz, und von da in die Seele. Wir fühlen sie, wir begreifen sie; was Ihr uns vortragt, thut das nicht. Die Arien unserer alten Musik waren aber noch viel mehr; wenn man sie hörte, war man entzückt. Alle unsere Bücher machen die größten Lobeserhebungen davon, aber sie belehren uns auch, daß wir viel von der vortrefflichen Methode verloren haben, womit unsere Alten so herrliche Wirkungen hervorgebracht haben. Pater Amiot forschte deshalb nach, und fand, daß die Chinesen eine große Anzahl Bücher über die Musik besitzen, von denen er denn auch ein Verzeichniß mittheilt, das 69 Nummern enthält, und aus denen er ein eigenes, durch zahlreiche Abbildungen erläutertes Werk zusammenstellte, das mit der Lehre von den Tönen beginnt. Darauf werden die Töne betrachtet, welche die verschiedenen Stoffe von sich geben, namentlich die Haut, der Stein, das Metall, die gebrannte Erde, die Seide, das Holz, der Bambus, die Calebasse. Aus allen diesen Stoffen hatte man Instrumente gefertigt, und sie führten damit Musiken auf, die auf genauer Berechnung der Töne beruheten.

Diese Instrumente waren Trommeln verschiedener Art, Tsou-Kou, Yng-Kou, die zum Theil sehr groß auf Gestellen standen, theils an langen Handhaben gehalten wurden; ferner der Pien-king, ein Instrument, das aus 16 Steinen zusammengesetzt ist, welche flach sind, die Gestalt einer Art haben und in zwei Reihen an einem Holzgestelle aufgehängt sind. Der Stein ist schwarz und klingt wie Metall, es ist wahrscheinlich ein Kieselschiefer oder Probirstein. Der moderne King besteht aus Jade, und soll nicht übel klingen*). Man hat ferner Glocken aus Metall, Becken, die je nach der Größe in einem Holzgestelle aufgehängt sind, den größeren Gong oder die aus Metallfäden geflochtenen und durch Schlagen, in der Art der Damascirung vereinigten Becken von außerordentlich kräftigem Tone.

Aus Holz ist ferner ein seltsames Instrument, das die Gestalt eines liegenden Tigers hat, von dessen Rücken eine Art Kamm aufragt, über den man hinfährt, um demselben einen Ton zu entlocken. Dann hat man eine Art Clavier oder Hackebret, das mit Seidenfäden bespannt ist, vor welches man sich setzt, und das man nach Art der Harfe mit den Fingern spielt. Man hat ferner mehrere lauten- und geigenartige Instrumente, mit längerem und kürzerem Halse, ovalen oder kreisrunden, flachen oder gewölbten Kasten, die

*) Eine neuseeländische Axtklinge meiner Sammlung, die allerdings sehr dünn ist, giebt angeschlagen einen angenehmen Ton von sich.

mit den Fingern oder dem Bogen gestrichen werden. Sehr mannichfaltig sind die Blaseinstrumente aus Rohr, Holz, Horn, Metall, die unsern Flöten, Clarinetten, Trompeten und Hörnern, so wie dem Dudelsacke gleichen. Das seltsamste Blaseinstrument ist wohl der Scheng, es gleicht fast einer Theekanne mit S förmigem Ausgußrohr; in die obere Oeffnung sind 24 Pfeifenröhre von verschiedener, nach dem Tone berechneter Länge in guter Ordnung eingelassen. Wenn man nun durch die Röhre Luft hineinbringt, wird diese in die Pfeifen getrieben und bringt den bestimmten Ton hervor.

Wir sehen also, daß die Musik, obschon ganz verschieden von der europäischen, sehr ausgebildet ist, daß man den Klang der verschiedenen Stoffe kennt, das Verhältniß der Töne zu einander berechnet hat, und dadurch eine beabsichtigte Wirkung auf das Gemüth hervorzubringen versteht. Allein schon Confucius klagte zu seiner Zeit über den Verfall der musicalischen Kunst; er suchte die alten Musiken sorgsam auf, und suchte auch der Musik ihre frühere Geltung wieder zu verschaffen. Die gegenwärtigen Chinesen haben dieselbe Klage. Eigentliche Noten haben die Chinesen nicht, obschon sie gewisse musicalische Zeichen besitzen, womit sie die flüchtigen Töne festhalten und Anderen zu überliefern im Stande sind.

Die bildende Kunst der Chinesen ist wie bei allen Völkern aus der Baukunst hervorgegangen. Ich habe schon oben angedeutet, wie in der frühesten Zeit auch in China jene großen aus Erde aufgeführten Pyramiden wahrscheinlich vorhanden gewesen, die wir noch in Aegypten und den altamerikanischen Reichen angetroffen haben. Fortschreitende Bearbeitung des Bodens, namhafte Vermehrung der Volksmenge ließen diese großen Bauwerke allgemach von der Oberfläche der Erde verschwinden, oder gaben ihnen eine angemessene, weniger Raum verzehrende Gestalt, wie sie uns in den heiligen Thürmen entgegentritt. Die alten Pyramiden bestanden wahrscheinlich wie die der Azteken, Aethiopier und Perser aus vierseitigen Hügeln, auf deren Vorderseite eine Freitreppe hinanging. Malpière giebt die Abbildung eines solchen heiligen Thurmes, auf dessen Vorderseite allerdings noch eine steile Freitreppe die Façade des ersten Stockwerkes durchschneidet. Die übrigen Stockwerke, oft bis zu neun, ruhen in Absätzen eines über dem andern. Man bemerkt auf den chinesischen Bildern das Bestreben, dieser einer architectonischen Entwickelung allerdings sehr ungünstigen Grundform durch Gliederung einige Mannichfaltigkeit zu gewähren; man sieht Thürme, deren einzelne Stockwerke, wie die übereinander ruhenden Kugeln der Calabasse, da, wo sie sich berühren, abgerundet sind; an andern ist die Kante der Würfel abgeplattet, so daß sie vier breite und vier schmale Seitenflächen zeigen; wieder andere haben zwischen den Stockwerken breite Simse, andere kleine Dächer, die weit heraustreten, und von denen Glöckchen herabhängen. Auch Sculpturen fehlen nicht.

Die übrigen, dem Staate oder Privatpersonen angehörigen Gebäude sind sämmtlich in dem von uns früher geschilderten, aus dem Bedürfniß und der Bequemlichkeit hervorgegangenen Style errichtet. Die Kunst tritt hierbei weniger, als die eigentliche Bildnerin des Ganzen, denn vielmehr als die verschönernde Schmückerin auf. Sie wirkt sowohl durch plastische Verzierungen, als auch durch die glänzenden Farben, womit sie die einzelnen Theile, die Wände, das Dach, die Säulen übergießt. Die Säulen sind meist sehr schlank, mit niedrigen, fast nur in einem Wulst bestehenden Fuße; die Capitäle bilden einen Würfel, woran in Gold oder andern grellen Farben schöngezeichnete Inschriften stehen. Die Chinesen benutzen überhaupt ihre Schrift, namentlich die alte Canzleischrift zur Verzierung der Wände und Säulen, und wie wir Bilder und Kupferstiche in unseren Zimmern aufhängen, so sieht man in den chinesischen Gebäuden Schrifttafeln in herrlichen Farben und von schöngeschnitzten Rahmen zierlich umfaßt. Die Säulen sind oben wie unten am Boden oft durch ein buntes Latten- und Gitterwerk mit einander in Zusammenhang gebracht, das uns alle nur erdenkliche mäandrische Verzweigungen und Kreuzungen, fast stets im rechten Winkel zeigt. Hie und da benutzt man namentlich in den Ecken die natürliche Wurzelform zur Verbindung der Stäbe, was eine angenehme Wirkung hervorbringt.

An steinernen Mauern sind diese Balustraden, Fensteröffnungen und Gewände im Runden ausgeführt, und sie stellen die niedlichsten und geschmackvollsten Verschlingungen dar, denen wir auch in der byzantinischen Kunst begegnen. Man hat da Knoten, Schleifen, Schlingungen, wie sie in der Natur, namentlich bei Schlangen, Wurzeln, Schlingpflanzen, Corallenbildungen öfter vorkommen. Solche Ornamente sind dann meist in anderer Farbe, gewöhnlich dunkler, an den Rändern, unter den Simsen der Gartenmauern angebracht.

Die Giebel, Dachecken und Firsten der Gebäude werden häufig mit Vogelgestalten oder mit Drachen plastisch ausgeschmückt, die immer reich vergoldet sind; auch das Fabelthier Ki-lin, das wir bei der Geburt des Confucius kennen lernten, erscheint dabei. Zum Theil dienen diese Gebilde als Wetterfahne, zum Theil auch als Mündungen der Regenrinnen, wie wir sie auch an Gebäuden des deutschen Mittelalters bemerken.

Es ist wohl überhaupt kein Naturgebilde, was die Chinesen nicht in den Bereich ihrer plastischen Kunst und Ornamentistik gezogen hätten, den Wurm, wie den Schmetterling, Käfer und die Cicade; die Coralle, die Muschel und Schnecke, die Schildkröte wie die Eidechse und Schlange, die Fische in allen Formen, die Vögel, die Säugethiere und die Menschengestalt, Pflanzen jeder Gattung, so wie die Felsenbildung des Süßwasserquarzes, wie des Basaltes, treten uns in den Verzierungen der chinesischen Gebäude entgegen.

Allen chinesischen Wohnhäusern ist eine gewisse Zierlichkeit und Nettigkeit eigen, die jedoch nicht in's Kleinliche und Gezierte übergeht. In den Abbildungen bei Malpière sehen wir mehrere Häuser und deren Inneres dargestellt, aus denen wir manche Eigenthümlichkeit der chinesischen Architectur erkennen. Ich verweise namentlich auf die Landhäuser, welche mitten im Wasser angelegt sind, und deren Unterbau die Gestalt eines Schiffes hat, auf die schönen, geschmackvollen Pavillons, die sich durch Reichthum der Verzierungen auszeichnen, und die schönen Säle und Corridore, die wir dort erblicken.

Die Bildnerei der Chinesen ist niemals eine selbständige und allein dastehende Kunst. Die Statuen der Gottheiten, Menschen und Thiere sind stets mit Tempeln, Grabmälern und Wohnhäusern oder Palästen in Zusammenhang, sie erscheinen nie als selbständige Kunstwerke*).

Bei Darstellung der buddhistischen Gottheiten begegnen wir einem, den Chinesen eigentlich fremdartigen, indischen Styl, den wir später kennen lernen. Nationell chinesisch sind die Statuen der Genien, der Kouan-yn, des Confucius, der Geistlichen, der Beamten, die immer in voller, reicher Kleidung erscheinen, und an denen nur Gesicht und Hände Gelegenheit zu naturgetreuer Darstellung geben, die denn auch stets meisterhaft ist. Die Gesichter, natürlich stets mit volksthümlichem Ausdruck, sind mit Genauigkeit ausgeführt, die Hände an den Frauenbildern immer sehr zierlich und schön. Die Gewänder, der Faltenwurf sind naturgetreu wiedergegeben und bis in's kleinste Detail, in Stickerei und Beiwerken sorgfältig ausgeführt. Der 16. Saal der Königl. Gefäß-Sammlung zu Dresden enthält eine zahlreiche Sammlung von Porzellanstatuen, unter anderen auch Darstellungen von Holländern und Franzosen, die überaus charakteristisch im Costüme ihrer Zeit aufgefaßt sind, und in Gesichts- und Körperbildung, in der Haltung wie in der Tracht die Volksthümlichkeit vortrefflich ausdrücken.

Die Thiere, welche die Chinesen plastisch darstellen, sind Elefanten, Büffel, Hunde, Hasen, Pferde, Rinder, dann Adler, Hähne, Tauben, Enten, Goldfische, Schildkröten, Schmetterlinge, Muscheln. Die Exemplare, welche ich in Porzellan und Speckstein vor mir habe, sind äußerst naturgetreu. Nicht minder gelungen sind die Blumen, welche namentlich in Porzellan vortrefflich ausgeführt werden

*) Ich besitze eine chinesische Maske von Pappe, welche das feine, Verstand und Wohlwollen ausdrückende Gesicht eines vornehmen Mannes darstellt. Die aufwärts zum Lächeln verzogene Oberlippe zeigt eine Reihe wohlgebildeter Zähne. Das Ganze ist so vortrefflich modellirt, daß man es wirklich in die Reihe von Kunstwerken aufnehmen kann. Die Chinesen fertigen in dieser Weise ganze Porträtbüsten mit natürlichem Haar und wirklicher Bekleidung.

und besonders als Verzierung an Tassen, Kannen, Flaschen und andern Gefäßen erscheinen. Die mythologischen Thiere, wie die Tempel bewachenden, auf dem Hintertheil sitzenden Löwen, die Drachen, das heilige Thier Ki-lin und andere öfter vorkommende Gebilde erinnern an die neuseeländischen, altmexicanischen und ägyptischen Formen. Sie kommen in Marmor und andern harten Steinarten, in Bronzeguß auch colossal vor, und sollen dann mit größter technischer Vollendung ausgeführt seyn. Der vortrefflichen Elfenbeinarbeiten, besonders der Schiffmodelle, Schachspiele, ist bereits Erwähnung gethan.

Die halberhabenen Arbeiten, die man an Theebüchsen, an Gefäßen, Kästen, dann aber auch als selbständige Kunstwerke für die Ausschmückung der Zimmer antrifft, kommen in außerordentlicher Anzahl vor. Wir finden sie in Holz, Elfenbein, Speckstein, dann aber auch in mehreren verschiedenartig zusammengesetzten Stoffen; so kommen z. B. Reliefs aus Speckstein auf Papier, Seide und Holz, aus Perlmutter auf Holz, aus Pappe und Seide auf Papier vor; es sind theils menschliche Scenen, worunter oft etwas obscöne Darstellungen, theils Blumen, Gefäße und dergl. Eigenthümlich sind den Chinesen jene Relieftafeln, die an einander geheftet oder geklebt und zum Zusammenfalten eingerichtet wie Bücher erscheinen.

Die Malerei der Chinesen ist sehr ausgebildet und wird durch den technisch sehr vollkommenen Apparat unterstützt. Wir lernten die Geschicklichkeit der Chinesen in Herstellung ihrer vortrefflichen Tusche, der verschiedenartigen Farben, der Lacke und Firnisse bereits kennen. Man hat chinesische Farbenkästen, die, wie Alles, was aus China kommt, überaus zierlich eingerichtet sind, und eine große Auswahl Erd- und Saftfarben in Porzellannäpfchen enthalten. Man hat ferner ganze Farbenpalletten, die aus mehreren zusammen vereinigten Porzellannäpfen bestehen. Die besten chinesischen Bilder sind in Wasserfarben ausgeführt und auf Papier oder Seide aufgetragen. Doch kennt man auch die Oelfarben. Zum Vertreiben derselben bedienen sich die Chinesen eines Pinsels, der aus Schweinsborsten besteht, die in eine wie beim Bleistift übliche Hülse gefaßt sind, und je nachdem der Pinsel hart oder weich seyn soll, mehr oder minder herausgezogen werden*). Die feinen, nur aus wenig Haaren bestehenden Malerpinsel sind stets durch ein aufgesteckes Rohr vor Staub geschützt. Die Gemälde auf Reispapier, welche aus China nach Europa kommen, und menschliche Figuren und Gruppen, Scenen, Schiffe, naturhistorische Gegenstände darstellen, zeigen große Vollendung; seltener sind die auf Seidenstoff ausgeführten, meist in lange Rollen gebrachten historischen Gemälde, die noch vorzüglicher

*) S. allgem. Industrie- und Gewerbeblatt. Gratz 1847. S. 52. vergl. Meyen II. 364. Barrow II. 88. Downing II. 45. über den chines. Maler Lamquoi.

sind. Die Farben sind vortrefflich, allein in der Zeichnung, wie in der Anordnung von Licht und Schatten vermißt man die bewußte, aus mathematischen Regeln berechnete Perspective, wie sie in Europa seit Albrecht Dürer und Leonardo da Vinci angewendet wird. Die im menschlichen Auge begründete natürliche Perspective fehlt jedoch in besseren Gemälden niemals, obschon sie auf Vasenbildern eben so wenig anzutreffen ist, wie auf den altetruriſchen und altgriechischen Vasen.

Die Gefäßbildnerei ist vielleicht derjenige Kunstzweig, worin es die Chinesen am weitesten gebracht haben. Sie fertigen Gefäße in Metall, allen Stein- und Erdarten, Porzellan, Glas, Elfenbein, Thierhorn, Schildkröten- und Muschelschale, Holz und anderm Pflanzenstoff. Auf der dritten Tafel habe ich einige von Pauthier nach chinesischen Zeichnungen mitgetheilte Metallgefäße, und auf der vierten die Hauptformen der in der Königl. Porzellan- und Gefäße-Sammlung zu Dresden vorhandenen Hauptformen chinesischer Gefäße zusammengestellt, wobei ich jedoch nur die eigentlichen Ziergefäße berücksichtigt und die unendlich mannichfaltigen Formen der Theekannen, Theebüchsen, Tassen, Schalen, Teller, Fruchtkörbe und andere dem gemeinen Gebrauche gewidmeten Gefäße weggelassen habe.

Die Vasen der dritten Tafel sind aus Erz und gehören der ältesten Zeit an*). Die erste derselben stammt aus den Zeiten der Schan-Dynastie (1766—1121 vor Chr. Geb.), ist einen halben Fuß hoch und war dem Himmel und den Vorfahren gewidmet. Nr. 2. aus derselben Zeit hat gleiche Höhe und die Inschrift Sún, d. h. Enkel. Nr. 3. aus der Tscheou-Dynastie (1122 bis 248 vor Chr. G.) ist 9 chinesische Zoll, also ziemlich einen Fuß hoch, die folgende aber 1½ Fuß. Nr. 5 ist ein Opfergefäß aus derselben Zeit und hat fast einen Fuß Höhe und wiegt 12 Pfund und 6 Unzen. Nr. 6 gleichen Alters und für Thee oder Wein bestimmt.

Auch in neuer Zeit fertigt man in Bronze vortreffliche Gefäße, vornehmlich Räuchervasen, deren Körper gemeiniglich eine melonenartige Frucht bilden, während Füße und Henkel so wie Deckelgriff von dem Ranken- und Blattwerke hergestellt werden. Der Guß ist meist überaus dünn, die Oberfläche farbig gehalten.

Man fertigt auch aus getriebenem Kupfer Gefäße von merkwürdiger Dünne und Leichtigkeit, die man farbig emaillirt. An diesen Gefäßen, namentlich den Gießkannen, finden wir kühn geschwungene Henkel und im Ganzen schöne durchgebildete Formen. Die Malerei ist in der Regel der Pflanzenwelt entlehnt, die Farben sind überaus glänzend und lebhaft.

*) G. Pauthier (Chine S. 201. ff) entnahm sie einem im Jahre 1749 erschienenen antiquarischen chinesischen Werke, Si-tchsing-kou-kien, Berichte über die Alterthümer der östlichen Reinheit, so genannt, weil jene Sachen in Ostchina aufgefunden wurden.

Die aus Thiergehörn, Jade, Schildkrötenschale und anderen derartigen Stoffen geschnitzten Gefäße bestehen meist in Bechern, an denen durch Blatt- und Rankenwerk ein Fuß oder Henkel gebildet wird und die überaus zierlich gearbeitet sind. Es kommen auch, namentlich in Jade schlanke Fläschchen vor, deren Henkel in einem Drachen oder einer Eidechse und Schlange besteht. Das Königl. grüne Gewölbe zu Dresden besitzt deren einige von der reinsten und zierlichsten Form. Aus Speckstein hat die Königl. Porzellan- und Gefäße-Sammlung (im 14. Raume) eine Reihe 2 Zoll langer, platter Fläschchen, deren Körper überaus nett, oft in durchbrochener, filagranartiger Arbeit ausgeschnitzt ist; den Deckel bilden kleine, eingeschraubte Thierbildchen.

Die Porzellangefäße zeigen die höchste Vollendung, und ich verweise hinsichtlich derselben auf die 4. Tafel und die Seite 9. 1. ff. dieses Bandes*), wo ich auch meine, auf vieljähriger eigener Anschauung beruhende Bemerkungen über diesen Gegenstand ausgesprochen habe. Ich füge nur noch bei, daß die auf der 4. Tafel dargestellten Formen in allen Größen von 1 Zoll bis 4 Fuß, und sowohl einfach blau auf weißem Grunde, als in bunter Färbung vorkommen, und daß an vielen die Farben noch durch eine eben so glänzende als dauerhafte Vergoldung gehoben werden.

Nachdem wir nun die Erscheinungen des häuslichen wie des öffentlichen Lebens der Chinesen betrachtet, und die Producte ihres Gewerbfleißes, wie ihrer Kunstfertigkeit, ihre Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft kennen gelernt, wenden wir uns zu der

Geschichte

des chinesischen Volkes und Staates, dessen hohes Alterthum namentlich auch daraus erhellt, daß eigentliche Sagen, wie wir sie bei den alten amerikanischen Nationen und den Aegyptern über den Ursprung des Volkes gefunden haben, gar nicht mehr vorhanden zu seyn scheinen. Die von uns erwähnten Geschichtswerke ersten Ranges beginnen sofort mit der Geschichte des Reiches in der Zeit, wo es schon anerkannte, eingeborene Herrscher gab. Von einer rohen Urzeit, von Einwanderungen höher gebildeter Stämme, wie sie uns die altamerikanische, ägyptische, die europäische und die Geschichte der Südsee- und canarischen Inseln zeigt, ist nicht die Rede**).

---

*) Der gütigen Mittheilung des Hrn. E. v. Schönberg verdanke ich die Notiz, daß nächst der Königl. Porzellansammlung zu Dresden die größte derartige Sammlung in der Moschée von Ardebille am kaspischen Meere sich befindet.

**) Mailla histoire générale de la Chine. Par. 1771. 13 Bde. 4. du Halde Th. I. Ch. Gutzlaff sketch of Chinese history, ancient and modern. Lond. 1834. 2 Bde. 8., wie die von uns öfter erwähnten Werke von G. Pauthier, Davis und die ältern von Le Comte, Barrow u. a.

Dennoch steht auch an der Spitze der chinesischen Geschichte eine Mythologie, die jedoch nicht sowohl ein Werk der Erinnerung und der Sage, als vielmehr eine künstliche Frucht der Fantasie, der Dichtung zu seyn scheint. So erscheinen, nachdem die Welt erschaffen, drei erste Kaiser, der himmlische, irdische und menschliche, einer nach dem andern, deren jeder sehr lange lebte und eine Menge Wesen erzeugte. Die ersten Menschen tranken Blut der Thiere und kleideten sich in deren Felle. Diese Kaiser lehrten sie Nester bauen, Feuer aus geriebenem Holz hervorbringen, lehrten die Knotenschrift.

Auf diese drei Kaiser folgen die fünf Kaiser, deren erster Fohi war, der in Wa-sei in Schen-si seine Residenz aufschlug und die Menschen aus rohen Jägern zu Hirten umzugestalten strebte; er war auch der Erfinder der Veränderungen mit den drei Linien. Fohi wird als der eigentliche Gründer des chinesischen Staates betrachtet, ihn bezeichnet man als denjenigen, der die Ehe einführte, denn vor ihm kannten die Menschen nur ihre Mutter, nicht aber ihren Vater; er theilte den Himmel in Grade und führte die Zeitrechnung und den Kalender ein. Er erfand Waffen aus Holz, baute Städte, erfand die musicalischen Instrumente, namentlich den Kin. Seine Gattin und Schwester hatte den Leib einer Schlange und den Kopf eines Thieres.

Auf Fohi folgte 3218 Jahr vor Chr. Schin-nung, der göttliche Ackerbauer, der den Pflug erfand, fünf Getreidearten säen und Salz aus Seewasser bereiten lehrte, auch die Kriegskunst erfand und für den Verkehr Märkte einrichtete. Er benannte die Pflanzen, war ein großer Arzt; gegen das Ende seiner Regierung aber begannen Kämpfe, die sein Nachfolger

Hoang-ti erst beendigte. Mit diesem fangen die chinesischen Geschichtschreiber die beglaubigte Geschichte und Chronologie 2698 Jahre vor Chr. Geb. an. Nachdem Hoang-ti seine Herrschaft befestigt, theilte er die gesammten Staaten in zehn Provinzen, jede Provinz in zehn Districte, jeden derselben in zehn Kreise, deren jeder zehn Städte enthielt. Er stellte Minister und Beamte an, theilte das Volk in Classen, setzte einen Reichsgeschichtschreiber ein, und wird überhaupt als der Ordner bezeichnet, während seine Vorgänger als Hersteller der Familie und der Gesittung erscheinen. In seine Zeit setzt man die Erfindung der Glocken behufs der Bezeichnung und Ankündigung der Zeitabschnitte. Hoang-ti ließ, womit vielleicht der Eintritt der Metalle in den Kreis der von den Menschen benutzten Naturproducte angedeutet werden sollte, auch viele Kriegswagen, Kähne und Waffen anfertigen. Ihm schreibt man ferner die Einführung der Münze und der großen Straßen zu. Hoang-ti ist auch der Gründer des religiösen Cultus, den man dem Schang-ti oder höchsten Herrn darbrachte, und des Volks-

unterrichtes durch Schulen. Seine Gemahlin, Loui-tseu, ist die Gründerin der Seidenzucht.

Hoang-ti herrschte hundert Jahre lang mit solchem Ruhm und Glück, dergleichen seitdem nie wieder im chinesischen Reiche dagewesen ist. Er legte die sichern Grundlagen zum Bestehen des Staates, indem er die in der Familie liegenden Elemente erweiterte und ausbildete.

Unter seinen Nachfolgern geschahen bereits mehrfache Rückschritte; unter dem ersten derselben, Schao-hao, wurde der einfache Cultus des höchsten Wesens mit neuen Ceremonien überladen, unter seinem Enkel das erste Beispiel der Vielweiberei gegeben und die Sitte unter den Nachfolgern desselben, Ti-schi (seit 2366 v. Chr. G.), dergestalt verletzt, daß die Großen des Reiches denselben absetzten und Yao seinen Bruder auf den Thron erhoben. Mit Yao beginnt Confucius sein Geschichtswerk, den Schu-king. Yao trat im J. 2357 seine Herrschaft an und Confucius faßt deren Charakteristik in folgende Worte zusammen: Der Anblick seiner Tugenden, also sein Beispiel, gab seiner Familie den Frieden, die gute Ordnung den Beamten, die Einigkeit allen seinen Landen; die, welche bis dahin eine üble Aufführung gehabt, besserten sich und der Frieden herrschte allenthalben.

Hoang-ti wendete der Astronomie und der Chronologie große Sorgfalt zu*) und ließ genaue Beobachtungen anstellen. Seine große Sorgfalt für das Wohl des Volkes erwarb ihm die allgemeinste innigste Liebe desselben. Er besuchte oft die Provinzen seines Reiches und unterrichtete sich genau über die Bedürfnisse der Armen und der Wittwen und Waisen. Friert das Volk, pflegte er zu sagen, so bin ich Schuld daran; hungert es, so ist's mein Versehen. Nimmt es sonstwie Schaden, so betrachte ich mich als den Urheber des Unglücks. In jener Zeit war übrigens die Kaiserwürde nicht erblich, alle Herrscher waren bis dahin von ihren Vorfahren erwählt worden.

Als Yao daher alt wurde, sagte er: Man suche mir einen Mann, der nach den Zeitumständen zu regieren im Stande ist. Als man ihm nun seinen Sohn, Yu-tse-tschou, vorschlug, der sehr viel Einsicht hatte, erwiderte er: Ihr irret euch, mein Sohn hat keine Gerechtigkeit; er streitet gern; ein solcher Mann eignet sich nicht zum Herrscher. Darauf schlug man ihm den Minister Houan-teou vor, aber auch diesen wies er mit den Worten zurück: Houan-teou eignet sich nicht, er spricht zu viel unnütze Dinge, und ist ungeschickt

*) G. Pauthier bemerkt dabei: alors les peuples avaient des idées plus grandes et plus justes sur l'homme et la nature, que celles dont nous nous enorgueillons aujourd'hui: ils pensaient qu' il existait des rapports intimes entre notre globe et les autres corps célestes, qu'un gouvernement sage ne devait pas négliger. Pauthier la China. S. 33

in Geschäften; er stellt sich zwar bescheiden, aufmerksam und behutsam, aber sein Stolz ist ohne Gränzen.

Die Frage wurde im kaiserlichen Rathe noch nicht zur Entscheidung gebracht; da entstand im 61. Jahre des Yao (2297 v. Chr. G.) eine ungeheure Wasserfluth, die so viele Geschäfte veranlaßte, daß die Last derselben dem betagten Kaiser zu bedeutend wurde. Da wiederholte Yao seine Frage nach einem rechtschaffnen und geschickten Mann, dem er die Regierung übergeben könnte. Man schlug ihm einstimmig den Yao-Schün vor, der trotz der ungünstigsten Umstände die Vorschriften des kindlichen Gehorsams beobachtete und mit seinem hochmüthigen Bruder in Frieden lebte. Schin war einfacher Landmann, aber man bewunderte in ihm eine Klugheit, ein Wohlwollen, die mit großem Geist, Milde und Würde gepaart war. Er war rechtschaffen und machte von seinen Talenten mit großer Mäßigung Gebrauch. So wurde er der Mitregent des Kaisers Yao.

Yao hatte, um der Wahrheit freien Zutritt zum Throne zu verschaffen, vor dem kaiserlichen Palaste eine große Trommel und ein Bret aufrichten lassen. Jeder Chinese hatte das Recht, seine Beschwerde darauf zu schreiben, und wenn dieß geschehen, schlug er an die Trommel, worauf der Kaiser sich die beschriebene Tafel sogleich in den Palast bringen ließ. Nachdem Yao den Schün drei Jahre lang sorgfältig beobachtet, ernannte er denselben zu seinem Nachfolger.

Schün brachte Gleichmäßigkeit in die Zeitmessung, Musik, in Maaß, Gewicht und Waagen, die vor ihm an jedem Orte anders gewesen waren, und bereisete deßhalb die östliche Abtheilung des Reiches, wo er fünf Jahre verweilte, und dann besuchte er auch die übrigen Theile desselben. Diese Reisen wiederholte er aller fünf Jahre. Die zinspflichtigen Fürsten kamen jährlich viermal an den Hof, wo sie von ihren Arbeiten Rechenschaft ablegen mußten und Belohnung oder Tadel dafür erhielten.

Die Großen des Reiches, welche mit der Erhebung des Ackerbauers Schün zur Kaiserwürde unzufrieden waren, unter ihnen Yao's Sohn, erregten einen Aufruhr. Schün verbannte sie und stellte so den Frieden wieder her.

Schün ließ Gesetze über die Bestrafung der Verbrecher bekannt machen; er verordnete Verbannung für gewisse Fälle, auf welche Todesstrafe stand, er führte Geisel- und Bambushiebe ein, bestimmte aber auch Geldsummen, mit denen man diese Strafen in gewissen Fällen abkaufen konnte. Gegen Fehler, welche aus Zufall und ohne böse Absicht begangen worden, war er mild, unerbittlich aber gegen die Unverbesserlichen und die, welche ihre Macht und Amtsgewalt mißbrauchten. Er empfahl dringend die Beobachtung seiner Gesetze, aber er wollte auch, daß die Richter, wenn sie straf-

ten, Zeichen von Mitgefühl geben sollten. Er theilte das Reich in zwölf Provinzen oder Inseln (Tscheou), stellte die Gränzen fest und legte Canäle an.

Yao starb im J. 2255 v. Chr. Geb. Das Volk legte auf drei Jahr Trauer an und Schün war nun alleiniger Herrscher. Er nahm zuvörderst astronomische Beobachtungen vor, stellte die Ansicht über die sieben Planeten fest und brachte dann dem obersten Herrn des Himmels, dem Schang-ti, so wie den sechs großen Geistern das Opfer dar. Nachmals redete er die Hirten oder die zwölf Provinzialvorsteher also an. Bei der Versorgung der Lebensmittel kommt Alles darauf an, die rechte Zeit zu wählen. Man muß diejenigen, welche aus der Ferne kommen, wohlwollend behandeln, die, welche in unserer Nähe sind, unterrichten, talentvolle Leute ehren und geltend machen, den Wohlwollenden glauben und sich ihnen anvertrauen, mit denen aber, deren Sitten verdorben sind, keinen Verkehr unterhalten; auf solche Art wird man sich den Gehorsam der fremden Barbaren verschaffen.

Aller drei Jahre hielt Schün eine Untersuchung über das Betragen seiner Beamten und belohnte oder bestrafte nach Befinden. Schün wirkte ferner auf das Volk durch Aufführung großer Ceremonialmusiken, die von Tänzen begleitet waren, und die Opfer, die er auf dem Bergen brachte, denn er hatte noch keine besonderen Tempel. Er beschäftigte sich ununterbrochen mit der Gesetzgebung, milderte die alten, sehr barbarischen Strafbestimmungen, die übertriebenen Züchtigungen und grausamen Martern. Vor Schün brandmarkte man die Menschen mit glühendem Eisen im Gesicht, schnitt Nase und Füße ab und verstümmelte die Menschen auf andere Art, woher denn auch die Eunuchen entstanden waren, denen die Bewachung des Palastes anvertraut war. Schün führte den Cangue, die Bastonade, Gütereinziehung und Verbannung ein.

Als Schün von Yao zur Mitregierung gerufen war, übertrug er dem jungen Yü die Regulirung der Gewässer des Reiches, und dieser talentvolle Mann, über dessen Herkunft ebenso wie über die des Schün ein Dunkel schwebte, ist der Schöpfer des Canalsystems von China, wie es noch heute im Wesentlichen besteht. Er beendigte diese Arbeiten 2278 Jahr vor Chr. Geb.

Im 3. Capitel des 1. Buches des Schi-king findet sich folgende Unterredung zwischen Schün und Yü. Letzterer sagt: Wenn der Fürst die Schwierigkeiten seines Standes überwindet, wenn ein Minister oder Unterthan diese gleichermaßen überwinden kann, so ist das Reich wohl regiert; die Völker schreiten allgemach vor auf dem Wege der Tugend. Schün erwiderte: Das ist wahr, so weise und wahre Reden sollen nicht verborgen bleiben; man soll sie durch die That bewähren; weise Männer soll man nicht in wüsten und unbekannten Orten lassen, man soll Einigkeit und Frieden in alle Orte

bringen, sein Auge auf alle Völker richten, seine Kenntnisse und Ansichten denen der andern zum Opfer bringen, diejenigen nicht schlecht behandeln oder hart abweisen, welche nicht im Stande sind, Klage zu erheben, Arme und Unglückliche nicht verlassen; das sind die Tugenden, welche Kaiser Yao übte. Der Minister Yü sagt dann: Man soll auf sich selbst achten, und nie müde werden, sich zu bessern, duldet nie eine Verletzung der Gesetze und Gewohnheiten des Reiches, fliehet angenehme Ergötzlichkeiten, überlasset euch nicht den Vergnügungen der Sinne; wenn ihr Aufträge an weise und erfahrene Männer gebet, so ändert nichts an dem, was ihr ihnen gesagt habt. Schwanket nie, diejenigen von euch zu entfernen, welche schlechte Sitten haben. Wenn ihr bei Berathungen auf Zweifel und schwer zu entscheidende Puncte stoßet, so faßt euren Entschluß nicht sofort; wartet, bis ihr über den Stand der Dinge unterrichtet seyt, versichert euch von der Gewißheit eures Urtheiles durch reifliche und anhaltende Betrachtungen. Widersetzt euch nicht den von der Vernunft vorgeschriebenen Dingen, um das Lob und den Beifall der Menge zu erlangen; widersetzt euch aber auch nicht den Wünschen des Volkes, um eurer eigenen Neigung zu folgen.

Yü erwiderte: Bedenke, o Fürst, daß die Tugend die Grundlage jeder guten Regierung ist und daß diese Regierung zunächst darin besteht, dem Volke seinen nothwendigen Lebensunterhalt zu verschaffen: und das, was es dazu bedarf: Feuer, Wasser, Metalle, Holz, Erdboden und Korn. Man muß darauf denken, es tugendhaft zu machen, und ihm dann den nützlichen Gebrauch aller dieser Dinge lehren. Man muß es vor dem bewahren, was seinem Leben und seiner Gesundheit Schaden bringen kann.

Als nun Schün in den Jahren vorrückte, ernannte er den verdienstvollen Yü, der übrigens so bescheiden, so einfach und rechtschaffen war, zu seinem Mitregenten im J. 2224 v. Chr. G., und es erfolgte am ersten Tage des ersten Monats die feierliche Einkleidung im Saale der Ahnen. Schün starb im J. 2208, Yü war nun der alleinige Herrscher und mit ihm beginnt die erste chinesische Dynastie *), die der Hia.

Yü regierte nun das Reich im Sinne seiner weisen Vorfahren und befestigte die Verfassung, nämlich den auf die Familie, auf die einfachen Moralprincipien und auf das Nützliche gegründeten Staat. Für diesen Zweck berief er eine Nationalversammlung auf dem Gebürge Fou zusammen, wo er die Lehren und Beispiele seiner Vorgänger als Muster aufstellte. Er suchte durch Reisen, die er in die verschiedenen Landschaften unternahm, den Eifer vor

*) Ein vollständiges Verzeichniß der chinesischen Dynastien diesem Bande beizufügen, würde zu viel Raum einnehmen; ich verweise daher auf C. Pauthier la Chine S. 475. ff. Gutzlaff history of China I. 75.

Beamten wege zu erhalten und sich über die Wünsche des Volkes aufzuklären. Yú starb 2198 Jahre vor Chr. G., hundert Jahr alt.

Yú hatte zwar einen Minister zum Nachfolger ernannt, allein die Großen des Reiches erwählten seinen Sohn Ki zum Kaiser, er nannte sich jedoch Wang König und seinem Beispiele folgten auch seine Nachkommen.

Schon Ki's Sohn, Tai-kang, verließ die Bahn des alten tugendhaften Herrschers; er ergab sich dem Vergnügen, jagte in den Gefilden der Unterthanen und machte sich so verhaßt, daß die Großen des Reiches ihn entsetzten und seinen Bruder Tschoung-Kang auf den Thron erhoben (2159 J. v. Chr. G.). Allein seine Nachkommen überließen sich der Erschlaffung, die Großen des Reiches wurden mächtig, es folgten Empörungen und Gewaltthaten, bis endlich Kie zur Regierung kam, dessen Uebermuth die wahnsinnigste Verschwendung hervorrief und der einen seiner Minister in seiner Gegenwart ermorden ließ, weil dieser es gewagt, ihm Vorstellungen über seine unsinnigen Streiche zu machen.

Die zweite Dynastie, der Schang, herrschte von 1766 bis 1122 vor Chr. Geb. Wir finden das Reich bereits in 20 Provinzen getheilt; die Großen hatten sich allgemach unter den schwachen Regierungen, die auf Yú folgten, eine ziemlich selbständige Stellung verschafft. Einer derselben, der über den kleinen Staat Schang herrschte, Namens Tsching-thang, marschirte mit seinen Soldaten nach der Hauptstadt und verjagte den letzten der Hia. Er selbst verschaffte dem Gesetz neue Kraft, ordnete den Kalender aufs Neue und zeigte sich so weise und rechtschaffen, daß 40 Königreiche die größte Verehrung für ihn an den Tag legten. Allein seine Nachfolger entfernten sich allgemach von den Lehren der alten weisen Herrscher und versanken in ein üppiges Leben, das ihnen die Verachtung der Nation zuzog. Der letzte, Scheou-sin, namentlich machte den kaiserlichen Palast zum Schauplatz der lüderlichsten Ausschweifungen. Die Stimmen der Weisen verstummten und der Reichsgeschichtschreiber zog sich an den Hof von Tscheou zurück, wo der tapfere Fürst Wou-wang lebte. Wou-wang nahm seine Streitkräfte zusammen und rückte gegen die Hauptstadt vor; der König Scheou-sin verbrannte sich mit seinen Schätzen in einem Thurm.

Wou-wang wurde so der Gründer der dritten Dynastie der Tscheou (1122 bis 255 v. Chr. Geb.). Auch er war, gleich dem Stifter des Herrscherstammes, dem er stürzte, ein ausgezeichneter Mann, der nun zuvörderst das Vertrauen des aus der Hauptstadt entwichenen Volkes wieder zu gewinnen suchte. Er untersuchte zuvörderst den Zustand der Gerichtshöfe, befreite die ungerecht Verhafteten, errichtete dem vom letzten Herrscher hingerichteten Minister ein prachtvolles Denkmal und ehrte das Andenken der im Kampfe gegen den Tyrannen gefallnen Krieger. Als Residenz wählte er

Tschang-an-han. Er erneuerte alle alten Gesetze und Gebräuche, die unter seinem Vorfahren in Verfall gerathen waren. Um die Großen des Reiches sich zu verbinden, gab Wou-wang allen denen, welchen er verpflichtet war, kleine Lehnherrschaften; eben so erhielten alle Abkömmlinge der Kaiser früherer Dynastien und alle Unzufriedenen kleine Königreiche; von den Verwandten des neuen Herrschers wurden endlich funfzehn mit größeren Ländergebieten als Apanage versehen. Vor Wou-wang gab es 22 Königreiche, die zur Zeit des Confucius auf 125 angewachsen waren. Wou-wangs Ruhm verbreitete sich bis über die Gränzen von China, so daß ihm die fremden Völker Geschenke einsandten und seine Herrschaft anerkannten, wie denn die von Lou einen Hund von 4 Fuß Höhe und von einer Art überbrachten, die in China nicht heimisch war.

Wou-wang starb bereits im siebenten Jahre seiner Herrschaft, 1146 J. vor Chr. Geb. Zum Nachfolger hatte er seinen Sohn Tsching-wang ernannt, der sein Werk in seinem Geiste fortführte. Er erbaute die Stadt Honang nach dem Plane, nach welchem alle chinesischen Städte erbaut sind, nämlich im Viereck. Hier schlug er die Residenz auf und errichtete eine Sternwarte. Unter den fremden Völkern, welche Tsching-wangs Weisheit und Macht erkannten, kommt eines vor, welches Nili genannt wird, und man hat dabei an die Bewohner des Nilthales, an die Aegypter gedacht*). Tsching-wang umgab sich mit weisen Männern und es sind in dem Schu-king noch mehrere Unterredungen aufbewahrt, die er mit denselben, namentlich mit seinem väterlichen Freunde Tscheoukoung, gepflogen hat. Gleich den alten Kaisern stellte er den Grundsatz auf, daß der Kaiser sich dem Vergnügen nicht hingeben dürfe, sondern stets mit der Sorge für das Wohl des Volkes beschäftigt seyn müsse. Fleiß und Arbeitsamkeit ward auch von ihm als die Quelle jeglichen Glückes anerkannt, und das Beispiel und die Lehre als erste Pflicht des Königs. Er versammelte oft die Großen des Reiches, um sich mit ihnen über die Angelegenheiten des Landes zu berathen und Verbesserungen aller Art in der Verwaltung und Gesetzgebung herzustellen. Er starb am 17. März 1067 v. Chr. G.

Sein Nachfolger Kong-wang berief oftmals die Großen des Landes ein, um sich mit ihnen zu berathen, und diese Sitte, die an die Maifelder des alten deutschen Reiches und die Landtage der deutschen Fürsten des Mittelalters erinnert, erhielt sich lange Zeit in China. Auch von Kang-wang hat der Schu-king mehrere treffliche Sprüche, namentlich in Bezug auf Rechtspflege aufbewahrt.

Sein Nachfolger ward von dem Volke, das mit ihm unzufrieden war (im J. 1052 vor Chr.), ums Leben gebracht. Desto glücklicher war der Sohn desselben, Mou-wang (1001—946 vor

*) Siehe Pauthier la Chine S. 85. vergl. C. G. V. 285.

Chr. Geb.), der mehrere große Züge nach dem Westen unternahm und die Barbaren tributbar machte.

Unter seinen Nachfolgern wiederholte sich das Schauspiel der Entsittlichung und Schwächung, das wir bei den vorhergehenden Dynastien bemerkt haben. Es erfolgten Einfälle der westlichen Barbaren, im Innern aber Empörungen, Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten. Die Lehnkönige befestigten ihre Macht, ja es kam dahin, daß der Kaiser seinen Einfluß auf sie verlor und sie immer selbständiger wurden, sich gegenseitig bekriegten und jeder nur nach Erweiterung seines Gebietes strebte. Der König von Thsin wurde sogar von seinen Nachbarn als eine Art von Oberherr und Anführer betrachtet.

Die Herstellung so vieler selbständiger Königreiche blieb nicht ohne die wesentlichsten Folgen auf die Entwickelung der Cultur des chinesischen Volkes. Jeder der vielen Könige hatte seine Residenz, seinen Hofstaat, an welchem Kunst und Wissenschaft blühete; die meisten Lieder des Schu-king stammen aus dieser Zeit. Wir ersahen oben aus dem Leben des Confucius den Zustand des Reiches, wir sahen, wie außer den Künsten und Wissenschaften an jenen Höfen der Luxus sich außerordentlich entwickelt hatte und wie eben die Höfe der Sitz des Sittenverderbens geworden waren. Die alte Einfachheit der Sitten war verschwunden, der alte würdevolle Cultus, der nur der höchsten Gottheit gewidmet war, hatte einem seltsamen Aberglauben Raum gegeben und die weisen, alle Menschen mit Liebe umfassenden Lehren der alten Kaiser waren von jenem kalten Egoismus verdrängt worden, als dessen Propheten wir bereits den Lao-tseu kennen lernten. Wie nun aber die Vorsehung in der sichtbaren Natur keine Erscheinung ohne Gegensatz, keine Kraft ohne ein Gegengewicht hinstellt — so wirkt sie auch in dem Leben der Völker und der Menschheit in gleicher Weise.

Mitten in dem Zeitalter des sittlichen Verderbens, des der Auflösung zuschreitenden Zustandes der Gesellschaft, der Entartung des Familienlebens, der Entfremdung von der Natur erscheint Confucius oder Kung-tseu mit seiner einfachen, die Menschen zur Natur zurückführenden Lehre vom kindlichen Gehorsam, von der allgemeinen Menschenliebe, von der Dankbarkeit gegen die Gottheit und dem Werthe der Erfahrung. Wir sahen, wie der Weise von einem Hofe zum andern zog und vergebens seine Lehre vortrug, wie er es wohl erkannte, daß eine Umwandlung dieser Zustände nur allgemach erfolgen konnte, wie er aber unablässig die Zahl seiner Schüler vermehrte und für seine Person Reichthümer und äußere Ehren von sich wies, die ihm oft mit verlockender, prunkender Freigebigkeit dargeboten wurden.

Confucius starb arm, von manchem Unglück getroffen, von keinem gebeugt; aber er hinterließ sei-

neun Vaterlande ein kostbares Vermächtniß in seinen Schriften und seinen 3000 Schülern und Freunden jeden Standes, jedes Alters und er wurde dadurch einer der größten Wohlthäter seines Volkes.

Die älteren Kaiser Hoangti, Yao und Schün bauten die Grundlage zum materiellen Wohle des Reiches, sie lehrten alle von der Vorsehung dargebotene Hülfsmittel sorgfältig benutzen, sie lehrten mit Aufmerksamkeit und Besonnenheit die Erscheinungen der Natur betrachten; Yün zeigte den Menschen durch seine Canalarbeiten, wie es menschlicher Kraft wohl möglich sey, auch die scheinbar größten Hindernisse, welche die Natur menschlichem Beginnen entgegensetzt, zu bezwingen. Diese Kaiser ordneten die Verhältnisse der Gesellschaft nach dem von der Familie gegebenen Vorbilde. Ihre Nachfolger entwickelten, besonders seitdem sich der chinesische Staat in mehrere Königreiche zersplittert hatte, die intellectuelle Cultur des Volkes, indem sie an ihren Höfen den Wissenschaften, der Dichtkunst, Musik und allen anderen Künsten sichere Pflanzstätten und Heerde errichteten. Die Lieder des Schi-king stammen aus jener Zeit.

Confucius aber vollendete die Bildung der Nation, indem er sie auf die Gesetze zurückführte, die mit jedem Menschen aufs Neue geboren werden und die nur ein verkehrter, der Natur entfremdeter Zustand der Gesellschaft an ihrer Entfaltung verhindert. Confucius begründete die Herrschaft der Vernunft, insofern sie mit dem menschlichen Herzen, mit den Gefühlen der Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit in Einklang steht.

Die Geschichte von China seit Confucius ist allerdings sehr reich an Thatsachen, allein diese lassen sich auf einige bestimmt hervortretende Formen zurückführen. Die eine ist die, daß der zur Zeit unseres Weisen im Zunehmen begriffene Verfall des Staates, die Entmischung der gesellschaftlichen Verhältnisse weitern Fortgang nahm, wie es am Ende in jeder der vorhergehenden Dynastien der Fall gewesen war, und daß dazwischen die Anfälle der westlichen Tataren sich immerfort wiederhalten *).

Confucius starb im J. 479 vor Chr. Geb., aber der Verfall des Ganzen dauerte ununterbrochen fort. Vor allen andern war es der Staat von Tsin, der dem Kaiserreiche eine namhafte Opposition machte und offenbar einer selbständigen, wo möglich gebietenden Stellung zustrebte. Dieser Staat nahm schon am Anfange des 3. Jahrh. vor Chr. Geb. den fünften Theil des gesammten

*) Ueber den Zustand der Wissenschaften, Künste und Sitten jener Periode sehe man Pauthiers überaus fleißige Zusammenstellung in s. Chine S. 187. ff.

Reiches ein. Von hier aus wurde im Jahre 256 die Tscheou-Dynastie gestürzt.

Wie in den früheren Dynastien, so waren auch die ersten Herrscher der neuen Thsin überaus kräftige Männer, welche die Nothwendigkeit erkannten, das ganze Reich wieder unter ein Haupt zu bringen, und sich zu dieser Rolle berufen glaubten. Vor Allen war dieser Ansicht Tsin-schi-hoang-ti, den Pauthier den Napoleon China's nennt und der schon als junger Mann von 22 Jahren eine außerordentliche Festigkeit und Strenge des Charakters entwickelte, die oft in Grausamkeit ausartete. Ihm stand berathend der Gelehrte Lisse zur Seite. Die vielen Königreiche, worin das Reich getheilt war, hatten sich, Thsin inbegriffen, auf acht zusammengezogen und Thsin-schi-hoang-ti war eifrig bemüht, sie durch fortgesetzte gegenseitige Kriege zu schwächen, die er unablässig unter ihnen anfachte. Er selbst zog dann mit einem großen Heere aus und eroberte im Jahre 221 vor Chr. Geb. das letzte der vereinzelten Königreiche. Die chinesischen Geschichtschreiber rechnen der Dynastie der Thsin an 1,400,000 Köpfe nach, die sie abschlagen ließen, wobei jedoch die nicht begriffen sind, die im Kampfe für oder wider sie auf den Schlachtfeldern gefallen sind. Gleich seinen Vorgängern unter den Dynastienhäuptern machte er eine Menge Veränderungen im Zahlsystem, indem er das sextale einführte, in den Ceremonien, im Kalender; eine ganz eigenthümliche Maßregel aber war die Entwaffnung des ganzen Volkes, indem er befahl, daß man alle Waffen nach der Hauptstadt Hien-yang einsenden solle, um sie zu vernichten, damit der ewige Friede, den er hergestellt, nicht wieder gestört werden könne. Von nun an sey kein Krieg mehr zu befürchten, jede Waffe also unnütz. Er ließ ferner alle angesehene Krieger nach der Hauptstadt kommen und hielt hier seine hauptsächlichsten Streitkräfte beisammen. Er ließ nächstdem alle Glocken aus den eroberten Provinzen nach der Hauptstadt führen und zwölf colossale Bronzestatuen, jede zu 12000 Pfund, gießen und im Audienzsaal des kaiserlichen Schlosses aufstellen. Er legte Gärten an, wandelte wüste Gegenden in freundliche Landschaften um, und würde, wie ein chinesischer Geschichtschreiber sagt, die ganze Oberfläche des Erdbodens umgestaltet haben, wenn es sonst in seiner Macht gestanden hätte. Er baute für die Fürsten, deren Staaten er erobert, prachtvolle Paläste und schmückte sie, so wie seine eignen, mit Allem, was die Kunst Schönes darbot, aufs reichste aus, worunter denn auch schöne Damen und Eunuchen nicht fehlen durften. Alle diese Paläste legte er am nördlichen Ufer des Wei-schoui an und ein ungeheuerer Säulengang setzte sie unter einander in Verbindung. Im kaiserlichen Palaste war natürlich das Schönste vereinigt.

Thsin-schi-hoang-ti wollte nun die verschiedenen 36 Provinzen sei-

nes Reiches bereisen, versammelte jedoch einen Rath und forderte jeden auf, ihm seine Ansicht mitzutheilen. Als einer der Räthe den Vorschlag machte, jede Provinz einem der Fürsten, die sich unterworfen, als Apanage zu überlassen, bemerkte der erste Minister Lisse, daß dieß die frühere Spaltung des Reiches herbeiführen würde, und schlug vor, für eine jede Provinz einen Statthalter zu ernennen, deren jedem wieder die nothwendigen Unterbeamten beigegeben würden. Die Tscheou, sagte er, schufen Könige und Fürsten unter verschiedenem Titel, behielten sich jedoch stets die Souveränetät vor. Diese Könige und Fürsten vergaßen ihre Verpflichtung der Verwandtschaft, Freundschaft und Dankbarkeit und trennten sich; aus der Trennung entstand Haß, aus diesem Haß, aber gingen die blutigsten Kriege hervor. In der Leidenschaft machten sie ihre eignen Unterthanen unglücklich. Die Unterthanen empörten sich und vertrieben die Fürsten vom Throne und setzten sich selbst darauf, und würden noch darauf sitzen, wenn unseres Kaisers Majestät sie nicht bezwungen hätte. Der Kaiser selbst fügte folgende Bemerkungen bei: Jede gute Regierung gestattet nicht, das Vorhandenseyn vieler Herren. Wollte ich Königreiche und Fürstenthümer errichten, um sie meinen Verwandten, Freunden und Anhängern als Lehn zu geben, so würde ich am sichern Untergange meines Hauses arbeiten.

Demgemäß ernannte nun der Kaiser, nach dem Rathe seines ersten Ministers Lisse, Statthalter und Unterstatthalter für die Provinzen, und Beamte für alle übrigen Zweige der Verwaltung. Es wurde aber somit Thsin-schi-hoang-ti der Gründer der noch heute bestehenden Staatsverfassung des chinesischen Reiches, deren zweitausendjähriges Bestehen der beste Prüfstein für ihre Trefflichkeit ist.

Hierauf begann der Kaiser die Reisen durch die Provinzen, wobei er sich auf das Genaueste über die Beschaffenheit des Bodens, die Erzeugnisse desselben, über Clima, Lage, Gebürge, Flüsse, Gewässer des Landes, die Sitten, Bedürfnisse des Volkes unterrichtete. In der Provinz Sse-tschouan entdeckte er Heilquellen und baute hier für die Aufnahme von Kranken das ungeheure Wirthshaus zur süßen Quelle. Diese Reisen setzte Thsin-schi-hoang-ti alljährlich fort, und da die Beamten seinen Sinn für Ordnung und Großartigkeit kannten, so boten sie Alles auf, ihren Eifer an den Tag zu legen und ihn in seinen Bestrebungen zu unterstützen. Er war ferner der Gründer der großen Straßen, die für den Verkehr der verschiedenen Provinzen unter einander von großem Nutzen waren, wie er denn auch, nachdem er mehrfache Kämpfe mit den Tataren bestanden, die große Mauer gründete.

Nicht minder richtete er das Collegium der Statistik des Reiches ein und stellte die alten Opfer auf dem Gipfel der Gebürge wieder her. Dadurch aber, so wie durch die Rücksichtslosigkeit, ja Gewaltsam-

keit, womit er seine Ideen durchführte, reizte er den Widerspruch einer Classe der Bevölkerung, der Gelehrten, die in ihm nur einen Tyrannen und Vernichter der alten Gebräuche sahen, auf die sie ihn mehrfach aufmerksam zu machen suchten. Thsin-schi-hoang-ti aber ging seinen eigenen Weg, und so beschloß er denn, überdrüssig des Widerstandes von Seiten der Gelehrten, sie ganz zu vernichten. Veranlassung gab der Widerspruch, den der Gelehrte Schim-hü-hue den ungemessenen Lobsprüchen entgegensetzte, die ein Beamter in öffentlicher Versammlung spendete, und der Befehl, alle Bücher zu verbrennen, und somit die Quelle zu vernichten, worin die Gelehrten die Beweise für ihre Behauptungen fanden. Es fand also eine Bücherverbrennung statt, und als diese von den Gelehrten getadelt wurde, eine Untersuchung gegen letztere, in Folge deren mehr als 460 Gelehrte allein in der Hauptstadt zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurden.

Thsin-schi-hoang-ti starb 210 Jahr vor Chr. Geb., allein, so sehr er sich auch bemüht hatte, sein Haus fest zu gründen — wenige Jahr nach seinem Tode trat eine neue Dynastie, die der Han, im J. 202 vor Chr. G. auf, die sich bis 220 J. nach Chr. Geb., also 422 Jahre lang erhielt. Der Gründer der neuen Dynastie war Lieou-hang, der den Titel Kao-hoang-ti annahm, d. h. der sich erhabener und hoher Kaiser nannte, nachdem er seinen Gegner Hiang-hü vernichtet. Er war der erste Kaiser, der das Grab des Confucius ehrte, dessen Lehre aber, die seit dem Tode des Weisen immer festern Fuß im Herzen des Volkes gefaßt hatte, dadurch zur Anerkennung brachte. Er fuhr im Sinne des Thsin-schi-hoang-ti fort die Wohlfahrt und Herrlichkeit des Reiches zu fördern, doch zeigte er mehr Mäßigung. Sein Nachfolger Hoin-ti hob (190 vor Chr.) das Bücherverbot wieder auf und nun kamen auch die Schriften des Confucius wieder zu Tage und die Literatur des chinesischen Volkes blühete aufs Neue wieder auf. Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften hoben sich, der Ackerbau machte Fortschritte, die Strafen wurden gemildert. Dennoch vergaben sich die Kaiser nichts in Bezug auf ihre Stellung zum Auslande, namentlich zu den benachbarten Völkern im Norden des Reiches, die sie durch bewaffnete Gesandtschaften im Zaume hielten, als sich eine große Bewegung ums J. 126 vor Chr. kund gab. Besonders zeichnete sich Kaiser Wou-ti aus; er rief die Gelehrten nach der Hauptstadt, gründete eine große Bibliothek und gestattete den Anhängern des Lao-tsee oder der Tao-se-Secte eine freiere Bewegung. Seiner Zeit gehören die ersten Geschichtschreiber des Reiches an. Kaiser Hiao-ping-ti, der zur Zeit der Geburt Christi lebte, war ein Kind von neun Jahren, das von seinem Oheim Wang-mang ums Leben gebracht wurde. Wang-mang suchte sich dadurch zu halten, daß er neue Verwandte schuf, die Mitglieder der Familie

des Confucius mit dem höchsten Rang bekleidete. Da er jedoch die Abgaben vermehrte, entstanden Empörungen, ja Kämpfe im Reiche, bis endlich ein neuer Kaiser, Kouang-wouti (25 J. n. Chr.), den Thron bestieg, der die Ruhe wieder herstellte, Cochinchina zum Reiche brachte, Schulen gründete und dessen Sohn und Nachfolger in seinem Geiste fortfuhr. Ums J. 65 n. Chr. G. wurde die Lehre des Fo, oder der Buddhismus in China eingeführt. Unter Kaiser Tschang-ti (76—89 n. Chr.) war die Ruhe im Reiche vollkommen hergestellt; die Wissenschaften blüheten, die Abgaben waren verringert, obschon der Kaiser einen Feldzug gegen das kaspische Meer unternehmen ließ. Unter Ho-ti (89 — 105 n. Chr.) lebte jene Gelehrte Pan-hoei-pan, deren Werk über die Pflichten der Frauen wir oben (S. 109.) bereits kennen lernten. Derselbe Kaiser erhob die Eunuchen zu den höchsten Stellen, um dadurch die Erblichkeit der Aemter, die seit Wang-mang bei den vornehmen Familien wieder um sich zu greifen begann, zu mindern. Kaiser Ling-ti (168—189) fuhr in diesem Systeme fort, erregte aber dadurch den Widerspruch der Gelehrten, die nun geheime Gesellschaften zur kräftigeren Verfolgung ihrer Zwecke stifteten. Der Kaiser, der dem Vergnügen sehr ergeben und schwachen Charakters war, neigte sich auf die Seite der Eunuchen, welche 100 Große des Reiches und 700 geringere Beamten hinrichten ließen. Die Folge war, daß die Gelehrten sich enger verbündeten, daß sie bei den Soldaten Anklang fanden, daß nun offen auftrat und der innere Krieg entbrannte, wobei in den ersten Kämpfen 24000 Mann von der liberalen Parthei den Tod fanden, und daß sich unter Hian-ti (190—220 n. Chr.) das Reich in vier Theile spaltete. Der kaiserliche General Thsao-thsao hielt zwar den Fall der Han noch einige Zeit auf, allein sein Sohn Thsao-phi wurde, nachdem der letzte Kaiser derselben Hian-ti ihm die Zügel der Gewalt überließ, Gründer der Wei-Dynastie.

Die Dynastie der Wei währte 45 Jahre, allein neben ihr bestanden noch zwei, die der Han von Schou, die bis zum J. 262, und die der Ou im südlichen China, welche bis zum J. 280 dauerte. Erst seinem Sohne Wouti gelang es, ganz China wiederum zu vereinigen und die Tsin-Dynastie zu gründen, welche bis zum J. 428 bestand und dem Reiche funfzehn Kaiser gab. Wouti folgte seinem Vater im J. 265 nach. Wouti stellte nachher die Beziehungen zum Auslande wieder her, Japan wurde zinspflichtig, der Occident schickte Gesandte. Da sein Sohn und Nachfolger Hoei-ti (291—306) sich einem üppigen Leben hingab und seine Nachfolger seinem Beispiel folgten, so endete die Tsin-Dynastie schon im J. 420. Für uns ist sie deßhalb interessant, weil die Hiong-nou, die Hunnen, damals sich auch nach China wandten, den Norden des Reiches entvölkerten und selbst die Kaiserstadt Lo-yang plünderten.

Die Soung-Dynastie (420—479) umfaßte nur den Norden von China; im Süden bestand noch ein Reich; beide standen sich oft feindlich gegenüber; die Lehre des Confucius hatte noch sehr mit den mönchischen Secten der Buddhisten zu kämpfen. Das Reich zerfiel in immer mehr einzelne Theile, und obschon die Dynastien rasch auf einander folgten, auch tüchtige Männer an der Spitze derselben standen, so gelang es doch erst dem Tao-tsou durch Stiftung der großen Dynastie der Thang (618—909), dem Reiche eine festere Gestalt zu geben. Kao-tsou hatte schwere Kämpfe mit den Abkömmlingen der früheren Kaiser und Fürsten und den Lehnträgern und selbständigen kleinen Fürsten zu bestehen, worin er durch seinen Sohn den Feldherrn Li-schi-min kräftig unterstützt wurde. Nachdem die Ruhe einigermaßen hergestellt war, wendete der neue Kaiser dem Innern seine ganze Aufmerksamkeit zu; er bekannte sich nebst dem Hofe zur Lehre des Confucius, errichtete eine hohe Schule, wohin die Prinzen und Großen ihre Kinder schicken mußten, und stiftete in allen Städten des Reiches öffentliche Unterrichtsanstalten. Er soll 100,000 Buddha-Mönche gezwungen haben, in den Ehestand zu treten und eine nützliche Beschäftigung zu erfassen.

Im J. 625 besiegte Li-schi-min die Thou-kiu, oder östlichen Türken und verband dann durch Heirath die türkischen Stämme mit dem chinesischen Volke. Ein Jahr später dankte Kao-tsou ab und überließ das Reich seinem Sohne Li-schi-min, der den Titel Tai-tsoung annahm und dessen Herrschaft (627—649) einen der glanzvollsten Zeiträume der chinesischen Geschichte ausmacht. Er war einer der weisesten Kaiser; er umgab sich mit gelehrten und rechtschaffnen Rathgebern, schränkte den Aufwand bei Hofe ein, wie er denn 3000 Frauen aus dem Palaste entließ, und zeigte stets die größte Mäßigung und Selbstbeherrschung. Er begünstigte die Wissenschaften und gründete eine Akademie in seinem Palaste, sammelte die King und deren Erläuterungen und ließ nützliche Bücher unter das Volk austheilen. In der Hauptstadt stiftete er eine Schule für 10,000 Schüler, wobei sich auch die Söhne fremder Fürsten einfanden. Er berief einen Nachkommen des Confucius Khoung-yn-ta an den Hof, der die große Auslegung der King, genannt Tsching-y, der wahrhafte Sinn, besorgte. Tai-tsoung gründete ferner eine Militair-Akademie und mehrere Unterrichts- und Uebungsanstalten für die Soldaten. Er selbst faßte unter dem Titel „der goldene Spiegel" ein Werk über die Regierungskunst ab. Für das Beste des Volkes sorgte er nächstdem durch Verminderung der Abgaben, Besserung der Gesetze, Milderung der Strafen und das von uns im Auszug betrachtete chinesische Gesetzbuch wurde von ihm begründet. Er befahl ferner, daß in allen Collegien und Gymnasien des Reiches ein besonderer Saal errichtet werde, wohin die Lehrer und Schüler zu bestimmter Zeit

sich begeben und dem Confucius die gebührende Dankbarkeit und Verehrung an den Tag legen mußten. Das gesammte Reich theilte Tai-tsoung in zehn Statthalterschaften und 358 Bezirke, welche 1869 Städte enthielten. Das Heer erhielt eine ganz neue Verfassung, die Dienstzeit ward vom 20. bis zum 60. Jahre festgestellt, Magazine wurden erbaut und Beamten für die Verwaltung ernannt. Für Kranke, Greise und Unglückliche jeder Art errichtete Tai-tsoung Zufluchtsörter; den Landbau förderte er durch Belohnungen, durch die Austrocknung von Morästen und die Anlegung von Canälen. Junge Leute, die sich durch kindliche Frömmigkeit auszeichneten, wurden belohnt und die Familie als die einzig sichere Grundlage des Staates somit anerkannt und geehrt. Als er seinen Tod herannahen fühlte, ließ er seinen Sohn rufen und sagte zu ihm: „Mein Sohn, sey gerecht, sey aber auch gut. Beherrsche dich selbst. Wenn du vollendete Herrschaft über deine Leidenschaften erlangt hast, so wirst du mit leichter Mühe über die Herzen deiner Unterthanen herrschen. Dein gutes Beispiel wird sie mehr als alle guten Lehren zur Erfüllung ihrer Pflichten antreiben. Strafe selten und mit Mäßigung; theile aber Wohlthaten mit voller Hand aus. Verschiebe nie die Ertheilung einer Gnade auf den nächsten Tag, wohl aber die Ausführung einer Züchtigung. Du mußt dir einen der alten Kaiser zum Muster nehmen. Mich darfst du nicht zum Muster nehmen, denn der gute Ruf, dessen ich mich erfreue, dürfte leicht auf einer Täuschung beruhen." Unter solchen Lehren starb Tai-tsoung im 53. Jahre seines Alters in den Armen seines Sohnes (im J. 649 n. Chr. G.) und er ward von seinem ganzen Volke herzlich beweint. Sein Ruf erfüllte ganz Asien und von den meisten Völkern dieses Erdtheils, ja selbst vom byzantinischen Hofe wurden Gesandte an ihn geschickt *). Unter den Nachfolgern des Tai-tsoung dauerte der Glanz des chinesischen Namens über Asien, namentlich Indien und Persien fort und im J. 669 unterwarf sich ganz Korea dem Kaiser. Weniger glücklich waren die chinesischen Waffen in Thibet. Bemerkenswerth ist, daß Kao-tsoung (649—684) sich der Lehre des Lao-tsze geneigt zeigte. Nach dem Tode dieses Kaisers vertrieb dessen Witwe Wou-heou ihren Sohn Tschoung-tsoung und herrschte an zwanzig Jahre allein, wodurch viele Unordnungen in die Verwaltung kamen. Die Kaiserin war prachtliebend, ließ große metallne Säulen, Statuen und Gefäße errichten und ihre Heere unterwarfen auch einen Theil von Thibet; mit den Türken schloß sie Bündnisse gegen die Tataren. Wou-heou war sehr herrschsüchtig; allein endlich mußte sie doch ihren Sohn aus der Hof zurückrufen, von dem sie ihn verbannt hatte. Zwar starb sie im J. 705, allein die Weiberherrschaft währte unter dem schwachen Tschoung-tsoung fort, indem seine Gemahlin Wei

*) Siehe namentlich G. Pauthier la Chine S. 297.

die eigentliche Beherrscherin des Reiches war. Der Kaiser brachte seine Tage unter den Weibern seines Harems zu. Die Kaiserin vergiftete den schwachen Mann, allein es gelang ihr nicht, sich an seine Stelle zu schwingen; sie starb und hinterließ dem Joui-tsung das Reich, der es bald darauf an Hiouan-tsoung, genannt Ming-hoang, abtrat (im J. 712).

Ming-hoang gab die schönsten Hoffnungen; er schaffte die eingerissenen Mißbräuche ab, die sich unter der Frauenherrschaft eingeschlichen hatten, führte eine sparsamere Hofhaltung ein, verminderte namentlich die Zahl der Pfaffen und Mönche, indem er sie zwang, einer nützlichen Thätigkeit sich zuzuwenden, und hob viele Tempel und Klöster auf. Ming-hoang gründete ferner die Akademie der Han-lin. Er war übrigens sehr duldsam gegen fremde Glaubenslehren, deren Sendboten sich im chinesischen Reiche einfanden. Die Beziehungen mit Indien, Persien, Arabien und dem byzantinischen Reiche dauerten fort, die Türken zeigten sich als gehorsame Bundesgenossen, kurz der Staat stand im alten Glanze wieder da, so daß selbst Ceylon Gesandte schickte. Die Bevölkerung des eigentlichen China betrug mehr als 9 Millionen Familien mit fast 53 Millionen Köpfen. So kräftig Ming-hoang zu Anfang seiner Regierung aufgetreten war, so ermattete er doch allgemach und gestattete den Eunuchen und Frauen so bedeutenden Einfluß, daß ein an seinem Hof befindlicher türkischer Prinz, den er als Flüchtling aufgenommen, es wagen konnte, die Fahne der Empörung aufzustecken und den Kaiser abzusetzen. Ming-hoang erkannte die Gefahr und dankte zu Gunsten seines Sohnes Sou-tsoung ab, dem nun auch die meisten Partheien sich zuwendeten und dem die Könige von Khotan, die Uiguren, Bukhara, Farghana und die Araber Unterstützung sandten. Der neue Kaiser (756—762), der Usurpator, wurde endlich von seinen eignen Leuten ermordet. Von nun an war aber die Dynastie der Thang im Sinken begriffen. Im Innern dauerte der Kampf der Eunuchen, der Mönche und Pfaffen mit der Lehre des Confucius und den darauf begründeten Staatseinrichtungen fort. Von Außen hatte das Reich namentlich an Thibet einen bedeutenden Gegner. Im Jahre 991 wurden endlich sämmtliche Eunuchen getödtet. Der General, der dieß durchsetzte, verlangte seinen Lohn, er wurde zum Fürsten von Liang ernannt. Sein Ehrgeiz strebte jedoch weiter und im J. 905 erfaßte er selbst die Zügel des Reiches, nachdem er den Kaiser entfernt und dessen jungen Sohn als Herrn erklärt. Dieser Tschao-siouan-ti saß kaum zwei Jahr auf dem Throne. Der Usurpator entfernte ihn und gründete eine neue Dynastie, die aber nur die Provinzen Honan und Schen-toung anerkannten. Die andern Statthalter strebten nach Selbständigkeit und bekämpften einander. Der Bürgerkrieg brach los und es bestanden fünf Dynastien (907—960) neben einander, bis es endlich dem Tai-tsou gelang, eine neue Ordnung der Dinge herzuführen, die ver-

schiedenen kleinen Häuptlinge zur Unterwerfung zu bringen und die Dynastie der Soung (960—1279) zu gründen. Tai-tsou begann damit, daß er sich der Lehre des Confucius wieder zuwandte. Durch seine Weisheit, Milde, Festigkeit, Mäßigung und unermüdliche Thätigkeit erwarb er sich das allgemeine Vertrauen, das durch seine Zugänglichkeit gesteigert wurde. An seinem Hofe herrschte keine Verschwendung. Er stellte die Prüfungen für bürgerliche, wie für kriegerische Staatsämter her, gab dem gelehrten Stande seine ehrenvolle Anerkennung wieder und umgab sich mit kenntnißreichen Männern, deren Rath er sorgsam anhörte, erwog und befolgte. Er erließ viele Abgaben und machte sich dadurch beliebt beim Volke. Er ließ die alten Bücher der Schule des Confucius aufs Neue drucken. Tai-tsou starb im J. 976. Seine nächsten Nachfolger ahmten sein Beispiel nach und führten in der Ausbildung der begonnenen Einrichtung eifrig fort. Unter Jin-tsoung (1023—1063) bildeten die Gelehrten, unter denen sich Fou-pis, Han-ki, namentlich aber der Dichter Tschi-kiai auszeichneten, eine Vereinigung, welche die Handlungsweise des Kaisers und seine Maßregeln einer scharfen, doch gerechten Beurtheilung unterwarfen. Er ließ sie bestehen. Dem jungen Kaiser Tschi-tsoung (1086—1100) überreichte der Gelehrte Lu-koung-tschu die zehn Lehren: 1) fürchte den Himmel; 2) liebe das Volk; 3) arbeite an deiner Vervollkommnung; 4) widme dich den Wissenschaften; 5) verwende die Weisen zu Staatsämtern; 6) höre auf die Lehren, die man dir giebt; 7) vermindere die Abgaben; 8) mildere die Strenge der Strafung; 9) meide die Verschwendung; 10) fliehe die Ausschweifung. Allein schon dieser Kaiser begab sich auf den Abweg; einem Beamten, der ihm Vorstellungen machte, daß er seine rechtmäßige Gemahlin entfernt, entsetzte er seiner Würde, weil er ihm gesagt: Du mußt die Tugenden, aber nicht die Fehler deiner Vorfahren nachahmen. Sein Nachfolger (1101—1125) entfernte sich noch mehr von dem Wege, den die alten Weisen vorgezeichnet. Er überließ sich dem Einflusse der Eunuchen. Damals begannen die Angriffe der Nordtataren einen bedenklichen Charakter anzunehmen, so daß Kao-tsoung (1127—1162) die Residenz nach Nanking verlegte; der Führer der goldenen Horde Tai-tsou gründete im Norden Chinas ein Reich, das allerdings eine Zeit lang in Frieden mit dem südlichen chinesischen Kaiserthume lebte, das jedoch nicht dem Andrange der durch Tschingischan belebten mongolischen Kriegsheere widerstehen konnte. Tschingischan eroberte das nördliche China und hinterließ dasselbe seinem Enkel Ku-blai-khan (J. 1260). Als sich jedoch die Bewohner des Landes, vor der mongolischen Gewaltherrschaft sich flüchtend, nach den südlichen, von den letzten Soung beherrschten Provinzen zurückzogen und Ackerbau und Gewerbe darüber ins Stocken geriethen, fragte er drei chinesische Gelehrte um Rath. Yao-tschou unterrichtete ihn in den Grundsätzen der chinesischen Regierungskunst und den Lehren der alten Weisen,

und Hou-pi-li, wie Kublai-khan sich chinesisch nannte, war ein gelehriger Schüler. Die Bevölkerung kehrte zurück und mit ihr der alte Wohlstand. Hou-pi-li gründete um 1267 Peking und einen kaiserlichen Palast, den Marco Polo besuchte und beschreibt. Bald darauf begann Hou-pi-li die Eroberung des übrigen, den Soung noch anhängenden China. Der Widerstand der Chinesen war hartnäckig, das Blut floß in Strömen — endlich siegten die mongolischen Waffen und die Dynastie der Youan war gegründet. Hou-pi-li ließ den großen Canal aufs Neue herstellen, der den Norden mit dem Süden verbindet, und beherrschte das Land mit Gerechtigkeit. Er war es auch, der die Lehre des Buddha, die Tschin-gis-khan bei den Mongolen heimisch gemacht, in China aufs Neue einführte und dem Dalailama von Tibet huldigte. Doch blieb der Kern des chinesischen Volkes und der Träger der Nationalcultur der Lehre des Confucius treu. China war unter Kublai-khan oder Hou-pi-li unstreitig der Mittelpunct des größten Reiches, was jemals bestanden hat, denn Hou-pi-li herrschte von der Straße von Malakka bis ans Eismeer, und sein Reich umfaßte, außer China, Pegu, Tibet, Siam, Cochinchina, Tonkin, Indien, Arabien, Persien, Turkestan, einen Theil von Rußland und alle Stämme der Mongolen und Tataren Nordasiens. Man wirft dem Hou-pi-li Geldgier und Aberglauben vor und beschuldigt ihn einer zu großen Vorliebe für das weibliche Geschlecht. Marco Polo sagt, daß er mittler Größe und wohlgewachsen war und ein wohlgebildetes Gesicht von weiß und rosenrother Farbe mit glänzend schwarzen Augen hatte. Er hatte vier Frauen, denen jede von 300 schönen Damen bedient wurde und einen Hofstaat von 10,000 Personen um sich hatte.

So war denn China zum ersten Male von Ausländern erobert worden, die allerdings dem chinesischen Volke stammverwandt waren. Die Eroberer wurden jedoch gar bald von der chinesischen Cultur erfaßt und mußten, um sich zu halten, Theil an derselben nehmen. China ward der Mittelpunct des von den Mongolen eroberten Reiches, und aller Glanz, der dasselbe umgab, concentrirte sich auf dem eroberten Lande, das durch seine Cultur eine so hohe Stellung einnahm. Anfangs machten sich die buddhistischen Lamen geltend, aber schon Jin-tsoung (1312—1320) mußte sich entschließen, die dem Confucius gebührenden Ehren vollständig wieder herzustellen, und immer waren es die unvergänglichen Lehren des Confucius, welche die Lebensregel des großen Ganzen bildeten.

Die Mongolenkaiser erschlafften allgemach, wie die früheren aus dem Schooße des Volkes hervorgegangenen Dynastien, Unordnungen entstanden, deren Abhülfe mehrfach versucht wurde, Empörungen tauchten auf; so geschah es, daß im Jahre 1368 nach mancherlei innern Kämpfen der letzte Mongolenkaiser Schünti die Gr-

sen versammelte, und seinen Entschluß ihnen kund gab, daß er sich in die Tatarei zurückziehen und dem Tai-tsou das Reich überlassen werde. So gründete Tai-tsou, der Sohn eines einfachen Landmanns, die Dynastie der Ming.

Diese Dynastie begann und vollendete die Wiederherstellung der auf die Lehren des Confucius begründeten Staatseinrichtungen, die wir im Vorhergehenden haben kennen lernen; unter ihr blüheten Wissenschaften und Künste, wie kaum vorher, und sie wird von den chinesischen Gelehrten als das Zeitalter der schönsten Entfaltung bezeichnet. Das alte Ceremonial wurde wieder hergestellt, das Fest des Ackerbaues und der Seidenzucht aufs Neue eingerichtet, den Gelehrten ihre frühere Würde wiedergegeben, die Schulen und Collegia neu begründet, die Gräber der alten Kaiser mit ihrem frühern Glanz umgeben, das Beamtenwesen wurde streng geordnet, eben so wurden die Abgaben, die Gesetze, das Kriegswesen einer neuen Revision unterworfen. Nach Außen genoß das Reich einer hohen Achtung, die Gesandten der Tataren, der indischen und persischen Staaten, den südlich gelegenen Länder erschienen am Hofe der Ming, und damals kamen auch die ersten Europäer, die Portugiesen nach China und fanden eine freundliche Aufnahme; nach ihnen erschienen Holländer und die Missionarien der Gesellschaft Jesu; diese waren vorzüglich tiefgelehrte Deutsche und gewandte Franzosen und Italiener, die mit einem Schatze nützlicher Kenntnisse ausgerüstet und frei in ihren Ansichten am Hofe von Nanking willkommen waren, und namentlich als Astronomen, Naturforscher, Chemiker und Mechaniker in kaiserlichen Staatsdienst eintraten. Diesen Männern, namentlich den Gelehrten Ricci, d'Entrecolles, Le Comte, Mailla, Verbiest, Ad. Schaal, vor Allem aber dem gründlichen Kenner der chinesischen Literatur, dem Pater Amiot, verdanken wir die ersten aus Originalquellen geschöpften Nachrichten über China*).

Die Ming-Dynastie hatte schon in der ersten Zeit ihres Bestehens mit den Tataren zu kämpfen, die im Norden von Petscheli ihren Sitz hatten, und schon im 15. Jahrh. Einfälle in's Reich unternahmen; diese würden aber kaum jemals einen wesentlichen Erfolg gehabt haben, wenn nicht die Kaiser, namentlich seit Hian-tsoung (1465—1487) sich dem Einflusse der Eunuchen und der Lama- und Taosse-Geistlichkeit hingegeben hätten. Namentlich hatten die Eunuchen eine bedenkliche politische Inquisition in der Hauptstadt eingeführt, welche große Unzufriedenheit erregte. Schon unter

*) Die vielfach in unserem Texte angeführten Mémoires concernant les Chinois. Par. 1776 bis 1791. 15 Bde. in 4. Vergl. die Lebensbeschreibungen einiger der vorzüglichsten Missionarien, wie Fontaney, Visdelou, Noël, Fouquet, Premare, Gaubil u. s. w. in Abel Rémusat nouv. mèlanges asiatiques Th. II. S. 189. ff. Dazu Davis I. 18. ff.

Schi-tsoung (1522 — 1566) vernahm man Klagen über Verfall der Zucht und Sitte am Hofe und laue Handhabung der Gesetze im Reiche.

Mit dem Jahre 1618 traten die östlichen Tataren, die Mantschu, entschiedener auf; sie reichten am Hofe sieben Beschwerden ein, die allesammt darauf hinausliefen, daß man sie in ihrem Gebiete angegriffen, und ihr Führer drang mit einem zahlreichen Heere über die chinesische Gränze. Es entspann sich ein Krieg, der mit dem Selbstmorde des letzten Ming endigte und die Mantschu auf den Thron von China brachte. Die Dynastie der Tai-thsing fand allerdings vielfachen Widerspruch; allein die ausgezeichneten Monarchen, welche sie dem Lande gab, verstanden es, sich dem Geiste, den Confucius hervorgerufen hatte, zu fügen, und der Mehrzahl des Volkes allgemach Anhänglichkeit und Vertrauen einzuflößen. Vor allen aber zeigten sich die Kaiser Koung-hee und Kieng-long als große Fürsten eines großen Reiches aus, die mit unermüdlicher Sorgfalt alle Theile desselben überwachten und in alle Zweige der Verwaltung Einsicht nahmen, und jenen blühenden Zustand hervorriefen, den uns die Berichte der englischen Gesandtschaft unter Lord Macartney und der holländischen nach dem Berichte des Herrn van Braam schildern.

Mit dem 24. April 1834 beginnt ein Abschnitt der chinesischen Geschichte, der bei weitem noch nicht beendigt ist. Es sind nicht die westlichen Tataren, nicht die Bergvölker im Westen des Reiches, noch die Tibetaner, welche den innern Frieden des chinesischen Reiches stören. Es ist das christlich germanische Europa, namentlich England, welches China beunruhigt. Es handelt sich darum, die chinesische Regierung zu zwingen, ihren Unterthanen den Ankauf des Opiums und der Waaren Europas und seiner Colonien zu gestatten; eine Zumuthung, welche die chinesische Regierung natürlich zurückgewiesen hat. Es sind bereits Ströme chinesischen Blutes vergossen worden, das Glück von tausend fleißigen chinesischen Familien ist bereits zerstört, namhaftes Eigenthum ist vernichtet worden, und der Krieg dauert noch heute in einer Weise fort, der an die spanischen Conquistadoren in Amerika und die persischen Einfälle in Aegypten erinnert. Die Darstellung dieser Begebenheiten gehört jedoch zur Zeit noch nicht auf diese Blätter, deren Zweck es war, den Culturzustand eines großen, wesentlichen Theiles der Menschheit zu schildern, der in eigenthümlicher Abgeschlossenheit sich auf der Grundlage jener einfachen Moral entwickelt hat, die wir bereits in ihren Anfängen auf den Urzuständen der activen Rasse Arabiens und Kaukasiens gefunden haben.

Japan.

Im Nordosten von China ist das Inselreich Japan gelegen, das nicht minder abgeschlossen ist, als das chinesische Reich, von der Natur aber durch das stürmische Meer und meist steil abstürzende, felsige Küsten noch mehr gegen fremden Angriff geschützt wird. Man berechnet den Flächeninhalt auf 8600 Quadratmeilen und die Einwohnerzahl auf etwa 15 Millionen Menschen. Das Land ist gebirgig, das Clima durch die See gemildert.

Die Japaner gehören demselben Stamm an, wie die Chinesen; in der Gesichtsbildung haben sie viel Aehnlichkeit mit denselben, namentlich was die vorstehenden Wangenknochen und die Schwärze der Haare und Augen betrifft. Im Allgemeinen sind die Japaner von Gestalt kleiner und zierlicher gebaut als die Chinesen, übrigens aber von kräftiger, gesunder Constitution*), wozu das Clima und die Mäßigkeit der sehr zahlreichen Nation wesentlich beiträgt.

Auch in Bezug auf die geistigen Anlagen, auf Charakter und Gesinnung scheint eine große Aehnlichkeit zwischen den Japanern und Chinesen zu bestehen. Die wenigen Europäer, Kämpfer, Thunberg, Krusenstern, Golownin und Siebold, welchen eine nähere Ansicht des Landes und ein längerer Aufenthalt daselbst gestattet war, bemerkten als allgemeinen Grundzug im Betragen des Volkes eine große Besonnenheit und Mäßigung, die jedoch keineswegs eine lebhafte, heitere Gutmüthigkeit unterdrückt, welche sich im Gegentheil bei allen Gelegenheiten kund giebt. Als Golownin und seine Geführten unter strenger Aufsicht und hart geknebelt durch's Land geführt wurden, bemühte man sich stets, ihre traurige Lage zu erleichtern, und Jedermann war mild und freundlich mit ihnen. Golownin nennt die Japaner scharfsinnig und verständig, ehrlich und mitleidsvoll, sparsam und ordnungsliebend, und versichert, daß auch in Japan viel Aufklärung und Bildung herrsche**). Gleich den Chinesen, ihren Stammverwandten, sind sie den Freuden der Liebe sehr ergeben.

---

*) S. Golownin's Begebenheiten in der Gefangenschaft bei den Japanern, aus dem Russischen von C. J. Schultz. Leipz. 1818. 8. Th. I. S. 232. II. 191. Vergl. damit die Abbildungen von Japanern, welche D. Titesius nach der Natur zeichnete, in Krusensterns Atlas, und die von Siebold in seinem Prachtwerke Nippon.

**) Golownin II. 16. ff.

Die Japaner sind immer fröhlich gestimmt; unsere Bekannte, sagt Golownin, sah ich niemals betrübt. Sie lieben unterhaltende Gespräche und scherzen oft; bei den Arbeiten wird immer gesungen, und ist die Arbeit der Art, daß sie nach dem Tacte eines Liedes gehen kann, z. B. das Rudern und Heben schwerer Lasten, so singt Alles.

Die Japaner essen im Vergleich mit den Europäern sehr wenig. Die Hauptspeisen sind Reis, Fische, Kräuter, Wurzeln, Früchte, Schwämme, Muscheln aller Art, Erbsen und Bohnen. Das Fleisch der Schweine, Hirsche, Bären und Hasen essen nur einige Secten, Vögel sind theuer. Das gemeine Volk lebt sehr einfach, und der Japaner begnügt sich für den ganzen Tag mit einer Hand voll Reis und einem Stück Fisch, das man auf einmal in den Mund stecken kann; hierzu ißt er irgend ein Kraut oder eine Wurzel, denn kein Gewächs bleibt bei ihnen unbenutzt, oder er sucht Muscheln und bereitet aus dem Gehalt derselben ein wohlschmeckendes und nährendes Mehl. Jene leckeren und überreichen Gastmähler, wie wir sie in China fanden, sollen in Japan gar nicht gewöhnlich seyn*). So fand denn auch in der Lebensweise der gefangenen Russen nur wenig Abwechselung Statt. Man reichte ihnen gewöhnlich Reisbrei statt des Brodes, zwei Stücken gesalzenen Rettigs statt des Salzes, Rettigbrühe, wilde Gewächse, Nudeln und ein Stück gebratenen oder gekochten Fisches. Man setzte ihnen zuweilen eine Pilzsuppe und ein hartgekochtes Ei vor. Die Mahlzeit fand früh, Mittags und Abends Statt. Suppen aus Fischen und Brühen aus Muscheln kamen öfter vor. Für die beste Speise halten die Japaner das Fleisch der Wallfische und Seelöwen. Fische und Eier sind sehr beliebt**). Berühmt ist die japanische Soja, jene picante Sauce, die auch bis Europa gebracht wird.

Wie in China, ist auch in Japan der Thee das üblichste Getränk; aus Reis fertigt man ebenfalls eine Art Branntwein, der sehr beliebt ist. Die Japaner trinken gern starke Getränke, doch gilt es für Schande, am Tage betrunken zu seyn, und erst am Schlusse aller Arbeiten und Geschäfte, und zwar im geselligen Kreise, überläßt man sich dem Genusse berauschender Getränke***). Tabak raucht man zu einer Tasse Thee den ganzen Tag aus kleinen Pfeifchen. Den Kampher benutzt man, um Wohlgerüche herzustellen, die allgemein beliebt sind†).

Die große Aehnlichkeit der Japaner mit den Chinesen spricht sich auch in der Kleidung aus, nur daß sie bei erstern weniger

*) Golownin II. 80.
**) Golownin I. 97. 188. II. 89. 94. 112.
***) Golownin II. 21. I. 157.
†) Golownin II. 93. 108. Siebold Nippon I.

ausgebildet und mannichfaltig ist. Alle Japaner tragen Kleider von einerlei Schnitt, ohne Unterschied des Standes. Nur für den Besuch bei Hofe und im Kriege trägt man ein anderes Kleid und Handschuh. Die Frauenkleider sind etwas länger als die der Männer, die ebenfalls keine Beinkleider tragen. Die Unter- wie die Oberkleider haben sämmtlich einerlei Schnitt, sie gleichen nämlich unsern Schlafröcken mit etwas kurzen, aber sehr weiten Aermeln. Nur ganz arme Leute tragen Kleider aus Hanf, sonst trägt Jedermann seidene Kleider, die, je wohlhabender ihr Inhaber ist, um so kostbarer sind. Man trägt oft 5 bis 6 solcher Kleider der Kälte wegen oder aus Eitelkeit übereinander, und hält sie durch einen Gürtel am Leibe zusammen. Der Hals bleibt blos. Die Schuhe sind, wie in China, von Stroh. Eigenthümlich ist der Kopfputz der Japaner. Die Männer scheeren Kopf und Bart, lassen aber an der Seite und im Nacken langes Haar stehen, das sie auf dem Scheitel mit einer weißen Schnur zusammenbinden, so daß es fest am Kopfe anliegt. Die Stutzer geben dem Haar durch eine besondere Pomade die Form eines lackirten viereckigen Bretchens, das oben und zu beiden Seiten kleine Aushöhlungen hat. Frauen tragen die Fülle ihres pechschwarzen Haares, binden dasselbe auf und verzieren es mit allerlei Blumen und Flitterstaat. Hüte trägt man nur bei Regen oder großer Hitze; der Kopf derselben ist klein, aber der Rand sehr breit, so daß der Hut mit einer Schnur unter dem Kinn befestigt werden muß. Sonnen- und Regenschirme gehören, so wie der Fächer, zur vollständigen Toilette*), zu deren Prüfung man sich metallener Spiegel bedient, welche die Stelle der gläsernen vollkommen ersetzen.

Die Bauart der japanischen Wohnungen gleicht der chinesischen, nur daß sie noch leichter ausgeführt sind. Von Stein ist nur das Fundament; die Innenwände sind beweglich und bestehen meist aus Rahmen, die mit Papier überspannt sind. Oefen und Camine kennt man gar nicht. Der Fußboden ist mit Matten bedeckt. Die Wände mit Tapeten, Seide oder Tuch, bestehen aber auch oft aus schön geschnitztem, bemaltem und vergoldetem Getäfel. Möbeln führt man nicht. Als Zimmerzier dienen Porzellan, Waffen, geschnitzte Holzwurzeln, Kästchen u. s. w. Alles wird außerordentlich sauber gehalten. Nach der Straße zu ist nur die Eingangsthür und die unverzierte Wand sichtbar. An die Höfe schließen sich meist schöne Gärten**).

Die Schlafstätten bestehen aus großen baumwollenen oder seidenen Decken, die oft 2 Finger dick sind und auf die Strohmatten

*) S. das Einzelne bei Golownin II. 23—30. u. 79. und die Abbild. bei Siebold.

**) Golownin II. 71.

am Boden ausgebreitet werden; der Kopf ruht auf einem mannichfach geschnitzten Holze, bei Vornehmeren auf sauberen Holzkästchen von 4 Zoll Höhe, 6—8 Zoll Länge und 2—3 Zoll Breite, das oben gepolstert ist und im Innern allerlei Toilettengegenstände, wie Scheeren, Rasirmesser, Pomade, Zahnbürsten u. s. w. enthält*).

Die Stelle der Oefen vertreten Feuerbecken oder auch Heerde. Zur Beleuchtung hat man, wie in China, verschiedenartige Laternen; wie in China, darf auch in Japan Niemand des Nachts ohne Laterne ausgehen. (Golownin I. 275. 319.)

Die Wagen von Japan gleichen den altmodischen europäischen Kutschen, wie sie denn im 17. Jahrh. von den Holländern dort erst eingeführt seyn sollen. Sie werden meist mit Ochsen bespannt. Für gewöhnlich werden Menschen und Sachen auf den Schultern von Lastträgern fortgeschafft. Die Sänften sind oft sehr prachtvoll. Anständige Reiter lassen das Pferd von einem Diener am Zügel führen**), die aus hellblauen oder andersfarbigen Seidenbändern oder Gürteln bestehen. Das gesammte Pferdezeug, Satteldecken u. s. w. ist überaus prachtvoll, in der Anordnung aber auch dem chinesischen ähnlich. In der Schifffahrt sind die Japaner auf demselben Standpunct, wie ihre westlichen Nachbarn, da sie, gleich jenen, außer Landes keinen Verkehr haben und sich immer nur an der Seeküste halten.

Der Gewerbfleiß der Japaner ist nicht minder ausgebreitet und mannichfaltig in seinen Erzeugnissen, als der chinesische; auch sie benutzen sorgsam Alles, was die Natur darbietet, und verwenden dasselbe zu ihrem Nutzen.

Da die Gebürge und Wälder des Landes verschiedenes Wild darbieten, fehlt es nicht an Veranlassung zur Jagd auf Bären, Hirsche, Rehe, Eber, Hasen, Leoparden, Wölfe, Füchse, so wie auf allerlei Vögel, wie Adler, Falken u. s. w.***). Die Falkenjagd ist beliebt und bekannt. Wie in China, ist auch in Japan die Jagd durch Religion geboten, und namentlich hat der weltliche Kaiser die Verpflichtung, dem Geistlichen am Neujahrstage einen von ihm selbst mit dem Falken gefangenen weißen Kranich mit schwarzem Kopf zum Geschenke zu machen. (Golownin II. 46.)

Der Fischfang ist an allen Küsten ergiebig und, da die Japaner alle Fische und übrigen Seethiere, selbst todte und gestrandete, essen, sehr geübt. Pferde werden gezogen, doch sind sie meist von kleinem Wuchs; man beschlägt sie nie, sondern versteht, wenn es

*) Es ist dieß also die höchste Ausbildung des Kopfschemels, den wir bei den Negern, in der Südsee, in Aegypten u. s. w. auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung antrafen. Golownin I. 95.

**) Golownin II. 81.

***) S. Golownin II. 115. über die Thierwelt Japans haben wir die zu Siebolds Nippon gehörende Fauna Japonica.

glatt ist, ihre Hufe mit Lederschuhen, die mit großen Nägeln beschlagen sind. Die Rinder sind ebenfalls klein. Schweine, Hunde und Katzen, Hühner und Enten sind die Hausthiere. Die Seidenzucht ist sehr bedeutend.

In der Landwirthschaft sind die Japaner Meister, sie benutzen die seltsamsten Dinge, z. B. Heringsgräten zum Dünger. Man baut Reis, Melonen, Kürbisse, Rettige, Senf, Obst aller Arten, Hanf, Baumwolle, Thee, Tabak u. s. w.

Der Bergbau von Japan ist namentlich auf Kupfer und Eisen gerichtet, die in großer Menge für den Bau der Häuser benutzt werden; man gewinnt außerdem auch die übrigen Metalle, namentlich Gold, Silber, Zinn, Blei und Queckſilber*). Aus Kupfer fertigt man Bleche zum Beschlagen der Dächer und Schiffe, der Feuerheerde, Kessel, Küchengeschirr, Tabakpfeifen. Berühmt sind die stählernen Klingen der Japaner, die alle übrigen in der Welt an Güte übertreffen. Aus Stahl macht man ferner Spiegel. Gold und Silber werden zum Schmuck der Personen, Geräthe und Häuser viel verbraucht.

Marmorarten und Edelsteine werden gesucht und gebraucht. Das Salz gewinnt man aus Lagern im Innern des Landes, und überall an der Küste aus Seewasser, das man in großen Bassins abdampfen läßt.

Kleiderstoffe fertigt man aus Seide, Baumwolle und Hanf, die man durch Färben, Sticken, Wattiren u. s. w. auf das mannichfaltigste zubereitet. Die Watte ersetzt zum großen Theil das Pelzwerk. Sehr mannichfaltig sind die Flechtwerke aus verschiedenen Pflanzenstoffen, die man zu Schuhen, Taschen, Seilen und dergl. verwendet.

Das Familienleben der Japaner ist wie das der Chinesen auf die Ehe begründet. Der Mann nimmt nur eine Frau, hat aber das Recht, sich mehrere Nebenfrauen zu halten, dessen er sich im vollsten Maaße bedient. Die Ehe wird durch religiöse Ceremonien in den Tempeln geweihet; für die Braut wird den Eltern derselben ein Preis gezahlt. Die Scheidung hängt vom Willen des Mannes ab. Die Zähne der Braut werden für alle Zeiten schwarz gefärbt. Vornehme Frauen kommen, wie in China, nur selten auf die Straße, und leben meist im Innern der Häuser; nur die der geringeren Classe nehmen an dem Verkehr auf den Straßen Theil. Die Ehegesetze scheinen im Wesentlichen mit den chinesischen übereinzustimmen**).

Die Kinder werden, wie in China, schon in früher Jugend im Lesen, Schreiben, der Vaterlandskunde, Religion, Sittenlehre und

*) Golownin II. 90. ff. Journal asiatique S. II. T. XI. p. 4.
**) S. o. C. G. VI. S. 103. u. Golownin II. 64. 65. ff.

allem Wissenswürdigen unterrichtet. Später erlernen die Jünglinge das Kriegswesen. Von Jugend auf werden die Kinder zu Geduld, Bescheidenheit und Höflichkeit angehalten. Schon Kämpfer*) hat es nachgewiesen, daß auch in Japan die Lehre des Confucius und seine Grundsätze bereits frühzeitig Eingang gefunden haben. Einer seiner Schüler, Moos, kam nach Japan, und verbreitete die Lebensvorschriften seines weisen Lehrers. Golownin wie Thunberg rühmen die Höflichkeit, das Wohlwollen, die Ehrlichkeit und Biederkeit, die Güte und Sanftmuth, die unter den Japanern allgemein sich ausspricht. Man hört die Japaner niemals laut zanken und streiten, oder ihre, wenn auch noch so wohlbegründeten Behauptungen absprechend vortragen. Einwürfe machen sie nie geradezu, ebensowenig als sie harten Tadel aussprechen**).

In Japan ist viel Bildung unter dem Volke verbreitet, und Golownin (II. 24.) nennt das japanische das aufgeklärteste Volk unter der Sonne. Jeder Japaner kann lesen und schreiben, und kennt die Gesetze seines Vaterlandes, deren wichtigste auf großen Tafeln in Städten und Dörfern auf offenen Plätzen und andern bemerkbaren Orten aufgestellt sind. Golownin (I. 274.) sah die gemeinen Soldaten auf der Wache lesen. Wie in China, so liebt die geringere Classe auch in Japan das Spiel; sie haben Karten und ein Damenspiel, das 400 Steine hat. Theater giebt es überall im Lande. Im Monat August findet ein großes Kinderfest Statt, wobei alle Knaben des Ortes, deren Eltern ihnen eine anständige Kleidung zu geben im Stande sind, im Hofraume des Regierungsgebäudes sich versammeln und mit Gesang, Tanz, Turn- und Fechtübungen sich belustigen. Das Neujahr wird in Japan eben so festlich als in China begangen.

Die Leichenfeierlichkeiten werden mit großer Wichtigkeit behandelt, und man hat eigene Bücher darüber†), die eine große Uebereinstimmung mit den chinesischen Gebräuchen andeuten. Bemerkenswerth ist, daß sie die Leichen nicht in ihrer natürlichen, langgestreckten Gestalt bestatten, sondern dieselben in einen 3 Fuß hohen, 2½ Fuß tiefen und 2 Fuß breiten Kasten zusammendrücken, was sie mit Hülfe des Dosia-Pulvers bewerkstelligen††).

Die Staatsverwaltung und Staatsverfassung, so wie das öffentliche Leben des japanischen Reiches erinnert sehr an

*) Kämpfer Gesch. v. Japan, deutsch von Dohm. Th. I. S. 305.
**) Thunbergs Reise II. 155. Golownin II. 68.
***) Golownin II. 68. Thunbergs Reise II. 157.
†) S. Beschr u. Abbild. derf. in Titsingh Illustrations of Japan, transl. from the french by Shoberl. Lond. 1822. 4. S. 237. Dazu Siebold Nippon.
††) Account of the Dosia-powder and of Kobon-Days, its inventor bei Thitsing a. a. O. S. 283. ff.

die früheren Zustände des chinesischen. Freiheit, sagt Thunberg (II. 157.), ist das Leben der Japaner; keine solche, die in Ungebundenheit, Muthwillen und Eigengewalt übergeht, sondern die durch die Gesetze auf die gehörige Art eingeschränkt ist. Die Freiheit und Rechte, nicht nur der Vornehmern, sondern auch der Niedern, werden durch die Gesetze geschützt, und die außerordentliche Strenge und unfehlbare Ausübung der Gesetze hält jeden in den gebührenden Schranken. Es herrscht also auch in Japan Sitte und Gesetz und die Staatsregierung ist nur der Wächter desselben. Wie in China, sucht sie auch in Japan jedes fremde, sich eindrängende Element fern zu halten, und nur den Holländern und den Chinesen ist, jedoch unter sehr erschwerenden Umständen gestattet, in Japan sich aufzuhalten. Reisen in's Ausland sind verboten*).

An der Spitze des ganzen Staates steht der Kaiser Kubo, dessen Würde auf seinen ältesten männlichen Nachkommen erbt. Neben ihm treffen wir den Kin-Rey oder Dairi, den man als den geistlichen Kaiser bezeichnet und mit dem Papst im ehemaligen römischen Reiche deutscher Nation verglichen hat, der jedoch nicht gewählt wird, wie dieser, sondern dessen Würde, selbst in weiblicher Nachkommenschaft erblich ist. Der Dairi zieht seine Einkünfte aus dem Fürstenthume Kioto, das er wie ein unabhängiger Herr beherrscht. Er hat aber kein eigenes Kriegsheer. Dagegen hält er stets einige Personen am Hofe des weltlichen Kaisers, die auf dessen Lebenswandel und Betragen aufmerksam seyn und ihm Bericht darüber erstatten müssen. Auch muß der Kaiser zum Neujahr dem Dairi beglückwünschen und ihm Geschenke, namentlich Wildbret persönlich, oder im Falle einer Krankheit durch seinen Thronerben überreichen. Der Dairi ist das Haupt einer Religion, zu der sich jedoch nur ein Theil der Nation bekennt, hat aber die Aufsicht über alle Lehrer und ist der Pfleger der gesammten Wissenschaften und jeglichen religiösen Cultus. Der Dairi war aber in früher Zeit, und zwar seit dem 7. Jahrh. vor Chr. Geb. der Alleinherrscher im japanischen Reiche, d. h. weltliche und geistliche Macht war in ihm vereinigt. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts aber erhob sich einer der Fürsten, Namens Kumbo, brachte durch Waffengewalt die Herrschaft an seine Familie, und überließ dem Dairi gewissermaßen nur das Departement des Cultus und den Schein der Mitherrschaft. Wir dürfen also wohl den Dairi mit dem Oberpriester des alten Aegyptens vergleichen. Die Dairi aber stammen von den alten Herrschern ab, welche dem Lande die Civilisation brachten, wie wir später sehen werden.

*) S. Thunberg II. 157., besonders aber Krusensterns Bericht über die Aufnahme, welche die russische Gesandtschaft in Japan fand, im 1. Theile seiner Reise.

Das jetzige Staatsoberhaupt, der Kumbo, hat bestimmte Ländereien, aus denen er die Staatsbedürfnisse und zunächst die seiner Hofhaltung bestreitet. Diese werden von Statthaltern, Obunjo, verwaltet und theils von kaiserlichen Truppen beschützt.

Unter dem Kaiser stehen mehr als zweihundert Fürsten, Damjos, welche in ihren größeren oder kleineren Erbländern selbständig regieren; sie haben das Recht, Verordnungen zu erlassen, die jedoch mit dem allgemein anerkannten Gesetz nicht in Widerspruch stehen dürfen. Die Damjos halten Soldaten, der eine derselben, der von Sindai, ein Heer von 60,000 Mann, über welche der Kaiser zu verfügen das Recht hat. Diese Truppen müssen, gemeinsam mit denen des Kaisers, die demselben gehörigen Distriete besetzen.

Aus diesen Damjos erwählt sich der Kaiser seinen hohen Staatsrath, der in gewöhnlichen Fällen ohne Weiteres Entscheidung giebt. In ungewöhnlichen Dingen, selbst wenn sie an sich bedeutend, muß der Kaiser befragt werden, der jedoch auch seinerseits in keinem wichtigen Falle ohne Zuziehung der Damjos Etwas verfügen kann. Die Damjos, welche Mitglieder des Staatsrathes, Gorodschi sind, müssen sich je ein Jahr in der Residenz und ein anderes abwechselnd in ihren Besitzungen aufhalten. Ihre Gemahlinnen und Kinder müssen aber stets gewissermaßen zur Bürgschaft für das Betragen der Fürsten in der Hauptstadt wohnen.

Neben dem Staatsrath besteht noch ein hoher Gerichtshof von fünfzehn Fürsten und Edelleuten, denen wichtige Proceßsachen zur vorläufigen Begutachtung übergeben werden, ehe sie vor den hohen Staatsrath gelangen.

Dem Kaiser zunächst stehen die Hofbeamten, Ohoba-Kaschra, mit denen er sein Vertrauen theilt, und die nicht ohne Einfluß auf seine Entschließungen bleiben.

Für die eigentlichen Geschäfte bestehen sieben Ministerien:

1) Das Finanz-Ministerium, für die Einnahme der Staatsabgaben, die wie in China größtentheils in einem Zehnten der Erzeugnisse der Landwirthschaft und der Gewerbe bestehen, der in Natura abgetragen wird.

2) Das Handels-Ministerium, denn auch in Japan ist der Binnenverkehr sehr bedeutend und wird durch Straßen, Canäle, Häfen unterstützt.

3) Das Ministerium des Bauwesens, welches die Aufsicht über Tempel, Magazine, Waffenplätze und Festungen führt.

4) Das Polizei-Ministerium, das den zuverlässigsten Männern anvertraut wird und namentlich das Betragen der Fürsten und der Beamten stets im Auge haben muß.

5) Das Justiz-Ministerium.

6) Das Kriegs-Ministerium, welches die Gewehrfabriken, Zeughäuser und übrigen Kriegsvorräthe beaufsichtigt, dann aber auch die

von den Fürsten zu stellenden Truppenabtheilungen fortwährend in Ordnung hält.

7) Dem Cultus-Ministerium steht der Dairi vor.

Diese sieben Ministerien leiten nun die Angelegenheiten des Reiches, zunächst in den unmittelbaren, dem Kaiser botmäßigen Districten, die durch kaiserliche Beamte verwaltet werden, als auch in den fürstlichen Landestheilen, wo sie die Controle führen, daß nichts wider die allgemein anerkannten Grundsätze vorgenommen werde.

Die gesammte Bevölkerung des Reiches zerfällt in 8 Classen:

1) Die Damjo's oder regierenden Fürsten, deren Gerechtsame jedoch nicht bei allen dieselben sind, sondern sich auf die Bedingungen gründen, unter denen sie sich den weltlichen Kaisern angeschlossen haben. Einige derselben haben das Recht, auf Schabraken von Biberfell zu reiten, während andere sich des Pantherfells bedienen. Die Würde ist erblich, doch wird, wenn der älteste Sohn unfähig, derjenige jüngere von seinem Vater zum Nachfolger ernannt, der die meisten Talente zeigt; zuweilen adoptirt ein Fürst, wenn alle seine Söhne sich nicht zum Herrscheramt eignen, den jüngern Sohn eines andern, und läßt ihn erziehen. Daher sind die Damjos fast immer sehr verständige und für Staatsgeschäfte geeignete Männer.

2) Chadamodo, der Adel, bildet die zweite Classe, aus der alle Stellen im zweiten Rath, alle Staatsämter und Statthalterstellen besetzt werden. Wenn ein Krieg ausbricht, werden die Generale aus dem Fürstenstande und dem Adel gewählt. Jede adliche Familie hat ihre besondere Auszeichnung und das Recht, ein Ehrengefolge zu halten, das auf den ältesten Sohn übergeht. Ist dieser unfähig, so tritt ein jüngerer, oder ein vom Vater adoptirter Fremder an die Stelle.

3) Geistlichkeit, Priester und Mönche sind in Japan zahlreich und in mehrere Grade geschieden. Golownin versichert, daß sie sich bestreben, auf Kosten Anderer müßig zu gehn und in Behagen zu leben.

4) Die Soldaten, deren Stand sehr geehrt ist und die sämmtlich von den niedern Classen Sama, Herr, genannt werden, große Bildung haben und in kostbaren seidenen Kleidern einhergehen, so daß Golowning anfangs die gemeinen Soldaten für Officiere ansah. Die Soldatenwürde ist erblich. Kein Soldat, sey er auch noch so alt und schwach, erhält seinen Abschied eher, als bis er einen Sohn für sich kann eintreten lassen. Hat ein Soldat mehrere Söhne, so steht es ihm frei, sie alle in den Dienst zu geben; hat er keine Söhne, so erwirbt er sich einen durch Adoption. Die Knaben werden mit dem fünfzehnten Jahre waffenfähig. Wie in China, versehen auch in Japan die Soldaten den Polizeidienst; daher sich in jedem Dorfe einige Soldaten befinden. Unter den Soldaten sollen Duelle öfter vorkommen. Wie in China, muß auch in Japan jeder

Civilbeamte den Kriegsdienst verstehen, und jeder Officier hat, um es in unserer Redeweise auszudrücken, studirt.

5) Der Kaufmannstand ist in Japan zahlreich, bemittelt, aber nicht geehrt. Der Kaufmann hat nicht das Recht, Waffen zu tragen. Reichgewordene Kaufleute bestreben sich durch ihr Geld ihre Söhne in die Beamtenstellen zu bringen, wie denn Golownin einen jungen Officier kennen lernte, welcher der Sohn eines Kaufmanns war.

6) Die Handwerker haben mit den Kaufleuten ziemlich gleiche Stellung, nur daß sie nicht so große Schätze erwerben wie jene.

7) Die Landbauern, Matrosen und Handarbeiter sind die letzte Classe der freien Japaner; in China fanden wir den Landbauer, der mit eigner Hand seinen mütterlichen Boden bearbeitet, hochgeehrt. In Japan hält sich Jeder, der eine Scholle Landes besitzt, der Soldat, der ein Gärtchen hat, arme Leute zur Bestellung desselben.

8) Die Sclaven stammen von den Gefangenen, die man in alter Zeit in China, Korea und andern Gegenden machte, und von Kindern, die von ihren Eltern aus Armuth verkauft wurden.

Wie in China, wird auch in Japan fortwährend eine sorgfältige Aufmerksamkeit auf alle Zweige des Staatswesens gewendet. Vor Allem sucht man die alten Gebräuche und Sitten aufrecht zu erhalten. Die Japaner selbst vergleichen ihre Gesetze mit einem ehernen Pfeiler, den weder Clima, Stürme, noch Zeit vernichten, ja nicht einmal erschüttern könne (Golownin II. 62.). Die Gesetze sind streng, allein in der Handhabung derselben wird jene Menschlichkeit und Milde geübt, welche wir als einen Grundzug der Lehren des Confucius kennen lernten, und welche selbst Europäer, wie z. B. Golownin, erfahren haben und dankbar anerkennen. Die japanischen Gesetze bestrafen Fremde, die ohne Erlaubniß in's Land bringen, mit dem Tode. Golownin und seine Gefährten wurden durch einen dienstfeifrigen Beamten an's Land gelockt und gefangen. Anfangs behandelte man sie mit großer Härte; man sperrte sie ein, schnürte dann ihre Gliedmaßen so fest zusammen, daß sie sich kaum rühren konnten*). Allein man behandelte und pflegte sie nachher, als sie in Sicherheit gebracht waren, mit der größten Sorgfalt und wahrhaft brüderlicher Liebe. Sie wurden niemals vom Volke verhöhnt, Jedermann bezeigte ihnen Mitleid mit ihrem harten Geschick. Die Gesetze gebieten, so wie die chinesischen, die Folter für die Angeklagten, welche nicht gestehen wollen; allein es bestehen Verordnungen, welche den Richtern vorschreiben, die Angeklagten bloß durch Ermahnungen zum Geständniß zu bringen, oder durch List die Wahrheit zu ergründen. Gelingt ihnen weder das Eine noch das Andere,

*) S. bes. Golownin I. 75. 110. 327. II. 62. ff., vergl. Thaubergs Reise Th. II. Bd. 2. S. 18.

so müssen sie sich bemühen, Gründe aufzufinden, den Angeklagten zu rechtfertigen. Daher wird die Folter nur dann angewendet, wenn ein bereits überführter Verbrecher dennoch nicht bekennen will. Bei geringen Vergehen bemüht sich der Richter, die Schuld durch Gründe zu mildern. Streitsachen werden zuvörderst vor Vermittler gebracht, welche die streitenden Partheien selbst wählen; wir finden also das Institut der Friedensrichter. Erst wenn diese keine Vereinigung zu Stande bringen, kommt die Sache vor den Staat.

Im Ganzen, versichert Thunberg, wird in Japan das Gesetz nur sehr selten übertreten, die Gesetze sind allgemein gekannt und geehrt. Das Gerichtsverfahren ist sehr gewissenhaft. Todesstrafe, die schon darauf steht, wenn Jemand den Säbel gegen den Andern zieht, muß der oberste Gerichtshof bestätigen. Auch die Verbannung findet Statt; so wie die Verantwortlichkeit des Familienvaters und Straßenvorstehers für die in seinem Bezirke stattfindenden Verbrechen. Körperliche Züchtigung steht namentlich auf Verbrechen gegen das Eigenthum, und Golownin (I. 343.) führt Beispiele an.

Der Ehemann hat das Recht, den Verführer seiner Gattin, der Vater den seiner Tochter zu tödten, wie er denn auch Herr über das Leben seiner Kinder ist. Ehedem fand die Blutrache auch in Japan Statt, so lange die selbständigen Fürsten noch nicht zu einem vollkommenen Staatsverbande unter einem allgemein anerkannten Oberhaupte zusammengetreten waren (Golownin II. 23.). Noch jetzt herrscht der Gebrauch, daß Jemand, dessen Ehre beleidigt ist, ein Haarbüschel von seinem Haupte schneidet, es in ein Kästchen legt und sich sodann selbst den Bauch aufschlitzt, nachdem er seinen Gegner ermordet hat (Golownin I. 208. 214.).

Wie in China, ist das Gerichtsverfahren schriftlich, aber öffentlich; die Gerichtssäle, wo die Beamten arbeiten, sind anständig ausgestattet (Golownin I. 183.).

Die Handhabung der öffentlichen Sicherheit findet mit musterhafter Ordnung Statt, und es herrscht im ganzen Lande Ruhe, Sicherheit, Bequemlichkeit und Wohlstand. In jeder Stadt befinden sich vier Beamte, welche Thunberg (II. 2. 11.) Bürgermeister nennt, deren jeder ein Jahr lang den Vorsitz führt. Ueber jede Straße wacht ein Vorsteher, mit Hülfe mehrerer Staatsdiener. Er führt Listen über Geburten, Sterbefälle, Heirathen, Reisen, Rückkehr der Bewohner, die ihn wählen und besolden. Jede Straße hat, wie in China, ihre Thore. Die Feueranstalten sind musterhaft, die Feuerwächter und Löschgeräthe stehen stets in Bereitschaft. Die Straßen sind stets reinlich. Wirthshäuser und Herbergen finden sich überall, auch Häuser für öffentliche Dirnen.

Der öffentliche Verkehr ist überaus belebt und erstreckt sich über alle Theile des Landes, dessen insulorische Lage einer ich-

hafte Küstenschifffahrt begünstigt, die von Hafen zu Hafen Statt findet. Ueberall stehen an den Häfen, Canälen und Straßen Wachtposten; alle 2 bis 4 Meilen trifft man Posthäuser, wo stets Pferde und Träger bereit stehen, die für Geld Menschen und Gepäck nach einer genau bestimmten Taxe, die sich nach der Beschwerlichkeit des Weges richtet, befördern. Wo sich Wege kreuzen oder anderweite Umstände es nöthig machen, sind Wegweiser angebracht. (Golownin I. 91. Thunberg II. 2. 12.)

Der Binnenhandel ist in Japan nicht minder bedeutend als in China und Tausende von Schiffen sind in steter Bewegung. Viele derselben sind über 100 Fuß lang und sehr breit. In jedem Hafen sind Lootsen vorhanden, welche die Fahrzeuge hinaus- und hineinleiten. An gefährlichen Stellen der Küste unterhält man des Nachts Signalfeuer und auf den Höhen sind auch für die Tagschifffahrt bestimmte Zeichen aufgesteckt. Die Straßen sind zweckmäßig und die Brücken über die Flüsse vortrefflich, breit und dauerhaft gebaut.

In jedem Hafen befindet sich ein Zollhaus, dessen Beamte die Aufsicht über Ein- und Ausfuhr der Waaren haben, so wie ein Hafenmeister, der die Schiffe und die Lootsen beaufsichtigt. Die Regierung giebt eine eigene Handelszeitung heraus (Golownin II. 122.), worin sich Uebersichten der Waarenpreise finden; übrigens erscheint blattweise eine Erntezeitung, worin über Zustand, Wachsthum und Gedeihen der Getreidefelder von dem Tage der Aussaat bis zum Schnitte genaue Nachricht ertheilt wird.

Wechsel und Schuldscheine stehen gleichermaßen unter der Obhut der Regierung. Das Kupfergeld gleicht dem chinesischen, ist rund und mit einem viereckigen Loche in der Mitte zum Aufreihen; vier solcher Münzen, die Mon heißen, machen einen russischen Kopeken. Gold- und Silbermünze ist in länglichen Platten, fast wie die Tuschstücken ausgeprägt und Name, Werth, Jahr des Stückes und Name des Münzmeisters bemerkt.

Der Verkehr mit dem Ausland wird von der japanischen Regierung wo möglich in noch engere Gränzen gezwängt, als dieß in China der Fall ist; nur Chinesen und Holländer haben Zutritt, sind aber großen Beschränkungen unterworfen, indem sie ziemlich wie Gefangene gehalten werden*). Die Chinesen bringen: Reis, Porzellan, bearbeitetes und rohes Elfenbein, Nanking, Zucker, Ginsengwurzel, Droguen, Alaun, Fächer, Tabakpfeifen und nehmen dafür rohes Kupfer, Lack und Lackwaaren, Fische, getrocknete Muscheln, Seekohl und japanische Fabricate. Die Holländer bringen: Zucker, Gewürz, Elfenbein, Eisen, Arzneimittel, Salpeter, Alaun,

*) Golownin II. 27. 124. ff. Thunberg II. 2. 77. Dazu die Berichte von Kämpfer und Krusenstern.

Farben, Tuch, Glas, Uhren, Spiegel u. s. w. und bekommen: Kupfer, Lack, Reis, Porzellan, was sie zum Theil an die Malayen wieder absetzen.

Das Kriegswesen der Japaner hat im Ganzen viele Aehnlichkeit mit dem der Chinesen, nur daß wir hier zweierlei Soldaten, kaiserliche und fürstliche finden, deren Beschäftigung jedoch immer dieselbe ist, nämlich Aufrechthaltung der Gesetze und Verfassung gegen innere und äußere Angriffe. Die Stärke der Kriegsmacht ist nicht bekannt worden.

Den Kern des Heeres bildet das Fußvolk, das für gewöhnlich kurz und bequem gekleidet und uniformirt ist; das kaiserliche Fußvolk trägt schwarze Chauris, das der Fürsten die Farbe eines jeden derselben *). Die Bewaffnung besteht in Säbel und Dolch, Bogen und Pfeil, Spieß und Luntenflinten, je nach den verschiednen Abtheilungen. Zur Reiterei nimmt man die ansehnlichsten Leute. Sie führt auch Pistolen. Die Artillerie führt kupferne, dicke Kanonen von kleinem Caliber, ausgenommen die holländischen 18 und 24 Pfünder, die Belagerungsmaschinen und andere Kriegsmaschinen, wie die Kriegswagen, deren man sich in der Vorzeit bediente, sind wie die chinesischen.

Japan ist mit zahlreichen und wohlgebauten Festungen und Wachhäusern versehen, deren einige im Siebold'schen Werke in Abbildung mitgetheilt sind. Eine eigenthümliche Sitte ist es, bei der Ankunft von Fremden die Festungen mit einem großen Stücke Zeuch zu verhängen und ihnen so den Anblick derselben zu entziehen und sie über Lage und Stärke derselben in Ungewißheit zu versetzen- wie Golownin mehrfach beobachtete (z. B. I. 191. II. 172).

Die religiösen Formen**) des japanischen Reiches sind nicht minder mannichfaltig als die von China, und wie dort bekennen sich die auf dem Gipfel der nationellen Cultur stehenden Männer, die Gelehrten und höchsten Staatsbeamten zur Lehre des Confucius. Demnächst hat die Buddhalehre viele Anhänger und eine zahlreiche Geistlichkeit. Es giebt ferner die Religion der Sternenanbeter, deren oberste Gottheit die Sonne ist. Endlich ist noch die Religion der alten Nationalgottheiten, als die älteste vorhanden. Diese alten Gottheiten, die Kami sind die Kinder des höchsten Wesens, und erinnern an die von uns betrachteten Sagen der alten Peruaner, Azteken und Aegypter. Der geistliche Kaiser ist das Haupt dieser Religion, wie die Ynca in Amerika auch die Könige und Oberpriester der Nation waren. Neben den Kami, gewissermaßen,

*) Siehe Abb. der japan. Infanterie bei Siebold Nippon II. c. Taf. 15. u. 16. u. Taf. 21., wo die Waffenübungen, die an die der Deutschen des 16. Jahrh. erinnern.

**) Siehe Golownin II. 32. dazu Kämpfer und Thunberg, so wie Siebold's Nippon.

dem alten Götteradel, verehrt man Heilige, d. h. Gottheiten niedern Ranges und neuern Ursprunges, welche durch frommen Wandel und Verdienst und Eifer für die Religion sich diese Stelle erworben haben oder auch, wie die Eingebornen Golownin (II. 33.) versicherten, durch die Ränke der Geistlichkeit dahin gelangten. Reinheit des Körpers ist die erste Bedingung; nächstdem ist den Bekennern der Kami-Religion das Tödten und Verzehren der zur Arbeit gebrauchten Thiere, wie der Rinder, untersagt. Eine Secte untersagt den Genuß aller Landthiere und gestattet nur den der Seethiere.

Der geistliche Kaiser aber, der Vorsteher dieser Religion und der Oberaufseher aller übrigen, ist der Nachkomme der Familie Tenshio-Dai-Sin, deren Stifter Syn-Mu war, welcher ums J. 660 vor Chr. G. die japanische Monarchie gründete. Er führte eine neue Zeitrechnung ein, stellte die Verfassung des Landes fest und war der Gesetzgeber des Volkes. Diese Regierung herrschte bis zum Jahre 1142 n. Chr. G. unangefochten. Von da an erhob der Oberbefehlshaber des Heeres sein Haupt und es bildete sich eine weltliche Macht, die der Kirche Opposition machte. Die Fürsten nahmen Parthei und es entspannen sich innere Kriege, bis ein Bauernsohn, Taiko-Sama, ums J. 1585 sämmtliche Fürsten, alle im Aufstande begriffene Provinzen unter seiner Herrschaft vereinigte, den geistlichen Kaiser aller weltlichen Macht entkleidete und seine Wirksamkeit auf Gelehrsamkeit, Moral und Religion beschränkte. Der geistliche Kaiser oder Dairi ist für seine Person heilig und unverletzlich; sein Anblick ist jedem fremden Manne versagt, er bleibt stets in seinem Palast, umgeben von seinen Dienern, welche meist seiner Familie angehören, und seinen zwölf Frauen. Seine Residenz ist die Stadt Miako. Der weltliche Kaiser hält für ihn eine Garde, deren Führer für jede Unbequemlichkeit verantwortlich ist, die den geistlichen Kaiser belästigen könnte.

Am Hofe des Dairi beschäftigt man sich nur mit den Wissenschaften und er ist gewissermaßen das, was in China die Academie der Han-li ist.

Alle diese Religionen bestehen friedlich neben einander, da sie alle den geistlichen Kaiser als ihren Oberherrn und Pfleger erkennen und die vielfach gegliederte Geistlichkeit diesem vaterländischen Oberpriester gemeinsam untergeben ist. Die Lehre des Confucius aber wird von denen erfaßt, deren höherer Bildung jene Formen nicht genügend und belästigend sind.

Alle geistlichen Gebäude, Tempel, Statuen stehen unter der Obhut des Dairi, eben so die vielfachen Feste, unter denen ich nur das Sternen-, Laternenfest, die Feste der Wassergötter, das Fahnenfest erwähnen will, über welche Siebolds Abbildungen vorläufigen Aufschluß geben.

In Japan herrscht die größte Religionsfreiheit und es kann ein Jeder glauben was er will; daher kommt es, daß die verschiedenen Mitglieder einer und derselben Familie sich zu verschiedenen Glaubensformen bekennen. Als Golownin den Teske fragte, ob es in Japa erlaubt sey, über religiöse Gegenstände frei und öffentlich zu sprechen, so erhielt er zur Antwort: „Kein Gesetz verbietet es, allein es zieht sich derjenige den Haß der Geistlichkeit zu, welcher ihre thörigten Lehren verwirft oder sie bespöttelt. Ueberdem können sie Jeden verklagen, der durch seine Lehre die Menschen von dem Glauben, zu dem sie sich bekennen, abzuwenden sucht. Wird der Beklagte dessen überführt, so verurtheilt ihn die Regierung zu einer Gefängnißstrafe auf gewisse Zeit. Predigt aber Jemand die christliche oder sonst eine fremde Religion, so muß er eines martervollen Todes sterben." Jener Teske aber hielt alle Religion für eine Täuschung, die zum Wohle des Volkes nothwendig sey; er für seine Person aber bekannte sich zu dem Grundsatze, daß der Mensch sich und Andern Freude und Genuß verschaffen müsse, da es sehr zweifelhaft, daß nach dem Tode eine Fortsetzung des Lebens Statt finden werde. (Golownin II. 36. u. 41.)

Im Allgemeinen schildert Golownin die gewöhnlichen Japaner als sehr bigott und abergläubisch; sie glauben an Zauberei und erzählen sich gern Wundergeschichten. Von ihrem Aberglauben theilt er mehrfache Proben mit (II. 39.), deren Wiederholung uns zu weit führen würde. Unter den Thieren spielen Fuchs, Katze und Schlange eine bedeutende Rolle, und in Japan giebt es, wie im alten Aegypten, in China und Indien besondere Schlangenbeschwörer, die mit diesen Thieren allerlei Gaukeleien vornehmen, um Geld zu verdienen. (Golownin II. 118.)

Die Wissenschaften und die Literatur der Japaner haben in ihren Aeußerlichkeiten, wie in ihrem Wesen große Aehnlichkeit mit der der Chinesen, obschon die Sprache der Nation ganz verschieden von der chinesischen Schriftsprache ist*), welche gewissermaßen die gelehrte Sprache von Japan ist.

Im Volke ist Lesen und Schreiben und Freude am Wissen sehr verbreitet, wie namentlich Golownin mehrfach zu beobachten Gelegenheit fand. Die Beamten und Soldaten, denen er und seine Begleiter zur Bewachung übergeben war, baten immer, daß man ihre Fächer oder besondere Blätter Papier mit russischer Schrift verzieren möge. Die Japaner sind eifrige Sammler von Seltenheiten aller Art, und Golownin fand bei den Soldaten europäische Messer, Goldstücken und Knöpfe, so wie Muscheln und Steinchen,

*) Grammatiken der japan. Sprache lieferten P. Rodriguez, Oyanguren, wozu W. v. Humboldt Nachträge lieferte. Siehe auch Thunberg II. 1. 114., der eine Probe eines japan. Wörterbuches mittheilt.

die sie als Merkwürdigkeiten aufbewahrten und deren Besitz ihnen große Freude machte. (Golownin I. 137.)

Gleich den Chinesen haben auch die Japaner eine reiche encyclopädische Literatur, über welche ein Bericht von Abel Remusat vorliegt *).

Astronomie und Arithmetik nebst den mathematischen Wissenschaften beruhen meist auf chinesischen Ueberlieferungen, wie denn auch die Kalender theils nach den chinesischen, theils nach den holländischen gefertigt werden. Für die tägliche Zeitbestimmung haben sie eine Art Sanduhren, deren Einrichtung Golownin (I. 331.) beschreibt. Ihre Erdkunde ist, sofern sie nicht China und Japan betrifft, äußerst unvollständig, über ihr Vaterland aber besitzen sie die genauesten Kenntnisse und Charten und topographische Pläne; einen Plan von Yevo verdankt die Kön. Bibliothek zu Dresden der Güte des Herrn von Siebold.

Die Kenntniß des menschlichen Körpers wird bei ihnen nicht durch anatomische Arbeiten unterstützt. Die Moxa und Acupunctur, so wie das Frottiren und Ramassiren werden häufig angewendet; innerliche Mittel bezieht man viel aus China **).

Die historischen Wissenschaften sind sehr gepflegt. Vor mir liegt: Nipon o deri itsi ran ou annales des empereurs du Japon traduites par M. Isaac Titsingh, revu par M. J. Klaproth. Par. u. Lond. 1834., ein Werk, welches vom J. 660 vor Chr. Geb. bis zum Jahre 1818 reicht.

Die geistlichen Secten der Japaner haben eine Literatur, die der der Chinesen ähnlich ist, da sie aus gleicher Quelle stammt. Die Gesetze sind in zahlreichen Exemplaren vorhanden, eben so der Staatscalender in 4 Bänden.

Ueber die Dichtkunst der Japaner fehlt es zur Zeit noch an genaueren Nachrichten und Mittheilungen, doch scheint aus Thunbergs Bemerkungen hervorzugehen, daß auch hierin die Japaner den Chinesen ähnlich sind und vorzugsweise die lyrische und erzählende Dichtkunst pflegen.

Ein Gleiches ist es mit der japanischen Musik; in den Abbildungen des Siebold'schen Prachtwerkes treffen wir dieselben Instrumente wie bei den Chinesen; die Damen üben Musik und Gesang und erscheinen meist mit einem unserer Laute ähnlichen Instrumente. Die Musik bei öffentlichen Festen ist sehr rauschend und wird außer Saiteninstrumenten besonders durch Pfeifen, Trommeln, Becken, Glocken und Schellen hervorgebracht.

---

*) Siehe notices et extraits des mss. de la bibl. royale de Paris. Tom. XI. p. 123. ff.

**) Thunberg II. 2. 37. Kämpfer II. 423. Golownin I. 100. 185. Nachrichten über naturhistor. Schriften bei Thunberg II. 2. 45. u. in dem Büchercataleg von Titsinghs Illustrations of Japan.

Was die bildende Kunst betrifft, so trägt auch diese in Japan ganz das Gepräge der chinesischen; die Baukunst zeigt dasselbe Säulen- und Gitterwerk, dieselben Dachformen. Die Statuen in Bronze, Stein und Porzellan, so wie die Bronzegefäße sind wie die chinesischen; die Porzellangefäße scheinen jedoch einfacher in der Form und minder mannichfaltig in der Färbung, indem meist blau und roth als Hauptfarben vorherrschen, die durch reiche Vergoldung, seltner durch andere Farben, wie schwarz, grün und gelb gehoben werden. Die Verzierungen sind meist der Pflanzenwelt, seltner der Thierwelt und dann meist den verschiedenen Arten der Vögel entlehnt. Darstellungen von Scenen aus dem häuslichen und öffentlichen Leben kommen nur selten, und so weit meine Erfahrung reicht, nie in bunten Farben oder anders als in Umrissen auf den japanischen Gefäßen vor.

Und so erscheint uns denn Japan als ein Theil, ein Abkömmling des chinesischen Culturkreises, zu dem auch, wenn schon in minder ausgebildetem Grade, Cochinchina, Siam und Korea gehören, während die Ainos uns in die Urzustände desselben versetzen. Die altjapanische Sage aber schildert uns Zustände, wie wir sie bei den Polarvölkern überall getroffen.

Druck der Teubner'schen Officin in Dresden.

In meinem Verlage ſind ferner erſchienen:

Allgemeine
Culturgeſchichte der Menſchheit

von

Dr. Guſtav Klemm,
königl. Bibliothekar und Director der königl. Porzellan- und Gefäßſammlung zu Dresden.

Nach

den beſten Quellen bearbeitet und mit xylographiſchen Abbildungen der verſchiedenen Nationalphyſiognomien, Geräthe, Waffen, Trachten, Kunſtproducte u. ſ. w. verſehen.

Erſter Band:

Die Einleitung und die Urzuſtände der Menſchheit enthaltend. Mit 8 Tafeln Abbildungen.
gr. 8. 1843. br. Preis 2 Thlr.

Zweiter Band:

Die Jäger- und Fiſchervölker der paſſiven Menſchheit. Mit 31 Tafeln Abbildungen.
gr. 8. 1843. br. Preis 3 Thlr.

Dritter Band:

Die Hirtenvölker der paſſiven Menſchheit. Mit 7 Tafeln und verſchiedenen in den Text eingedruckten Abbildungen.
gr. 8. 1844. br. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Vierter Band:

Die Urzuſtände der Berg- und Wüſtenvölker der activen Menſchheit und deren Verbreitung über die Erde. Mit 7 Tafeln und verſchiedenen in den Text eingedruckten Abbildungen.
gr. 8. 1845. br. 2 Thlr. 15 Ngr.

Fünfter Band:

Die Staaten von Anahuac und das alte Aegypten. Mit 8 Tafeln Abbildungen.
gr. 8. br. 1846. Preis 2¾ Thlr.

Die

Völker des südlichen Russlands

in ihrer

geschichtlichen Entwickelung.

Eine
von dem Königl. Institut von Frankreich
gekrönte Preisschrift.

Von

Karl Friedrich Neumann,
Professor in München.

gr. 8. broch. Preis 1 Thlr.

Geſchichte
des

engliſch-chineſiſchen Krieges

von

Karl Friedrich Neumann,
Profeſſor in München.

gr. 8. Eleg. broſch. Preis 2 Thlr.

Der

Kampf der Franzoſen

in Algerien.

Eine hiſtoriſche Skizze,
nach den beſten vorhandenen Quellen entworfen
von

O. L. B. Wolff,
Profeſſor in Jena.

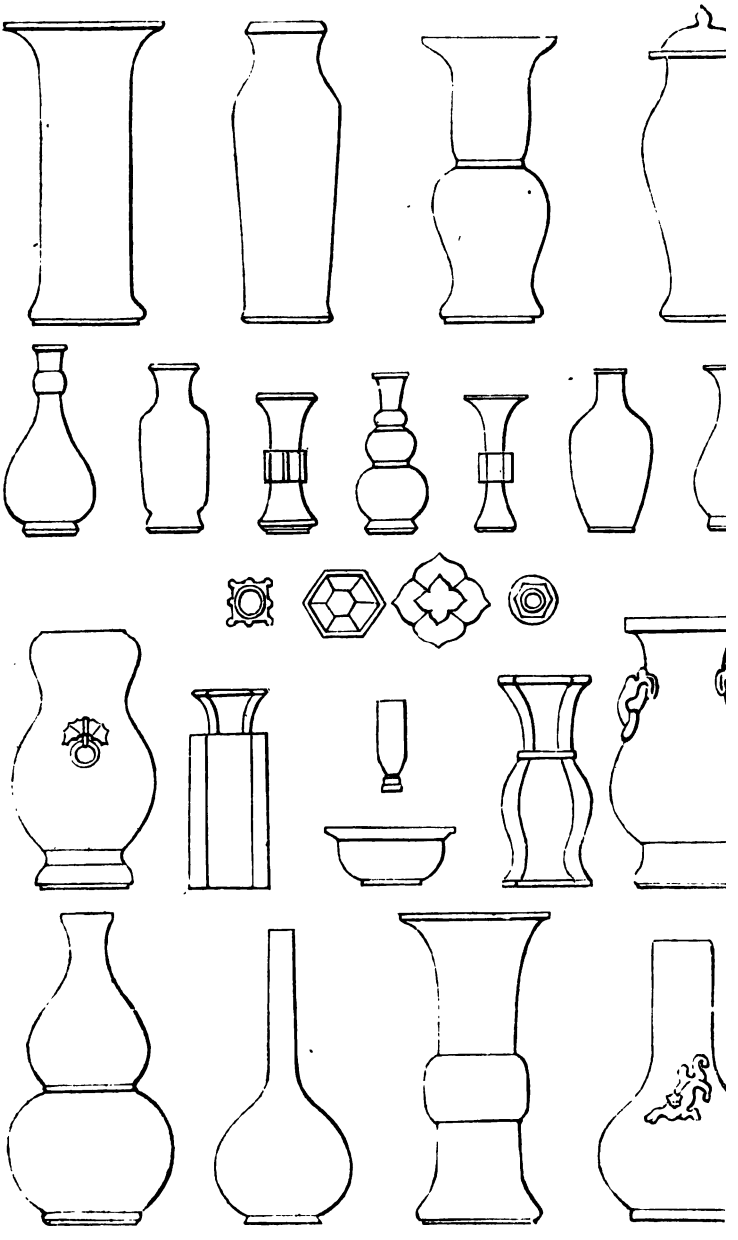
Zweite, bis auf die Gegenwart vermehrte Ausgabe.
Eleg. broſch. Preis 1 Thlr.

B. G. Teubner.

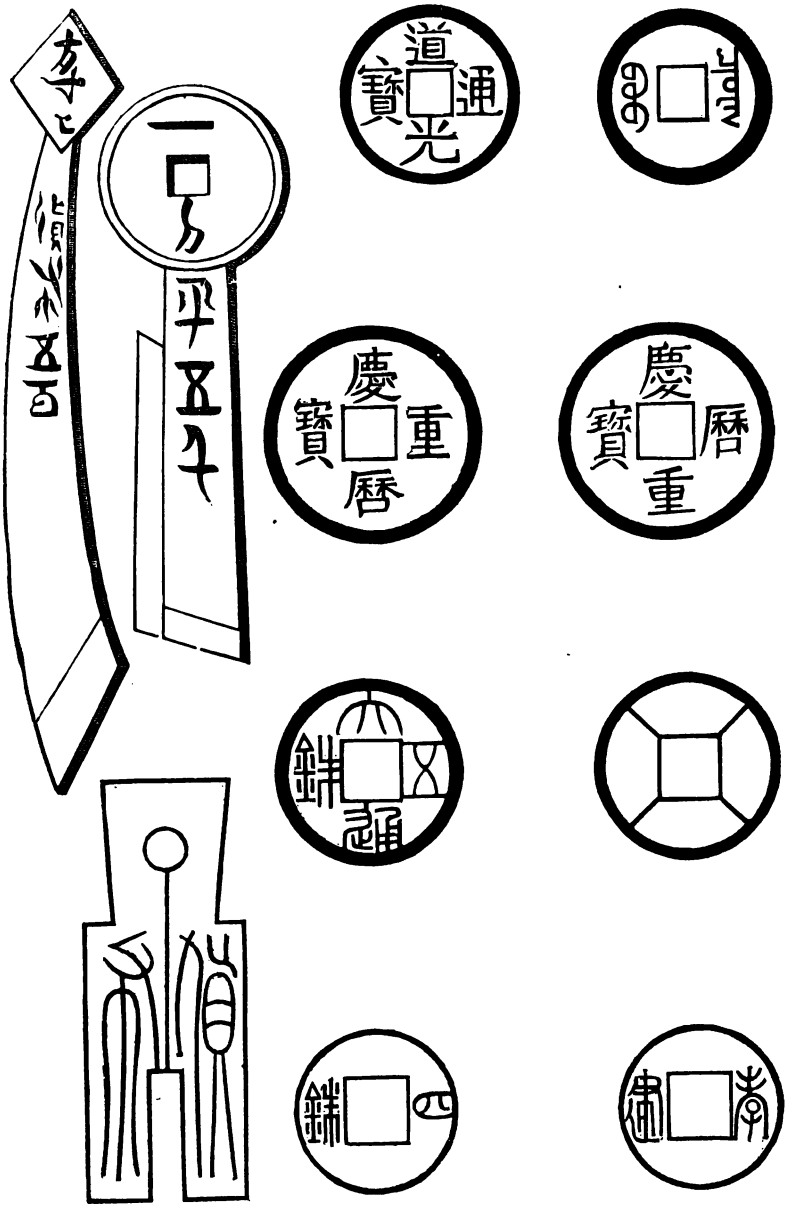
Tafel I.

Tafel III.

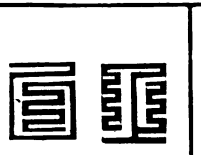
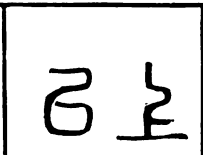
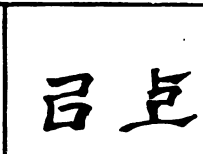
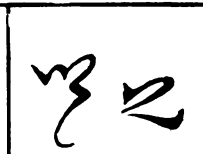
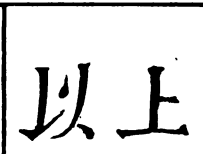
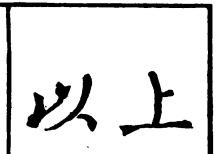
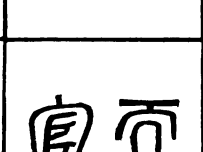
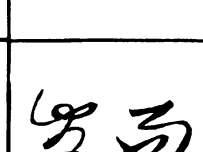
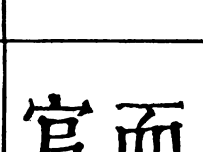
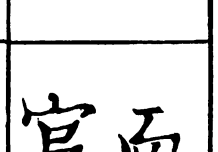
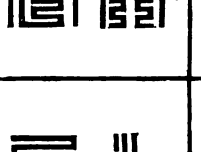
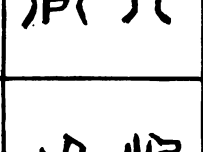
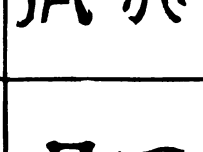
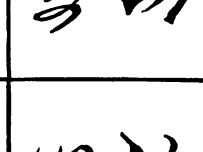
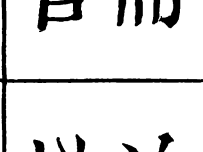
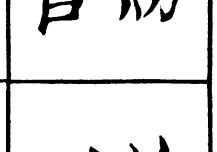
Tafel IV.



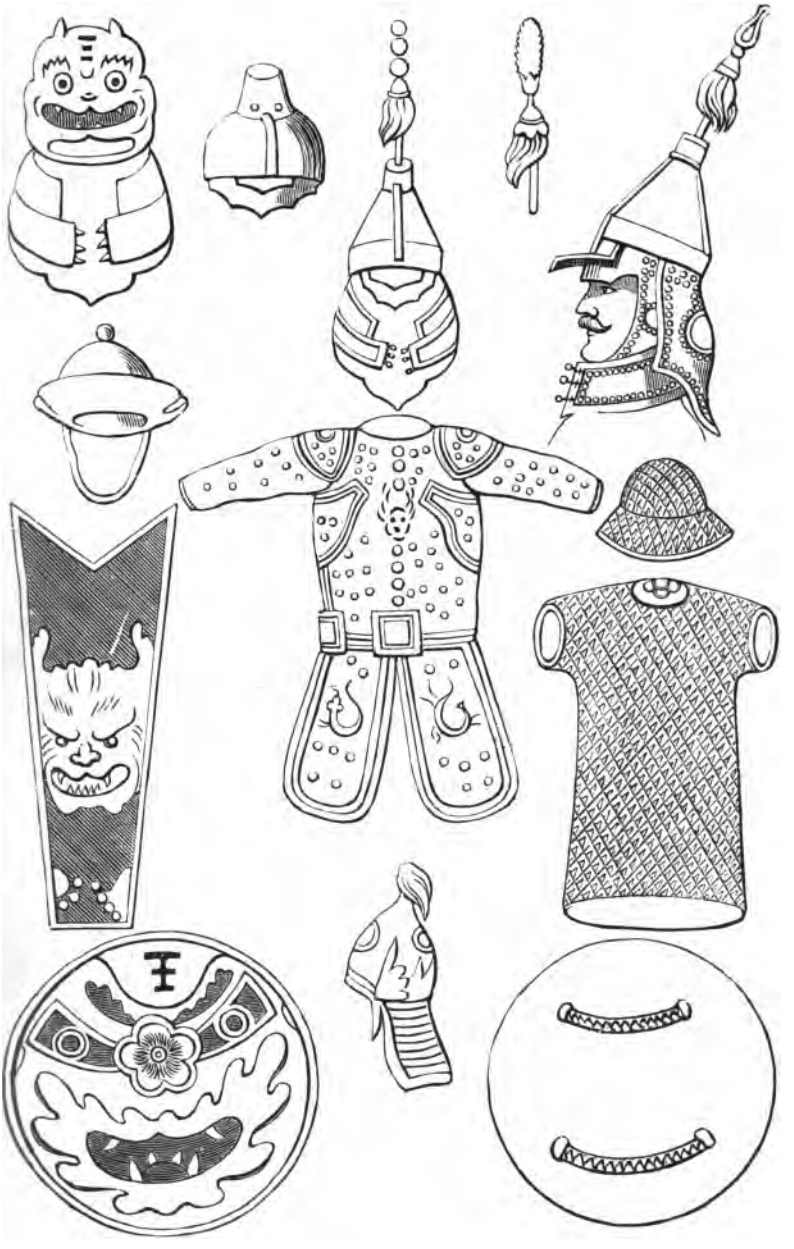
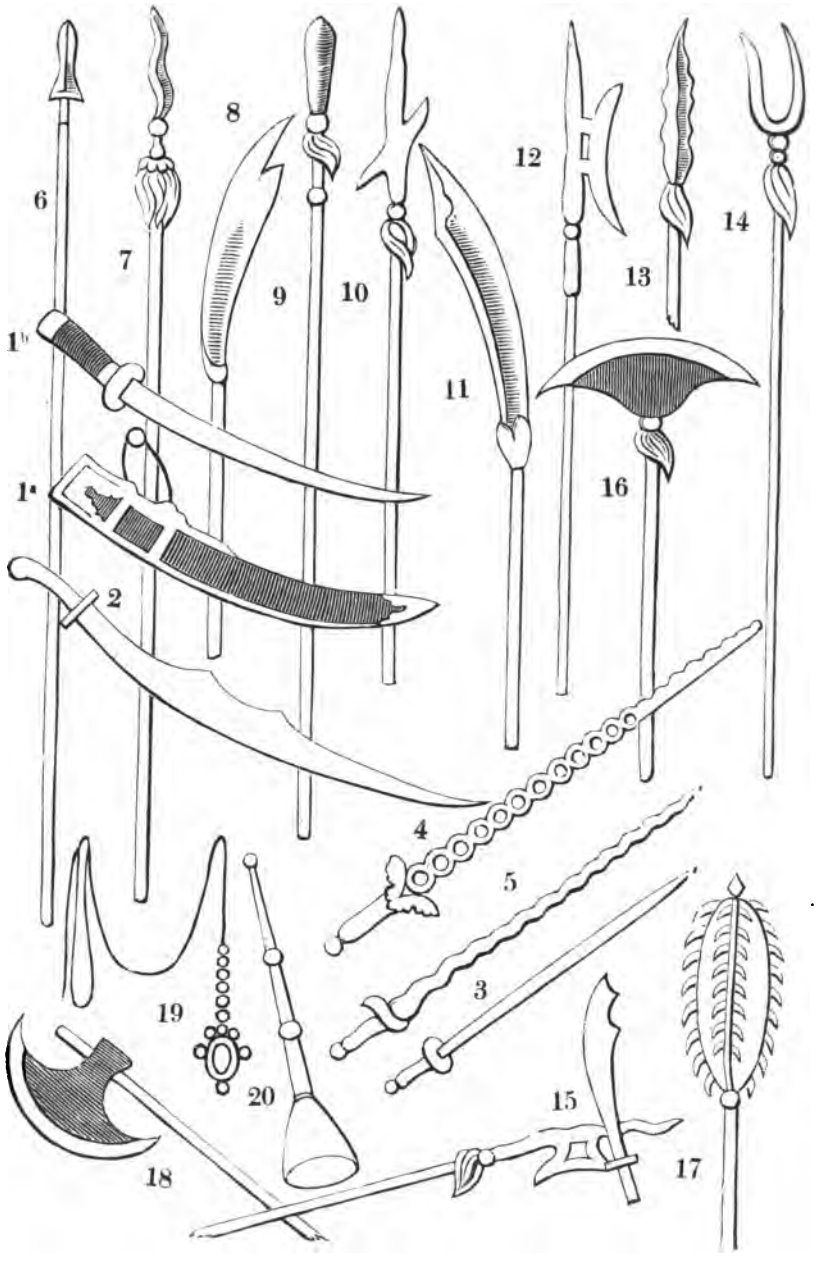
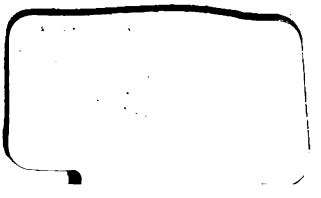
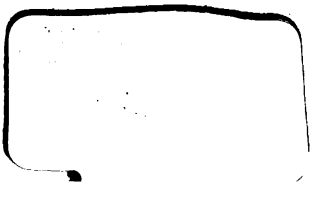
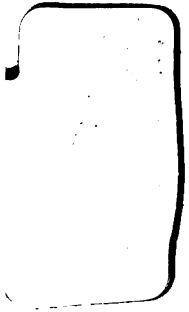
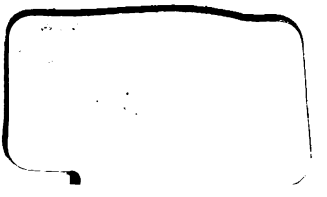
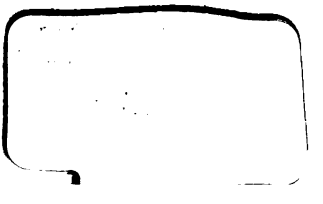
Tafel V.



Tafel VI.

Koteau	Tschuan	Li	Thsao	Kiai 1.	Kiai 2.
					
					
					

Tafel VII.



Tafel VIII.